H. g. num. Henne am Rhyn

107 taf

3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

7652

Allgemeine

Kulturgeschichte

von der Urzeit

bis auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Dritter Band.

Das Mittelalter.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1877.

Kulturgeschichte

des

Mittelalters.

Vom Auftreten der nordeuropäischen Völker

bis zum

Wiederaufleben der Wissenschaften.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

> Mag immerhin der Name, welcher die große Zeitkluft zwischen dem griechisch-römischen Altertum und der heutigen Gegenwart andeutet, schwanken, sein Gehalt bleibt fest und wahr, wenn er bezogen wird auf die beginnende Entwickelung der wälschen (romanischen) wie deutschen Germanen und der Slawen in Europa, der morgenländischen Geschlechter in Asien und Afrika, dort unter dem Geleite des Christentums, hier des islamitischen Glaubens.
>
> Kortüm.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Mit der Hinaussendung des vorliegenden Bandes in die lesende Welt deutscher Zunge ist ein lange gehegter Wunsch des Verfassers erfüllt und die Arbeit des wichtigsten Abschnittes seines Lebens vollendet. Es ist nämlich damit der Kreis des Werkes geschlossen, den er im Jahre 1870 mit dem ersten Bande seiner „Kulturgeschichte der neuern Zeit“ begonnen, freilich damals noch als Halbkreis blos und noch ohne Voraussicht einer völligen glücklichen Schließung desselben. Es hatte auch die von 1870 bis 1872 in drei Bänden erschienene „Kulturgeschichte der neuern Zeit“ eine andere Tendenz als die nunmehrige „Allgemeine Kulturgeschichte“, obschon der Plan einer Erweiterung des Werkes zur letztern bereits vor Beendigung der erstern gefaßt wurde. Die „Kulturgeschichte der neuern Zeit“ war ein in noch jugendlichem Feuereifer erlassenes Programm des Fortschrittes und der Aufklärung. In ruhelosem Vorwärtsdrängen nach einer bessern Zukunft ließ sie vergangen sein, was vergangen war und noch keine entschiedenen Bestrebungen nach Reform kannte, und schaute lediglich vorwärts. Sie hatte einzig und allein den Zweck, den Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen der Autorität und der freien Forschung darzustellen. Die „Allgemeine Kulturgeschichte“ dagegen ist die Frucht ruhigerer Überlegung im reifern Mannesalter. Sie schaut nicht mehr nur vor-, sondern auch rückwärts und hat das Bestreben, alle Erscheinungen

der Kulturgeschichte, das Alte wie das Neue, den Wahnglauben wie die Aufklärung, die Unterdrückung wie die Freiheit, den Rückschritt und Stillstand wie den Fortschritt mit gleicher Gerechtigkeit und ohne Vorliebe für einzelne Erscheinungen zu betrachten und zu beurteilen. Das schließt aber nicht aus, daß ihr Standpunkt derjenige des entschiedensten Fortschrittes und der weitestgehenden Freiheitliebe ist; denn ohne diesen Standpunkt gäbe es überhaupt keine Kulturgeschichte, sondern nur eine fortgesetzte Schmähung der Kultur zu Gunsten irgend eines wahnerfüllten und geistesbeschränkten, anmaßenden und willkürlichen Lehrgebäudes. Da nun, wie wir hier zu unserer freudigen Genugthuung mittheilen können, der Anklang der „Kulturgeschichte der neuern Zeit" ein solcher war, daß sie im kommenden Jahre in zweiter Auflage erscheinen kann, diesmal aber als vierter, fünfter und sechster Band der „Allgemeinen Kulturgeschichte", so wird sie in diesem neuen Gewande auch, wie wir hoffen, manchen erfreulichen Fortschritt von jugendlichem Feuereifer zu reifer Besonnenheit und Umsicht an den Tag legen.

Es war nun vorzüglich die Aufgabe des vorliegenden dritten Bandes der „Allgemeinen Kulturgeschichte," das verbindende Glied zwischen den beiden ersten, das graue Altertum darstellenden Bänden derselben einerseits und der verbesserten Gestalt der „neuern Kulturgeschichte" anderseits zu bilden. Denn wie dieser Band auf der einen Seite nach dem Altertum zurückblickt und die Grundlagen der menschlichen Bildung, welche dasselbe zu Tage förderte, dankbar ehrt, so schaut er auf der andern Seite voraus und weist auf die Anzeichen des Fortschrittes hin, welche gegen das Ende des Mittelalters hin auftauchten und einen allmäligen Sieg des freien Gedankens verkündeten. Einzelne dieser Anzeichen sowol als andere Vorkommnisse mußten, als zur Darstellung des Kampfes gegen allen Geisteszwang gehörend, des Zusammenhangs mit Erscheinungen späterer Zeiten wegen im ersten Bande der „neuern Kulturgeschichte" Aufnahme finden, obwol sie hinsichtlich der Zeit und des noch engern Zusammenhanges mit früheren Zuständen in das Mittelalter gehören. Diese Dinge nun sind in Folge der nunmehrigen Ausdehnung des

Werkes aus der „neuern Zeit“ weggenommen und in das Mittelalter versetzt worden. Und ähnlich hat der das letztere darstellende dritte Band auch in anderer Hinsicht dazu Hand bieten müssen, zwischen den Kulturverhältnissen des Altertums und denen der neueren Zeiten den richtigen Übergang zu finden und die Gegensätze dieser beiden so sehr verschiedenen Zeiträume auszugleichen.

Das „Mittelalter,“ welches dieser Band zum Gegenstande hat, ist daher überhaupt kein blos zeitgeschichtlicher Begriff. Es kann weder einen bestimmten Anfang noch ein bestimmtes Ende haben, sondern vereinigt in seinem weiten Schoße alle Erscheinungen, welche weder unter den Begriff des Altertums, d. h. eines Zeitraums gänzlich überwundener und aufgegebener Anschauungen und Zustände, noch unter denjenigen der Neuzeit, d. h. des unsere jetzigen Kulturverhältnisse vorbereitenden und fortentwickelnden Zeitraums fallen. Das Gemeinsame dieses Zwischenzeitraums oder „Mittelalters“ liegt erstens in dem Auftreten von Völkern auf der Bühne der Weltgeschichte, welche bis dahin nicht auf derselben erschienen waren, zweitens in dem Streben nach der Vereinigung von Völkern verschiedener Herkunft unter dem Gesichtspunkte eines religiösen Glaubens, welcher nicht mehr, wie alle Religionen des Altertums, für ein einzelnes Volk, sondern für alle Völker bestimmt sein sollte, d. h. für alle diejenigen, welche den Völkern, unter denen der neue Glaube herrschend wurde, näher bekannt waren, — und drittens in dem Verlangen der in jener Zeit eine Rolle spielenden Völker nach festeren sowol politischen als religiösen Organisationen.

Bezüglich alles Nähern auf den Inhalt dieses Bandes selbst verweisend, wollen wir hier nur eine im Texte selbst nicht anzubringende Übersicht der Eintheilung des Bandes geben, was bei der großen Verschiedenheit der darin behandelten Dinge gerechtfertigt sein dürfte. Nachdem das letzte Buch des zweiten Bandes dargestellt hat, wie aus den darin näher geschilderten jüdischen und griechischen Keimen das Christentum sich entwickelte, wendet sich das erste Buch des dritten Bandes zu den im „Mittelalter“ zuerst neu auftretenden Völkern Europa's, nämlich zu denjenigen außerhalb Griechenlands und Italiens, welche in ausgedehnter Reihe von

Südwesten nach Nordosten sich eigener alter und nicht unbedeutender Kulturen erfreuten. Es schildert diese Kulturen, die der Finnen und der Slawen im Norden nnd Osten, wie die der Kelten im Westen, besonders aber die der Germanen in der Mitte, welche der eigentlich tonangebende Volksstamm des Mittelalters wurden. Zu diesen Völkern gelangte im Laufe der Zeit das Christentum. Das zweite Buch zeigt die Form, welche dasselbe zuerst annahm, nämlich die der Staatskirche, d. h. der vom Staate abhängigen geistlichen Organisation, und zwar erst da, wo selbe wieder verdrängt wurde, bei den Germanen, und dann, wo sie bestehen blieb, bei den Byzantinern und den Russen. Bei den Germanen und den mit ihnen vermischten Kelten, woraus die Romanen entsprangen, wie auch bei den Westslawen, trat an die Stelle der Staatskirche, als Gegenstand des dritten Buches, die Kirche des römischen Papsttums mit den ihr eigentümlichen Einrichtungen des Klosterwesens und der religiösen Werkheiligkeit, mit denen kirchenfeindliche Erscheinungen in einen Kampf traten, der späteren fortschrittlichen Bewegungen den Weg bahnte. Neben der Kirche wurde der Gesichtskreis der das Papsttum anerkennenden Völker vorzüglich durch das im vierten Buche dargestellte Ständewesen ausgefüllt, welches die mittel- und westeuropäische Gesellschaft in die für sich ziemlich abgeschlossenen Kreise des Adels, des Bauernstandes und des Bürgertums der Städte schied. Daß sich aber das abendländisch-christliche Europa auch über die blose geistliche und weltliche Ordnung zu erheben verstand, zeigt das fünfte Buch, welches die Fortschritte dieses Völkerkreises im Staatsleben, in Wissenschaft, Dichtung und Kunst zusammenstellt. Dem in dieser Weise zur Erklimmung höherer Stufen der Geistesbildung erzogenen christlichen Abendlande stellt sich im sechsten Buche der als Plagiat des Juden- und Christentums aus der alten Religion Arabiens erwachsene Islam gegenüber, die zweite im Mittelalter über Völker verschiedenen Stammes sich verbreitende Glaubensform, deren höhere Kultur aber, weil nicht auf ursprünglich eigener Thätigkeit beruhend, zu derselben Zeit versumpfte, wo diejenige der christlichen Völker sich höher zu erheben begann. Das siebente Buch zeigt, wie der gegenseitige

Trieb der Ausdehnung zu einem schweren und langwierigen Kampfe zwischen Christen und Mohammedanern führte, welcher unter der Gestalt der Kreuzzüge den Osten verwüstete, wie gleichzeitig zwischen beiden Glaubensparteien um die iberische Halbinsel gekämpft wurde; es schildert aber auch das Wirken der aus den Kreuzzügen hervorgegangenen geistlichen Ritterorden, den Untergang der Templer, wie die Verpflanzung des im Osten vereitelten Kampfes nach dem heidnischen Norden durch die Deutschritter. Was Zeit und Begriff des „Mittelalters" außerdem noch umfassen, ohne daß es mit der Entwickelung und den Kämpfen der Christen und Islamiten in Berührung kam, stellt das achte Buch dar, nämlich einerseits die dritte sich im Mittelalter ausdehnende internationale Religion, den Buddhismus, dessen Anhänger ebenso in Tibet eine Hierarchie, wie in Japan ein Feudalwesen, in auffallender Ähnlichkeit mit den entsprechenden Erscheinungen in Europa aufrichteten. Andrerseits führt uns das letzte Buch noch in jene dem Mittelalter unbekannten Gegenden, wo die Reiche der Azteken und der Inkas sowol an Züge des morgenländischen Altertums, wie an solche des abendländischen Mittelalters erinnern, und schildert Zustände, durch deren Entdeckung und Zerstörnng der europäischen Kultur eine ungeheure Erweiterung verliehen und der Gesichtskreis des Mittelalters endgiltig überschritten wurde.

Da in dem eben übersichtlich zusammengestellten Kreise von gleichzeitigen Kulturen einer mehr als tausendjährigen Periode die neueste Zeit keine die wichtigeren Kulturverhältnisse betreffenden Forschungen von Bedeutung angestellt hat, wie sie solche auf das morgenländische Altertum verwendete, so wird auch der vorliegende Band weniger bezüglich der darin enthaltenen Thatsachen, als bezüglich ihrer Anordnung und gegenseitigen Verknüpfung und des durch dieselbe hindurchwehenden Hauches der fortschreitenden Menschheitbildung Neues bieten können, und zwar letzteres um so eher, als es bisher an einer tiefern Auffassung des innigen Zusammenhanges zwischen der Kultur des meist vereinzelt betrachteten Mittelalters und derjenigen des Altertums wie der Neuzeit entschieden gemangelt hat.

Der Verfasser schließt mit der Bitte an alle Sachkundigen und überhaupt an alle wolwollenden Leser, allfällige Berichtigungen und Aufschlüsse sowie als notwendig erachtete Fragen, gleichviel mit Bezug auf welchen Band dieser „Allgemeinen Kulturgeschichte", persönlich an ihn gelangen zu lassen, wofür er sehr dankbar sein wird.

Hirschberg in Schlesien (am Fuße des Riesengebirges).

Inhalt.

Seite

Eingang 1

Erstes Buch.

Die nordischen Völker.

Erster Abschnitt. **Die Osteuropäer** 5
A. Finnen oder Tschuden 5
Abstammung. Wohnsitze 5
Religion 6
Sage und Dichtung 7
Die Ehsten 8
B. Slawen 8
Ausbreitung und Wohnsitze 8
Religion 10
Sage und Dichtung 11

Zweiter Abschnitt. **Die Westeuropäer** 12
A. Iberer 12
B. Kelten 13
Wohnsitze. Äußere Erscheinung 13
Charakter. Religion 14
Stände. Druiden und Adel 15
Barden 16

Dritter Abschnitt. **Die Germanen** 17
A. Land und Volk 17
Bedeutung und Wohnsitze 18
Name 19
Erscheinung und Sitten 20
Beschäftigung. Stände. Verfassung 21
Rechtspflege 23
Spätere Ausbreitung 24
B. Glaube und Götterdienst 25
Schöpfungsage 25

Seite
Thierverehrung 26
Dämonen: Nixen, Zwerge, Riesen 28
Asen und Wanen 29
Wuotan (Odin) 30
Donar (Thor) 33
Andere Asen 35
Loki 36
Asinnen. Die Göttermutter 37
Geister und Gespenster 46
Weltende 47
Gebete. Opfer. Heilige Orte 49
Priester. Umzüge. Feste 50
C. Sage und Dichtung 51
Älteste Heldendichtungen 51
Edda 52
Märchen und Sagen 53
Drachenmythen 56
Nibelungen 57
Mythische Bedeutung 57
Geschichtliche Bedeutung 59

Zweites Buch.

Das System der Staatskirche.

Erster Abschnitt. **Die Reiche der Germanen** 64
A. Allgemeiner Charakter 64
Einbruch der Hunnen 66
Raubzüge der Goten und anderer Völker 67
Ende des weströmischen Reiches 69
Die neuen germanischen Reiche 70
B. Die kirchlichen und religiösen Verhältnisse 72
Arianismus und Katholizismus. Staatskirche 72
Westgoten. Ostgoten 73
Langobarden. Franken 74
Angelsachsen 76
Aberglaube 77
Stellung der Juden 78
C. Die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse 79
Könige 79
Freie und Unfreie 80
Kriegswesen 81
Regirung. Städte 82
Rechtspflege 83
Trachten 86
D. Die Beschäftigungen und wissenschaftlichen Bestrebungen . . . 87
Ackerbau und Viehzucht 87
Handel und Gewerbe 87
Wissenschaft und Dichtkunst 88
Geschichtschreibung 89

Seite
Zweiter Abschnitt. **Das byzantinische Reich** 91
A. Charakter und Staatsordnung 91
Sprache 92
Regirung 93
Heerwesen 94
Blüte unter Justinian 95
Hofleben 96
Sitten. Wagenrennen. Bauten 97
Trachten 99
B. Die orientalische Kirche 99
Arianer 100
Bilderstreit 101
Trennung der östlichen und westlichen Kirche 102
C. Byzantinische Kunst und Literatur 105
Verchristlichung und Slawisirung Griechenlands 106
Wissenschaft und Bildung 107
Dichtkunst 109
Tonkunst. Baukunst. Bildnerei 110
Dritter Abschnitt. **Das russische Reich im Mittelalter** 113
A. Volk und Staat 113
Kultur. Handel 113
Tracht. Sitten 114
Staatswesen 115
Stände 116
Städte 117
Kriegswesen. Rechtspflege 118
B. Religion und Bildung 119
Bekehrung der Slawen zum Christentum 120
Bildung der Geistlichkeit 121
Kunst und Wissenschaft 122

Drittes Buch.

Die römisch-katholische Kirche.

Erster Abschnitt. **Das Papsttum** 124
A. Allgemeiner Charakter 124
B. Geschichtliche Entwickelung 127
Leo I. Gregor I. 128
Schöpfung des Kirchenstaates 130
Erneuerung des Kaisertums 133
Die pseudoisidorischen Dekretalen 137
Erniedrigung des Papsttums 138
Gregor VII. und Canossa 140
Die Päpste zur Zeit der Kreuzzüge und der Staufer . . . 142
Ghibellinen und Welfen 144
Kaiserkrönung 144
Papstkrönung 146
Innocenz III. und seine Zeit 147
Die Nachfolger Innocenz III. 149

Seite
Verlegung des Papsttums nach Avignon 152
Rom ohne Papst. Rienzo 154
Das große Schisma 156

Zweiter Abschnitt. **Die Geistlichkeit** 158
A. Die Weltgeistlichkeit 158
Die Bischöfe 159
Die Kardinäle 161
B. Die Klöster 162
Die Eremiten 163
Benedikt und Monte-Cassino 163
Das Kloster St. Gallen 165
Bildung und Schulen der Klöster 168
Verfall der Klöster 171
Reformversuche 173
Die Bettelorden 174

Dritter Abschnitt. **Das religiöse Leben der Weltlichen** 177
A. Die religiösen Schwärmer 177
Selbstquälerei, Geiselung 177
Die Geißlerschaaren 179
Schwärmerinnen 180
B. Die gottesdienstlichen Übertreibungen 182
Heilige und Reliquien 183
Pilgerfahrten 185
Büßerzüge. Weissagungen 186
Ablaß und Bann 187
Gottesfriede, Interdikt, Jubeljahre 188
Heiligenfeste 189
Narren- und Eselsfeste 190

Vierter Abschnitt. **Die Feinde der Kirche** 191
A. Die Ketzer und die Inquisition 191
Priscillianisten und verwandte Ketzer 192
Arnold von Brescia 193
Verfechter der christlichen Armut 195
Katharer, Waldenser 196
Albigenser 197
Inquisition 197
Ketzerverbrennungen 201
Die Stedinger 202
Brüder des freien Geistes, Begharden 203
B. Der Teufels- und Hexenglaube 203
Ursprung desselben 204
Zauberglaube in Süditalien 206
Beginn der Hexenverbrennung 207
Zunahme des Teufelsglaubens 208
Der Teufelsprozeß 210
C. Der eigentliche Volksaberglaube 211
D. Die Juden im Mittelalter 214
Rabbinismus 214
Der Talmud 215
Die Judenverfolgungen 217

Seite

Viertes Buch.

Die weltlichen Stände des Mittelalters.

Erster Abschnitt. **Der Adel** 221
A. Das Lehnswesen und die Fürsten 221
Das Feudalwesen 222
Die Könige 225
Das Kaisertum 226
Die Kurfürsten 227
Die deutsche Königskrönung 228
Andere Könige 230
B. Der niedere Adel 231
Rittertum. Burgen 231
Minnedienst. Frauen 234
Turniere. Raubritterwesen. Trunksucht 236
Wappen, Hausmarken, Geschlechtsnamen 237
C. Das Wehrwesen 239
Feudales Wehrwesen und Söldner 239
Bewaffnung 240
Seewesen 242

Zweiter Abschnitt. **Der Bauernstand** 243
A. Freie und Eigene 243
Leibeigenschaft 243
Hörigkeit und Erbunterthänigkeit 244
Behandlung der Leibeigenen 245
Freie. Landwirtschaft 246
Markgenossenschaften, Gemeinden, Schutzgilden, Hubgenossenschaften 247
Landesgemeinden 250
B. Das Leben der Bauern 252
Dorfkirchweihen. Martinsgans 252
Nikolaustag. Weihnacht 254
Lichtmeß. Fastnacht 256
Osterzeit 257
Sommer- und Herbstfeste 259

Dritter Abschnitt. **Das Bürgertum der Städte** 261
A. Geschichtliche Entwickelung 261
Die Städte unter Hof und Kirche 262
Freiwerden der Städte 264
Parteikämpfe in den Städten 265
Städtebündnisse. Die Hansa 267
Der schwäbische Städtebund 269
Die schweizerische Eidgenossenschaft 270
Die italienischen Städte 276
B. Das Leben der Städter 281
Trachten 281
Bauart 285
Geräte. Nahrung 288
Frauenhäuser 289

Seite
Trinkgelage. Gasthäuser 290
Polizei 291
Wolthätigkeit 293
Spitäler und Bäder 294
C. Die Beschäftigungen der Städter 295
Handel und Märkte 295
Bank- und Wechselwesen 299
Handwerke für die Nahrung 300
Handwerke für die Kleidung 301
Handwerke für die Wohnung 302
Steinmetzenbrüderschaften 302
Französische Handwerksverbindungen 307
Englische Bauhütten 310
Zimmerleute, Tischler u. s. w. 311
Handwerke der Metallarbeit 312
Uhren und Glocken. Zeiteintheilung 313
Optische Instrumente. Papier. Schrift. Ziffern 314

Fünftes Buch.

Das geistige Leben des Mittelalters.

Erster Abschnitt. **Der Staat** 315
A. Die Idee und Organisation des Staates 315
Charakter des mittelalterlichen Staates 316
Ständewesen. Der Reichstag 317
Englische, spanische Stände 318
Französische Stände 319
„ Centralisation 320
Polnische Staatszustände 322
B. Die Rechtspflege 325
Rechtsbücher und Gesetze 325
Femgerichte 326
Sendgerichte. Schöffengerichte. Gerichtsstätten 330
Eid. Gottesurteile 331
Strafrechtliche Grundsätze 333
Übergang zum Rechte der neuern Zeit 336
Zweiter Abschnitt. **Die Wissenschaft** 336
A. Theologie, Scholastik und Mystik 336
Die Kirchenväter 337
Die Gelehrten Karls des Großen 339
Die Scholastiker 341
Die Mystiker 344
Die Universitäten und klassischen Studien 346
B. Geschichtschreibung 349
C. Erdkunde und Entdeckungen 354
Erdkenntniß der Kirchenväter 355
Einfluß des Islam 356
„ der Normannen 357
„ des Handels und der mongolischen Raubzüge . . . 358
Dritter Abschnitt. **Die Dichtung** 360
A. Die Volksdichtung 360

Seite

Germanische Mythendichtung 361
Dichtung der Angelsachsen 361
Deutsche Epik 364
Nibelungenlied 365
Gudrun 367
Thiersage, Fabel, Spruchdichtung 368
B. Die Ritter- und Minnedichtung 370
Spanische Dichtkunst 370
Provençalische Dichter, Troubadours 371
Französische Dichter, Trouvères 373
Artus-, Gral- und Tristansage 374
Deutsche höfische Dichtung 376
Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg . 377
Minnesänger 378
Dichterhöfe und Sängerkriege 380
C. Die Gelehrtendichtung 381
Klosterdichter. Roswitha 381
Italienische Poesie 382
Dante 383
Petrarca 387
Boccaccio 388

Vierter Abschnitt. **Die Kunst** 389
A. Baukunst 389
Charakter der mittelalterlichen Kunst 389
Romanischer Baustil 391
Gotischer Baustil 393
B. Bildnerei und Malerei 395
C. Tonkunst und Schauspiel 398
Tonkunst 398
Mittelalterliches Theater 399

Sechstes Buch.

Der Islam.

Erster Abschnitt. **Die Grundlagen des Islâm** 403
A. Arabien und sein Volk 403
Einleitung 403
Lage und Bestandtheile Arabiens 405
Klima 407
Pflanzen und Thiere 408
Bewohner 409
Beschäftigung. Familien. Stämme 410
Geschichte. Handel. Kriegswesen 413
B. Die Religion Arabiens und ihr Profet 415
Alte arabische Religionen. Einfluß des Juden- und Christentums 415
Mohammed 416
Die Flucht 418
Herrschaft in Medina und Tod 419

Seite
C. Der Korân und die Lehre des Islâm 421
Der Korân und die Sunna 421
Der Gottesglaube 423
Der Profetenglaube 425
Das Paradies 426
Der Gottesdienst 427
Zweiter Abschnitt. **Die Reiche des Islâm** 428
A. Geschichtliche Entwickelung 428
Parteien und Eroberungen des Islâm 429
Zerfall des Chalifenreiches 431
Die Buiden und die Seldschukken 433
B. Staatszustände 434
Charakter des islamitischen Staates 435
Tronfolgeordnung. Geistliche und weltliche Macht 436
Staatshaushalt 437
Chalifen und Wesire 439
Münz- und Postwesen 440
Kriegswesen 441
Rechtspflege 443
C. Gesellige und häusliche Verhältnisse 444
Chalifenstädte 445
Luxus und Feste 446
Familienleben 447
Klassen der Bevölkerung 449
Handel 452
Wohnung, Nahrung, Kleidung, Schmuck 453
Kulturpflanzen 455
Dritter Abschnitt. **Die Bildung der Islamiten und Juden im Mittelalter** 455
A. Die Wissenschaft 455
Anlagen der Araber 456
Theologie. Philosophie 458
Naturwissenschaft und Heilkunde 459
Geschichtschreibung 461
Philosophie der Juden 462
B. Die Dichtung 466
Ältere arabische Dichtung 466
Spruchdichtung und Satire 467
Märchen. Makamen 468
Hebräische Dichtung 469
Persische Dichtung 469
Firdusi 470
Saadi. Hafis 472
C. Die Kunst 473

Siebentes Buch.

Die Kreuzzüge.

Erster Abschnitt. **Der Kampf zwischen Christentum und Islâm** . . 476
A. Abendland und Morgenland 476

	Seite
Charakter des Abend- und Morgenlandes	477
Scheidung der abendländischen Nationen	478
B. Der Kampf um das heilige Grab	482
Charakter der Kreuzzüge	482
Die ersten Kreuzzüge	484
Die Assassinen	488
Die geistlichen Ritterorden	489
Das Königreich Jerusalem	490
Mißlingen und Abnahme der Kreuzzüge	490
Das latinische Kaisertum. Der Kinderkreuzzug	492
Die Mongolen	493
Die Mameluken und das Ende der Kreuzzüge	495
Die Türken	495
Timur	497
Folgen der Kreuzzüge	498
C. Der Kampf um die iberische Halbinsel	500
Glanz des ommajadischen Reiches in Spanien	501
Aufschwung der christlichen Staaten	502
Ende der maurischen Herrschaft	504
Zweiter Abschnitt. **Die geistlichen Ritterorden**	504
A. Die Johanniter und die Templer	504
Ursprung beider Orden	505
Entartung der Templer	506
Verfassung des Ordens	507
Geheime Lehren und Gebräuche	509
Prozeß gegen die Templer	515
Untergang der Templer	519
Spätere Schicksale der Johanniter	520
B. Die Ritter des Deutschen Ordens	520
Ausbreitung des Christentums im Norden und Osten	520
Wirksamkeit des Deutschen Ordens an der Ostsee	522
Verfall des Deutschen Ordens	524

Achtes Buch.

Die vereinzelten Kulturen des Mittelalters.

Erster Abschnitt. **Der Buddhismus als Weltreligion**	525
A. Hochasien und der Lamaismus	525
Tibet; Lage, Klima und Produkte	526
Bewohner	528
Einführung und Verbreitung des Buddhismus	528
Einwirkung der Mongolen	530
Reformation des Lamaismus	532
Verfassung des Lamaismus	533
Askese und Kult des Lamaismus	536
B. Der Buddhismus in China	540
Einführung des Buddhismus in China	541
Verhältniß desselben zum Staate	542
Chinesische Literatur seit Einführung des Buddhismus	543

Seite
C. Das Inselreich Japan und die Halbinsel Korea 544
Lage, Klima, Produkte 545
Bevölkerung 546
Verfassung und Geschichte Japans 549
Religion 551
Literatur 552
Zweiter Abschnitt. **Die Neue Welt vor ihrer Entdeckung** 554
A. Die amerikanische Urzeit 554
Charakter der Neuen Welt 554
Die Mounds 558
Gräber und Trümmer Central-Amerika's 559
B. Die Reiche von Anahuak 561
Lage und Bevölkerung 562
Staatszustände 563
Religion 565
Beschäftigungen 567
Bilderschrift 568
Zeitrechnung 570
Häusliches Leben. Kultur von Tezkuko 572
C. Das Reich der Inkas 573
Lage und Anfänge 573
Staatsform 574
Stände. Grundeigentum 576
Gewerbe, Verkehr, Künste 577
Kriegswesen 579
Religion 580
Sonnenjungfrauen. Ehe 582
Quipus; Wissenschaften 583
Rückblick 584

Eingang.

Die Geschichte der Menschheit enthält einen Zeitraum von etwa tausend Jahren, während dessen sowol die Länder, in denen das klassische, hauptsächlich vom griechischen Geiste genährte Altertum geblüht hatte, als diejenigen, welche durch Griechen und Römer die ersten Keime der Bildung empfangen hatten, — trotzdem von dem Einflusse der antiken Kultur losgelöst waren. Es ist der Zeitraum, welcher mit dem Ausatmen des antiken Geistes und seinem Verdrängen durch das Christentum, wie wir am Schlusse des vorigen Bandes unserer Kulturgeschichte sahen, anfängt und mit dem Wiederbeginne des Einflusses der antiken Kultur auf die europäischen Völker, wie wir im Eingange des vierten Bandes der Kulturgeschichte sehen werden, endet. Es handelt sich demnach um einen Zeitraum zwischen dem wirklichen Dasein hellenischer oder hellenisch-römischer („antiker", „klassischer") Kultur und dem erneuerten Einwirken der Überbleibsel derselben auf durch das Christentum wesentlich veränderte Zustände, — oder zwischen der Zeit des Sieges der christlichen Lehre über die heidnische Kultur und der Zeit tiefsten Zerfalls dieser Lehre und ihres Reiches, — also um eine mittlere Zeit zwischen Zerfall und Wiederherstellung des Griechen- und Römertums und zwischen Aufkommen und Niedergang des von jenem losgelösten und auf sich selbst gestellten kirchlichen Christentums. Diese Zeit ist daher nicht ohne Berechtigung „das Mittelalter" genannt worden; denn sie ist in der That ein mittleres Alter und steht als Zeitraum des Christentums ohne Klassik zwischen dem Altertum oder der Zeit der Klassik ohne Christentum, und der Neuzeit oder der Periode des Zusammen-, beziehungsweise Entgegenwirkens von Klassik und Christentum; es sind dies drei Zeiträume, welche ein stufenweises Wachsen des internationalen und kosmopolitischen Elements in der Kultur zeigen, und welchen gleichsam als Einleitung die den ersten Band unseres Werkes einnehmende Zeit der nationalen und partikularistischen Kulturen vorangeht.

Das Gesagte ist nun allerdings nicht so zu verstehen, als ob während des Mittelalters gar kein Einfluß der antiken auf die christliche

Welt stattgefunden hätte. Schon das Christentum, welches diese Periode beherrschte, war in seinen Ursprüngen aus dem Juden- und dem Griechentum hervorgegangen; nachdem es sich aber von heidnischer Philosophie und Kunst, wie vom jüdischen Gesetze losgesagt und zu einer selbständigen Erscheinung in der Kulturgeschichte emporgeschwungen hatte, wäre es doch gar zu arm an völkererziehender Bildung dagestanden, hätte es nicht dies und jenes von antikem Geiste in sich aufgenommen. Doch — dies geschah theils unwillkürlich, theils mit Widerstreben und stets nur in sehr geringem Maße, so daß nicht von einem Einflusse der Klassik, sondern nur einzelner Elemente derselben die Rede sein konnte. Wesentlich kommt in dieser Beziehung nur der fortdauernde Gebrauch der griechischen Sprache im Osten und der latinischen im Westen Europa's und des ehemaligen römischen Reiches überhaupt in Betracht, — beinahe gar nicht die antike Philosophie und Kunst, und nur in geringem Grade die politischen Systeme der Hellenen und Römer.

Übrigens war auch der Schauplatz der Geschichte im Mittelalter verschoben. Die morgenländische Kultur, d. h. diejenige der für sich abgeschlossenen Völker, hatte im Südosten des Mittelmeeres und am indischen Ocean gespielt, die stufenweise vom Partikularismus zum Kosmopolitismus aufsteigende der Griechen und Römer ausschließlich am Mittelmeer, in dessen Süden und Norden; die christliche oder vielmehr christlich-germanische Kultur strebte darnach, ihren Schwerpunkt nach dem Innern Europa's, nordwestlich vom Mittelmeer, nach dem atlantischen Ocean hin zu verlegen, ohne ihren festen Fuß im antiken Gebiete, namentlich in Italien, zu verlieren, während das Gebiet der morgenländischen Kultur ihr durch eine neue Religion verloren ging, die unter einem bis dahin nicht selbständig aufgetretenen Volke durch Umbildung von Elementen des Judentums zu einer kosmopolitischen Richtung ihren Ursprung nahm und heute noch das Morgenland beherrscht.

So theilte sich seit dem siebenten christlichen Jahrhundert das Gebiet der entwickeltsten menschlichen Kultur in zwei große Reiche, das mohammedanische im Südosten und das christliche im Nordwesten des Mittelmeeres, beide mit stets wechselnden Grenzen. Vom achten bis fünfzehnten Jahrhundert griff das Reich des Halbmondes auf die iberische Halbinsel und während kürzerer Zeit auch auf italische Inseln herüber; in den zwei Jahrhunderten der „Kreuzzüge" versuchte umgekehrt die christliche Kultur sich im Geburtslande ihres unfreiwilligen Stifters eine Provinz zu gründen; beide Überschreitungen der natürlichen Scheidelinie mißlangen, und der dritte Versuch, der seit dem vierzehnten Jahrhundert dahin ging, die griechische Halbinsel zu islamisiren, und zwar zu einer Zeit, da die geistige Bildung der Mohammedaner bereits untergegangen, ist ohne Einfluß auf die Kultur und bei brutaler Unterdrückung stehen geblieben.

Das Gebiet der christlichen Kultur ist aber auch seinerseits wieder, und zwar schon vor dem Entstehen des Islam, in zwei Reiche zerfallen, deren Grenze im Ganzen das adriatische Meer ist, während die von der istrischen Bucht weiter ziehende Landgrenze schwankte. Diese beiden Reiche, schon seit dem dritten christlichen Jahrhundert durch Theilungen des römischen Weltreiches vorbereitet, unterscheiden sich hauptsächlich als Verbreitungsgebiete der griechischen Sprache im Osten und der lateinischen im Westen. Dazu kam noch eine religiöse Entzweiung im Schose des Christentums, indem die Völker lateinischer Kultur den Geboten des Bischofs von Rom sich unterordneten, wessen die Völker griechischer Kultur sich weigerten. Im Osten, im Reiche despotischer Staatsgewalt von Alters her, war keine andere Autorität, auch in Sachen der Religion, denkbar, als die des Staatsherrschers; es kam daher hier das System der Staatskirche zur Geltung. Im Westen begünstigte der Zerfall des römischen Reiches und der Sitz eines kühn aufstrebenden Kirchenfürsten im altehrwürdigen Rom die allmälige Entwickelung des Kirchenstaates, d. h. eines idealen Geistesreiches der Kirche, in dessen Umfang die weltlichen Fürsten nur als Vasallen des geistlichen Oberhirten erschienen. So umfaßt das Mittelalter drei seit dem siebenten Jahrhundert scharf geschiedene Kulturkreise: den mohammedanischen, den morgenländisch-christlichen (byzantinischen) und den abendländischen (römisch-germanischen). Anfangs, d. h. unmittelbar nach dem Ausklingen der antiken Kultur und dem Siege des Christentums, war diese Trennung noch nicht vorhanden und das System der Staatskirche, später auf Osteuropa beschränkt, beherrschte auch den Orient und Westeuropa, erstern bis zum Siege des Islam, letzteres bis zum Siege des Papsttums.

Zu diesen drei Kulturgebieten nun, welche nacheinander den Gegenstand unserer Kulturgeschichte des „Mittelalters" bilden werden, kommt als Vorhalle noch dasjenige der Völker Nord- und Westeuropa's vor dem Eindringen und Siege des Christentums in ihren Ländern; denn diese Thatsache war es, welche mit Hilfe einer mächtigen Völkerbewegung, der vorzugsweise sogenannten Völkerwanderung, der mittelalterlichen Kultur ihren eigentlichen Charakter verlieh. Die Bekehrung der Nordeuropäer, namentlich der germanischen Völker, vertauschte die griechisch-jüdische Färbung, welche das Christentum anfänglich trug, bei dem an Zahl überwiegenden Theile seiner Anhänger auf die Dauer mit einer christlich-germanischen, welcher Umschwung durch die Verwandtschaft der Deutschen mit den Griechen in Stamm und Sprache, wie in geistiger Richtung, namentlich in der Anlage zur Denkweisheit und Dichtung und in der Art der Mythenbildung wesentlich erleichtert wurde.

So werden wir denn zu betrachten haben:

1) die nord- und westeuropäischen Völker, namentlich die unter ihnen für die Entwickelung der Weltkultur allein maßgebenden Germanen vor ihrer Verchristlichung;

2) die Entwickelung des Systems der Staatskirche, erst bei sämmtlichen christlichen Völkern in den durch die sog. Völkerwanderung entstandenen Staaten, später beschränkt auf das byzantinische Reich und die von diesem aus civilisirten slawischen Völker;

3) das Wachstum der römischen Hierarchie und des mit derselben bei den nordwesteuropäischen Völkern Hand in Hand gehenden Feudalwesens, welchen beiden dem Stillstand ergebenen Weltmächten gegenüber sich in dem Bürgertum ein Element des Fortschreitens erhebt und selbst Theile jener beiden Mächte mit sich fortreißt;

4) den Kulturkreis des Islam, sowol in seiner innern Entwickelung, als in seinem langen Kampfe mit dem Christentum, woran sich die Verhältnisse knüpfen, welche diesem Kampfe, besonders den „Kreuzzügen", ihre Entstehung verdankten, wie namentlich die geistlichen Ritterorden.

5) Endlich ist noch der Periode des „Mittelalters", gewissermaßen als Anhang, eine Reihe von Kulturen anzufügen, welche weder mit der christlichen, noch mit der mohammedanischen Kultur des Mittelalters im Zusammenhange standen, ja beiden vollständig unbekannt waren. Dieselben bilden zwei Gruppen, welchen beiden auffallender Weise Einrichtungen gemein waren, die an die gleichzeitige geistliche Hierarchie und das Feudalwesen des christlichen Abendlandes erinnern. Die erste Gruppe ist die der buddhistischen Völker in Hochasien (besonders Tibet), im spätern China und in Japan. Letzteres Land, welches der Entdecker der „Neuen Welt" aufzusuchen den Zweck hatte, erinnert zugleich an die zweite Gruppe, deren Kulturstaaten mit der christlichen Welt in der sog. Neuern Zeit in einen Zusammenstoß gerieten, der sie zertrümmerte, während er zugleich dem Gesichtskreise der sog. Alten Welt eine großartige Ausdehnung gab, so daß diese Kulturen wie das ihnen gleichzeitige Mittelalter zu den Voraussetzungen jener Neuern Zeit gehören. Es sind diejenigen von Mejiko und Peru.

So wird uns in dem vorliegenden Bande eine Reihe von Kulturerscheinungen beschäftigen, welche alle das Gemeinsame haben, daß sie zwischen der antiken und der modernen Kultur und zwischen der klassischen und der mit klassischen Erinnerungen und Entlehnungen arbeitenden Zeit den Übergang bilden und so in dem Gesammtbilde der Entwickelung menschlichen Geisteslebens und Geistestreibens den roten Faden herstellen helfen, der von den Urzuständen der Menschheit bis zu deren neuesten Errungenschaften ununterbrochen herüberleitet.

Erstes Buch.

Die nordischen Völker.

Erster Abschnitt.

Die Osteuropäer.

A. Finnen oder Tschuden.

Der zur mongolischen Rasse und zum ural-altaischen Völker- und Sprachstamme gehörende finnische (russisch: tschudische) Volkszweig hätte sich über die Stufe der meisten mongolischen Völker niemals erhoben, wenn er nicht in altersgrauen Zeiten seine brandenden Wogen nach Europa hereingewälzt und sich hier mit Völkern indogermanischen Stammes, slawischen sowol als germanischen, vielfach berührt und selbst vermischt hätte. Denn ihm fehlte ein den Volksgeist weckendes und bildendes Kulturland, wie es die Chinesen fanden, das einzige mongolische Volk, das eine selbständige Kultur geschaffen. Das Verbreitungsgebiet der Finnen bilden die zum Nomadenleben trefflich geeigneten Steppen zu beiden Seiten des Ural, in Nordwest-Asien und Nordost-Europa. Es ist wahrscheinlich, daß sie letzteres einst ebensoweit einnahmen, als es seine in der Urzeit vom Meere bedeckten Ebenen nach Westen erstreckt, vielleicht bis zum Rhein, und daß ihnen die in Nord- und Mitteleuropa entdeckten Werke urzeitlicher Kultur, wenigstens der Steinzeit (Bd. I. S. 27), zum großen Theile angehören.

Die Finnen theilen die Merkmale der mongolischen Rasse (Bd. I. S. 128) mit deren übrigen Völkerstämmen. Ein selbständiger Platz in der Kulturgeschichte gebührt nur denjenigen ihrer Stämme, welche im Innern Europa's neben und unter Indogermanen ihre Wohnsitze haben und durch deren Einwirkung sie über die Stufe rohen Nomadentums

erhoben wurden; aber dieser ihr Platz ist immerhin ein sehr bescheidener, indem ihre Kultur nur eine eigentümliche Art der Äußerung hat: die Volksdichtung. Die finnischen Stämme, von denen dies gilt, und deren Leistungen in den hier zu besprechenden Kulturkreis der vorchristlichen Völker Nordeuropa's fallen, sind die eigentlichen Finnen und die Ehsten, welche beide (mit den Lappen, Ingriern u. a.) dem baltischen Zweige des finnischen Stammes angehören und am östlichen Ufer der Ostsee wohnen.

Die eigentlichen Finnen, die sich selbst Suomalaiset (Sumpfbewohner) und ihr Land Suomi nennen, bewohnen das nach ihnen „Finnland" genannte breite Verbindungsland zwischen der osteuropäischen (sarmatischen) Tiefebene und der skandinavischen Halbinsel. Es ist eine breite Brücke, eingeschlossen im Nordosten vom Weißen Meere, im Süden vom finnischen, im Westen vom bottnischen Meerbusen, und besteht aus niederen Granitmassen, die von einer Anzahl von Seen und Sümpfen in den wunderlichsten Verzweigungen und Verkrümmungen durchschnitten und durchfurcht sind. Diese Gewässer bilden fast ein Drittel der Oberfläche des Landes. Die Erhöhung des Bodens erreicht im Süden wenig über dreihundert, im Norden wenig über siebenhundert Meter. Den Hauptsitz der finnischen Kultur bildet die Ostseeküste, welche im Ganzen sanft abgerundet erscheint, genauer genommen aber aus zahlreichen Skären mit vorliegenden Inseln besteht. Das Klima des Landes ist kalt aber gesund. Ein großer Theil desselben ist mit Wäldern und Strauchwerk bedeckt und es ist, namentlich an den buchtenreichen Seen, zwischen denen manche großartige Wasserfälle rauschen, reich an den überraschendsten Landschaftbildern, die jedoch im Ganzen, in Folge der nordischen Nebelluft und der spärlichen Vegetation, einen schwermütigen Eindruck, eine tief das Gemüt ergreifende Stimmung hervorrufen. Die Finnen waren durchaus roh und als Seeräuber berüchtigt, bis sie mit den Normannen in Berührung kamen, deren Einwirkung auf ihre Volksdichtung nicht zu verkennen ist. Noch bedeutender wurde der germanische Einfluß auf die Finnen, als sie von den Schweden im zwölften Jahrhundert Kultur, Regirung und Christentum erhielten, welches Verhältniß das maßgebende blieb, bis in unseren Tagen, unter russischer Herrschaft, der finnische Volksgeist sich in selbständiger Weise mächtig zu regen begann.

Die Grundlage der finnischen Kultur ist die Religion dieses Volkes, eine Naturreligion und ursprünglich ein Zweig der schamanischen Zauberkulte des turanischen Völkerstammes.

An der Spitze der mythischen Gestaltungen finnischer Volksfantasie steht Jumala, der Himmelsgott. Wahrscheinlich nur eine Veränderung desselben ist Ukko (d. h. Greis, Altvater), auch Gott des Himmels, besonders aber der Lufterscheinungen: Blitz und Donner, Regen,

Schnee, Hagel und Wind. Der Blitz war sein Stein oder Hammer (was an den germanischen Thor erinnert), der Regenbogen sein Bogen. Seine Gattin Atka oder Ammä wurde als Donnergöttin verehrt; nach ihnen kamen im Range Sonne, Mond, Sterne, Morgen- und Abendrot, Nebel, Winde. Dem Meergotte Ahto oder Ahti, den man sich mit Schilfbart und Schaumgewand dachte, waren Wassergottheiten, der Erdgöttin, Maanemo, und dem Feldgotte, Pellerwoinen, die Feld- und Ackergottheiten, dem Waldgotte, Tapio, der einen Hut aus Föhrennadeln und einen Pelz aus Baummoos trug, die Waldgeister untergeordnet. Außerdem war die ganze Natur, jeder Baum, ja jede Pflanze und jedes Thier vergöttlicht. Die Finnen kannten aber auch ethische Gottwesen, und zwar solche, welche Übel bringen, und solche, welche selbes abwenden, — keine dagegen, welche die Tugenden beschützen oder verleihen; ferner Gottheiten menschlicher Zustände, wie der (geschlechtlichen) Liebe, des Schlafes, Traumes u. s. w. Außer ihnen riefen sie auch die Geister der Verstorbenen an und dachten sich deren Aufenthaltsort in ähnlicher Weise wie die Alten, jedoch in barock verzerrter Weise. Der Gott der Unterwelt, Tuoni, war ein alter Mann mit drei Fingern und einem auf die Schultern herabhangenden Hute (wie Odin), seine Gattin Tuonen eine alte Frau mit hakigen Fingern und verzerrtem Kinn, die ihre Gäste mit Schlangen und Fröschen bewirtete; ihre Kinder brachten Schmerzen und Krankheiten. Dazu kamen die meist von den Nordgermanen entlehnten Kobolde, Tont und Parat genannt.

Die Finnen kannten weder Tempel noch Götterbilder; wol aber brachten sie Göttern und Geistern Opfer, meist an Bier, Salz, Brot, aber auch an Menschen.

Auch die finnische Sage sang von einem entschwundenen goldenen Weltalter. In demselben lebten die Heroen des Volkes, die ursprünglich weltbildende Götter sind. Ihr größter, Wäinämöinen, der Sohn der „Urmutter" und des Himmelswindes, schafft die Welt aus einem Ei, das ein Adler brachte. Sein Gesang ruft auf der Erde Pflanzen, Thiere und Menschen hervor. Seine Geschichte ist der Hauptgegenstand des finnischen Epos, das aus einzelnen Liedern oder Runen (runot) zusammenwuchs, und ihm zur Seite stehen seine Brüder: der sinnreiche Feuerkünstler Ilmarinen, der finnische Hephästos und Wölund, und der tapfere Held Lemminkäinen. Die Helden gruppiren sich nach Geschlechtern, die unter sich in Fehde leben, entführen Jungfrauen, um welche Krieg entbrennt (wie um Helena) und vollführen allerlei märchenhafte Waffen- und Wunderthaten. Die namhafteste Dichtung der Finnen ist Kalewala, d. h. Heldenheimat, überaus reich in Erinnerungen an Homer und die Edda, aber doch mit unverkennbaren nordasiatischen Eigentümlichkeiten. Das Zeitmaß sind Trochäen in achtfüßigen, in der Mitte einen Ruhepunkt bietenden Versen mit Alliterationen und Paralle-

lismus. In der Hauptsache versetzen uns die finnischen Heldengedichte in eine ähnliche Stimmung wie die skandinavische Dichtung; das Riesenhafte und das Düstere, untermischt mit dem Naiven und Grotesken, herrscht dort wie hier vor. Das Schönste und Anziehendste sind die begeisterten Naturschilderungen; das meiste Gewicht wird jedoch auf Kulturthaten, menschenbeglückende Erfindungen und Einführungen gelegt. Den Abschluß findet das finnische Epos in dem Siege des Christentums, indem die Legende von der Geburt des Gottessohnes durch eine Jungfrau an die heidnische Mythe angepaßt wird und der alte Wäinämöinen vor dem neuen Weltherrscher sich ruhig zurückzieht.

Die den Finnen nächst verwandten Ehsten, deren Land, an der baltischen Küste südwärts vom finnischen Busen hinziehend, ursprünglich das jetzige Ehst- und Livland umfaßte, sind in ihrer Kulturthätigkeit weniger reich. Auch ihr Land ist felsen-, see- und waldreich und die Küste von Skären und Inseln besetzt. Charakter und Sprache der Bewohner sind denen der Finnen ähnlich, ebenso die Mythe und die Dichtung, auch der letztern Form. Der Hauptheld der zahlreichen ehstnischen Volkslieder ist Kalewi-Poeg, d. h. Sohn des Kalew (entsprechend dem finnischen Kalewa, d. h. Held), ein abenteuerreicher dortiger Herakles, nach dem eine Menge Hügel, Felsen, Bäche u. s. w. benannt sind. Wie auf die Finnen mehr die skandinavische, so wirkte auf die Ehsten mehr die deutsche, neben ihr aber auch die slawische und lettische Mythe und Legende, bis das Christentum der Deutschordensritter im elften Jahrhundert dem alten Glauben ein Ende machte. Der Ton der ehstnischen Lieder ist trübsinnig und voll Sehnsucht nach besserer Vergangenheit. Kalewala der Finnen nennt Schott einen frischen Frühlingsmorgen mit Silberwölkchen im blauen Äther, Kalewi-Poeg der Ehsten einen in bunter, zuweilen fantastischer Farbenmischung schillernden Herbstabend. Die ehstnische Dichtung ist märchenhaft und ähnelt in ihren Zügen auffallend dem deutschen Volksmärchen. Der Held spielt keck mit Sonne, Mond und Sternen, Himmel und Hölle und überwindet den Teufel, während unglückliche Liebe ihn zu Boden drückt.

B. Slawen.

Im Osten Europa's, von der Oder (zeitweise von der Elbe und Saale) bis zur Wolga und Kama und von der Newa bis südwärts über den Balkan haben sich die Slawen verbreitet; ihr eigentliches charakteristisches Gebiet aber ist die große Tiefebene zwischen der Ostsee, dem Schwarzen und Weißen Meer. Hier sind sie seit mindestens einem halben Jahrtausend vor Chr. zu finden unter den Namen Slowenen und Sorben. Zweifelhaft und bestritten ist seit Schafarik ihr Zu-

sammenfallen mit den alten Sarmaten, obschon das Wohngebiet dasselbe ist. Die Slawen haben ursprünglich auch die Letten umfaßt und mit den Germanen eine Abtheilung des großen arischen Völkerstammes gebildet, welche der ost-arischen (indo-persischen) Abtheilung näher stand als die hellenisch-römische und die keltische, daher auch sicherlich nach letzterer aus Asien nach Europa eingedrungen ist. Gewiß gehörte den Slawen auch ein Theil der verschiedenartigen Völker an, welche die Griechen Skythen nannten. Sowol Gesichtsbildung als Gemütsrichtung der Slawen beweisen schlagend einen Zusammenhang derselben durch vielfache Vermischung mit finnischen Völkern; denn gleich diesen zeigen sie niedere Stirnen, stumpfe Nasen, hervorstehende Backenknochen, kleine Augen, dünne Brauen und schwachen Bart, sowie eine Neigung zum Schwermütigen und Sehnsüchtigen, zum Verzichten auf Selbstthätigkeit und zum Vertrauen auf waltende und vorsorgende Obere. Grundzüge des slawischen Charakters sind daher die Liebe zur Familie, die Behaglichkeit in derselben und das familienähnliche Zusammenleben in ländlichen Gemeinden. Der Slawe trägt, nicht aus Knechtssinn, sondern aus innerm Bedürfniß, dem Familienvater und folgerichtig dem Gemeindehaupte, in weiteren staatlichen Gebilden daher auch dem Monarchen (seinem „Väterchen") ein unbedingtes kindliches Zutrauen entgegen. Er liebt weder das Leben in alleinstehenden Burgen oder Höfen, noch das in Städten, sondern nur das in seinen Dorfgenossenschaften, welche wieder durch Zusammenfassung zu Landschaftvereinen werden. Um diese Kreise bewegt sich Sang und Sage der Slawen, in denselben jubeln und weinen die slawischen Volkslieder. „Tiefes Gefühl für häusliches Glück und häuslichen Fleiß, dein Name ist Slawe", sagt der Dichter Kopitar. Die Bande der angeborenen Familie sind so stark bei den Slawen, daß der Sohn, wie die Tochter, inniger und dauernder an Eltern und Geschwistern hangen, als an der Gattin oder dem Gatten. Doch weiß die Volksdichtung auch von herzlicheren Banden zwischen Liebenden und Gatten und von zarter Auffassung dieser Verhältnisse zu singen.

Wie der Wohnsitz der weitaus meisten Slawen die Ebene ist, so herrscht auch in ihren volklichen Einrichtungen ein starker Hang zur Ausebnung der Verschiedenheiten. Städte und Burgen oder Höfe prägen sich eher zu scharf unterscheidbaren Einzelwesen aus, als die schon durch die Einerleiheit der Beschäftigung mit dem Ackerbau einander ähnlichen Landgemeinden. Daher haben die slawischen Sprachen Mangel an Mundarten und zeigen auf unermeßlichen Strecken eine und dieselbe Redeweise. Ebenso ist den Slawen das Kleinstaatentum fremd, soweit sie nicht durch Absonderung in entlegenen Gegenden und Trennung von den Stammverwandten dazu genötigt sind, ein eigenes Staatswesen zu bilden.

Die alte Religion der Slawen vor ihrer Bekehrung zum Christentum war ein Zweig des großen indogermanischen Glaubensbaumes und zeigt nähere Verwandtschaft einerseits mit der arischen Gruppe in Indien und Eran und anderseits mit der germanischen und selbst mit der italischen Göttersage, als mit der Mythe der Griechen, obschon auch diese mittelbar mit jener zusammenhängt. Auch den Slawen ist das Licht das Grundwesen und daher dessen Äußerungen und Gestalten, besonders Feuer und Sonne, besonders heilig. An Indien erinnern namentlich vielfache (mehrköpfige) Götterbilder, an Eran ein ethischer Dualismus, dem jedoch zur vollständigen Durchführung ein Religionsstifter fehlte. Auch hier steht ein höchster Gott als der Himmlische, als Vater über der großen Menge untergeordneter Wesen, Perun oder Perkun. Er ist bald männlich, bald weiblich, steht auch in verschiedenen Lebensaltern, bald hat er als Gattin die Mutter Erde zur Seite, welche den fast bei allen indogermanischen Völkern in der Wurzel ähnlichen Namen Dewana führt. Auch verzweigt er sich in das gute und das böse Urwesen, Biel-bogi und Tscherno-bogi, d. h. den weißen Gott und den schwarzen Gott, ersteres als belebender Himmel, letzteres als zerstörender Blitz; denn das Gute war auch hier ursprünglich das Helle, wie das Böse das Dunkle, und die sittlichen Begriffe erstanden allmälig aus den natürlichen. Beide Gestalten sind von Heeren guter und böser Geister umgeben, die auch je nach ihrem Charakter als Thiere auftreten. Dewana ist zugleich Lebens- und Todesgöttin, weil die Erde ja die Wiege und das Grab alles Lebens ist.

Die untergeordneten Gottheiten sind theils Zertheilungen der Hauptgötter, theils persönlich gedachte Naturerscheinungen. Sonne und Mond sind Gatten und die Sterne ihre Kinder, oder Brautleute, wo dann der Liebende die Geliebte, die ihm untreu war, zerhieb, so daß sie halb erscheint. Die Milchstraße ist der Weg, den die Seelen in die andere Welt wandeln. Triglaw bei den Pommern hat drei, Swantowit auf Rügen vier Köpfe (jene bedeuten Himmel, Erde und Unterwelt, diese die vier Weltgegenden). Den germanischen Walküren entsprechen die sorbischen Wilen, die Lithauer haben eine Pestjungfrau und viele Slawen theilen den entsetzlichen Glauben an die als Vampire aus den Gräbern steigenden und Blut saugenden Todten. Die Verstorbenen sind aber auch Gegenstand der Verehrung wie bei den Chinesen und Italern; ihr Bild ist die Schlange. Der Gründer der Familie lebt als Hausgeist, Domovoy, in derselben fort, und zwar im Feuer des Hausherdes. Den Ahnen opferte man im Frühling auf ihren Gräbern Speise und Trank, und die Todten überhaupt ehrte man jährlich einmal auf dem Leichenfelde durch ein Mal, zu dem man sie einlud. Dieselben werden nach slawischem Glauben in Thiere und Pflanzen, Wolken, Bäume oder überhaupt in Naturgeister verwandelt. Solche leben als Kobolde, Nymphen,

Nixen, in Bergen, Wäldern und Gewässern aller Art, — kurz die ganze Natur ist beseelt. Der Naturfeste gibt es eine Menge. Im Frühling treibt man den Winter als Strohmann aus und verbrennt ihn, worauf man den Maibaum aufpflanzt; auch kämpfen zwei Bursche als Winter und Lenz miteinander. Farbige Eier, die man schon in alter Zeit sich schenkte, haben sich am christlichen Osterfest erhalten. An den Sonnenwenden springt man durch das reinigende Feuer. Die Ernte feiert man mit Gesang und Tanz und dankt den Feldgeistern für ihren Segen. Die Götter verehrte man auf Höhen und in Hainen und opferte ihnen Blumen und Früchte, auch Thiere und Kriegsgefangene vor oder nach der Schlacht. In Lithauen opferte sich der Oberpriester in hohem Alter selbst durch den Feuertod. Wer vom Blitz erschlagen wurde, den nahmen die Götter zu sich. Die Götterbilder der heidnischen Slawen waren roh; doch wurden oft griechische (byzantinische) Künstler zur Fertigung solcher berufen. Eine Tempelbaukunst fand erst durch das Christentum aus Byzanz Eingang.

Das selbständigste Schaffen der alten Slawen war die Dichtkunst. Ihr vorherrschender Ton ist wie bei den finnischen Völkern die Wehmut, ihre Grundform wie dort meist vierfüßige Trochäen. Sie ist vorwiegend lyrisch und besingt in ergreifender, zarter und ernster Weise die Natur, die Liebe und die Tapferkeit. Die Göttersage tritt wenig hervor; gerade deshalb aber erhielt sich das slawische Volkslied auch nach dem Siege des Christentums, und vielfach vermischten sich heidnische und christliche Vorstellungen. So besitzen denn die Russen, Polen, Tschechen, Wenden, Serben und Letten einen reichen Schatz der Volksdichtung, der in den wunderbar ergreifendsten Tönen den Leser und Hörer zu berücken versteht*).

Die einzelnen slawischen Stämme haben, wenn auch kein eigentliches Epos, doch ihre Nationalhelden, die in einzelnen Sagen und Liedern gefeiert werden. Der ländlichen Grundlage des slawischen Volkstums gemäß ist der Held in der Regel von bäuerlicher Abkunft, ein riesiger und fabelhaft tapferer, aber ungemein gemütlicher und menschenfreundlicher Haudegen. Bei den Russen ist es Ilja, eine Verschmelzung des Himmelsgottes Perun mit dem auf feurigem Wagen gen Himmel fahrenden Profeten Elia, an dem auch noch in christlicher Zeit die Götterkennzeichen in Menge haften. Unter Wladimir dem Großen spielt er die Rolle eines russischen Cid im Kampfe gegen die Mongolen. Daneben feiert auch das Märchen dieselben Helden, so daß Ilja mit Riesen ähnliche Abenteuer erlebt wie Thor. Auch kämpft Ilja unerkannt mit seinem Sohn, wie Rustem und Hildebrand.

Weit vollendeter als die russische ist die serbische Heldendichtung;

---

*) Näheres s. Carriere, die Kunst, III. 2. S. 19 ff.

sie ist wahrhaft von griechischem Geiste durchweht und durchaus episch; aber der mythische Gehalt ist verloren und die Helden gehören durchaus den geschichtlichen Kämpfen gegen die Türken an, wenn auch altertümliche Bestandtheile nicht zu verkennen sind. Marko Kraljewitsch (der Königssohn) ist der volkstümliche Hauptheld. Diese herrlichen Gesänge allein beweisen die Lebens- und Freiheitfähigkeit des wegen unglücklicher Kämpfe gegen die Übermacht asiatischer Barbaren von der erfolganbetenden Meute mit gewohnter Humanität verhöhnten Serbenvolkes. Dem lächerlichen Gespenste des Panslawismus wird durch die Thatsache der scharfen, lebendigen Eigentümlichkeit sämmtlicher slawischen Stämme in ihrer Dichtkunst und durch den daraus sprechenden milden und friedlichen Sinn der slawischen Völker gründlich die Larve abgerissen und die angebliche Notwendigkeit ihrer Unterdrückung durch die mongolischen Horden der Türken und Magyaren als das blosgestellt, was sie ist: Fälschung der öffentlichen Meinung.

Zweiter Abschnitt.

Die Westeuropäer.

A. Iberer.

Es gab eine Zeit, da noch kein arischer Fuß Europa betreten hatte und nicht unwahrscheinlich die Finnen diesen Erdtheil mit den Iberern theilten, welche Letzteren (Bd. I. S. 17) ihn mit Afrika zu verknüpfen scheinen wie die Finnen mit Asien. Die Grenze zwischen beiden Völkerstämmen dürfte etwa am Rhein gelegen haben. Die Iberer sind noch immer ein Rätsel in der Völkerkunde. Unbestritten der mittelländischen Rasse angehörend, sprechen ihre unzweifelhaften Nachkommen, die Basken, eine Sprache, welche mit keiner andern der Erde Verwandtschaft zeigt. Zu der Zeit, da die Römer ihren Siegeslauf in Westeuropa begannen, waren die Iberer bereits längst durch die Kelten zurückgedrängt und besaßen nur noch Hispanien und Gallien südwestlich von der Garumna, ja auch dies nicht allein, sondern gemeinsam mit dem Mischvolke der Keltiberer. Näheres über die Kultur der Iberer ist nicht bekannt; Großes kann sie nicht geleistet haben, sonst wäre sie nicht so spurlos verschwunden; auch war einer höhern Entwickelung der gliederlose, an Afrika erinnernde Bau der iberischen Halbinsel höchst ungünstig. Doch muß die Kultur dieses Stammes nicht ganz unbedeutend gewesen sein, da die Basken anscheinend alte Volkslieder besitzen, die zum Theil Kämpfe mit den Römern in wehmütigem Tone besingen.

B. Kelten.

Es scheint, daß die Kelten die ersten Arier waren, welche Europa betraten, dessen nordwestliche Gaue sie zu ihren Wohnsitzen wählten. Die Bronzezeit (Bd. I. S. 31) dürfte die Zeit ihrer Einwanderung gewesen sein. Die Phöniker trafen sie um 1000 vor Chr. an der gallischen Mittelmeerküste. Ihre größte Verbreitung hatten sie etwa 400 bis 300 vor Chr., wo sie, außer den in Hispanien und Südgallien hausenden Keltiberern, Gallien, Norditalien, die Donauländer, Südgermanien und die britischen Inseln bewohnten. Ja nach Alexanders des Großen Tode (Bd. II. S. 290) unternahmen sie eine Rückwanderung nach Vorderasien und bevölkerten Galatien, wo sie mit der Zeit unter den asiatischen Griechen verschwanden. Die oberitalischen Kelten wurden später zu Italienern, diejenigen nördlich der Alpen zu Deutschen, und als Cäsar Gallien eroberte, gehörte den Kelten nur noch Gallien nördlich der Garumna und Britannien. Zu ihnen wurden auch die Belgen zwischen Seine und Rhein gerechnet, die jedoch ein keltisch-germanisches Mischvolk zu sein scheinen, was auch von den Helvetiern im ebenern Theile der heutigen Schweiz gelten dürfte. Übrigens sind die Grenzen zwischen Kelten und Germanen unbestimmt, und die Schriftsteller der Alten, welche über den Unterschied zwischen beiden Völkerstämmen keine klaren Begriffe hatten, gewähren in dieser Frage keinen sichern Anhaltspunkt. Eine eigentümliche nationale Kultur indessen, was für uns allein von Bedeutung ist, findet sich ausschließlich bei den gallischen und den britischen Kelten, und sie ist ebenso selbständig und eigenartig, wie die Kelten überhaupt unter den Indogermanen eine abgesonderte Stellung einnehmen und in ihrer Sprache von den übrigen Stammverwandten weiter entfernt sind, als irgend welche der Letzteren unter sich. Das Keltische ist dem Sanskrit fremder als irgend eine andere arische Sprache. Ob die Kelten schon von den seefahrenden Phönikern höhere Kultur erhalten und welche Art einer solchen, ist ungewiß; sicher gewannen sie solche durch die um 600 vor Chr. in Massilia sich niederlassenden Phokaier. Gallien blieb überhaupt der Kern des keltischen Lebens; von hier aus gingen der Wanderzüge eine Menge, begünstigt durch die mittlere Lage des Landes zwischen anderen von dort aus leicht zu erreichenden solchen; aber in keinem derselben, das abgelegene Britannien ausgenommen, wurden sie auf längere Dauer einheimisch oder Träger einer eigentümlichen Kultur.

Die alten Kelten werden in ihrem Aussehen den Germanen ähnlich geschildert, blondhaarig und blauaugig, groß und stark, daher auch beide Völkerstämme vielfach verwechselt wurden. Sie waren in älteren Zeiten Nomaden und lagerten mit ihren Schweineheerden unter Eichen.

Zu ihnen gehörten wol die Bewohner der meisten Pfahlbauten (s. Bd. I. S. 43). Zugleich befuhren die an den Küsten Niedergelassenen das Meer, während die Bewohner des innern Landes Kriegszüge unternahmen. Unter Anführung ihrer Brenne setzten sie den Fuß auf Roms Nacken, wie sie hundert Jahre später die Nachfolger Alexanders zittern machten. Als Söldner dienten sie den Karthagern, den Ptolemaiern, Seleukiden u. s. w. Erst in späterer Zeit lernten sie auch den Ackerbau üben. Als ihre hauptsächlichen Fertigkeiten schildern die Alten die Tapferkeit im Kriege und die Gewandtheit in der Rede. Auch prunkten sie gerne mit Helmschmuck, prächtigen Schwertern und edelmetallenen Halsketten und Armringen. Ihr Verhältniß zu den Frauen scheint das überschwenglich bewundernde, aber wenig dauerhafte und innige gewesen zu sein, wie es sich in der neuern Zeit von Frankreich her als „Galanterie" über Europa verbreitete. Als Kleidung der Kelten erschienen den südeuropäischen Völkern die Hose (bracca) und der Kriegsmantel (sagum) höchst fremdartig. In der Sprache unterscheiden sich die Kelten namentlich als gallische von den britischen und unter den Letzteren wieder die südlichen Kymren von den nördlichen Gadhelen oder Kaledoniern und von den Hiberniern im grünen Erin, deren Vermischung mit Iberern nicht ganz unwahrscheinlich ist (Tac. Agr. 11). In der Folge, seit der römischen Herrschaft, sind die gallischen Kelten in Folge der leichten Zugänglichkeit ihres Landes, namentlich von der Mittelmeerküste aus, romanisirt und darauf mit germanischen Franken, Burgunden und Goten vermischt worden, haben aber als Franzosen dennoch die sprechendsten Züge der Kelten beibehalten. Die britischen Kelten erwiesen sich zäher, was ihre Vertheilung auf Inseln und abgesonderten Gliedern solcher begünstigte. Soweit sie nicht gewaltsam durch Angelsachsen und Normannen germanisirt wurden, bewahrten sie in Irland, Hochschottland, Wales und der Bretagne (Klein-Britannien, wohin sie eingewandert) ihre keltische Sprache (die nur in Cornwales untergegangen) und deren Dichtung bis auf den heutigen Tag, gehen jedoch der langsamen, vereinzelten Stämmen unausbleiblichen Aufsaugung durch die Sieger entgegen.

Die Religion der Kelten war in durchgreifender Verlebendigung und Vergötterung der Natur den Glaubensformen der übrigen indogermanischen Völker nahe verwandt. Am nächsten steht sie der germanischen. Der wahrscheinlich in ältester Zeit oberste Gott, Taran oder Tarran (germ. Thor), der Donnerer, war später vor dem mehr geistigen Himmelsgott Teutates (germ. Odin) zurückgetreten; als Dritter kam zu Beiden Hesus der Kriegsgott, weiter der Sonnenlenker Belen u. s. w. Als Mittelgeisterwesen zwischen Göttern und Menschen walteten Dämonen, die Feen und Elfen, Letztere namentlich bei den Briten, Verbildlichungen des Lebens und Webens in der Luft, in den

Gewässern und in der Pflanzenwelt, die im Mondenschein auf Fluren und in Wäldern tanzen und großen Einfluß auf das Geschick der Menschen üben. Meist erscheinen sie von ewiger Jugend, Schönheit und Zartheit, sanft und wolwollend, oft aber auch koboldartig und neckisch oder gar boshaft und tückisch.

Ganz eigentümlich unter allen Europäern ist den Kelten ein abgeschlossener Priesterstand. Ob sie damit indische Einrichtungen beibehalten, welche die anderen Stammverwandten aufgegeben, oder durch die Phöniker mit asiatischen Sitten bekannt geworden, ist ungewiß. Die Druiden, nach den Eichen (δρυς) benannt, unter denen sie opferten und mit deren Laub sie sich bekränzten, bildeten einen abgeschlossenen Stand, mit Geheimlehren und Geheimdiensten. Neben der von den Schriftkundigen unter dem übrigen Volke gebrauchten griechischen Schrift bedienten sie sich besonderer Zeichen (Runen). Sie theilten sich in drei Abtheilungen: Senanen oder eigentliche Priester, zugleich höhere Lehrer und Richter, dann Eubuten (Wahrsager) und endlich Barden (Dichter oder Sänger). An ihrer Spitze stand ein Oberpriester; eine jährliche Versammlung vereinte sie im Lande der Karnuten (Chartres). Eine Kaste bildeten sie nicht, sondern der Eintritt in den Stand war jedem freien Kelten offen; nur mußte der Bewerber eine lange, oft über zwanzig Jahre dauernde Lehr- und Probezeit durchmachen. Die Eubuten waren Astronomen, Ärzte, Zauberer, Vogel- und Eingeweideschauer, ähnlich den italischen Auguren und Haruspicen. Eine heilige Handlung derselben war das Abschneiden der heiligen Mistel und ihr Auffangen mit weißem Tuche, damit sie die Erde nicht berührte. Auch Frauen der Druiden und Dienerinnen derselben wirkten im Götterdienste mit. In christlicher Zeit ging Manches von ihrem Wesen auf die angeblichen Hexen über. Von den Lehren der Druiden ist wenig bekannt. Sie handelten in dreifach gegliederten Versen (Triaden) von der Schöpfung der Welt als eines riesigen Thieres aus der Urnacht, von ihrem Emporsteigen zum Lichte, von der Unsterblichkeit der Seele und ihrem Fortschritte zu himmlischer Vollendung. Die Opfer waren zahlreich und blutig und verschonten auch Menschen nicht, welche in Götterbilder aus Weidengeflecht gesteckt und verbrannt wurden; die Betroffenen waren Verbrecher, Kriegsgefangene, in deren Ermangelung auch Unschuldige oder sich selbst darbietende Fanatiker. Sklaven und Hausthiere wurden mit den Todten verbrannt. Mit dem Kulte der Druiden haben jedoch die Dolmen, Menhirs und Kromlechs (Bd. I. S. 32) nichts zu thun; sie gehören entschieden vorkeltischer Zeit an.

Nach den Druiden kam im Range der kriegerische Adel, welcher in einer Art aristokratischer Republiken die einzelnen, gegenseitig von einander völlig unabhängigen Stämme beherrschte. Auf den britischen Inseln hießen (und heißen noch) die Stämme Klans und standen unter

Häuptlingen; sie hatten eigene Lieder und Abzeichen, und die Klangenossen verließen einander im Kampfe niemals. Unter ihnen galt die Blutrache. An der Spitze jedes Volkes stand ein von den Häuptlingen beratener König; über wichtige Angelegenheiten entschied die Volksversammlung. Nach dem Untergange der keltischen Selbständigkeit in Britannien und dem Siege des Kreuzes über die Druiden waren in denjenigen Theilen, die wenigstens ihre Sprache bewahrt hatten, die Barden die Träger des Volkstums, und wurden auch von ihren Stammesgenossen als unverletzlich geehrt und mit Land und Gaben beschenkt.

Die Barden pflanzten in Schulen, deren vorzüglichste auf der Insel Mona (Anglesey) war, ihre Kunst fort, die daher bis in die neuere Zeit herab lebte und gedieh und reich an Dichtungen aller Art ist, vorzüglich an Opfer- und Schlachtgebeten, Kriegsgesängen, Todtenklagen, Sittensprüchen u. s. w. Es waltet in ihr ein kräftiger, trotziger, aber durch bittere Klagen über die verlorene Freiheit getrübter Ton. Die Zeitmaße sind schwerklingend und reich an Reimen, deren oft die nämlichen eine ganze Strophe hindurch forttönen. Der Reim (kelt. rhim) ist überhaupt, unabhängig von dem chinesischen und arabischen, eine Erfindung der Kelten und von ihnen auf das spätere Lateinische und die Völker des neuern Europa übergegangen. Die Helden der epischen Dichtung des Bardentums sind die Könige, welche sich gegen die Fremdherrschaft tapfer wehrten, wie Cymbelin und Artur (Artus) und große Barden wie Taliesin, sowie der Zauberer und Profet Merlin, in dem sich die Mythen der Briten vereint in vaterländischem Geiste zuspitzen.

Das Bardentum von Wales erlebte zwei Blüteperioden, die erste im sechsten, die zweite, gleichzeitig mit den Troubadours und Minnesängern, im zwölften Jahrhundert, wo die letzten Kämpfe gegen die Normannen, wie früher gegen die Angelsachsen ausgefochten wurden. Nach dem Unterliegen von Wales unter Englands Scepter trat an die Stelle der kriegerischen Begeisterung die Liebe und das häusliche Glück als Gegenstand der Dichtung; doch ging damit auch eine überschwenglich allegorische Ausdrucksweise Hand in Hand. Der walesischen Volksdichtung ähnlich ist die stammverwandte bretonische, wo auch Artur, als eigentlich volkstümlicher Held aber Morwan der Brite (lez Breiz) gefeiert wird.

Gleich dem kleinen Wales, aber dasselbe an Reichtum der Erzeugnisse nicht erreichend, hatten auch Hochschottland und Irland ihre unter sich in engem Zusammenhange stehende Volksdichtung. Die sagenhafte Überlieferung nennt als größten Sänger Erins, dessen Werke aber auch das Eigentum der stammverwandten „Hochländer“ wurden, Oisin (Ossian), den Sohn des Königs Fin oder des gaelischen

Fin (Fingal) (um 300 nach Chr.), des Führers der Fenier oder Finier, deren Name in unserer Zeit neue politische Bedeutung erhalten hat. Mehrere der Oisins Namen tragenden Heldenlieder hat im achtzehnten Jahrhundert bekanntlich Macpherson englisch zu größeren epischen Gedichten umgearbeitet, welche eine trügerische Entstellung ächter gaelischer Volksdichtung sind und zur Zeit der erwachenden Natur-Schwärmerei und Seelen-Empfindsamkeit mit dem Heldengetöse der irischen Schlachtfelder und den nebelhaften Mondscheinfantasien dortiger Landschaftbilder große Einwirkung auf die empfänglicheren Gemüter jener Zeit übten. Daß dies geschah, ist eben ein Zeichen der Zeit; nur eine empfindsame, aus lauter Naturliebe naturwidrige Dichtung konnte solche Wirkung erzielen; die ursprünglichen gaelischen Lieder waren weit entfernt von Sentimentalität und zeichneten klar und treu die Empfindungen eines tapfer für seine Freiheit kämpfenden Volkes und die Gefühle wirklicher Menschen von Fleisch und Blut, die keine „ossianischen Schatten" sind. Merkwürdig ist der Sagenkreis von Oisins zweihundertjährigem Schlummer, bis er um 500 wieder erwacht und gegen den christlichen Apostel Patrik für sein bedrohtes Keltentum ankämpft. Es war jedoch ein fruchtloser „Kulturkampf", den die beiden typischen Personen fochten, und wie schon früher die gallischen, unterlagen auch die britischen Kelten nicht nur dem Kreuze, sondern sandten schon im sechsten Jahrhundert aus ihrer Mitte die wirksamsten Apostel der Lehre des Nazareners nach Gegenden, die dessen Heimat weit näher liegen, ja bis in die entlegensten Thäler im Schoße der Alpen, wo das Keltentum indessen längst germanischer Kraft erlegen war.

Dritter Abschnitt.

Die Germanen.

A. Land und Volk.

Die nord- und westeuropäischen Völker, auf deren vorchristliche Zustände und Leistungen wir bisher unsere Blicke geworfen, waren im Ganzen passiven Charakters, und wenn auch die Slawen und Kelten einige Raub- und Kriegszüge unternahmen, so haben sie doch, so wenig wie die Finnen und Iberer, irgendwie zur Bildung neuer oder Ausdehnung älterer Kulturkreise mitgewirkt. Sie blieben mit ihrem Dichten und Trachten auf sich selbst beschränkt; ja dasselbe mußte sogar vor der Macht neuer und ihnen fremder Ideen immer weiter zurückweichen

und ihr höchstes Gut, ihre Volksdichtung, sich der erobernden Macht anbequemen und sich von ihr den Ton angeben lassen. So sind die Slawen größtentheils von der Kultur eines erstarrten Griechentums, dem Byzantinismus aufgesogen worden, während sich ein Theil von ihnen (Polen, Tschechen und Wenden) der Kirche Roms beugte. Die letztere war es denn auch, welche die Kelten und Basken in ihren Schos aufnahm und nach längerm Kampfe die Letten und Finnen bekehrte. Anders verhält es sich mit den Germanen. Allerdings verloren auch sie durch Roms geistliche Eroberungen ihren alten Glauben, doch nicht ohne manigfache, ja sogar sehr ausgedehnte Reste desselben zu bewahren. Dabei beugten sie sich der Kirche niemals vollständig, so wenig wie früher dem kaiserlichen Rom, ja sie wurden einige Zeit sogar die Herren und Gebieter der Primaten Roms und waren wieder die Ersten, welche der Kirche den Fehdehandschuh hinwarfen, als sie ihren wahren Beruf vergaß. Die Germanen allein sind es, welche im Bewußtsein ihrer Kraft eine Kulturform geschaffen haben, welche für den größten Theil Europa's maßgebend geworden ist; sie thaten dies allerdings mit Hilfe des kirchlichen Christentums; dafür aber hat letzteres für West- und Mitteleuropa und einen Theil des Nordens seinen griechisch-jüdischen Charakter durchaus verloren und einen germanischen solchen angenommen, dessen Grundzug sich in der Verschwisterung der christlichen Hierarchie mit dem germanischen Feudalstaate ausprägte. Das Bezeichnendste an dieser Verknüpfung ist aber, daß bei derselben der germanische Antheil es war, der mit der Zeit gewann, und der römische derjenige, der verlor. Denn während das germanische Lehnswesen verknöcherte und sich so in die christliche Herrschaft hineinlebte, daß es mit ihr stand und fiel, erhoben sich dagegen deutsches Städtewesen und deutsche Wissenschaft zu solcher Höhe, daß sie den Bund der Kirche und des Adels brechen und an seiner Stelle ein wissenschaftlich gebildetes Bürgertum zur maßgebenden Macht in der Kulturgeschichte erheben konnten.

Kein europäischer Hauptstamm hat ursprünglich ein so kleines Gebiet, keiner später ein so großes besessen wie die Germanen. Während vor dem Zuge der Kimbern und Teutonen der Rhein die Ost- und der Main mit dem Erzgebirge die Nordgrenze keltischer oder doch dafür geltender Stämme bildeten und im Osten der Oder die Slawen hausten, die später sogar zur Elbe und Saale und zum Böhmerwalde vordrangen, gehörte den Germanen in Deutschland nichts als das Viereck zwischen dem Rhein, dem Main und der angegebenen schwankenden Ostgrenze, und auch weiterhin nur die kimbrische Halbinsel mit den zugehörigen Inseln und der äußerste Süden Skandinaviens, dessen übriger Theil von Finnen und Lappen bewohnt war, wie großentheils noch jetzt.

Die Züge der Kimbern und Teutonen erweiterten die Grenzen

deutschen Landes südwärts bis an den Schwarzwald und die Donau und an manchen Orten auch westwärts über den Rhein, wo indessen erst der Zusammenbruch des römischen Reiches den Germanen den Weg weiter bahnte, und zwar nicht nur über den Rhein, sondern über alle europäischen Länder westlich vom adriatischen Meere, ja zeitweise sogar über einen Theil Nordafrika's! In diesem ganzen weiten Gebiete, in Germanien, Gallien, Italien, Hispanien und den britischen Inseln, sowie in den skandinavischen Ländern wurde in Folge dessen das von germanischem Geiste getränkte Christentum die Grundlage des Lebens der aus den manigfaltigsten Völkern gemischten Bewohner in Beziehung auf das gesellige Leben, wie auf Recht und Staat, Kirche und Glauben, Kunst und Wissenschaft.

Wir haben es indessen hier nur mit den Zuständen der Germanen in ihrer eigentlichen Heimat, in Deutschland und Süd-Skandinavien zu thun, d. h. in den Ländern, in welchen ihre älteste bekannte, ihre eigentümliche, durch keine fremden Einwirkungen veränderte Kultur ihre Heimat hat. Es ist allerdings ein Gebiet ohne feste Grenzen, indem sich die heidnisch-germanische Kultur vielfach mit der keltischen, slawischen und finnischen und in späterer Zeit auch mit der römischen berührt und gegenseitige Entlehnungen, namentlich in Sachen des Glaubens stattgefunden haben; doch kann im Ganzen mit Fug und Recht Deutschland mit der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, dem südlichen Schweden und Norwegen, sammt dessen Kolonien auf den Faröern und Island, als Reich der eigentümlich germanischen Kultur vor Verchristlichung derselben betrachtet werden.

Ein Bewußtsein der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit gab es, wie überhaupt im Altertum, so auch unter den altgermanischen Stämmen nicht; sie machten ebenso oft mit Nachbaren fremden Stammes, wie Slawen oder Kelten, gemeinsame Sache, als sie sich unter einander selbst bekämpften, in Folge dessen sie auch vielfach mit anderen Stämmen zusammengeworfen wurden. Es gibt daher auch keinen andern Maßstab der germanischen Angehörigkeit bei Völkern und Stämmen des Altertums, als die Thatsache des Gebrauches germanischer Sprache bei ihren erweisbaren Nachkommen. Woher der Name der „Germanen" komme, von wem und wie weit er, außer von Griechen und Römern, als Volksname gebraucht wurde, ist ungewiß. Wahrscheinlich ist es ein alter Volks- und Mannsname, wie er ja auch bei einem Geschlechte der (stammverwandten) alten Perser (Bd. I. S. 547), in der eranischen Landschaft Kerman, in den Namen Armin, Irmin, Germann, Hermann u. s. w. erscheint*). Auch ist es ungewiß, wie alt der Name „Deutsch"

*) Das lat. Germani (Brüder), „Ger-Mannen" (Speermänner) und das kelt. garmwyn (Schreier) sind künstliche und erzwungene Ableitungen.

als Bezeichnung eines Theiles, und zwar des südlichen, der Germanen ist, während fest steht, daß er „Volk“ (gotisch thiuda, altnord. tuydske, althochd. diot, mittelhochd. diet) bedeutet; zuerst wol erscheint er im Volksnamen der Teutonen.

Wie die Germanen unter den indogermanischen Völkerstämmen die nächsten Verwandten der Slawen (und Letten) sind, so haben sie auch mit diesen das Glück gemein, daß sie von der römischen Herrschaft frei blieben, — wenigstens der Mehrheit nach. Sie waren, was bei den Slawen nicht der Fall, den römischen Grenzen so nahe, daß ein vollkommener Widerstand gegen die Übermacht der Weltherrschaft nicht möglich war. Der Widerstand war aber immerhin, und zwar hauptsächlich durch des Cheruskers Armin Verdienst, ein so weit ausgedehnter und kräftiger, daß durch denselben die germanische Eigenart dem Schicksale der keltischen entging, in entlegene Winkel zurückgedrängt zu werden und nach und nach zu Grunde zu gehen; denn im Falle einer Eroberung Germaniens durch die Römer wäre auch hier, wie in Gallien und Hispanien, eine romanische Sprache entstanden und die herrschende geworden.

Aus dem Altertum, d. h. aus der Zeit vor der vorzugsweise so genannten „Völkerwanderung“, besitzen wir fast nur Berichte über Deutschland, wenige über die Zustände Skandinaviens, welches die Römer für eine Insel hielten, dessen Bewohner, die Suionen (Schweden) aber Tacitus (Germ. 44) als gewandte Seefahrer kannte. Ohne Zweifel war Deutschland das ältere Kulturland und wurde Skandinavien erst später nach und nach den Finnen abgenommen, bei welcher Gelegenheit Letztere von den Germanen höhere Gesittung empfingen.

Jeder der vielen Stämme, welche Deutschland bewohnten, und welche in sehr verschiedener Weise eingetheilt und über das Land vertheilt werden, lebte für sich vollkommen unabhängig; doch gab es auch mehrere Bünde, welche kleinere Völkerschaften zu Schutz und Trutz vereinigten.

Die alten Deutschen waren hoch gewachsen und stark an Gliedern, blauaugig und rötlich-blond an Haaren. Weiten Rufes war ihre Tapferkeit und ihr wildes Anstürmen im Kampfe, in den sie nur leicht gekleidet, mit Frame und Schild bewaffnet, zogen. Letztere beide Wehrstücke erhielt der Jüngling, wenn er vor der Volksgemeinde wehrhaft gemacht wurde. Die Tapfersten erhielten den Oberbefehl. Eine Schattenseite des Charakters war die Neigung zum Trunke und zum Spiele; Lieblingsgetränk war schon früh das Bier, das man in wilden Gelagen aus Hörnern trank, wobei auch Staatsgeschäfte abgemacht wurden. Vergnügungen waren ferner Tänze nackter Jünglinge zwischen aufgesteckten Schwertern und Speeren. Tugenden des Volkes waren die Gastfreundschaft, die Abwesenheit von List und Trug, sowie von Wucher (Tac. Germ. 22. 26)

und die Keuschheit im geschlechtlichen Umgange. Die Achtung vor den Frauen war, allerdings mit Ausnahmen, im Ganzen so hoch, daß sie den Römern auffiel. Nach Tacitus (Germ. 8) sahen die Deutschen in der Frau etwas Heiliges, Vorahnendes, achteten ihres Rates und horchten ihrem Ausspruche. Vor der Ehe war Preisgebung ganz unerhört, obschon erstere sehr spät eingegangen wurde. So war auch der Ehebruch höchst selten und erfuhr die schimpflichste Strafe; beide Fehlbare zu tödten war des Beleidigten volles Recht. Wie in Indien, rechneten es sich die Frauen oft zur Pflicht, dem Gatten in den Tod zu folgen. Der Bräutigam brachte der Braut als Brautschatz ein Rindergespann und ein aufgezäumtes Roß, sowie Schwert, Schild und Frame; diese Waffen wurden auf Kinder und weitere Nachkommen vererbt. Viele Kinder zu haben war große Ehre. Doch wurden mißgestaltete Kinder, ähnlich wie in Sparta, in Sümpfen erstickt. Frauen folgten nicht selten den Männern in den Krieg und hielten ihren Mut durch Zurufe aufrecht.

Die Beschäftigung der alten Deutschen im Frieden bestand vorzugsweise in Viehzucht und Jagd. Ackerbau war, wenn auch schon früh, doch lange nur in geringem Maße betrieben. Die Ansiedelungen waren vereinzelt, in Höfen oder zerstreuten Dörfern; zusammenhängende Orte oder gar Städte kannten die Deutschen nicht. Die Häuser waren von Holz und Lehm; ungeheure Wälder umgaben und trennten die Wohnplätze. Denn das Land war im Großen und Ganzen unwirtlich und bot nicht soviel an Erzeugnissen dar, um allen Bewohnern bei ihrem Hange, ungestört für sich und ihre Familie auf dem heimischen Grund und Boden zu leben, hinlängliche Nahrung zu gewähren. Aus diesem Grunde erhielt sich bei den Germanen länger als bei irgend welchen andern Völkern mittelländischer Rasse der Wandertrieb und die Neigung, das zum sorgenlosen Dasein in der Heimat Fehlende anderwärts aufzusuchen; denn Freunde der Arbeit waren die alten Deutschen nicht und ihnen war schlechterdings unbegreiflich, wie man sich für das armselige Dasein abmühen mochte. Dazu kam noch, daß der Landbesitz nicht den Einzelnen gehörte, sondern von Seite der Gemeinde an dieselben vertheilt wurde, und zwar mit jährlichem Wechsel zwischen den einzelnen Familien, je nach deren Rang und Stärke (Caes. bell. Gall. VI. 21 ff.; Tac. Germ. 26). Die Bevölkerung war daher, da stets Auswanderungen stattfanden, sehr dünn.

Die Arbeitscheu der alten Deutschen machte, wie bei Hellenen und Italern, den Bestand der Sklaverei notwendig. Das ganze Volk schied sich daher in Freie und Unfreie, von denen die Letzteren weit zahlreicher waren, und jeder der beiden Stände zerfiel wieder in eine dem andern sich nähernde und eine den reinen Charakter desselben ausdrückende Abtheilung, nämlich die Freien in Edelfreie, Edelinge

(nobiles) und Gemeinfreie (ingenui, liberi im engern Sinne), die Unfreien aber in zins- und dienstpflichtige Hörige (liti) und in leibeigene Schalke (servi). Die Letzteren waren ursprünglich aus Kriegsgefangenen gebildet und nicht höher geachtet als Thiere oder Sachen, so daß es kein Unrecht war, sie zu mißhandeln oder gar zu tödten. Die Hörigen waren an die ihnen zur Bebauung übertragene Scholle gebunden, von welcher sie eine Abgabe (Feod) zahlten, und konnten nur mit dem Gute verkauft werden. Waffen tragen und in den Volksversammlungen erscheinen durften nur die Freien; sie waren das eigentliche Volk. Die noch über ihnen stehenden Edelinge hatten das Vorrecht, daß ihnen ein nach dem Rechte der Erstgeburt vererbbares Grundstück (Allod, Odal) übertragen werden konnte. Jeder obere der vier Volkstheile rekrutirte sich aus dem nächstfolgenden untern durch Standeserhöhung. Die Nachkommen von freigelassenen Liten erhielten jedoch erst im dritten Geschlechte die Vorrechte der Freien. Die kleinste Vereinigung von Freien verschiedener Familien war die Ortsgemeinde oder Markgenossenschaft, deren Versammlung zum Gegenstande die gemeinsame Nutzung der Almeinde und Vertheilung der Gemeindeflur, sowie die hierauf bezüglichen Streitigkeiten und Vergehen zu ordnen hatte. Mehrere Marken bildeten das Gau (pagus), dessen Gemeinde das gemeinsame Recht ordnete und unter einem Grafen oder Richter stand. Die Gaue vereinigten sich wieder in Angelegenheiten von Krieg und Frieden, als den gemeinsamen des Volkes oder damaligen Staates, zu Landesgemeinden, welche den Herzog, als Anführer im Kriege wählten. Gau- und Landesgemeinden hatten überdies gemeinsame Angelegenheiten des Glaubens und Gottesdienstes zu besorgen. Nach diesen Abtheilungen waren auch die aus allen waffenfähigen Freien bestehenden Heere gebildet, und zwar in Abtheilungen nach der Zehnzahl. Nach Tacitus (Germ. 6) stellte jedes Gau hundert Mann. Die Schlachtordnung war der Keil. Verwandte blieben beisammen in denselben Heeresabtheilungen. Die Weiber und Kinder folgten dem Heere in Wagen, die man vor dem Kampfe in Burgen zusammenstellte.

Die Verfassung war somit eine Verschmelzung von Volksherrschaft und Fürstentum, dessen Vertreter, die Herzoge und Grafen, durch Wahl, und zwar ohne Zweifel aus dem obersten Stande, den Edelingen hervorgingen; gab es in einer Ortsgemeinde keinen solchen, so bekleidete ein Gemeinfreier die Vorsteherschaft oder das Richteramt derselben. Manche Völker, wol die zahlreicheren, hatten jedoch auch Könige, welche aus dem Adel gewählt und deren Würde wol oft nach und nach erblich wurde (Tac. Germ. 6. 25; Ann. XI. 16; Hist. IV. 13). Auch kam es vor, daß in Bünden mehrerer Völker der König des mächtigsten derselben, dessen Hoheit die übrigen anerkennen mußten, auch eine Oberhoheit ausübte und so gleichsam ein Reich beherrschte, wie z. B. der

Markomanne Marbod und später die Könige zur Zeit der sog. Völkerwanderung. In solchem Falle nahmen auch die verbündeten oder gemeinsam beherrschten Völker einen gemeinsamen Namen an, sei es nach dem herrschenden Volke, wie z. B. die Sueven, sei es mit einer neu eingeführten Bezeichnung, z. B. die Alamannen, Saxen, Franken u. s. w.*). Die Edelinge und sonstige verdienstvolle Personen bildeten das Gefolge der Fürsten, welche Letzteren sie nicht verlassen durften und mit ihnen im Kampfe stehen oder fallen mußten (Tac. Germ. 13. 14; Caes. bell. Gall. VI. 23).

Die Rechtspflege der alten Deutschen entwickelte sich allmälig aus der Blutrache, in Verbindung mit gottesdienstlichen Gebräuchen. Nur Freie konnten Kläger, Zeugen und Richter sein, Liten nur ausnahmsweise, Schalke niemals, — und ohne Klage gab es keine Rechtsprechung. Das Verfahren war öffentlich und mündlich. Als Beweismittel dienten der Eid und das Ordal oder Gottesurtel, welches letztere im Zweikampf, oder in der Wasser- und Feuerprobe bestehen konnte, im erstern für Freie; Unfreie bestanden es meist, indem sie einen Ring aus siedendem Wasser herausholen mußten. Letztere wurden zum Tode oder zu Verstümmelungen verurteilt, Freie aber nur in den schwersten Fällen, wie Fürstenmord oder Landesverrat; sonst büßten sie sogar für Mord nur mit dem Wergelt in Vieh oder anderm Gut an die Familie des Getödteten. Geringere Vergehen hatten stufenweise sich verringernde Bußen zur Folge. Besonders streng wurden Beleidigungen von Frauen, bis herab zum Streicheln der Hand, gesühnt. Der Beleidigte oder Verletzte hatte die Wahl zwischen gerichtlicher Klage und der Selbsthilfe, indem er gegen die Sippe des Thäters Fehde erheben und so das Faustrecht geltend machen konnte.

So bieten die alten Deutschen in ihren gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen ein Bild ungebändigter Kraft und zugleich der Anlage zu höherer Entwickelung dar, wie die den Frauen bewiesene Achtung, das feste und unverbrüchliche Zusammenhalten der Standesgenossen und die vorherrschende Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit bezeugen.

Den Durchbruch zu jener höhern Gesittung vermittelte aber vorzugsweise die Wanderlust der Germanen. In ihrem Lande selbst wären sie ohne Zweifel noch viele Jahrhunderte im Zustande der alten Rohheit verblieben; denn mit der römischen Herrschaft wehrten sie zugleich die antike Kultur von sich ab. Während im unterworfenen Gallien und in der südwestlichen Ecke unseres Landes, den dekumatischen Äckern, römische Tempel und Paläste emporstiegen, kannte das freie Germanien nur seine Holz- und Lehmhütten.

*) Bethmann-Hollweg, über die Germanen vor der Völkerwanderung. Bonn 1850, S. 70.

Seit dem verunglückten Zuge der Kimbern und Teutonen hatte keine größere Wanderung die deutschen Stämme mehr außer Landes geführt. Erst in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. zogen die Goten, ein großer Völkerbund an der Ostsee, nach der Donau und dem Schwarzen Meere. Im dritten Jahrhundert überschritten sie den genannten Fluß und gleichzeitig im Westen die Bünde der Alamannen und Franken den Rhein. Oft zurückgeschlagen, erzwangen sie doch auch oft wieder die Duldung in den Ländern, wo sie eingebrochen waren. Sie ließen sich als Ackerbauer nieder und traten sogar in die römischen Heere, wo sie eigene Truppentheile unter ihren heimischen Fürsten bildeten. Unter Julian nahm das römische Heer, — so zahlreiche Germanen zählte es, — bereits deutsche Sitte an, wie die Erhebung des Feldherrn auf den Schild, die Beifallsbezeigung durch Waffengeklirr, den Schlachtgesang (barritus) u. s. w. Theodosius der Große nahm ganze Heere verbündeter Germanen und andere „Barbaren" unter ihren Königen in seinen Dienst, und solche Heere entschieden oft die Schlachten zwischen den Gegenkaisern, wie die Goten unter Theodosios gegenüber den Franken unter Eugenios. So stiegen die Germanen zu hohen Kriegswürden, ja auch am Hofe zu Ämtern ersten Ranges empor; es gab Konsuln und Senatoren mit deutschen Namen, die oft Kaiser ein- und absetzten. Der Vandale Stilicho und der Sueve Ricimer beherrschten das westliche Reich als allmächtige Minister, — und so waren die Germanen bereits thatsächlich Herren des Reiches, namentlich des abendländischen, das nur noch den Namen eines römischen trug, — als der Heruler Odoaker auch diesen noch beseitigte, womit im Ganzen nichts geschah, als was folgerichtig geschehen mußte. Schon vorher waren die Provinzen Gallien, Hispanien und Britannien in germanische Reiche verwandelt; es folgte nun auch Italien nach; ja das römische Afrika wurde vorübergehend ein solches. Die Angelsachsen in Britannien, die Franken in Gallien, die Goten in Spanien und später die Langobarden in Italien haben den spätern Charakter der Bevölkerungen dieser Länder bis auf unsere Tage herab festgestellt. Die Germanen bewiesen dabei ihre Fähigkeit der Anpassung an höhere Kultur. Wo die Römer stets nur schwach gewesen waren, wie in Britannien, machten die eindringenden Germanen ihre eigene Nationalität geltend; wo sie aber hohe römische Kultur vorfanden, da unterwarfen sie sich ihr, gaben die heimische Sprache und Sitten auf, und die von ihnen gegründeten Reiche wurden romanische, doch nicht, ohne wesentlich deutsche Elemente in sich aufzunehmen, so namentlich in der Gesetzgebung und in der Art, wie die Deutschen das Christentum auffaßten, nämlich nicht im Sinne jüdischen Gesetzeifers oder griechischer Mystik, wie die ersten Christen im Morgenlande, sondern in demjenigen einer selbständigen idealen Anschauung auf der Grundlage des alten germanischen Glaubens, den zu betrachten uns nun vorbehalten ist. —

B. Glaube und Götterdienst.

Auch die Religion der Germanen ist ein Zweig des Baumes der indogermanischen und damit des Waldes der menschlichen Naturreligionen. Sie ist zwar nur in Bruchstücken bekannt, die bezüglich ihres Zusammenhanges noch viel zu wünschen übrig lassen; aber Dank eifriger Forschung ist von ihr mehr bekannt, als von der Religion irgend eines andern Volkes, das nicht die geistige Bildung der großen Kulturstaaten des Altertums erreicht hat; ja die germanische Religion wird eigentlich an Menge des vorliegenden Stoffes entschieden nur von der hellenischen und vielleicht noch von der römischen Glaubensform übertroffen. Ihre Quelle sind die Sagen und Märchen der Deutschen und die Götter- und Heldenlieder der Skandinavier, welche gegenseitig den Beweis liefern, daß beide Abtheilungen der Germanen genau denselben Glauben bekannten, der sich nur bei der nördlichen länger erhielt als bei der südlichen, und auch dort vollständigere Schriftdenkmäler hinterließ als hier. Diese Quellen nun handeln, was Angelegenheiten des Glaubens betrifft, vornehmlich von dreierlei: von der Entstehung der Welt, von den Gegenständen der Verehrung und ihren Schicksalen und endlich vom Ende der Dinge und ihrer Wiedergeburt. Sehr wenig enthalten die Quellen vom Dienste der verehrten Wesen, über welchen die Geschichte der Germanen mehr Auskunft ertheilt.

Eine Schöpfung kennt die germanische Mythe nicht, sondern nur eine Entstehung der Welt*), wie die brahmanische (Bd. I. S. 224 f.) und die griechische Dichtung (Bd. II. S. 113 f.). Zuerst war nur ein ungeheurer Abgrund, Ginnunga-Gap (Gaffen der Gähnungen). Selber hatte zwei Seiten, die eine dunkel und kalt, Niflheim (Nebelwelt), die andere hell und heiß, Muspelheim (Funkenwelt). Durch gegenseitige Einwirkung beider Seiten entstand im Abgrund ein Menschenbild, der Riese Imir. Als er schlief, wuchsen ihm unter dem linken Arm Mann und Weib, und sein einer Fuß erzeugte mit dem andern einen Sohn. Aus diesen Wesen entstand das Geschlecht der Hrimthursen (Reif- oder Frostriesen). Imir aber nährte sich von der Milch einer Kuh, Audhumbla, welche salzige Eisblöcke beleckte, woraus der gewaltige Buri entstand, der Vater Börs (Verwandtschaft mit Boreas, dem Nordwinde?) und Großvater der drei Götterbrüder Odin, Wili und We. Diese tödteten den Imir und da ertrank in seinem Blute das ganze Geschlecht der Hrimthursen, bis auf Bergelmir, der sich aus dieser „Sintflut" mit seinem Weibe in einem Boote rettete, und seine Nach-

*) Simrock, Handb. der deutschen Mythologie mit Einschl. der nordischen. 3. A. S. 12 ff.

kommen sind die Riesen oder Jöten, mit welchen von da an die Götter oder Asen in ewigem Kampfe lebten. Aus Imirs Leib aber schufen die Götter die Welt, aus dem Blute Meer und Wasser, aus dem Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Gehirn die Wolken und aus den Augenbrauen den (waldigen) Wohnsitz der Menschen, Midgard. Aus Maden in Imirs Fleisch erwuchsen die Zwerge. Die Gestirne entstanden aus den von Muspelheim her fliegenden Funken. Am meisten unter den Weltkörpern aber weiß die Sage von Sonne und Mond: es waren an den Himmel gesetzte Menschenkinder, von denen die Sonne in einem von zwei Hengsten gezogenen Wagen fuhr. Ein ähnliches Paar sind Dag, der Tag, und seine Mutter Nott, die Nacht (sein Vater heißt Deglingr, die Dämmerung). Beide fuhren mit Rossen, die Nacht mit Hrimfaxi, dem reifmähnigen, der Tag mit Skinfaxi, dem lichtmähnigen.

Börs Söhne schufen weiter die ersten Menschen, und zwar aus Bäumen, den Mann (Ask) aus einer Esche und das Weib (Embla) aus einer Ulme oder Erle. Die Bäume spielen überhaupt eine große Rolle in der germanischen Sage. Selbst die Welt als Ganzes erscheint unter der Gestalt der ungeheuern Esche Iggdrasill, die ihre Wurzeln und Zweige durch alle Welten breitet, in denen die verschiedenen Arten von Wesen wohnen.

Der Wesen, von deren einstiger Verehrung die Sagen und Überlieferungen der germanischen Völker zeugen, sind eine bunte und manigfaltige Reihe. Wir sahen bereits aus der Art der Auffassung des Welturſprungs, daß darunter die Gestirne eine wesentliche Rolle gespielt haben müssen, und daß unter den Wesen auf der Erde die Bäume, wie überhaupt die Pflanzen, dazu gehörten (s. Bd. I. S. 106 f.). Die Spuren ihrer Verehrung sind spärlich und bestehen meist nur in dem Glauben an übernatürliche oder zauberhafte Wirkungen von Wurzeln, Kräutern, Blumen und Früchten, sowie in Sitten und Gebräuchen, die sich an Bäume knüpfen, unter denen der zur Zeit des Wiederwachsens der Tage angezündete Christbaum eine der merkwürdigsten Erinnerungen an die heidnische Zeit bildet*).

Viel reicher sind die Denkmäler der Thierverehrung, welche vorzüglich aus einer Unzahl von Ortssagen spricht. Eine besondere Gruppe von Thieren, welche einst Gegenstand der Verehrung gewesen sein müssen, bilden die kriechenden ohne Unterschied der Klasse und Gattung. Ob die kriechenden Thiere den Menschen an die scheinbar langsam sich fortbewegenden Gestirne erinnerten, wollen wir hier nicht untersuchen. Zu ihnen gehören die Spinne, die Kröte, besonders aber die Schlange, welche Gattung einen König mit goldener Krone besitzt

*) Des Verf. Deutsche Volkssage, S. 317 ff., Simrock, D. M. S. 475 ff.

und aus welcher sich das mythische Geschlecht der Drachen entwickelt hat. Die Sagen von allen diesen Thieren sind unter sich nahe verwandt und oft auffallend ähnlich, und es geht aus ihnen hervor, daß die Thiere dieser Arten nicht nur etwa mit Abscheu, sondern mit heiliger Scheu, mit Furcht, ja mit Ehrfurcht betrachtet wurden. Namentlich galten sie als Schatzhüter und daß die mythischen Schätze, um welche stets Götter und Heroen kämpfen, nichts anderes bedeuten können, als den Glanz der Gestirne, dafür sprechen eine Menge von Anzeichen*). Eine weitere Gruppe sagenreicher Thiere sind die Vögel, von denen eine Menge Arten Gegenstände des Aberglaubens sowol als der Mythe sind, und sodann diejenigen Thiere, denen die Jagd nachstellt, z. B. Eichhorn, Hase, Fuchs, Wolf, Bär, Hirsch u. s. w. Des Wolfes hohe mythische Bedeutung zeigt der Wolf Fenrir in der Edda und das Märchen vom Rotkäppchen, die des Bären das Märchen von Schneeweißchen und Rosenrot. Mit diesen Thieren wetteifert ihr Verfolger, der Hund; mit Vorliebe spuken Hund und Katze als Gespenster und letztere als Verwandlung der Hexen, wie als Thier der Göttin Freia. Nachtgespenst und Hexenthier ist auch das Schwein und als Eber Freir's auch Götterthier. Die Ziege und die Kuh (wie auch der Bock und der Stier) spuken ebenfalls an vielen Orten und spielen zugleich in der nordischen Göttersage eine Rolle. Ähnliches ist vom Pferde zu sagen, in welches sich Loki verwandelt. Noch deutlicher aber sprechen für einstige Thierverehrung die Sagen von größeren Ansammlungen verschiedener Thiere.

Dahin gehört z. B. die wilde Jagd oder das wütende Heer, zwei Namen einer und derselben sagenhaften Erscheinung, welche eine Verschmelzung der Fortbewegung des Sternheeres mit Wolken und Stürmen zu sein scheint und einen Gott zum Anführer hat. Der Spielmann, der gleich dem hellenischen Orpheus oder Amphion Thiere und Menschen an sich lockt und fortführt, wie z. B. der Rattenfänger von Hameln (wobei daran zu erinnern ist, daß die Maus in Sagen als Bild der Menschenseele erscheint), bezieht sich ebenfalls auf Vorgänge am Gestirnhimmel, wo Sonne oder Mond die ungeheure Zahl der Sterne nach sich ziehen, und somit auf göttliche Kräfte. Eine andere Abänderung des nämlichen Gedankens ist die in den Alpen spielende Sage von plötzlicher Versetzung ganzer Heerden durch die Luft auf entlegene Weiden und das ebenfalls dort erzählte Spuken geisterhafter Hirten und Heerden (das „Nachtvolk"), was offenbar damit zusammenhängt, daß Götter und Heroen im Altertum mit Vorliebe als Hirten geschildert werden, wie Apollon, Paris u. s. w.

An die Thiere schließen sich in der Reihe sagenhafter und einst

*) Deutsche Volkssage S. 30. 499.

göttlicher Wesen zunächst die halb irdischen, halb göttlichen Dämonen, von welchen das Volk glaubt, daß sie keine Seele, d. h. keine menschliche Seele haben; sie erscheinen zwar in der Sage mit menschlichen Formen, aber meist auch mit thierischen Kennzeichen. Die deutsche Volkssage kennt solcher Mittelgeschöpfe besonders drei Arten, die im Wasser lebenden Nixen, die im Innern der Berge wohnenden Zwerge und die Gebirge und Wälder unsicher machenden Riesen. Aus dem Zusammenhange der von ihnen erzählten Mären geht klar hervor, daß die Nixen und Zwerge Personifikationen der Gestirne, die Riesen aber solche der elementaren Naturkräfte sind. Merkwürdig ist, daß Nixen und Zwerge in älterer Gestalt der Menschenfüße ermangeln und dafür jene Fisch- oder Schlangenschweife, diese Ziegen- oder Gänsefüße haben, während die beiden Gattungen der an Geist und Gemüt weit untergeordneten, thierisch rohen und ungeschlachten Riesen der Gestalt nach völlig menschlich gedacht sind. Nixen und Zwerge haben auffallend ähnliche Züge; an die Sterne erinnern bei Beiden glänzende Kopfbedeckungen, gehütete Schätze, das plötzliche Erscheinen und Verschwinden, Wohnung in krystallenen Gewölben. Beide lieben Singen, Spielen und Tanzen, dienen den Menschen (die Zwerge als „Kobolde"), doch meist ohne Belohnung dafür anzunehmen, und gehen Liebesbünde mit ihnen ein, die aber unglücklich enden, während sie hinwieder oft im erbitterten Kampfe mit ihnen leben. Auch verstehen sie sich auf Zauber oder üben sonst eine Macht aus, die nur göttlichen Wesen zukommt, wie ihnen die Sage auch ein ungemein hohes Alter zuschreibt; Vergehen der Menschen gegen sie rächen und strafen sie unerbittlich und blutig. In den harmlosen sog. Wald-, Holz-, Moos- und wilden Leutchen berühren sich die deutschen Zwerge oder nordischen Elben (Alfar) mit den keltischen Elfen und Feen. Abarten von ihnen sind die rätselhaften Korndämonen*) und die das Alpdrücken verursachenden Geisterwesen (Nachtmaren, Druden u. s. w.), die Vieles mit den slawischen Vampyren gemein haben.

Den oft, ja meist wolthätigen Nixen und Zwergen gegenüber erscheinen die Riesen als roh und polternd, gewaltthätig und grausam. Oft zwar werden von ihnen dieselben Sagen erzählt wie von Zwergen; aber ihr ganzes Wesen und noch mehr ihre Namen in der nordischen Edda zeigen, daß unter ihnen die schädlichen Naturereignisse, wie Feuer, Sturm, Schnee, Eis, Hagel u. s. w. verstanden sind. Mit den deutschen Riesensagen auffallend verwandt sind die vom ehstnischen Kallewi-Poeg (oben S. 8), wie die von Herakles und noch mehr die von den antiken Giganten. Den Riesen werden überdies alle riesenhaften Bauten oder gebäudeähnlichen Felsengruppen und dergl. zugeschrieben, in der

*) Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund, Danzig 1865 und Die Korndämonen, Berlin 1868.

Schweiz die Teufelsbrücken und andere; denn das Christentum setzte an die Stelle der Riesen den Teufel, nicht minder aber auch Heilige, und an die der ebenso ungeschlachten Riesinnen (z. B. die Burgtochter von Niedeck im Elsaß) Maria und andere weibliche Heilige.

Die Sage kennt auch einen Abschied der Zwerge und Riesen von der Erde. Während aber ersterer bei stiller Nacht und klagend über den Undank der Menschen vor sich geht, besteht letzterer in einer furchtbaren Strafe für den Übermut der Riesen, an deren Stelle auch oft übermütige und hartherzige Menschen treten, welche Strafen in Überflutung mit Wasser, Übergletscherung der Alpweiden, Bedeckung von Thälern mit Bergsturz bestehen, so daß von solchen Katastrophen manche Seen, Eisfirnen und Trümmerfelder hergeleitet werden. Es haben diese Sagen die auffallendste Ähnlichkeit mit den bei verschiedenen Völker vorkommenden Überlieferungen von einer allgemeinen Überflutung.

Gewiß hat sich die Religion der germanischen Völker durch dieser Gestalten mehrere oder alle hindurcharbeiten müssen, ehe sie zur Verehrung wirklicher Götter, d. h. über der Welt erhabener, geistig allen Wesen überlegener, unsichtbarer und unsterblicher Wesen gelangte. Diese höchsten göttlichen Wesen hießen bei den Germanen Asen (nord. aesir). Zwar gibt es zwischen ihnen einer= und den Riesen, Zwergen und Nixen anderseits noch eine Zwischengattung, die Wanen, die aber so nebelhaft erscheinen, daß ihre Bedeutung ein Rätsel geblieben ist und von ihnen nichts Näheres gesagt werden kann. Zwischen ihnen und den Asen wird von einem Streite gesungen, der mit einem Frieden und gegenseitiger Geiselstellung schloß. Wahrscheinlich waren Beide die Gottheiten verschiedener Stämme.

Der Asen zählte man gewöhnlich zwölf männliche mit einem Obersten und dazu eine schwankende Zahl von Asinnen; doch war man bei beiden Geschlechtern nicht einig über die zu ihnen gehörigen Personen. Die nordischen Götter bewohnten eine Burg, welche sie mitten in der Welt gebaut hatten, Asgard genannt. Mitten in der Burg lag das Idafeld (Idavöllr), wo die Asen richteten. Es war umgeben von zwölf Häusern der Asen, jedes mit einem besonderen Namen, welche die Asen aus Erz, Gestein und Holz errichtet, theilweise mit Silber und Gold gedeckt hatten und darin alle Geräte von Gold waren. Die zwölf Häuser sind die Häuser des Thierkreises, das Gold die Sterne wie in allen Sagen. Merkwürdig ist, daß der Name Ida im Norden wiederkehrt, wie er in Kleinasien und auf Kreta einen alten Göttersitz, die Heimat der ebenfalls in der Bau= und Bildnerkunst bewanderten idäischen Daktylen (Bd. II. S. 128) bezeichnet hatte; sollte er etwa auch an „Eden“ erinnern? Verwahrt ja die Göttin Idun in einem Gefäße die Äpfel, welche die Götter genießen sollen, wenn sie altern; denn sie werden alle jung davon, und um ihrer willen wird sie von

den Riesen durch Loki's Verrat geraubt. Eine dunkle Stelle in einem der älteren Eddalieder läßt sie von der Weltesche herabfallen und im Thale der Nacht weilen. Es ist, wie Persephone (Bd. II. S. 131), die Blumenwelt, welche jährlich abfällt und doch, ewig jung, wieder erneuert wird. In Asgard, und zwar in den Häusern Walhall und Wingolf, werden die Helden aufgenommen, welche auf dem Walplatze fallen; sie heißen da Einherier und vergnügen sich mit Essen, Trinken und kriegerischem Spiel. Von Asgard führt die Brücke Bifröst, d. h. der Regenbogen, auf die Erde.

Die Asen wurden als menschlich gestaltet, aber von feinerm Stoffe als die Menschen gedacht, wenn auch nicht in der idealen Schönheit der griechischen Götter. Da den Germanen eine bildende Kunst fehlte, so kann über die herrschende Vorstellung von den Göttern nichts gesagt werden, als was die Dichtkunst darüber erwähnt.

Als höchster Gott aller Germanen galt zu der Zeit des Entstehens der von ihrer Religion Bericht gebenden Dichtungen Wuotan (nord. Odhin), der Vater der Götter. Sein Wesen umfaßt das All, er ist daher sowol der weise, fürsorgende Welterhalter, als der Ordner der Kriege und Schlachten, welcher den Sieg verleiht. Er erfüllte den Menschen, was die Alten mit „Wunsch" ausdrückten, d. h. Alles, dessen sie zu ihrem Heile bedurften. Die sieben Sterne des großen Bären hießen sein Wagen, der Himmelswagen. Er war aber auch der älteste Sonnengott, wie dies stets der Himmelsgott zugleich war (z. B. Zeus); denn obschon die Sonne im Deutschen weiblich ist, mußte doch ihr männlicher Charakter über die Grammatik den Sieg davon tragen*). Keiner der alten germanischen Götter hat so viele Erinnerungen unter dem Volke zurückgelassen wie Wuotan (denn die Übrigen sind eben nur seine Vervielfältigungen). Als Himmelsgott, mit dem einen Auge, der Sonne (weil das andere, der Mond, untergegangen, oder umgekehrt)**), überschaut er in der Mythe, auf seinem Throne Hlidhskialf sitzend, die gesammte Welt, oder blickt vom Himmel durch ein Fenster zur Erde nieder, welche Vorstellung das Volk auch von dem christlichen Gotte noch immer hat.

„In den altnordischen Liedern und Sagen, bemerkt Uhland (Sagenforschungen I. S. 138), erscheint oft ein großer, alter Mann, einäugig, bärtig, mit niedrigem Hute, in den Mantel eingehüllt. In der Wildniß und in der Königshalle, im Seesturm und im Schlachtgewühl zeigt er sich; jungen Königssöhnen und lebensmüden Helden tritt er nahe, hier gabenspendend und hilfreich, dort zankstiftend und todbringend. Mancherlei Namen führt er; bald wird er nicht genannt, doch kenntlich bezeichnet,

*) Simrock, Deutsche Myth. S. 180. 205. 208.

**) Dieser Ansicht ist auch Simrock (Deutsche Myth. S. 205—207).

bald auch hat er den rechten Namen, Odin, der Asen Höchster.“ Er trägt einen breiten Hut (die den Himmel bedeckenden Wolken) und einen weiten gefleckten Mantel (Wolken- oder auch Sternenhimmel), welche beide immer noch in der deutschen Volkssage spielen, und einen wunderbaren Speer, das Zeichen seiner Kraft und Macht. Weil sein Auge beständig wandert, muß auch er wandern, und diese seine rastlose Wanderung ist es, welche auch auf andere Persönlichkeiten, theils zur Strafe, wie auf Pilatus und den ewigen Juden, theils ohne diesen Zweck, wie auf verschiedene Heilige übergetragen wurde. Aber er wandert nicht immer zu Fuß; er hat ein außerordentliches Roß, Sleipnir; es hat acht Füße und ist das beste aller Rosse. Ein nordisches Rätsel (Hervörsaga) heißt: „Wer sind die Zween, die zur Versammlung fahren? Drei Augen haben sie zusammen, zehn Füße und einen Schweif, so schweben sie über die Lande.“ Es ist der einäugige Odin auf seinem achtfüßigen Rosse. Wir haben bereits die wilde Jagd erwähnt; es bleibt uns noch ihr Haupt, der wilde Jäger in Person, übrig. Wir haben in demselben ebenso, wie in dem einsamen und gespenstigen Wanderer und Reiter, Wuotan zu erkennen, der, als Gott des Himmels, auch der Herr der Stürme, der Wolken und des Sternenheeres ist, welche Erscheinungen zusammen die schreckenden Fantome des „wütenden Heeres“ bilden. Als Meister aller lärmenden und tosenden Mächte war er der Gott der Kriege, als solcher auch der Herr der Jagd. Ein alter Schwur (in einem ungedruckten Gedicht des Rüdiger von Munir) war „bi Wuotunges her“. In Schweden sagt man noch jetzt, wenn nächtlicher Lärm sich erhebt, „Oden far förbi“; in Schonen nennt man nächtliches Geräusch „Odens Jagd“, in Holstein, Mecklenburg und Pommern sagt man: „De Wode tüt“, oder „Wode jaget“, und macht mitunter eine „Fru Gode“ oder „Frau Gaude“ aus „Frô (Herr) Woden“. In Oesterreich heißt der wilde Jäger Wotn, und wenn er die „saligen Fräulein“ verfolgt, Wut oder Wode, in Schwaben Berchtold (Masculinum der unten zu erwähnenden Berchta). In Baiern heißt ein roher und wilder Mensch ein Woudi. In Mittel- und Süddeutschland spricht man ferner vom „wütenden“ oder „wütischen Heer“, in Baiern und Oesterreich vom „wilden Gjoad“, „wilden Gfahr“, „wilden Grist“ (Geritt) u. s. w., in Schwaben vom Modes-, Modis-, Wuetes- oder Wuotesheer, in der Schweiz von „Wüetisheer“, korrumpirt „Muotis-, Muoltis-, Guetigs-, Guenis-Heer“, -Eel oder -Ee*); in der mittleren

---

*) M tritt hier an die Stelle von W, wie in unzähligen deutschen Dialekten (z. B. mir, mer, für wir), so auch in dem schweizerischen Kinderrätsel:

De Muot
mit de breit Huot
het meh Gäst,
als der Wald Tannäst,

Schweiz aber jagt der Thürst (Thor?)*) und an verschiedenen Orten der Schimmelreiter (von Odins Pferd Sleipnir), auch Hellrüter (Höllenreiter), und in der Altmark: Helljäger. Im Berner Oberlande heißen die in den Alpen donnernden Wetterriesen „die Rotthalherren“, in Hessen der wilde Jäger „der Rodensteiner“ auf Rodenstein und Schnellart, und die Aargauer sagen bei den zeitweiligen, kanonenähnlichen Luftdetonationen, das sei „der Rotenburger“, was sie auf einen frühern Zwingherrn der Luzerner Rotenburg beziehen, welcher nach im Leben verübten Unthaten, so oft Unwetter oder Krieg drohe, mit seinem Waffengetöse sich hören lasse. In Irland heißt der wilde Jäger, der mit Elfen umzieht, O'Donoghue, und erhebt sich auf weißem Rosse aus dem See von Killarney; in England hat der Jäger und Räuberhauptmann Robin Hood (der allerdings eine historische Person ist) Vieles mit dem wilden Jäger gemein. In Niedersachsen und Westfalen heißt der wilde Jäger „Hackelbärend“, Hackelberg oder Hackelblock, angeblich nach einem braunschweigischen Oberjägermeister des 16. Jahrhunderts, Hans von Hackelnberg, welcher, bald zur Strafe für sein allzu eifriges Jagen, bald aus Neigung, seit seinem Tode spukt. Der Name ist aber wahrscheinlich ein alter mythischer, zusammenhängend mit der längsten Nacht, im Norden Hökunott, Haukanott, in der Schweiz Häggelenacht, mit Hagen (nordisch Högni), dem Mörder des Sonnenhelden, mit dem Riesen Ecke, mit den Hexen, mit dem „Höllenkönig“ oder Hellekin (Dimin. von Hel), korrumpirt in „Erlkönig“, Harlequin, Carolus Quintus (wie in Hessen der wilde Jäger heißt: Karlequintes). An vielen Orten fällt der Nachtjäger mit dem Teufel zusammen; in Meißen heißt er Hans Jagenteufel. In Dänemark jagt König Woldemar (Wold, Wodan), in Schleswig König Abel, im Badischen „Junker Marten“, in Hessen auch Karl der Große, in Frankreich Artus, Roland oder König Hugo.

Das Gefolge des wilden Jägers bilden die gewaltsamen Todes Umgekommenen und die ungetauft gestorbenen Kinder, natürlich eine christliche Vorstellung, welche dem heidnischen Gotte gibt, was der christliche nach engherzigem Dogma verschmäht. Im Heidentum bestand die wilde Jagd eben einfach aus Allem, was zu Wuotan gehört; und das waren, außer seinem Sleipnir, seine beiden Raben, Hugin (der Gedanke) und Munin (die Erinnerung), welche auf seinen Schultern saßen und ihm alles in der Welt Vorgehende berichteten, seine beiden Wölfe, Geri und Freki, welche er täglich füttert, die ihm heiligen Habichte u. s. w.;

---

d. h. Wuotan mit seinem breiten Hute (dem Wolkenhimmel) hat mehr Gäste (die Sterne), als der Wald Tannäste.

*) Mit diesem Namen stimmt, daß in Schwaben der wilde Jäger einen Hammer trägt.

er selbst verwandelte sich, als Herr des Windes, in einen Adler, oder auch in eine Schlange, das Bild des Lebens und der Gesundheit. Den Zusammenhang der wilden Jagd mit den Gestirnen zeigt die Benennung des Sternbildes vom Großen Bären als Wodanswagen (angelsächs. Woenswaghen, mittelhochdeutsch Himelwagen, dänisch Karlswogn, schwedisch Karlwagn) und der Milchstraße (Himmelsstraße) im Gaelischen als Gwydions (Wodans) Burg. Das Nämliche bezeugt auch die mit der deutschen verwandte griechische Sage von Orion, der noch in der Unterwelt das Wild verfolgte und als Sternbild den Verfolger der Himmelsthiere darstellte. Wie Orion geblendet wurde und wie Wuotan einäugig ist, so erscheint der wilde Jäger oft ohne Kopf oder mit diesem unter dem Arm. In der griechischen Mythe wird Orion vom Skorpion in die Ferse gestochen, in der deutschen Hackelberg vom Eber in den Fuß gehauen. Mit Recht erinnert Simrock (D. M. S. 198) auch an den Riesen Wate (ein Name mit Wuotan), der seinen Sohn Wölund auf den Schultern durchs Wasser trägt, wie Orion das wunderbare Kind Kedalion (und Christophoros das Jesuskind!). Statt des wilden Jägers erscheint jedoch häufig in der Sage des Volkes sein Wagen, der Wodanswagen, als Geisterwagen oder bisweilen wegen des Klimas als Schlitten, endlich auch modernisirt als Geisterkutsche, die nach christlicher Auffassung natürlich ein Teufels- oder Höllenwagen ist. In Gylfaginning erscheint Odin als Glied einer Dreieinheit: Hâr (der Hohe), Jafnhâr (der gleich Hohe) und Thridhi (Odin, der Dritte). Seine Brüder sind Wili und We (oben S. 25). Auch erscheint er oft mit zwei Gesellen, Hönir und Lodur oder Loki, welche mit ihm vielleicht die drei überirdischen Elemente, Luft, Wasser und Feuer bedeuten, — welche Dreiheit, wie bei den Griechen, später in ein Dutzend vervielfältigt wurde. — Nach den nordischen und angelsächsischen Stammsagen ist Odin der Stammvater aller dortigen Königsgeschlechter.

Mit Wuotan wetteifert an Alter und Vorrang der Gott des Donners und Blitzes, also auch ein Himmelsgott, deutsch Donar, nordisch Thorr, Thor. Er reitet nicht, sondern fährt entweder in einem Wagen mit zwei Böcken, wovon es donnert, oder er geht zu Fuß. Er trägt einen langen feuerroten Bart (den Blitz) und führt in Eisenhandschuhen einen steinernen Hammer, Miölnir (den Donnerkeil oder das Symbol der Weltschöpfung, wie der ägyptische Ftha, der Demiurgos); er schleudert denselben in seinem Zorne und Kampfe gegen die Winterriesen (oben S. 28) weithin; in der östlichen Schweiz trat an seine Stelle der heilige Jakob, welcher seinen Wanderstab vom Kronberge bei Appenzell bis nach Compostella in Spanien geworfen haben soll. Das Hammerzeichen (T) war daher ein heiliges und ging als entsprechendes dem christlichen Kreuzzeichen voran. Mit Thors Hammer wurden die Bräute und die Leichen geweiht. Von der Mythe, daß Thors Hammer

einschlage, kommen Flüche wie: der Hammer schlage dich. Auch die Bezeichnung des Teufels als „Meister Hämmerlein", wie dessen roter Bart führen auf Thor zurück. Dem Donnergott heilig war der Hirschkäfer, Schröter, auch genannt Donnerguge oder Donnerpuppe, welcher nach der Sage Kohlen ins Haus trägt und es anzündet, — sowie unter den Pflanzen der Donnerbart (Hauswurz), der Donnerbesen, das Donnerkraut, die Donnerdistel, namentlich aber die Eiche. Auch der Donnersberg und zahlreiche mit „Donner"-, in Skandinavien mit „Thors"- zusammengesetzte Ortsnamen, wie nicht minder zahlreiche skandinavische Namen wie Thoralfr, Thorhildr, Thorketill u. s. w., sind auf ihn zurückzuführen, wie auf Wuotan der Wuodenesberg in Hessen, der Godesberg, ehemals Gudenesberg bei Bonn, der Odenwald, der Odensberg in Schonen, Odhinsve (Odense) auf Fünen und zahlreiche Orte mit Odhins- oder Othens- in Schweden und Norwegen und mit Woodnes- oder Wednes- in England.

In Schweden und Norwegen scheint Thor, in den übrigen germanischen Ländern Odin mehr verehrt worden zu sein; dort erscheint Thor unter den Ahnen Odins, hier, und auch in der isländischen Edda, als des Letztern Sohn. Im „Grimnismal" der alten Edda sagt Odin: Odhin heiß ich nun, Thundr (Donner, Thor) hab' ich geheißen. — Wahrscheinlich war daher Thor der ältere Gott, welcher später durch Odin verdrängt und herabgesetzt wurde. Thor hat in der That in Allem das altertümlichere Gepräge; er ist der Gott des Volkes und geht zu Fuß mit dem Hammer in der Hand; Odin ist der Gott des Adels, reitet und führt den Speer. Im Tempel zu Upsala stand, nach Adam von Bremen, Thor in der Mitte, Odin und Freyr zu seinen beiden Seiten. Überdies ist Thor Herr über Leben und Tod. Er schlachtet seine Böcke und ißt sie in Gesellschaft, belebt sie aber wieder durch Weihung der aufgehobenen und auf die Felle gelegten Knochen, — ein Zug, der auch in vielen Märchen wiederkehrt (z. B. vom Machandelboom) und in den Sagen vom Nachtvolk (oben S. 27). — Die Römer (Tacitus) verglichen Odin mit Merkur*), Thor wurde später mit Jupiter zusammengestellt, und daher wurden auch die nach Merkur und Jupiter benannten Wochentage von den Deutschen dem Wodan und Thor gewidmet (Dies Mercurii — Wodanstag, englisch Wednesday — Mittwoch; Dies Jovis — Thorstag, englisch Thursday — Donnerstag).

Ein fernerer germanischer Gott, den die Römer (Tacitus) mit Mars

---

*) Sollte es mit des Letztern griechischem Namen (Hermes) zusammenhängen, daß eine Bildsäule der heidnischen Germanen Irmansul oder Yrmensul hieß (wie die griechischen „Hermen")? Hiärmen heißt noch in Westfalen sowol der Teufel (der oft die Rolle der ehemaligen Götter erhält), als ein starker Mann (Kiärspels-Hiärmen, der Löwe des Kirchspiels).

zusammenstellten und der auch dessen Tag erhielt (Dies Martis — englisch Tuesday — Dienstag), war (gotisch) Tius, (althochdeutsch) Ziu oder Zio, (altnordisch) Tyr, (genit. Tys), (angelsächsisch) Tiv, welche Formen alle mit Deus und *Ζεῦς*, *Διός*, verwandt sind, und nicht weniger mit dies, Tag, was indessen alles aus der Wurzel div, leuchten, stammt, daher Tius-Zio wahrscheinlich der älteste Himmels-, Tages- und Sonnengott, der „Gott“ schlechtweg ist, der wol erst mit der Zeit, wie Thor, herabgesetzt wurde und daher auch mit Letzterm ursprünglich zusammenfallen muß (wie Simrock, D. M. S. 367 vermutet). Tyr galt als Sohn Odins; aber Odin und Thor selbst haben Beinamen, welche wieder auf Tyr zurückführen (Ersterer: Sigtyr, Hangatyr u. s. w., Letzterer: Reidhartyr u. s. w.). Auch ihm waren Berge heilig, ebenso Pflanzen; wie Odin einäugig, wurde er zum Zeichen göttlicher Einfachheit und Ursprünglichkeit einhändig gedacht, weil nach der Edda (Oegisdrecka, Einleitung) ihm der Wolf Fenrir die rechte Hand abgebissen habe. In Deutschland heißt er auch Er, Eri, Ear, Eor (Ares?). In Dänemark nennt man den Teufel „alter Erich“. Der Dienstag heißt in Schwaben und Schweiz Ziestag, in Baiern und Oesterreich Erktag.

~~Der nordische Freyr~~, hochdeutsch Frô (wovon das weibliche „Frau“), war aus dem Geschlechte der Wanen, wurde aber den Asen als Geisel beigesellt. Freyr vertritt, gegenüber dem düstern ernsten Charakter der vorher genannten drei Götter, das heitere, freundliche Element. Er gab aber weder einem Wochentage den Namen, noch wurde er mit einem römischen Gott in Parallele gesetzt. Mit dem Kriege hat er nichts zu thun; Fruchtbarkeit und Friede sind sein Werk. Das Pferd Freyfaxi und der Eber Gullinbursti (dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tag erhellten) waren ihm, dem Sonnengotte geweiht; er war der Sohn Niördhrs (wol eine männliche Variation der Erdgöttin, gotisch Nairthus, bei Tacitus Nerthus), welcher nach der Edda über Wind, See und Feuer gebietet und daher ohne Zweifel auch Sonnengott war.

Söhne Odins sind Baldr und Hermodhr; der nordische Mythos von Baldrs frühem Tode durch seinen blinden Bruder Hödhr auf Anstiften Loki's, die schönste und ergreifendste Episode der nordischen Mythologie, bedeutet des Tages oder Sommers Untergang, den er bei dem Herannahen der Nacht oder des Winters findet. Baldr ist ein Sonnengott, der gleich jedem Solchen untergehen muß, um einst wieder verjüngt aufzuerstehen. Die Mistel, welche ihm den Tod gibt, ist ein Winterkraut, und die Feuer zur Sommersonnwendzeit im Norden wurden zu seinem Andenken gebrannt, weil zu dieser Zeit der junge Sonnengott des Frühlings dem kräftigern des Sommers weicht.

Heimdallr war der Wächter der Götter, denen er auf dem Gjallar-, d. h. gellendem Horne jede Gefahr anzeigte; andere Asen waren der sangreiche Bragi, der richtende Forseti, der Baldr rächende Wali,

der winterliche Uller, der alle Götter überlebende Widar u. s. w. Unter den Asen befand sich jedoch auch (nach manchen Aufzählungen) ein Verräter, welcher bald als einer der ältesten Asen und zwar Odins Genosse oder Bruder (da die Dreiheit Odin — Hönir — Lodur offenbar nur eine Abänderung von Odin — Wili — We ist), bald als ein von den Riesen oder Jötun zu den Asen Übergegangener erscheint, — der Feuergott Lodur oder Loki. Ursprünglich Vertreter sowol der woltätigen, als der verderblichen Wirkung des Feuers, wurde er mit der Zeit immer mehr eine Personifikation des zerstörenden Elementes*). Obschon stets Begleiter der Götter, namentlich Thors (des Blitzes Feuer ist natürlich Genosse des Donners), sinnt er doch fortwährend auf Zwietracht und Verrat, bis er dafür die gerechte Strafe erleidet, indem er (wie Prometheus, Bd. II. S. 115 f.) auf Felsen gefesselt und eine giftige Schlange über ihm befestigt wird. Wenn er sich windet, bebt die Erde. Er erscheint seit der Christenzeit häufig mit dem Teufel verwechselt und vermengt. Identisch mit ihm ist Logi (die Lohe, verzehrende Flamme), der sich mit ihm im Schnellessen mißt, und auch dessen Herr, Utgardloki. Nach ihm ist der letzte Wochentag benannt (nordisch Laugardagr, Lögerdag, später nach Saturn Saturday, endlich nach dem hebräischen Sabbat „Samstag“ oder, mit gänzlichem Verluste eines selbständigen Namens, Sonnabend, Abend vor dem Sonntag). Loki's Bruder Ögir, Ägir, vertritt, wie jener das Feuer, so das schreckende, verderbliche Meer, wie der dritte Bruder Kari den verheerenden Sturm. Nach Weinholds Untersuchungen vertrat übrigens Loki ursprünglich alle drei Elemente zugleich, mit denen er auch stetsfort in der Mythe vertraut erscheint. Als Vertreter aller zerstörenden Mächte ist er denn auch Todesgott und fällt, wie auch sein Tag, mit Kronos-Saturn zusammen.

Ein anderer alter Feuergott, mit der Zeit aber zum Heros geworden, in welchem indessen vorzugsweise die bildende Kraft des Feuers personifizirt erscheint, zugleich ein Gegenbild des hellenischen Daidalos, ist der in der nordischen Dichtung verherrlichte Schmied Wölund, deutsch Wieland, in dessen Großvater Wilkin Grimm mit Recht eine Verwandtschaft mit Vulkan suchte, die auch in seinem eigenen Namen nicht zu verkennen ist. Seine Großmutter ist eine Nixe, sein Vater der Riese Wade (Wato); er selbst wird von Zwergen erzogen und unterrichtet; seine Gattin ist eine spinnende Schwanenjungfrau, eine von drei Schwestern (mit den Nornen und Walküren verwandt), die sich mit den ebenfalls eine mythische Dreiheit bildenden Brüdern Völundr, Eigil und Slagfidr vermälen, in denen vielleicht die Vertreter dreier sogenannter Elemente (Feuer, Luft und Wasser) verborgen sind. Wielands Ruhm

*) Weinhold, die Sagen von Loki, Haupts Zeitschr. VII. S. 1 ff.

ist in fast ganz Europa verbreitet; Skandinavien, Deutschland, Lithauen, Britannien, Gallien besingen ihn. Wie Osiris im Sarge, schwimmt er, als Sonnengott, im hohlen Baumstamme, mit dem Gold der Zwerge, auf Strom und Meer. Sein Wettstreit mit dem Schmiede Amilias, den er schließlich, ohne daß Jener es merkt, mit dem Schwerte sachte mitten durchhaut, ist der Kampf zwischen Sonne und Mond, und des letztern halbes Licht. Wenn er vom eifersüchtigen Könige Nidung gelähmt wird, ist dies wieder die Verwandtschaft mit dem durch seinen Fall vom Himmel lahmen Hephästos sowol als mit den Zwergen, deren Füße verborgen sind. Seine verborgene Liebe zur Königstochter ist die verborgene Liebe zwischen Sonne und Mond. Das Interessanteste aber ist sein dem Daidalos genau entsprechendes, in der Edda und Wilkinasaga geschildertes Fliegen, um dem feindlichen Nidudr (Nidung), d. h. der Nacht, zu entgehen.

Des Fürsten der Schmiede, Wieland, Bruder Eigil ist zugleich der Schützen erster Fürst, und seine Kunst hat sich in demselben Zuge weit in die Jahrhunderte hinein erhalten und ist bis vor Kurzem in einer nach mythischen Sagen zusammengesetzten und dann von unkritischen Chronisten wiederholt erzählten und veränderten patriotischen Version für historisch gehalten worden.

Den Asen entsprechen, in Verdoppelung des griechischen Olymp, Asinnen, deren ebenfalls bis auf zwölf angenommen, aber mit noch größerer Willkür gezählt wurden, als ihre männlichen Genossen. Die zwei bedeutendsten sind: Odins Gattin Frigg und die nordische Venus, Freyja, die Schwester Freyrs. Beider Namen und daher auch Personen müssen (wol als Erdgöttin) ursprünglich vereinigt gewesen sein; ihnen ist der sechste Tag der Woche geweiht (Friggiardagr nordisch, Friatac althochdeutsch, Freitag). Andere Asinnen sind: Sif, Thors, Nanna, Baldrs, Idun, Bragi's Gattin, Gefion u. s. w. Auch Sif, deren Haar (das Gras und Korn) Loki abschneidet, ist eine Erdgöttin, so auch die pflügende Gefion, während Nanna und Idun jünger sind und bereits den Übergang zu ethischen Ideen bilden. Dem Loki entspricht in der weiblichen Götterwelt seine fürchterliche Tochter Hel, die Unterwelt, ursprünglich jedoch die älteste Erdgöttin, der wir wieder begegnen werden, und dem Ögir seine Gattin Ran. Erstere bedarf einer eingehendern Betrachtung.

Dem männlichen Prinzip in der Welt des Seins, als dem Himmel, stand auch bei den alten Deutschen das weibliche als Erde gegenüber. Die Erde, die Quelle aller Fruchtbarkeit, war ihnen die Mutter aller Wesen; ihrem Schose entsprang, was lebte und webte. Bei der Manigfaltigkeit und Vielseitigkeit ihres Wesens haben sich, wie aus dem Himmel mehrere Götter, aus ihr mehrere Göttinnen entwickelt. Simrock, dem wir uns hier aus voller Überzeugung anschließen, nimmt

an, daß die spätere Göttin der Unterwelt, Hel, (got. Halja, althochd. Hellia, mittelhochd. Helle, neuhochd. Hölle, von hilan, verhehlen), die „verborgen wirkende Mutter alles Lebens", die Quelle sei, aus welcher alle weiblichen Gottheiten der Deutschen entsprungen sind. Wie Alles aus ihr hervorgegangen, so muß auch Alles zu ihr, der gemeinsamen Mutter, zurückkehren; daher sie, wie die Göttin des Lebens, so auch die des Todes, im wolthätigen wie im schreckenden Sinne ist, aber mit der Zeit, als die verschiedenen Seiten ihres Wesens auseinander fielen, unter ihrem ältesten Namen nur die letztgenannte Seite, als Herrin der furchtbaren Unterwelt, bewahrte, so daß die jüngere Edda von ihr die schauerlich-prächtige Schilderung machen konnte: Ihr Sal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bette Kümmerniß und ihr Vorhang dräuendes Unheil. Sie wurde in dieser ihrer Metamorphose halb schwarz, halb menschenfarbig gedacht, was wol die beiden ursprünglichen Seiten ihres Wesens, die freundliche und die schreckliche, oder die Herrschaft über Leben und Tod, über Belohnung und Strafe, bedeutet. Diese Doppelfarbe tragen auch häufig in der Sage verwünschte Jungfrauen, und beinahe regelmäßig eine der drei Spinnerinnen oder Nornen. Zu den Vervielfältigungen Hels gehören auch die „neun Mütter" Heimdals, d. h. die neun Welten des Nordens, als Mütter des jungen Sonnengottes.

Hel ist also die Göttermutter, und zwar ohne Zweifel jene, welche nach Tacitus (Germ. 45) die suebischen Ästyer an der Ostsee verehrten und als deren Symbol sie Eberbilder (Formas aprorum) trugen, durch welche sie sich im Kampfe gesichert glaubten (die Namen „Helm" und „Held" sind daher offenbar mit Hel verwandt), indem sie damit den Feind zu schrecken meinten. Von anderen suebischen Stämmen weiß Tacitus (Germ. 40), daß sie die „Mutter Erde", und zwar unter dem Namen Nerthus verehrten (welcher Name bekanntlich in Folge falscher Schreibweise in des Beatus Rhenanus Ausgabe der Germania von 1533 bis in die neueste Zeit und bei Unkundigen noch jetzt mit dem in keiner Quelle vorfindlichen Hertha vertauscht wurde und wird). Auf einer Insel des Weltmeers*) wurde der Nerthus verhüllter Wagen in einem heiligen Hain verwahrt und bei ihrer angeblichen Gegenwart von Rindern im ganzen Gebiete ihrer Verehrung herumgezogen, wo dann Freude und Friede herrschten. Dann wurden Wagen und Verhüllung und wie das Volk glaubte auch die Göttin selbst im heiligen See gebadet, die dabei Dienenden aber ertränkt, d. h. ihr geopfert.

*) Nach Maack (Germania IV. Bd.) der früher vom Festlande losgerissene und mit Fehmern verbundene nordöstliche Theil von Holstein (um den See von Siggen).

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß jene „Göttermutter“ und diese „Mutter Erde“ zusammenfallen. Auch der Gott Freyr, dem der Eber heilig war, zog im Frühling auf einem Wagen durch das Land, und seine Schwester Freyja irrte umher, um ihren Gatten zu suchen (Gylfaginning 35). Beider Vater hieß Njördhr, welcher Name einer mit Nerthus ist und daher wahrscheinlich (wie Freyr und Freyja) ursprünglich ein Geschwisterpaar bezeichnete, das aber unter sich vermält war und jene ähnlich heißenden Kinder zeugte. (Tacitus nennt den Gatten, die Edda die Gattin nicht; aber Loki wirft dem Njördhr, Ögisdrecka 36, vor, mit der eigenen Schwester den Freyr erzeugt zu haben.) Der Name der Nerthus ist auch erhalten in Jördh, der Gattin Odins und Mutter Thors, welche aber eine spätere Fiction ist, weil Thor ursprünglich nicht Odins Sohn, sondern ein älterer Gott war. Unter den Asinnen galt Frigg als Odins Gattin; sie war also die neue Erdgöttin, auf welche die wichtigste von Hels Eigenschaften übergegangen. Mit Recht hält Simrock Grimm gegenüber daran fest, daß Frigg und Freyja ursprünglich ebenso Eines sind, wie Odin und Freyja's Gatte Odhur, daher auch die oberpfälzer Sage von Woud (Wuotan) und Freid ganz dasselbe erzählt, was die skandinavische Sage von Odhur und Freyja, und nach der Edda die Gefallenen zwischen Odin und Freyja getheilt werden. Auch ist Letztere die Hebe der Asen, was nach germanischen Begriffen nur die Hausfrau sein kann. Die Langobarden (Paulus Diakonus) nannten die Gattin „Gwodans“, „Frea“. Frigg und Freyja sind also die spätere Spaltung einer Person (auch Saxo verwechselte sie); die ernstere und die heiterere Seite der Erdgöttin sind in beiden auseinander gehalten.

Ein Beiname Freyja's in der Edda heißt Gefn, was später zu dem Namen einer besondern Göttin Gefion wurde, welche wie Hel die Seelen der Verstorbenen aufnahm, wie Nerthus mit Ochsen fuhr, mit diesen ein Stück vom Festlande als Insel (Seeland) abpflügte (Gylfaginning 1), und welcher wie der Freyja buhlerische Vergehen nachgesagt wurden.

Weitere Vervielfältigungen der Göttermutter und Erdgöttin Hel sind die Nornen und die Walküren, bei welchen ihre Kennzeichen sich stets wiederholen, welche aber zugleich diejenigen von Mondgöttinnen angenommen haben. Die Nornen, die germanischen Moiren oder Parcen, Nornir, heißen: Urdhr, das Gewordene, Werdhandi, das Werdende und Skuld, das werden Sollende, das Künftige. Sie sitzen an dem Brunnen bei der heiligen Esche, bestimmen jedes Menschen Lebenszeit, fällen über Jeden ihr Urteil und werden als Spinnerinnen des Lebensfadens vorgestellt, wie die Moiren. Sie sind, sagt Simrock, göttlichen Ursprungs, aber bei Riesen auferzogen, sie sind älter, als die Götter selbst, weil diese altern. In der Norna-Gest-Saga heißen sie Völvur

oder Spâkonur; zwei von ihnen beschenken das Kind mit brennenden Kerzen, die Dritte wünscht ihm nicht längeres Leben, als die Kerze brennt, worauf die erste sie löscht und aufbewahrt. Diese drei verhängnißvollen Spinnerinnen leben denn auch unsterblich, wenn schon in verblaßtem Bilde, in den Sagen und Märchen des Volkes fort. Ebenso hat der Norden seine Amazonen, die Valkyrjar, Walachuriun, Walküren, welche der Schlacht vorstehen, den Kämpfern weissagen, ihnen Sieg oder Tod bringen. Sie reiten in den Krieg und geleiten die Gefallenen nach Walhöll (Walhalla). Auch bleiben sie Jungfrauen. Wöluspa nennt ihrer sechs, Grimnismal dreizehn, was sich auf die Mondumläufe des halben und ganzen Jahres beziehen muß. Dessenungeachtet können die Walküren auch (Simrock D. M. S. 344) auf die Wolken, und später auch auf Mächte des Seelenlebens bezogen worden sein. Unter den Namen der Walküren erscheint stets Hilde, was augenscheinlich auf Hel zurückführt, und zwar um so mehr, als in manchen Volkssagen Held eine verwünschte Jungfrau heißt (ostschweizerisch heißt die Hölle „Held", mittelschweizerisch „Hell"). Die Walküre Hilde hat in Vielem auffallende Züge Freyja's (Simrock D. M. S. 348 f.), und unter ihrem spätern Namen Brynhild, solche Frigg's (siehe in der Edda: Sigrdrifumal 4 und Helreidh 8, verglichen mit der Einleitung zu Grimnismal; beide, Frigg und Brynhild, sind dort Beschützerinnen eines Agnar). Brynhilds göttlicher Charakter erhellt auch daraus, daß im Mittelhochdeutschen und in den Niederlanden die Milchstraße Vroneldenstraet (Frau Hilden- oder Brunhildenstraße) heißt. Ebendort heißt eine mythische Persönlichkeit, welche das Spinnen begünstigt, Verelde, in Niedersachsen Ver Hellen, in Schleswig-Holstein Ver Wellen, alles Variationen von „Frau Hilde". Aus diesem Namen machte nach Grimm der mittelalterliche Verfasser des latinischen Gedichtes Reinardus eine Pharaildis, Farahild, wie nach seinem Berichte*) Herodias seit ihrem Tode hieß, d. h. eigentlich Salome, Tochter des Herodes und der Herodias, die Urheberin der Enthauptung Johannes des Täufers, welche der Aberglaube des Mittelalters an die Spitze des wilden Heers stellte, bisweilen auch die antike Diana. Da letztere die ausgesprochenste Mondgöttin ist, so erhellt, daß wir es hier mit einer Anzahl verschiedenartig scheinender und doch zusammengehörender Personifikationen zu thun haben. Die gespenstisch wandelnden Frauengestalten sind alle die weiblichen Ergänzungen zum höchsten Gotte, welcher Himmels-, Sonnen- und Tagesgott ist.

*) Schon vor ihm (1139—1164) wird sie genannt von Burchard von Worms († 1024), und noch früher vom Bischof Ratherius zu Verona († 974).

Dem Himmel steht gegenüber die Erde.
„ Tag „ „ „ Nacht,
„ Sonnengott „ „ „ Mondgöttin.

Die nächtliche Göttin wechselt daher in ihren Bezügen auf Erde, Nacht und Mond.

Man fabelte, daß der dritte Theil der Menschen der „Nachtfrau" gehöre, ohne Zweifel, weil in der Regel der dritte Theil der Zeit (8 Stunden) dem Schlafe gewidmet ist (wie der Freyja die Hälfte, weil Tag und Nacht im Ganzen gleich vertheilt sind) und daß dieser Theil der Menschheit, was offenbar auf die fantastischen Situationen der Träume hindeutet, die Nacht mit ihr auf Bäumen zubringe. Beinahe das Nämliche wurde in Frankreich von der Dame Habonde (lat. Domina Abundia) gesagt, einem Dämon, der Nachts in die Häuser und Keller einfalle und von Allem zehre, was zu finden ist, ohne daß es deshalb abnehme, an welchem gespenstigen Treiben der dritte Theil aller Menschenkinder theilnehme (Bischof Wilhelm von Auvergne und der Roman von der Rose). Denselben Namen (Abundantia) hat die Asin Fulla; sollte das Ganze eine mißverstandene Auslegung vom Begriffe des vollen Mondes sein (Simrock, D. M. S. 353)? — Auf diese nächtlichen Gestalten und Fahrten bezieht sich, was (in Laßbergs Liedersaal III. S. 10) eine leichtfertige Frau sagt, welche außer dem Hause ihren Buhlen besuchen möchte:

Ich muß uz farn
mit der nacht frawen,
da muß ich beschawen
baidi not und arbeit.

Ganz dasselbe nun, was von Farahild und Abundia im Mittelalter geglaubt wurde, nämlich geheimnißvolles nächtliches Umherziehen, berichtet die deutsche Volkssage verschiedener Gegenden von der Frau Holle oder Holda, auch Hulda, welche Namen an Hel und Hilde erinnern und offenbar dasselbe sind.

Hulda ist eine freundliche Göttin in der Volkssage und bedeutet „Frau", wie Holde, Helden „Männer" bedeutete. In Burchard von Worms Sammlung der Dekrete (Köln 1548) steht die Frage: „Credidisti ut aliqua femina sit, quae hoc facere possit, quod quaedam a diabolo deceptae se affirmant necessario et ex praecepto facere debere, i. e. cum daemonum turba in similitudinem mulierum transformata, quam vulgaris stultitia Holdam vocat, certis noctibus equitare debere super quasdam bestias, et in eorum se consortio annumeratam esse." Sie ist den guten Menschen geneigt und fast in ganz Norddeutschland bekannt. Schneit es, so macht sie ihr Bett, daß die Federn fliegen (die Erde im Winter). Zur Mittagsstunde sieht man sie als schöne weiße Frau im See oder

Brunnen baden und verschwinden. Ihr nachgehend kann man in ihre Wohnung gelangen. Sie fährt auf einem Wagen, aber (als Mond) auch schreckhaft durch die Lüfte mit dem wütenden Heere. Hexen sind ihre Gesellschaft, und „Hollefahren“ heißt in Oberhessen Hexenfahrt. Dann ist sie langnasig, großzahnig, alt, struppharig. Man schreckt Kinder mit ihr. Ein Unordentlicher, Ungekämmter „ist mit der Holle gefahren“.

Holla ist als Mondgöttin Spinnerin und liebt Flachs und Hanf und Arbeit. Fleißigen Dirnen schenkt sie Spindeln und spinnt ihnen Nachts die Spule voll. Faulen brennt sie den Rocken an oder beschmutzt ihn. Kehrt sie um Weihnachten ins Land, so werden alle Rocken reichlich angelegt und für sie stehen gelassen; kehrt sie Fastnachts heim, muß alles abgesponnen sein und man versteckt die Rocken vor ihr. Trifft sie alles wie sichs gebührt, so segnet sie. Wenn Fastnachts gesponnen wird, mißrät der Flachs; die Spinnräder werden daher versteckt. Den „Samstag der Hulla“ wird auf der Rön keine ländliche Arbeit verrichtet, wie im Norden vom Jultag bis Neujahr weder Rad noch Winde sich drehte. Diese häusliche Idee ging auch über auf Odins Gattin Frigg. Orions Gürtel hieß „Friggs Rocken“, wie später „Marienrocken“. Norwegen und Schweden kannten eine Berg- und Waldfrau Hulla, Huldra, die sie (es ist der wechselnde Mond) bald jung und schön, bald alt und finster dachten. Im blauen Kleid und weißen Schleier naht sie sich den Weideplätzen und den Tänzen, an denen sie theilnimmt; sie hat indessen einen Schweif, den sie sorgsam zu verbergen sucht. Nach Einigen ist sie vorne schön, hinten häßlich. Sie liebt Musik und Gesang; ihr Lied aber ist schwermütig und heißt „Huldreslaat“. In den Wäldern ist sie grau gekleidet, alt, an der Spitze ihrer Heerde, den Melkeimer in der Hand. Sie soll den Menschen ungetaufte Kinder forttragen. Oft erscheint sie als Herrin der Berggeister, des „Huldenvolkes“ (auf Island „Huldufolk, Huldumenn“). Im Oberinnthale heißt die Königin der Saligenfräulein Hulda. Luther übersetzte die hebräische Prophetin Chuledda oder Chulda mit Hulda.

Wie Frau Holle bis ins Voigtland, über die Rön hinaus im nördlichen Franken, in der Wetterau bis zum Westerwald und aus Thüringen in das angrenzende Niedersachsen und dann in den höchsten Norden reicht, aber in Friesland, Nordsachsen, Schwaben, Baiern, Oesterreich und der Schweiz unbekannt ist (Grimm), so kennen diese Länder die Berchta (in Thüringen und Franken beide Namen). Daß sie jedoch auch das Volk als ein und dasselbe Wesen ansieht, zeigt der Doppelname Hilde-Berta, entstellt „wilde Berta“, und Brech-Höldere, womit man in Schwaben unartige Kinder schreckt und sich darunter ein alt häßlich Weib denkt. Auch sie hält ihren Umgang in

den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Dreikönigen, wo ihr Tag gefeiert wird (in Luzern, Zürich, Aargau ist der 2. Januar oder, falls Neujahr Samstags ist, der 3. der „Berchtelis-, Bergelistag, urkundlich St. Berchtentag", und wurde früher von den Zünften mit einem Essen, vom Volke mit Lärm, Schellen, wilder Musik („Berzelen") gefeiert). Im Elsaß liefen Knaben und Handwerksgesellen zur Weihnachtszeit von Haus zu Haus („Bechten"), und im Salzburgischen 100—200 Burschen („Berchten") bei hellem Tage verkleidet und mit Peitschen und Kuhglocken umher, so auch im Pinzgau, im Gasteinthale durchs ganze Thal („Berchtenlaufen, Prechtenspringen"). Auch sie führt die Aufsicht über das Spinnen. Dem Mädchen, das den letzten Tag im Jahre seinen Rocken nicht abspinnt, heißt es im Saalfeldischen, beschmutzt ihn das zottige Ungeheuer „Bergda". An ihrem Feste ist die althergebrachte Speise Brei und Fische, Fastenspeise. In Saalfeld beschloß man den letzten Jahrestag mit Knödel und Häringen. Fehlte man dagegen, so „schnitt einem Berchta den Leib auf, füllte ihn mit Häckerling und nähte ihn mit einer Pflugschar mittels eiserner Kette zu" *).

In Eschenloh bei Partenkirch in Oberbaiern gingen Weiber, „Berchten", meist drei, in alten Mannskleidern und vermummt (eine am Gürtel eine Kette, eine mit der Ofengabel, eine mit dem Besen), in die Häuser, wo sie lärmten und dann Birnen, Brot und Nudeln bekamen. Zu Holzberndorf in Mittelfranken stellten sonst junge Leute die „Eisenberta" (andernorts eiserne Berta, Isanberchta) in einer Kuhhaut mit Hörnern vor, Äpfel, Birnen, Nüsse und eine Rute tragend und von Haus zu Hause die Kinder lohnend oder strafend (Panzer). Wie unterm Namen Hulda und Werra, ist sie Nachts in Begleitung, und zwar der Heimchen, kleiner Kinderwesen (nach manchen Sagen: ungeborener Kinder, weil die Kinder vom Himmel, von den Sternen gesandt sind). Martin von Amberg im 14. Jahrhundert nennt sie Percht mit der eisnen Nas, und meldet, die Leute lassen ihr in der Perchtnacht Essen und Trinken stehen.

---

*) Im Voigtlande thut dasselbe „die Werre", die Reinesius (geb. 1587 und † 1667) schildert: „Furibundam, silvescente coma, facie lurida, cetero habitu terribilem, cum comitatu Maenadum Werram" (wilde Jagd). Witte sagt um 1500: „Nam in hodiernum diem domini nativitatem et epiphaniam dicere solent Browe Here Blughet"; („Schweig, oder die eiserne Bertha kommt", schreckte man Kinder) und Vintler i. J. 1411: „Precht mit der langen Nas". An Epiphaniä buk man fette Kuchen, den Leib zu schmieren, „damit Frau Berche Messer abglitsche" (Schmeller 1, 194), oder: „nach Wihenacht am zwelften Tage, nach dem heilgen ebenwihe (worin Grimm irrig was andres sah als epiphania), do man ezzen solt ze Nahte, do sprach er zem Gesinde und zuo sin selbes Kinde: ezzet hiute fast durch min Bete, daz iuch diu Stempe niht entrete." (Stampe ist in Tirol allgemeiner Name der Berchta, und werden von ihr unter diesem Namen dieselben Züge erzählt.)

Im alten Frankreich sah man ob dem Portal mehrerer Kirchen eine gekrönte Königin, den einen Fuß platt wie ein Gansfuß, la Reine pédauque. Daraus machte man Karls des Gr. Mutter la reine Berte au grand pié, „Berhte mit dem Fuoze", wie man die „Spinnerin Berta" in der Burgunder-Königin des 10. Jahrhunderts suchte. Auch in Italien redet man von tempo ove Berta filava. Der Plattfuß ist auch jener der „drei spinnenden Basen" und der „tretenden Stampe" (im fränkischen Nordgaue ganz gleich „die Trampe", trampen heißt stampfen).

In Thüringen geht dem wilden oder wütenden Heere der Frau Holle ein alter Mann mit weißem Stabe voran, um die Begegnenden zu warnen und den Weg rein zu halten. Er führt den Namen des getreuen Eckhart und erinnert an den antiken Hermes, als Führer der Verstorbenen in die Unterwelt. In der Lausitz nimmt seine Stelle bei Berchta der „Knecht Ruprecht" ein. Derselbe heißt als umgehendes Schreckbild für Kinder auch Klaubauf oder Bärtel. Berchtold (Masculinum von Berchta) heißt der wilde Jäger in Schwaben; er ist weiß gekleidet und hat ein weißes Pferd und weiße Hunde. Eckhart ist aber in Thüringen auch der Wächter vor dem Berge der Frau Venus, welche daher mit Hulda zusammenfällt, wie dies auch der Letztern Identität mit Freyja bezeugt, die im Norden dieselbe Stelle einnimmt wie Aphrodite im Süden. Der Berg der Frau Venus ist der Hörselberg bei Eisenach, in welchem sie, nun wieder gleich Hel in ihrer letzten Bedeutung, aber in freundlicherer, ja verführerischer Weise, eine Unterwelt beherrscht, wie Persephone, und irrende Ritter zu sich lockt, wie den vielbesungenen Tannhäuser, der so wenig erlöst wird, als der dürre Stab wieder Blüten trägt. Ähnliches verlautet vom Ursel- oder Urschelberge in Schwaben. In der Schweiz heißt im Liede vom „Tannhuser" Venus „Frau Vrene", woraus eine „heilige Verena" entstand. Ohne Zweifel hängen „Vrene-Hilde" oder „-Held", „Vronelde", „Brunhild" zusammen.

Berchta (althochd. Perahta, die Glänzende) ist auch der Name der „weißen Frau", welche in deutschen Schlössern spukt, aber, gleich den unzähligen verwünschten weißen Frauen in Ruinen, Höhlen und unterirdischen Gemächern, mythisch und eine der vielen Gestalten der Erdgöttin ist. Auffallend gemahnen aber alle diese mythischen Züge unseres Nordens an die südliche, antike Sage von der Göttermutter Rheia oder Kybele und ihrem Begleiter Attis oder Pappos (Diod. III. 58. 59).

Tacitus nannte die deutsche Erdgöttin, die wir unter den Namen Hel, Jördh, Frigg, Freyja, Hilde, Holle und Berchta kennen gelernt, außer Nerthus auch Isis, indem er (Germ. 9) berichtete, daß ein Theil der Sueven ihr opfere, und daß das Sinnbild ihres Dienstes ein

Schiff sei, was, wie er meinte, auf ferne Herkunft deute. Dieses Schiff ist aber ureinheimisch; denn man kennt in verschiedenen Gegenden Deutschlands feierliche Umzüge mit Schiffen (auf Rädern), und abwechselnd auch solche mit Pflügen und Wagen; ja der Wagen der Nerthus mußte ebenfalls, wie Simrock richtig vermutet, zugleich ein Schiff sein, wenn er von der Insel auf das Festland gelangen sollte*). Alle diese Fahrzeuge sind Sonnen- und Mondbilder (s. Simrock, D. M. S. 354 ff.), und hängen mit den Fahrten Hulda's und Berchta's zusammen.

Dies ist ohne Zweifel auch der Fall mit einer weitern in diesen Kreis gehörenden Gestalt. Im 15. Jahrhundert erzählt Gobelinus Persona, daß nach sächsischem Glauben „Frau Hera“ (ob mit der griechischen Hera verwandt?) in den Zwölften durch die Luft fliege und reiche zeitliche Güter verleihe. Sie heiße auch (wol als Diminutiv) Herka oder Harke, Fru Harke, auch Fru Harfe, Harfen, Arke, und dieser Name ist in der Mittelmark bis zum Harz der Name der in den Zwölften umziehenden Göttin. Eine angelsächsische Segensformel lautet: Erce eordhan modor. Berge unter dem Namen Herkenstein und Harkenstein gibt es an mehreren Orten, in denen nach der Sage Herka mit den „Unterirdischen“ (Zwergen) und ihren aus wilden Thieren bestehenden Heerden haust. Auch sie bedrohte faule Spinnerinnen und sorgte außerdem für Flachs, Getreide und Gemüse. Herka oder Helka heißt in der Heldensage Etzels Gattin, und hat in der Dietrichsage eine Schwester Berta. Sollte der Name wol ursprünglich derselbe und nur der Anfangsbuchstabe verändert sein? Damit hängt offenbar auch zusammen, daß mittelhochdeutsche Dichter das Schicksal als „Frau Sälde“ personificiren, und daß in Tirol die Sage geht, Frau Selga (hier spielt der Begriff „selig“), „eine Schwester der Frau Venus“, ziehe zu Fronfasten Nachts mit gespenstigem Volke herum und bestimme bei einem Feuer, wer nächstes Jahr sterben müsse, kenne auch aller Menschen Verhältnisse und die Orte, wo edles Metall liege. In Niedersachsen heißt die Umziehende (nach Kuhn) Fru Freke (Frigg oder Diminutiv von Frea, Freia), in der wendischen Mark „die Murraue“. Bei den vicentinischen und veronesischen Deutschen fahren vereint der wilde Mann und die Waldfrau, zu welcher Zeit weder Jäger noch Hirt sich hinauswagt. Die ebenfalls in diesen Kreis gehörenden Namen Nehalennia (keltische Göttin) und Ostara (wovon „Ostern“) sind zu wenig aufgeklärt, um besprochen zu werden (vergl. Grimms und Simrocks deutsche Mythol.). Daß alle diese Erscheinungen und damit zusammen-

---

*) Solche Wagenschiffe haben sich in der Fastnacht erhalten; doch scheint es uns gewagt, wenn Simrock den italienischen Namen Carneval, der doch offenbar von carne vale! (Fleisch lebe wol!) kommt, von car naval (Schiffswagen) ableiten will.

hängenden Gebräuche in den Zeiten der Sonnenwenden, namentlich aber derjenigen des Winters*), spielen, beweist am besten ihren Zusammenhang mit dem Laufe der Gestirne.

Daß die Sterne die Seelen oder auch die Wohnsitze der Verstorbenen seien, ist eine alte volkstümliche Vorstellung, aus welcher von selbst die sagenhafte Ausschmückung und Weiterführung hervorgeht, die nächtliche Versammlung und Bewegung der Sterne auch wie eine solche der als Geister belebten Todten aufzufassen**). Daß diese schauerliche, markerschütternde Fantasie in Vielem mit der wilden Jagd, dem Geisterwagen und dem Zuge der Nachtfrau (Holle oder Berchta), sowie mit den nächtlichen Hexenmalzeiten, Hexentänzen und Hexenfahrten des Volksglaubens zusammenfallen und vermengt werden mußte, ist sehr natürlich. Die Vorstellung wirkte auch so tief auf die Gemüter, daß es sehr nahe lag, ruchlosem Zusehen oder gar Einmischen in das nächtliche geisterhafte Treiben eine Bestrafung des Schuldigen folgen zu lassen, welche bald in einer Verwundung oder Verletzung, in Blendung, in Entführung durch das Geisterheer oder gar in grausenhaftem Tode, sogar durch Zerreißen in Stücke bestand. Die Vorstellung vom Treiben der Todten selbst nahm verschiedene Formen an. Bald zogen sie in Leichenprocession dahin, bald hielten sie in nächtlich erleuchteter Kirche Messe oder Predigt oder in Schloßruinen ein Geistergericht, auch spielten und zechten die Geister, bald jagten sie dahin wie das wütende Heer oder benützten die Geisterkutsche (den Wuotanswagen), an dessen Stelle auch, wie bei der Isis, ein Schiff oder, wie bei dem schweizerischen Posterli, ein Schlitten trat, bald endlich tanzten sie auf den Gräbern, und dieser schauerliche Todtentanz findet sogar in Sagen auf Lebende Anwendung, die zur Strafe für ein Vergehen immer tanzen müssen, ohne anders zu können (Grimm, Sagen 231). Es ist in beiden Fällen der rastlose nächtliche Tanz der sich um die Welt drehenden Gestirne***). Bei der Leichenprocession tauchte manchmal das gräßliche Doppelgesicht auf, indem der Neugierige im Zuge sich selbst erkannte, was seinen baldigen Tod zur Folge hatte. Die höchste poetische Ausbildung erhielt aber diese ergreifende Vorstellung in der nächtlichen Entführung der Liebenden durch den todten Ge-

*) Vergl. W. Menzel, die Sonnenwende im altdeutschen Volksglauben, Germania II. S. 228 ff.

**) Ein alter Hirt zu Brodewin in der Uckermark erzählte dem Sagenforscher Kuhn: jeder Mensch habe sein Licht am Himmel, und wenn er sterbe, so gehe es aus, es kommen aber statt der alten immer gleich wieder neue zum Vorschein, da immer wieder neue geboren werden (Haupts Zeitschr. IV. S. 390).

***) Ganz verschieden hiervon ist der künstlerisch dargestellte Todtentanz (von Holbein, Manuel u. A.), welcher nichts mit der Mythe zu thun, sondern eine rein christlich-ethische Idee zur Grundlage hat. Vergl. Wackernagels Abhandl. in Haupts Zeitschr. IX. S. 302 ff.

liebten, welche Idee (ausgemalt in der ergreifenden Lenorensage) sich eng an die wilde Jagd anschließt. Der wilde Jäger hat nämlich nach vielen Sagen eine Frau (Waldfrau) oder seine Geliebte oder Gattin; wenn er sie hier zu den Todten abholt, ist es dasselbe. Er ist Odin, sie die Fürstin des Sternheeres, die Mondgöttin, welche der Himmelsgott mit seinen Wolken umhüllt und entführt, oder auch die Erde, welche er in Nebel einhüllt, dessen fantastische Formen einer geisterhaften Versammlung verglichen werden können.

Wie mächtiger Donner und blutiger Nordlichtschein hören und lesen sich die Geschichten, welche die beiden Edden von den nordischen Göttern und ihren Kämpfen mit den Riesen erzählen. In der deutschen Volkssage hat sich nichts davon in der ursprünglichen Form erhalten. Wo sie die Mythen bewahrt hat, die früher Deutschland und Skandinavien gemein waren, in letzterm Lande aber, das die Römer nicht erreicht, länger und vollständiger fortdauerten, — das ist in vielen, theilweise von uns bisher mitgetheilten Sagen von den Thieren, Zwergen und Riesen enthalten. Die Götter sind in unserer Sage, ihres mehr geistigen als körperlichen Wesens wegen, weit mehr verwischt worden. Die deutsche Volkssage kennt im Grunde nur noch den höchsten Himmelsgott und die höchste Erdgöttin, Beide in abgeblaßter, gespenstiger Gestalt, und das übrige Götterheer nur noch als Ganzes, als umziehende Schaar, die namentlich nächtlicher Weile ihr Wesen treibt, weil das Christentum den Tag in Beschlag genommen und dem alten Heidenwesen nur die Nacht übrig gelassen hat. Und in dieser, im glänzenden Heer der Sterne, unter der schützenden Aufsicht des milden Mondes, aber auch unter dem störenden Einflusse der wilden Stürme und der düsteren Wolken waltet und schaltet der alte Göttermythos noch immer trotz Taufe und Abendmal, trotz Priestertum und Kirche.

Der Welt des Nordens, welche nach dem düstern, kalten Niflheim hin gelegen ist, droht ihr Untergang vom brennenden, glühenden Muspelheim her. Die Edda schildert diese endliche Katastrophe als die Erhebung Surturs, des Hüters der heißen Region, mit flammendem Schwert, gegen die Götter. Vor ihm werden Sonne und Mond durch Wölfe verschlungen, wanken die Berge, fliehen die Riesen, sterben die Menschen, spaltet sich der Himmel und erliegen kämpfend die Asen, von denen Thor durch das Gift der von ihm erlegten Midgardsschlange, Odin durch den Wolf Fenrir, an dem ihn aber Widar rächt, Freyr durch Surtur getödtet werden*).

Die sächsische Evangelienharmonie „Heliand" sagt: Mudspel-

*) Nach einer Erweiterung der Mythe durch die jüngere Edda bringen sich noch Heimdal und Loki gegenseitig um, ebenso Tyr und der Hund Garmr.

les megin obar man ferid, — die Gewalt des Feuers fährt über die Menschen, und: mutspelli cumit an thiustrea naht, al sô thiof ferid darno mid is dâdiun, — das Feuer kommt in der düstern Nacht heimlich und plötzlich wie ein Dieb geschlichen. Das althochdeutsche Gedicht aber, welches den Namen dieses furchtbaren Feuers trägt, Muspilli, in Baiern verfaßt, singt: dâr ni mae denne mâk andremo helfan vora demo muspille, denna daz preita wasal allaz vorprinnit, enti viar enti luft allaz arfurpit, — da kann kein Freund dem andern helfen vor dem Feuer, wenn der breite Glutregen Alles verbrennt, Feuer und Luft Alles wegkehren.

Ursprünglich bedeutete diese lange voraus gefürchtete, weil nicht mehr verstandene Katastrophe nichts Anderes, als die Vernichtung der Nacht mit Mond und Sternen oder des Winters mit der Wintersonne durch den anbrechenden Tag, die aufgehende Sonne oder die Sommersonne. Daß Loki von den Asen abfällt und mit Surtur gegen sie kämpft, ist die Folge seiner Bedeutung; denn er ist das Feuer, welches zur Sonne gehört. — Nicht er aber, nicht das schädliche Feuer, siegt zuletzt, sondern das wolthätige Feuer, vertreten durch Surtur, welcher das flammende Schwert trägt wie der Engel an der Pforte des Paradieses (1. Mos. 3, 24). Denn nach dem Weltbrande, Surtalogi, sagt die Edda, erhebt sich eine neue, seligere Erde, auf welcher Korn ungesäet wächst und eine neue Sonne scheint, und herrschen verjüngte Götter, die wiederum Asen heißen, zu welchen die verschonten Asen Widar und Wali, Thors Söhne Modi und Magni und die aus Hel zurückkehrenden Baldur und Hödur gehören, und über denen ein ungenannter höchster Gott thront. Auch ein neues, weniger sinnliches Menschengeschlecht entsteht. Daraus geht klar hervor, daß Surtur der neue Tag oder Sommer ist, welcher nicht die ganze Welt zerstört, sondern nur die der Nacht (beziehungsweise des Winters), und jeden Morgen, beziehungsweise Frühlung, eine neue schafft, wie denn auch sein Schwert, sagt die Edda, heller als die Sonne glänzt.

Die Religion der alten Germanen war durchaus Poesie. Es gab bei ihnen weder ein Dogma, noch ein Priestertum, sondern nur allgemein anerkannte, durch keinen Zwang aufrecht erhaltene dichterische Vorstellungen mit Bezug auf Gegenstände der Natur und des sittlichen Verhaltens. Es gab auch keinen allgemein vorgeschriebenen Kult; solcher war vielmehr ganz dem Willen der Einzelnen überlassen. Auch ist von einem eigentlichen Kult nur in Bezug auf die ausgebildeten Gottheiten etwas bekannt; von einem solchen zu Ehren niederer Wesen, wie der Dämonen, Thiere, Pflanzen, Gestirne u. s. w., sind die Spuren fast ganz verloren gegangen*).

---

*) Simrock, D. M. S. 472 ff.

Bei dem Gebete wandten sich die Germanen nach Norden, wo der Sitz der Götter vermutet wurde. Opfer wurden zu gewissen Jahreszeiten dargebracht. Besonders wichtig waren die Hauptopfer der drei Jahreszeiten, die man zählte: das Dankopfer für die Ernte im Herbst, das Bittopfer für künftige Fruchtbarkeit im Winter und das Bitt- und Sühnopfer für Siege, wenn der herannahende Sommer die Kriegszüge wieder gestattete. In Schweden wurde bei letzterm der Sühneber dargebracht. Auf Seeland wurde alle neun Jahre am 6. Januar, also am Ende der „zwölf Nächte“ ein Opfer gebracht, um die unterweltlichen Götter (Hel u. s. w.) zu versöhnen, wobei man 99 Menschen und 99 Pferde tödtete. Ein ähnliches Opfer zu Upsala, in gleichen Zeiträumen, erforderte von jeder (?) Thiergattung neun Köpfe. Zu Menschenopfern nahm man Verbrecher, besonders aber Kriegsgefangene, sowie Sklaven, die man ausdrücklich zum Opfer verkaufte. Frauen und Kinder sollen bei Flußübergängen, Kinder zur Heilung des Aussatzes geopfert oder bei Neubauten eingemauert worden sein. Aus dem Norden wird sogar von Königen berichtet, welche ihre Söhne opferten. Die Martinsgans ist das Überbleibsel eines Opfers im „Schlachtmonat“ (November), und noch in christlicher Zeit wurden Pferdeopfer, wie bei den Indern, Persern und Slawen dargebracht. Die Schlesier nannte man Eselsfresser, weil sie Esel opferten, und dasselbe sagte man auch den Berchtesgadern nach. Im Übrigen waren Rinder, Ziegen und Schafe die häufigsten Opferthiere. Die Thiere mußten unbenutzt sein, z. B. Pferde, die keinen Reiter, Ochsen, die kein Joch getragen; auch wurde viel auf fleckenlose Farbe gehalten. Man schmückte und bekränzte die Opferthiere. Außer Menschen und Thieren wurden auch Pflanzen geopfert. Opferbare, d. h. reine Thiere und Pflanzen hießen Ziefer, unreine daher Ungeziefer. Am Opferschmause nahm die ganze Gemeinde Theil; dem Gotte blieben Herz, Leber und Lunge vorbehalten (was bei Fleischern noch jetzt ein „Gebött“, d. h. Dargebotenes heißt). Mit dem Blute wurden Altäre und Götterbilder bestrichen und das Volk besprengt. Kopf und Haut mancher Thiere, besonders der Pferde, hängte man an Bäumen oder am Dachgiebel auf, wo sie im alten Sachsenlande auch als Holzschnitzerei beibehalten sind. Sie sollten vor Blitz schützen und Fruchtbarkeit befördern.

Selbst bei den täglichen Malzeiten gedachte man der Götter und stellte einen Theil des Essens für sie bei Seite, und bei Trinkgelagen trank man ihre „Minne“.

Die Orte, wo man die Götter verehrte, waren meist Haine oder im Innern dieser eingefriedigte Plätze (Freithöfe, davon das neuere „Friedhof“), erst in späterer Zeit hölzerne um einen heiligen Baum erbaute Hütten. Götterbilder gab es in älterer Zeit keine, sondern nur Sinnbilder der Götter, z. B. Wuotans Speer, Donars Hammer, Zius

Schwert, Freyrs Eber, das Schiff der als „Isis" benannten Göttin u. s. w. Eigentliche Götterbilder in Menschengestalt gab es wol sehr spät; aber sie sind durch die Verbreiter des Christentums fast spurlos vertilgt worden. Soweit noch welche vorhanden (und meist verchristlicht) sind, verraten sie ihre Verwandtschaft mit der unschönen mittelalterlich-christlichen Kunst. Man findet besonders oft die Abbildung einer Dreiheit von Göttern erwähnt, z. B. Odin, Thor und Freyr.

Einen abgesonderten Priesterstand gab es bei den Germanen nicht; die Könige und Fürsten waren Priester des Staates, oder Volkes, die Hausväter der Familie. Wo es besondere Priester gab, waren sie zugleich Richter; jedenfalls mußten sie aus edlem Geschlechte sein. Sie begleiteten das Heer mit den Götterbildern in den Krieg, durften aber weder selbst Waffen tragen, noch auf Hengsten reiten. Sie allein durften Wagen, Schiffe und andere Heiligtümer der Götter berühren. Es gab aber auch Priesterinnen, und zwar mit geschichtlichem Namen wie Veleda u. A. Außer den Opfern gehörte zur Aufgabe der priesterlichen Personen die Dichtkunst, die Heilkunde, die Zauberei und Weissagung, und ihre Bedeutung war so groß, daß das Volk bis auf den heutigen Tag in den „Hexen" und „Hexenmeistern" ihre Nachfolger gewähnt hat. Zum Zauber dienten die im Gebrauche beschränkten, mit den griechisch-latinischen Schriftzeichen nahe verwandten Runen, und bezaubert wurde Alles, Mensch und Thier, Liebe und Krankheiten, Haus und Hof, Feld und Weide, Wind und Wetter, Feuer und Wasser; man wandte auch Zauber an, um Feinden Schaden zuzufügen. Selber bestand daher theils in Segensprüchen, theils in Flüchen und Verwünschungen. Ebenso wurde aus Allem geweissagt, wozu auch die Traumauslegung gehörte, und in ähnlicher Weise ausgedehnt war der Glaube an wunderbare Heilungen. Da die Priester auch Richter waren, erhielt sogar die Rechtsprechung einen mit Dichtung und Aberglauben gemischten Charakter. Rechtsprüche waren gereimt und oft von schalkhaftem oder gemütlichem Inhalt. Man ging fantastische und barocke Verträge ein, gestattete soviel Land, als in gewisser Zeit umritten, umpflügt, umspannt werden konnte, wie in Karthago (Bd. II. S. 400; selbst die dortige Ochsenhaut kommt im Norden vor). Näheres wird bei Anlaß des Aberglaubens in christlicher Zeit zu berichten sein.

Zum Götterdienste gehörten weiter Umzüge zu Ehren der Götter. Es schmückten sich Menschen, Häuser und Dörfer, und noch reicher geschmückt durchfuhr der Wagen oder das Schiff des Gottes auf einem Wagen, den das Volk zog, den Umkreis seiner Verehrung. Ebenso haben sich Spuren anderer Feste in reichlichem Maße in christlichen Festgebräuchen erhalten*). Eine besondere Gruppe bilden die auf Bergen

*) Nähere Nachweise s. Simrock, D. M. S. 520 ff.

und an anderen Orten zu gewissen Jahreszeiten angezündeten Feuer, die dem Sonnendienste entstammen, indem sie lauter bestimmte Zeiträume des Sonnenlaufes bezeichnen, wie die Oster-, die Johannis-, die Herbst-, die Julfeuer u. s. w., wozu auch das Scheibenschlagen oder Funkenschlagen gehört*). Endlich ist zu betonen, daß auch die Geburt- und Tauf-, die Hochzeit- und die Bestattungsgebräuche bis auf unsere Zeit eine Menge heidnischer Züge bewahrt haben. Kurz, es gibt beinahe kein christliches Fest und keinen christlichen Gebrauch, wobei nicht Bestandtheile heidnischer Feiern der Germanen zu entdecken wären, und eine nähere Erforschung dieses Umstandes zeigt klar, wie sehr das Christentum in Europa einen germanischen Grundzug erhalten hat. Die Deutschen haben ihr Heidentum nicht aufgegeben, ohne Alles das davon zu behalten, was mit ihrer Liebe zu Haus und Hof, zu Land und Leben zusammenhing, so daß ihnen auch bei verändertem Götterglauben und Tempelkult ihr ursprüngliches Gemütsleben bewahrt blieb.

C. Sage und Dichtung.

Die deutsch-skandinavische Götterlehre besitzt, weil sie lebendige, emsig wirkende Naturkräfte zum Gegenstande hat, gleich der griechischen, einen reichen Schatz von Sagen, welche die Erlebnisse der Götter erzählen, und zwar besingt sie Diese theils in der göttlichen Gestalt selbst, theils in derjenigen von Menschen, die als Heroen, als menschgewordene Götter auftreten. Diese Sagen wurden schon früh in die Form dichterischer Gesänge gebracht. Tacitus schon sagt (Germ. 2), daß die Germanen „in alten Volksliedern, der einzigen Art geschichtlicher Denkmäler, den erdentsprossenen Gott Tuiskon und dessen Sohn Mannus als des Volkes Stammväter und Gründer preisen." Dem Mannus gaben sie drei Söhne, nach denen ihre drei Hauptstämme, Ingäwonen, Herminonen und Istäwonen benannt waren. Weiterhin (Germ. 3) fügt er hinzu, daß sie erzählen, Herkules sei bei ihnen gewesen und daß sie ihn beim Auszug in den Streit als den Ersten aller Helden besingen. Dann haben sie noch eine Art Kriegslieder, Bardite genannt (wol von barritus, Kriegsgesang), durch deren Anstimmung sie die Gemüter anfeuern und aus deren blosem Schalle sie den Ausgang der nahen Schlacht ahnen. Sie sangen dieselben in rauhem Ton und gebrochenem Murmeln, mittels vor den Mund gehaltener Schilde. Also in Götterliedern, Heldenliedern und Schlachtgesängen bestand schon im ersten christlichen Jahrhundert das Dichten der Germanen, und darin besteht auch

*) S. den Anhang: Die Heidenfeuer (Funken) unserer Voreltern, in des Verf. Deutscher Volkssage, S. 527 ff.

das thatsächlich vorhandene, wenn schon in späterer Zeit entstandene dichterische Schrifttum dieses Völkerstammes vor Einführung des Christentums bei demselben. Das letztere hat zwar, was die Sprache und einen großen Theil des Inhalts betrifft, seine Heimat in Skandinavien, indem sich hier erhielt und eifrig gepflegt wurde, was in Deutschland allzufrüh dem Eifer der christlichen Glaubensboten erlag, wenn es hier überhaupt schriftliche Aufzeichnung und nicht blos mündliche Fortpflanzung gefunden haben sollte. Aus dem Inhalte dieser nordischen Dichtungen geht jedoch deutlich hervor, daß sie zu einem großen, ja dem wichtigsten Theile in Deutschland ihre Wurzel und erste Bearbeitung haben; es sprechen dafür sowol Namen von Personen und Orten in manchen Heldenliedern, als die überraschende Übereinstimmung dieser und anderer Theile des nordischen Schrifttums mit Sagen und Märchen, die noch jetzt im deutschen Volke fortleben. Diese beiden Quellen enthalten zusammen den Schatz des germanischen Dichtens in vorchristlicher Zeit. Die Märchen und Sagen, welche die Kunde von den alten Göttern nur noch in undeutlichem Bilde enthalten, auch nicht aufgeschrieben waren, konnten dem christlichen Glaubenseifer leicht entgehen; daß dies günstige Schicksal auch über einem Theile der Götter- und Heldenlieder waltete, hat seinen Grund darin, daß selbe mit den nordischen Ansiedlern im neunten Jahrhundert nach dem eisigen Eilande des Hekla wanderten und an dieser abgelegenen unwirtlichen Küste vor Vernichtung verschont blieben. Auch als um das Ende des zehnten Jahrhunderts das Kreuz dort siegte, bewahrten dessen Anhänger und selbst Priester noch soviel Vaterlandsliebe, daß sie nicht nur die alten Götter- und Heldenlieder aufbewahrten, sondern bei Einführung der lateinischen Schrift an Stelle der Runen mit Hilfe derselben fortpflanzten. In Island bearbeiteten die Skalden, die Sänger des Nordens, die alten germanischen Stammsagen und Stammlieder, sammelten Sprüche (in „Havamal") und Rätsel (in „Alwismal"), wie sie das Volk gedichtet, und dort entstanden daher die beiden Sammlungen, welche man die ältere und die jüngere Edda nennt. Die Sammler sind nicht bekannt; vielfach wurde behauptet, daß es Sämund Sigfusson (1056—1133) und Snorri Sturlason (1178—1241) gewesen wären. Die sogenannte ältere Edda besteht vorzugsweise aus Götter- und Heldenliedern, von denen die ersteren theils epischen, theils didaktischen oder allegorischen Inhalts, die letzteren rein episch, alle aber in Stabreimen gedichtet sind; bisweilen haben sie prosaische Eingangs- und Schlußstellen. Das großartigste dieser Gedichte ist die in 64 Strophen eine Gesammtübersicht der germanischen Mythe in dunkler aber ergreifender Sprache liefernde Wöluspa. Dramatische Form findet sich in Wafthrudnismal und Harbardslied. Die sogenannte jüngere Edda enthält Götter- und Heldensagen in Prosa, mit eingestreuten Versen aus vorhandenen und verlorenen Theilen der

ältern Edda, sowie einen Grundriß der nordischen Dichtkunst*). Der Ton der Edda ist ernst und erhaben, knapp und düster, die überall durchklingende Weltanschauung ein unerbittlicher Fatalismus, dem Götter und Menschen von Anfang an verfallen sind. Die Götter und Helden sind unbeugsame Gestalten wie von Erz gegossen, die Göttinnen und Heldinnen streng und herb, ohne Anmut und Lieblichkeit. — Beide Edden ergänzen sich gegenseitig; manche im Stabreim verlorene Lieder finden sich in prosaischer Bearbeitung. Anderes, was in beiden Edden der Heldensage fehlt, wird durch den Inhalt deutscher Heldengedichte und nordischer Heldengeschichten christlicher Zeit, aber mit heidnischem Sagenstoffe ersetzt, sowie durch deutsche Sagen und Märchen erläutert. Kein einzelnes Werk umfaßt den vollständigen Inhalt der germanischen Götter- und Heldensage; aber alle die einzelnen unter sich noch so verschiedenartigen Quellen liefern in ihrer gegenseitigen Ergänzung ein nicht leicht zu überblickendes, aber bei geeigneter Zusammenstellung befriedigendes Bild der germanischen Vorstellungen vom Wesen der Gottheiten.

Des Inhaltes der germanischen Göttersage haben wir bereits (oben S. 25 ff.) übersichtlich Erwähnung gethan. Was die Heldensage betrifft, so versuchen wir im Folgenden ein allgemeines Bild ihres Inhaltes und ihrer Bedeutung zu geben, und zwar mit Zusammenfassung aller ihrer Quellen.

Es handelt sich in derselben hauptsächlich um eine persönliche Verbildlichung des Laufes der beiden Hauptgestirne, Sonne und Mond, wobei die Sonne gleich dem mit ihr verbundenen Tage, ungeachtet der deutschen Sprachlehre, als männlich und der Mond, gleich der mit ihm verbundenen Nacht als weiblich gedacht sein muß, wie bei den Hellenen (s. Bd. I. S. 102 f.).

Das Aufsteigen der Sonne am Morgen, von ihrem Erscheinen über dem golden glühenden Horizont bis zur Höhe im Himmel, wo ihre Stralen fühlbar zu werden beginnen, oder, vom Tage auf das Jahr übergetragen, ihr allmäliges Erstarken vom Frühlingsanfange bis zum längsten Tage, versinnbildlichte die sinnige Heldensage durch ihrer Lieblinge, des liebenden Paares blühende Jugendzeit. Sie sind Sonne und Mond, daher ihr stetes Fliehen und Wiederkommen, ihr gegenseitiges Suchen und Finden; dem öfteren Verweilen der beiden Hauptgestirne in der Dunkelheit, bewirkt durch ihr Untergehen, durch Wolken oder Finsternisse, entsprechen Verborgenheit, Dienstbarkeit, Verkennung, Unterdrückung, Gefangenhaltung, Verbannung, Verwünschung und Verwandlung in Thiere, oder andere oft namenlose Leiden der Helden, — dem Wiedererscheinen und der Lichtzunahme der ersteren die Befreiung, Erlösung und Erhöhung der letzteren, und ihre Enthüllung und Erkennung als Königs-

*) Näheres s. Simrock, die Edda, 4. A., S. 372 ff.

kinder, oder, wenn sie niederer Geburt sind, ihre Vereinigung mit dem königlichen Gemal und Erhebung zu seiner (ihrer) Höhe. Die sehnliche Erwartung der leuchtenden Himmelskörper in der Nacht oder im Winter wird zur Sehnsucht eines kinderlosen Elternpaares nach blühender Nachkommenschaft. Oft sind die Königskinder, aus Furcht vor voraus verkündetem traurigem Schicksal, in einem Thurm eingeschlossen, aus dem sie sich zu retten wissen, um zu sehen, wie die Welt aussieht, was ja auch Sonne und Mond vom Himmel herab thun. Sie durchziehen die Welt auf schnellem Roß oder anderm Gethier, mit Siebenmeilenstiefeln, im Wagen oder im schnellsegelnden Schiffe, wie von den Gestirnen in so vielen Mythen gefabelt wird. Sprechend ist die Analogie z. B. in Grimms Märchen „die Königstochter im Pelzrocke“. Die sterbende Königin hat Haare wie Gold und verlangt diese Eigenschaft auch von ihrer Nachfolgerin; da ihre Tochter solche hat, verliebt sich der Vater in sie. Sie verlangt für ihre Liebe drei Kleider, eines golden wie die Sonne, eines silbern wie der Mond, und eines glänzend wie die Sterne, und einen Mantel von tausenderlei Pelzwerk (die tausend Thiere im Sternenheere).[1] Sie flieht, um der verbotenen Liebe zu entgehen, mit drei goldenen Gegenständen: Ring, Spinnrad und Haspel (alle drei deuten auf die Ewigkeit und das Spinnen der Nornen), hüllt sich in den Mantel, färbt sich schwarz und versteckt sich in einem hohlen Baum; unerkannt wird sie gefangen und muß niedrige Dienste thun; sie verrät sich aber durch die Prachtkleider, in denen sie zum Balle erscheint (wie Aschenbrödel mit den Glas- oder Goldpantoffeln) und durch die Goldsachen, die sie in des Königs Suppe legt. Der Widerspruch, der in der anfänglichen Flucht und spätern Selbstentdeckung liegt, löst sich durch den mythischen Charakter der Sage und der König heiratet seine Tochter, weil sie eben die Wiederholung seiner Gattin ist, d. h. der Mond, welcher der Sonne bald entflieht, bald wieder nahe kommt. Haare und Kleider der Märchenheldinnen, die eine so große Rolle spielen, sind Glanz und Licht des Gestirns, das sie bedeuten, darum sind sie meist von Gold; sind sie aber dunkel, ob Pelzrock oder „Eselshaut“, so deuten sie wie die schwarze Färbung, auf Verfinsterung oder Untergang. Zu diesem letztern Momente gehören auch die finsteren Gänge, welche zu unterirdischen Palästen führen, in denen aber plötzlich ein eigenes Licht leuchtet, eine neue Welt blüht und grünt und alles von Gold, Silber und Edelsteinen erglänzt. Es ist der neue Tag, der ja nach der Finsterniß dem überraschten Auge wie eine neue Welt erscheint. Die Zauberschlösser und goldenen Burgen im Freien aber, auf luftigen Höhen, die Glasberge, die Wundergärten und die Riesenbäume oder Bäume mit goldenen und gläsernen Früchten — was sind sie, als das wundervolle Weltgebäude selbst mit seinen staunenswerten Herrlichkeiten?

Mit Vorliebe erscheint der Held des Märchens als der Jüngste, bislang verkannte, zurückgesetzte und mißhandelte von drei Brüdern; die Heldin aber nimmt dieselbe Stellung unter drei Schwestern ein. Auch das ist ein uralter mythischer Zug, der schon im alten Indien spielt, in dessen Veda-Hymnen der jüngste Bruder (Trita, der Dritte) von den beiden Älteren (Ekata der Erste, und Dvita, der Zweite) mißhandelt, ja in einen Brunnen geworfen wird (wie Josef von seinen Brüdern), aber sich retten kann und die Anderen durch seine Geschicklichkeit und Klugheit in Schatten stellt. So ist auch Kronos der Jüngste von sechs, Zeus der Jüngste von drei Brüdern, und Jeder überragt mit der Zeit den Vater sowol als die älteren Brüder. Zeus muß außerdem heimlich aufgezogen werden, und diese Verborgenheit, oft unter dem Bild der Verwandlung in Thiere und arger Mißhandlung, erzählen auch viele deutsche Märchen von dem verkannten Helden. Auch Odin im Norden setzt seine zwei Brüder Wili und We auf die Seite. Es ist stets die Sommersonne, welche die Herbst- oder Frühlings- und die Wintersonne besiegt, oder der Sommer selbst unter den (ehemals drei) Jahreszeiten. Die drei Mädchen aber sind die drei Gestalten des Mondes. Eine schlafende oder verwünschte Prinzessin (Brunhild, Dornröschen), bisweilen auch ein anfangs stummes oder blindes Mädchen, stellt den Neumond vor, welcher durch den Kuß des Geliebten, d. h. durch das von der Sonne wieder erhaltene Licht zu neuem Leben erwacht. Dahin gehört auch die häufige Einflechtung mythischer Thiere und die Verwandlungen in solche; sie zeigen die Verwandtschaft der Hauptgestirne mit den als Thiere vorgestellten Sternbildern des Nachthimmels. Wenn dann gar zu Hohem bestimmte Kinder auf der Stirn den verräterischen goldenen Stern tragen, oder ihnen Perlen und Edelsteine aus Haaren, Augen und Mund fallen, — und nicht minder, wenn sie mit Sonne und Mond verglichen oder gar schöner als diese genannt werden, — weil sie es eben selbst sind, — so verschwindet vollends jeder Zweifel an ihrer Bedeutung. Böse Stiefmütter, die Hexen des Volksaberglaubens, sind Bilder der unheimlichen Nacht, welche durch ihren Einbruch alles Lebende tödtet oder wenigstens in Schlaf versenkt; daher auch das Verderbliche des Schlafens und die Einschärfung des Wachens zum Behufe wichtiger Unternehmungen in so vielen Märchen.

Gefeite, d. h. bis auf eine Stelle unverwundbare Helden sind wieder die unverletzbare und doch in einem Punkte, dem ihres Unterganges, dem Verderben geweihte Sonne. Die Selbstaufopferung aus Liebe, oft auf einem Scheiterhaufen (so in der nordischen Sage von Sigurd und Brunhild, wie schon in der von Herakles), was ist sie, als die Selbstverbrennung der Sonne?*)

*) Vergl. Deutsche Volkssage S. 467 ff.

Die Wanderungen von Sonne und Mond in ihrer Wechselbeziehung geben, wie wir gesehen, der Heldensage zur Dichtung vom gegenseitigen Suchen und Fliehen des Helden und der Heldin Anlaß. Für sich allein betrachtet aber ist die Sonnenlaufbahn eine Heldenlaufbahn mit Thaten und Abenteuern. Die Thaten und Abenteuer der Sonne sind ihre natürlichen Einwirkungen auf die Erde in den zwölf Abtheilungen des Jahres, welche, weil sie, im Mondjahre genau, im Sonnenjahre aber nur annähernd, die Mondumläufe um die Erde bedeuten, Monde, Monate genannt werden. In der Edda hat Odin zwölf Beinamen, welche nach ihrer Bedeutung ungefähr den Naturerscheinungen der zwölf Monate entsprechen (wie derselbe Gott sich zu zwölf Asen vervielfältigt, die ebenfalls so vielen Naturerscheinungen vorstehen und eigene Wohnungen in Asgard haben, die sich wieder auf Jahres- und Tageszeiten beziehen). Die Dichtung von Thaten und Abenteuern nach der Zahl der Monate erscheint in ihrer höchsten Ausbildung im Mythos von Herakles (Herkules), wo ihre Bedeutung auch am klarsten durchblickt. Die Herakles-Mythe hat sich aber auch nach dem Norden verpflanzt. Um dieses nachzuweisen, müssen wir des mythischen Zuges gedenken, welcher diese Verpflanzung namentlich vermittelte. Es ist dies der in allen Heldensagen mit so viel Vorliebe behandelte Drachenkampf. Derselbe wird überall so ähnlich erzählt, daß die Annahme, er bedeute auch überall Dasselbe, nicht mehr gewagt sein kann. Der Drache mit seinen vielen Köpfen oder Augen ist die Nacht, der von ihm bewachte Schatz (oder die Hesperidenäpfel) die Sterne, die gefangen gehaltene Jungfrau der Mond, der Besieger des Drachen und Befreier der Jungfrau die Sonne (oder der Tag, was hier so in Eines zusammenfällt, daß es nicht genau zu unterscheiden ist*). Kämpe und Jungfrau wiederholen daher nur den alten Mythos der Liebe von Sonne und Mond, und daher ist das Vorkommen von Sagen dieser Gestalt so häufig.

Im Norden heißt der Drachentödter unter ganz ähnlichen Verhältnissen meist entweder Sigfrid (Sigurd) oder St. Georg, oder er hat auch keinen Namen (ausgenommen an einigen Orten, wie z. B. Struthan Winkelried in Unterwalden).

Die älteste nordische Gestalt der Drachenmythe ist jedenfalls die in der Edda und Wölsunga-Saga enthaltene, auf welche wir blos verweisen können.

---

*) Wird dagegen die Sonne als Jahres- (nicht Tages-) Sonne aufgefaßt, so ist der Held der Sommer, der Drache der Winter und die Geliebte die Pflanzenwelt (wie bei Persephone); die Sterne aber verändern ihre Bedeutung nicht, indem auch Sommer und Winter um sie kämpfen und sie einander wegnehmen.

Die zwölf Abtheilungen des Sonnenjahres wurden aber nicht nur auf so viele Thaten und Abenteuer des Sonnengottes oder Sonnenhelden, sondern auch auf ebensoviel Gefährten desselben bezogen, indem er zu ebensoviel Helden vervielfältigt wurde. Beispiele sind die uns bekannten Sagenkreise der Hellenen von den Argonauten, der kalydonischen Jagd und dem troischen Kriege (Bd. II. S. 137 ff.). Auch der germanische Völkerstamm besitzt derselben in seiner Literatur eine Anzahl, unter welchen aber nur einer, und zwar einer der reichsten in der gesammten Kulturgeschichte, durchweg mythische Bedeutung hat. Es ist dies der Sagenkreis der **Nibelungen**, den wir erst nach seinem mythischen und dann nach seinem geschichtlichen Ursprunge betrachten wollen.

Der mythische Mittelpunkt des Nibelungen-Sagenkreises ist der **Nibelungen-** oder **Niflungenhort**, dessen Einführung in die Schicksale der Götter und Heroen die Edda-Sage (Skalda 39—42) erzählt. Der Niflungenhort erscheint als ein Goldschatz aus dem Lande der Niflungen, welcher jedem seiner Besitzer den Untergang bereitet. Wie jeder mythische Schatz, bedeutet auch er das Gold und Silber des Sternenhimmels, welches Niemand besitzen kann, er müßte denn zu den Göttern gehören. Daher kann auch unter den mythischen Horten bei reifem Denken kein irdisches Metall verstanden werden. Nur Götter, beziehungsweise Helden, welche ursprünglich Götter sind, besitzen sie und bekämpfen sich um ihretwillen. Was sollten aber Götter mit irdischem Metall thun, wie sollten sie dessen bedürfen? Es ist daher nichts anderes, als der metallähnliche Glanz der Sterne, was als ein Hort besungen wird, um den sich die Götter des Tages und der Nacht, des Sommers und Winters, des Lebens und Todes streiten, nach dessen Besitz sie streben, obschon er ihnen unvermeidlichen Untergang bringt.

Den Namen „**Niflungen**" (nordisch) oder **Nibelungen** (deutsch) erklärt die nordische Kosmologie, welche indessen hierin überraschende Ähnlichkeit mit der griechischen darbietet. Nach **Homer** theilte der Okeanos, der nicht nur die Erdscheibe umfloß, sondern auch an zwei Stellen, im Osten und Westen, als Mittelmeer in dieselbe einströmte, das Land der Erde in zwei Hälften, eine nördliche (πρὸς ζόφον), später Europa, und eine südliche (πρὸς ἠῶτ' ἠελιόντε), später Asia (mit Libya) genannt. Der Aufenthalt der Sonne im Süden und des scheinbar unbeweglichen Polarsterns im Norden, die zunehmende Wärme in jener, die zunehmende Kälte in dieser Richtung führten von selbst auf diese Scheidung in eine Schatten-, Nacht- und Winter- und in eine Sonnen-, Tag- und Sommerseite.

So unterschieden auch die Skandinaven. Im Norden lag ihnen **Niflheim**, der Aufenthalt der Todesgöttin **Hel**, dunkel, schwarz, kalt. Nur die Verbindung mit dem südlichen Hades konnte daraus einen unterirdischen Ort, die christliche Hölle machen; ursprünglich war

Niflheim dies so wenig, als Nacht und Winter überhaupt, welche damit gemeint sind, unter der Erde liegen. Dieser Seite der Welt entgegengesetzt war die südliche, Muspelheim, hell, licht, heiß und brennend, für Menschen (d. h. Nordländer) unerträglich; es ist der lokalisirte Tag und Sommer. Was daher Niflungen, Nibelungen sind, sollte hiernach klar sein. Es sind die Leute aus Niflheim, die Bewohner des äußersten Nordens, die Hyperboreer, die Vertreter der Nacht, des Winters, des Todes, die Besitzer des Hortes, der um ihren Polarstern gelagert ist und sich stets rings um ihn bewegt.

Den Drachen nun, der den Hort (d. h. die Nacht, welche den Sternhimmel) bewacht, tödtet Sigfrid (Sigurd), der Sonnengott oder Sonnenheld, und darauf auch den Bruder des Drachen, dem er seine Schmiedekunst abgelernt, und erringt den Hort, der aber verborgen bleibt, wie die Sterne am Tag es sein müssen. Er erringt aber nicht nur den Hort, den der Sonnengott besitzen muß, sondern auch den hierdurch bedingten Fluch der unglücklichen Liebe und unbefriedigten Sehnsucht zum Monde. Er findet die Walküre Brunhild in einem von Flammen umwallten Schlosse. Dies Flammenschloß ist die vom Morgen- und Abendrot umsäumte und vom Mond- und Sternenlicht erhellte Nacht. Zum Fluche gehört aber nicht nur diese unglückliche Liebe, sondern auch die Untreue an derselben. Wie der südliche Zeus in heiterer, leichtfertiger, so vergißt der nordische Sonnengott in ernster, tragischer Weise (durch einen Zaubertrank) seine Liebe und freit eine zweite Mondgöttin, während ihn das tückische Schicksal trifft, für seinen Lehnsherrn um seine erste Geliebte werben zu müssen. Natürlich kann nur er sie bezwingen; aber das bringt ihm den Untergang. Die Eifersucht und der Zank der beiden Mondgöttinnen Brunhild und Kriemhild (im Norden Brynhild und Gudrun), denen als dritte Gestalt des meist dreifachen Mondes (und zugleich gewissermaßen als Concession an das nordische Geschlecht desselben) der weibische Gunter, der Gemal der Erstern und Bruder der Letztern, beitritt, befördert die furchtbare Katastrophe. Das Werkzeug zu des Helden Verderben, zu welchem, bewußt oder unbewußt, alle der Nacht angehörenden Elemente mitwirken, ist ein dämonisches Wesen, ein in die Heroenwelt eingeschmuggelter Elfensohn, der Loki unter den Helden, der finstere und grimme Hagen (nordisch Högni, im Volksbuche Hagenwald). Als Mörder des Sonnenhelden ist er natürlich eine Wiederholung des Drachen, den Jener besiegte und der auch ein verwandelter Heros war; beide sind die Nacht, die vom Tage besiegt wird und ihn wieder besiegt, oder auch die nordische Nacht- und Wintersonne, die mit der Tag- und Sommersonne um die Herrschaft ringt. Der Kreislauf ist aber unendlich. Auch die Heroen der Nacht, die Niflungen, die nun den Hort wieder haben, müssen zu Grunde gehen; die Rache der Witwe (in der nordischen Sage ihres

zweiten Gatten Atli [ebenfalls eine Winter= oder Mitternachtsonne] Gier nach dem Horte) führt „der Nibelungen Not" herbei, und die Nacht schwindet vor einer neuen Sonne und einem neuen Tage, welcher in dem die Mordscenen allein überlebenden, feuersprühenden Sonnengotte Dietrich mehr angedeutet als klar ausgedrückt wird.

Dies ist die mythologische Grundlage der Nibelungensage, deren Grundzüge in dieser Weise, wie bereits angedeutet, ohne Zweifel schon vor Tacitus Gegenstand von Volksliedern waren, sonst hätten sie den Römer nicht veranlaßt, den Helden derselben als „Herkules" zu benennen, der dieselben Thaten wie Sigfrid verübte, auf dieselbe tückische Weise umkam und sich auf einem Scheiterhaufen verbrannte, was auch mit Sigfrids und Brunhilds Leichen geschah.

Bestimmtere Gestalt aber, historische Anknüpfungspunkte und namentlich die Großzahl der Namen für die handelnden Personen, gewann die Sage erst durch ein Ereigniß, welches an weitgreifenden Folgen in der Weltgeschichte einzig dasteht und für den Norden in Wahrheit zur Götterdämmerung, für den Süden aber zum Weltuntergang wurde, die sog. Völkerwanderung.

In dieser welterschütternden Periode der Geschichte ist es indessen nicht eine der größeren und folgenreicheren Katastrophen, wie z. B. die Völkerschlacht bei Chalons, welche zum Behufe festern Anhalts der Sage in die Dichtung aufgenommen wurde, sondern ein weniger bedeutender und auch wenig beachteter Vorfall, nämlich die von dem Chronisten Prosper Aquitanus kurz erwähnte und von Idacius nur angedeutete Niederlage der Burgunden unter ihrem König Gundikar vor den Hunnen im Jahre 437, wahrscheinlich in der Gegend von Worms am Rhein. Daß König Attila bei diesem Kampfe die Hunnen angeführt habe, erzählt erst Paulus Diakonus am Ende des achten Jahrhunderts. Die Sage hat jedoch mit diesem Ereigniß sehr frei geschaltet. Aus einer Schlacht wurde ein Kampf auf beschränktem Raum, und statt bei Worms findet derselbe in Attila's Hunnenland (Ungarn) statt. In dem Atli (nordisch) und Etzel (deutsch) der Dichtung erkennt man den historischen Attila, die Gottesgeisel nicht mehr; aus dem grimmigen Länderverwüster und Völkerunterjocher ist ein habsüchtiger, aber dabei lenksamer und schwacher Greis geworden. Nur einen Zug seines Lebens, und zwar einen nicht sehr wesentlichen, haben Geschichte und Sage gemein, jedoch in kaum mehr eine Ähnlichkeit darbietender Weise, nämlich seine Verheiratung in vorgerücktem Alter. Der Attila der Geschichte nimmt eine gewisse Ildiko zur Gattin (oder Beihälterin), stirbt aber in der ersten Nacht an einem Blutsturze. Der Atli=Etzel der Dichtung heiratet die Wittwe Sigfrids, Gudrun=Kriemhild (abgekürzt Hilde, Diminutiv: Hildchen, Ildiko) und vernichtet dann ihre Brüder; in der nordischen Sage wird er selbst darauf von Gudrun

aus Rache ermordet, weil sie mit der That an den Brüdern nicht einverstanden war.

Unter den in die Nibelungendichtung eingefügten historischen Personen ist nach Gundikar und Attila die sicherste der Ostgote Theodorich der Große, in der Dichtung: Dietrich von Bern (Verona, seine zeitweise Residenz). Er war zwar erst nach Attila's Tode geboren; aber das verhinderte die Sage nicht, ihn an dessen Hofe Zuflucht finden und am Kampfe gegen die Nibelungen theilnehmen zu lassen. Dazu führte ohne Zweifel der Umstand, daß Theodorich, in Folge seiner großen Thaten und ruhmvollen Regirung, der Held eines besondern Sagenkreises wurde, der sich immer weiter ausdehnte und endlich mit demjenigen der Nibelungen Berührung fand, ja denselben in sich aufnahm und als eine seiner Episoden umfing. Ja, Dietrich wurde in der Sage sogar zum Halbgott; als wilder Jäger nimmt er an mehreren Orten die Stelle Wuotans ein, und in den Heldengedichten (z. B. Laurins Rosengarten, großer Rosengarten u. s. w.) flammt Feuer aus seinem Munde, wenn er zornig ist, — das unfehlbare Attribut eines Sonnengottes! Zwei so emsig und innig besungene Helden, wie Dietrich und Sigfrid, mußten aber auch einmal zusammenkommen. Es geschah dies in der Sage vom Rosengarten, in welcher zwölf Helden des burgundischen Hofes, Sigfrid an der Spitze, gegen zwölf Solche vom Hofe Attila's, Dietrich an der Spitze, in Einzelkämpfen um die Rosen des wunderbaren Gartens bei Worms fechten, wobei abwechselnd die eine und die andere Partei siegt, am Ende aber Alles in Frieden und Freude endet.

Während nun über die Identität des Gundikar, Attila und Theodorich der Geschichte mit dem Gunter, Etzel und Dietrich der Nibelungensage Alles einig ist, hat man sich bisher gesträubt, bei den zwei Hauptpersonen derselben, Sigfrid und Brunhild, historische Anknüpfungen zuzugeben. Es kann freilich nicht gesagt werden, daß diese beiden Personen als Solche in der Geschichte vorkommen wie obige drei Könige der Burgunden, Hunnen und Ostgoten; aber dessenungeachtet finden sich in der Geschichte Personen, von denen der Sonnenheld und die Mondheldin des uralten Niflungen-Mythos seit den Zeiten der Völkerwanderung den Namen sowol, als manigfaltige Züge des Charakters und Schicksals angenommen haben. Wir finden dieselben in der Geschichte der Franken unter den Merovingern, nach dem Berichte des zeitgenössischen Geschichtschreibers Gregor von Tours.

Seinen Namen erhielt Sigfrid (Sigferd, Sigverd, nordisch Sigurdr) von Sigebert, welchen Namen zwei fränkische Herrscher führten, die auch Beide gleich ihm am Rheine lebten und auf dieselbe Weise wie er um's Leben kamen. Der Erste von ihnen, Sigebert (bei Gregor Sigibert) der Hinkende, war Zeitgenosse und Verwandter Chlo-

dowigs und König eines von diesem Eroberer noch nicht unterworfenen Gebietes der ripuarischen Franken zu Köln (nicht weit davon, zu Xanten, war der Sigfrid des Nibelungenliedes zu Hause). Er wurde in der Schlacht gegen die Alamannen bei Tolbiak (Greg. II. 37) im Knie verwundet und hinkte seitdem. Es ist dies wol zu beachten; denn die wahre Geschichte kam hier einem vielverbreiteten mythischen Zuge zu Hülfe. Helden, weil Sonnengötter, sind entweder nicht oder nur an einem Punkte, dem ihres Untergangs, verwundbar, und ihnen, wie den Nixen, Zwergen und Göttern, fehlt gerne etwas an den Füßen. Wie einfach ist z. B. folgende Ideenverbindung des Mythendichters, der wol schon das klassische Altertum kannte:

Hephästos — hinkend vom Falle.
Oidipus — mit geschwollenen Füßen.
Achilleus — nur an der Ferse verwundbar.
Sigebert — am Knie verwundet, daher hinkend.
Sigfrid — nur am Rücken verwundbar.

Sigebert der Hinkende wurde das Opfer des Verrates von Seite des ländersüchtigen Tyrannen und neugebackenen Christen Chlodowig. Den eigenen Sohn Sigeberts, Chloderich (Greg. II. 40), verführte Derselbe, den Vater zu tödten, was, während das Opfer schlief, durch Meuchelmörder im buchonischen Walde bei Köln am Rhein geschah. In diese Züge theilten sich die nordische und die deutsche Sage. Jene läßt Sigurd schlafend im Bette, diese wachend im Walde, nahe dem Rhein, als Opfer der Meuchler fallen. Das gleiche Loos traf sofort auch Sigeberts meuchlerischen Sohn; nur damit war Chlodowigs Ziel erreicht, welches sowol im Besitze der Lande des Ermordeten, als seiner reichen Schätze bestand.

Der zweite Sigebert, welcher zur Ausmalung Sigfrids diente, war einer der beiden feindlichen Söhne Chlothars I., Königs von ganz Frankreich. Er erhielt Austrasien, das Reich am Rhein, sein Bruder Chilperich Soissons und später auch Paris. Die Geschichte ihrer Todfeindschaft und derjenigen ihrer Weiber, Brunehilde und Fredegunde, ist bekannt; wir erwähnen hier nur das Wenige, was dieser zweite Sigebert mit Sigfrid gemein hatte. Er kämpfte tapfer in mehreren Kriegen, stand u. A. auch den Hunnen und den Sachsen gegenüber, und wurde, gleich seinem Namensvetter, meuchlerisch ermordet und seine hinterlassenen großen Schätze heimlich fortgeschafft (Greg. IV. 29. 43. 52; VIII. 26).

Sind nun auch diese Züge nur sehr allgemeiner Art, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie als Verbindungsglieder in einer Kette von Berührungspunkten zwischen der damaligen fränkischen und burgundischen Geschichte einer- und der Nibelungensage anderseits gedient haben. Beide Sigeberte besaßen Schätze, um deretwillen sie ermordet wurden, wie

Sigfrid wegen des Nibelungenhortes, der freilich kein irdischer Schatz ist, aber doch z. B. dafür gehalten wurde. Noch wichtiger aber ist, daß der zweite Sigebert, wie Sigfrid der erste Geliebte Brunhilds, so der Mann der berüchtigten Brunehilde (bei Gregor Brunichild) war. Sind die beiden Sigebert, für sich allein betrachtet, der Meuchelmord, die Schätze und der Wohnsitz am Rhein sprechend, betreffend ihr Verhältniß zum mythischen Sigfrid, so hat Brunehilde mit der mythischen Brunhild namentlich den Charakter eines Mannweibes gemein. Ihr Streit mit ihrer feindlichen Schwägerin Fredegunde, die von niederer Herkunft war, gab ohne Zweifel das Vorbild zum Rangstreite zwischen Brunhild und Kriemhild. Auffallend ist ferner, daß die mythische Brunhild in der nordischen Sage die Besitzerin großer Pferdeheerden ist und die historische durch ein wildes Pferd zu Tode geschleift wird. Auch haben der Stolz, der Ehrgeiz und die Rachsucht, sowie das tragische Ende der beiden Brunhilden viele Berührungspunkte*).

So wurde die bereits in alten Sagen und Liedern besungene Walküre Hulda oder Hilde zur „Hilda in der Brünne", zur Brunhild. So weit war die Dichtung am Anfange des siebenten Jahrhunderts gediehen, und bald darauf muß sie in dieser Ausbildung, welche sie ohne Zweifel am Rhein gefunden, auch nach dem skandinavischen Norden gewandert sein. Von dem historischen Theodorich und Attila wußte man dort wenig; aus dem großen König wurde ein herumziehender Kämpe, aus dem wilden Eroberer ein harmloser Alter. Atli (Diminutiv von Atta, Vater), Väterchen ist ein Beiname Thors und hieß wol auch manch nordischer Fürst; vielleicht hat der Name gar eine jetzt vergessene mythische Bedeutung. Im achten, neunten und zehnten Jahrhundert entstanden nach und nach die Gesänge der Edda („Urgroßmutter"), welche im elften und zwölften gesammelt wurden; aber in den Liedern dieser Sammlung, welche sich auf unsern Mythos beziehen, findet sich eine bedauerliche Lücke, welche nur durch die späteren prosaischen Bearbeitungen desselben, die jüngere Edda und die Wölsunga-Saga ausgefüllt wurde.

In Deutschland war indessen wol der gotische, nicht aber der fränkische Sagenkreis bearbeitet worden, wie z. B. im Hildebrandslied des achten Jahrhunderts. Erst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts entstand das mittelhochdeutsche Nibelungenlied (in späterer Über-

*) In die nordische Sage ist auch der Name des Gatten der Fredegunde, des dem zweiten Sigebert feindlichen Chilperich, übergegangen. Ein König Dänemarks, Hialprek, erscheint dort als Derjenige, an dessen Hofe Sigurd bei Regin schmieden lernte, und bei welchem Gudrun nach Sigurds Tod ein Asyl fand, bis Atli um sie freite. Ja, nach einer Sage wurde sie die Gattin seines Sohnes Alf, nach der Wölsunga-Saga sogar seine eigene. —

arbeitung „Der Nibelungen Not"), dessen Verfasser und spezielle Heimat unbekannt geblieben sind. Sein Einfluß bestimmt wesentlich die zweite nordische Bearbeitung der Mythe, welche indessen nur einen Theil der großen Thidreks=(Dietrichs=) Saga bildet, die im dreizehnten Jahrhundert norwegisch abgefaßt wurde. Außerdem lebte die Sage von Sigfrid und den Nibelungen fort: einerseits im deutschen Gedichte und darnach bearbeiteten Volksbuche vom hörnenen Sigfrid, das viel altertümliche Züge hat, viel von Zwergen und Riesen und vom Drachenkampfe erzählt, aber mit des Helden Tod endet, — anderseits in skandinavischen Volksliedern von großer Menge.

Zweites Buch.

Das System der Staatskirche.

Erster Abschnitt.

Die Reiche der Germanen.

A. Allgemeiner Charakter.

Unter allen Völkerschaften Europa's waren die Germanen durch die von ihnen bewahrte urwüchsige Kraft und durch die Freiheitliebe, die sie gegen Unterwerfung schützte, allein dazu geeignet, die Weltherrschaft zu übernehmen, deren Scepter den Römern entfallen war, weil sie das Unmögliche unternommen, die Schicksale der Welt in eine Hand zu legen; die Folge ihres Unterfangens war, wie wir gesehen, ihre Zerstreuung unter alle Völker und die Einstreuung aller Völker unter sie. Kelten und Iberer waren von den Römern zu einer Zeit unterworfen, da Letztere noch stark waren; Slawen und Finnen wohnten zu weit entfernt vom Schauplatze der Geschichte und waren den Römern, wie Diese ihnen, kaum dem Namen nach bekannt, auch von wenig Thatkraft, die sich erst später und nur bei einem Theile von ihnen entwickelte. Die Germanen dagegen hatten hinlänglich Anlaß gehabt, die Römer nahe genug kennen zu lernen, und waren doch, wenigstens der Mehrzahl nach, von ihnen nicht besiegt; die Germanen allein hatten daher den Beruf, den Römern im Weltherrschertum nachzufolgen. Die Germanen hatten dabei überdies den Vortheil der Unbefangenheit; denn ihre Kultur wurde ihnen nicht von Fremden ins Land gebracht, sondern sie hatten selbe in der Fremde kennen gelernt, wohin ihr Wandertrieb sie führte, hatten sie daher freiwillig gewählt und sie ihren eigenen bisherigen Anschauungen beigesellt. Was immer sie aber auch unter die letzteren aufnahmen, das behielt

nicht seinen fremden Charakter, sondern nahm einen wesentlich germanischen an, und zwar machte sich dieser nicht nur in den Stammländern der Germanen geltend, sondern überall, wo Letztere auf ihren Wanderzügen und Eroberungen hindrangen, auch wenn sie die Minderheit in den betreffenden Gebieten bildeten. Daher erhielt das ganze westliche Europa, d. h. dieser Erdtheil mit Ausnahme der Balkanhalbinsel und der sarmatischen Tiefebene, in der Hauptsache eine germanisch gefärbte Kultur; denn soweit erstreckte sich mit der Zeit das Übergewicht der Germanen. Ermöglicht wurde diese Thatsache nicht allein durch die Wanderungen der Germanen; denn diejenigen der Kimbern und Teutonen waren ohne Folgen für die Kultur ihrer Landsleute geblieben. Sie wurde vielmehr durch die Römer selbst herbeigeführt, welche, durch ihre Weltherrschaft verweichlicht und ihres Volkstums beraubt, die Germanen selbst an sich zogen, um durch ihre Kraft sich zu schützen und in ihrer Machtfülle zu erhalten. Wenn die Germanen dies benutzten, um sich selbst an die Stelle der früheren Weltgebieter zu setzen, so thaten sie einerseits etwas schlechthin Unvermeidliches und anderseits etwas, wogegen Niemand Einwand erhob, sich auflehnte oder es nur zu verhindern suchte. Die Römer selbst erhoben Germanen zu ihren Feldherren, Konsuln und Senatoren, und nach und nach verschwanden die Römer selbst vom Schauplatze der Geschichte; denn es war zuletzt nur noch schwer oder gar nicht mehr zu erkennen, wer ein ächter Römer war, so sehr hatten sich die verschiedenen Völkerschaften des Reiches untereinander vermischt.

Schon lange vor der Bewegung, welche man vorzugsweise die Völkerwanderung zu nennen pflegt, waren daher Germanen als Soldaten und Beamte durch das ganze römische Reich, vorzugsweise aber durch dessen westlichen Theil zerstreut. Der römische Charakter desselben bestand seit Anfang des vierten Jahrhunderts beinahe nur noch im Gebrauche der Sprache Latiums und in dem Vorhandensein römischer Staats- und Kriegsverfassung; beide letzteren aber gerieten immer mehr unter die Leitung von Fremden, und zwar vorzugsweise von Germanen. Der Unterschied zwischen dem Zustande vor und demjenigen nach dem Anfange des fünften Jahrhunderts, als der Zeit, wo die sog. Völkerwanderung im stärksten Zuge war, bestand lediglich darin, daß vorher die Germanen in schwächerer, nachher in stärkerer Anzahl im römischen Reiche vorhanden waren, vorher unter Römern oder mit römischen Titeln geschmückten Gliedern anderer Völker, nachher aber unter den eigenen deutschen Königen standen, welche zwar auch zum Theil römische Titel führten, aber nur aus Furcht erhaltene, und nur zum Schein, indem sie deren Amtshandlungen nicht ausübten. Ferner lebten die Deutschen im römischen Reiche vorher nach römischem, nachher nach eigenem Rechte, das in Folge der großen Anzahl ihrer stets aufs Neue heranziehenden

Stammesgenossen sich mit ihnen nach allen Ländern verbreitete, in denen sie die Oberhand gewannen. Mochten die Bevölkerungen derselben von römischem, keltischem, iberischem oder berberischem Stamme sein, — gleichviel, der Charakter der unter ihnen gegründeten Reiche war und blieb geraume Zeit ein deutscher; ja er blieb es im Grunde, bis diese Reiche von anderen Eroberern in Besitz genommen wurden. Trotz der arabischen Eroberung sind sogar in Spanien deutsche Einrichtungen bestehen geblieben oder wieder eingeführt worden. In größerm Maßstabe war dies der Fall, wo die deutsche Herrschaft nur durch Annahme fremder Sprache und Sitten von Seite der Deutschen Einbuße erlitt, in politischer Beziehung aber nie eigentlich gestürzt wurde oder sich nur allmälig veränderte, wie in Gallien und Italien. Völlig deutsch in allen Einrichtungen aber blieben die Länder, wo die deutsche Sitte und Sprache sich geltend machen konnte und keiner fremden wich, wie in Britannien, sowie in der alten Heimat der Germanen, in Deutschland und Skandinavien und soweit dieselbe nach und nach im Kampfe gegen Slawen und Finnen sich erweiterte.

Das zahlreichere Erscheinen von Germanen im römischen Reiche, und zwar von unbotmäßigeren Schaaren, als selbes sie früher gesehen, seit dem Ende des vierten Jahrhunderts und damit auch die Bezeichnung dieser Bewegung als einer Völkerwanderung in hervorragendem Sinne, ist begründet in dem Ereigniß des Einbruches von Horden des mongolischen Stammes der Hunnen in Europa, welches sie zum ersten Male 375, die Wolga überschreitend, betraten. Es ist eine eigentümliche Erscheinung: Europa bildet in natürlicher Beziehung nur eine Ansammlung nordwestlicher Halbinseln Asiens, von dem es in der Lücke zwischen dem Ural und dem Kaspisee durch keine natürliche Grenze geschieden ist, — und dennoch steht die Thatsache fest, daß noch jede Einwanderung von Stämmen mittelländischer Rasse diesem willkürlich abgegrenzten Erdtheile Heil, Bildung und Fortschritt, jede Einwanderung von Mongolen aber ihm Unglück, Zerstörung und Rückschritte gebracht hat. Jedes Volk mittelländischer Rasse, das in Europa erschien: die Griechen, Italer, Kelten, Germanen und Slawen haben blühende Kulturstaaten gegründet; hingegen die Hunnen im 4. und 5., die Magyaren im 9. und 10., die Mongolen Dschingischans im 13. und die Türken im 14. und 15. Jahrhundert haben mit jedem Fußtritte Blut und Brand, Greuel und Verwüstung hinterlassen. Ein Königreich Ungarn ist nur durch Vermischung der Magyaren mit Slawen und Germanen möglich geworden, und eine Ausnahme unter den Mongolen bilden nur die Finnen, welche wahrscheinlich ein menschenleeres Europa betraten und in der Folge auf kleinere Landstriche beschränkt, daher auch harmlos geworden sind. Die Türken sind noch jetzt mit den von ihnen unterworfenen Indogermanen nicht verwachsen und werden es niemals werden; sie haben

keinen Kulturstaat gegründet, sondern nur einen solchen zerstört; sie sind Fremdlinge und werden es bleiben, bis ihre Herrschaft zu Grunde geht.

Die Hunnen waren ohne alle weitere Kultur als diejenige sog. Wilder; ihre Religion war Schamanismus, ihre Verfassung Gliederung in Horden; Humanität, Kunst und Wissenschaft waren ihnen fremd. Indem sie im südlichen Sarmatien auf germanische Völker trafen, gaben sie den Anstoß zu der größten und folgenreichsten „Völkerwanderung". Die Germanen nämlich finden wir zu dieser Zeit in einer wesentlich andern Verbreitung und Verfassung, als wir sie zur Zeit der Blüte des römischen Reiches in ihren Stammsitzen getroffen. Einerseits wohnten damals Germanen viel weiter östlich als dies in irgend welcher frühern Zeit erwähnt wird; denn während die Gutonen (des Plinius), Gothinen (des Tacitus) und Gythonen (des Ptolemaios) höchstens östlich der Weichsel saßen, und seit 238 die zum ersten Male unter diesem Namen erscheinenden Goten (aus Mißverstand von den Römern Geten und von den Griechen Skythen genannt) die untere Donau und damit die römischen Grenzen beunruhigten, beherrschten die Letzteren zur Zeit des Einbruchs der Hunnen den Südwesten des jetzigen Rußland und nahmen das Land bis zum Don ein. Ferner finden wir im Ganzen die Germanen damals nicht mehr in die vielen kleinen Völkerschaften getheilt, wie zur Zeit des Tacitus, sondern meist in größere Völkerbünde, die nach und nach allgemeiner geworden (oben S. 20) und nun die ganze Nation umfaßten. So hausten an der Nordsee und auf der kimbrischen Halbinsel die Sachsen und Angeln, Erstere getheilt in die Ostfalen und die Westfalen und zwischen ihnen an der Weser und Aller die Engern. In den Landen östlich vom Niederrhein saßen die Franken, zu denen die Cherusker, Katten, Sikambrer u. A. gehörten; sie dehnten sich nach und nach durch die Niederlande an die See und über den Rhein aus (ripuarische Franken). Der Südwesten umfaßte die an Neckar und Main, Oberrhein und Donau wohnenden Sueven und Alamannen. Kleinere Bünde waren die der Frisen an der Nordsee, der Langobarden an der Elbe, der Burgunden, erst an Oder und Weichsel, dann im Innern Deutschlands, der Thüringer, der Quaden und Markomannen in Böhmen und Mähren u. s. w. Der mächtigste Völkerbund aber war der erwähnte der Goten. Unter ihrem Führer Alarich durchzogen sie Griechenland und Italien. Wir wissen aus der Kulturgeschichte der Römer, daß Diese bereits ihr Möglichstes gethan hatten, die damals civilisirte Welt ihrer Kunstdenkmale zu berauben und alles Schöne ohne Auswahl und Geschmack in Rom zusammenzustapeln. Es ging damals unter dem Eindrucke des Verfalles römischer Sitte und Staatsordnung die Sage, daß die ewige Stadt durch die Barbaren baldige Zerstörung erleiden werde, nachdem vorher der Antichrist erschienen. In Mondfinsternissen, Kometen und Träumen

sah man die abergläubige Bestätigung dieser Sage. Alarich schien dieselbe erfüllen zu sollen*). Die Geschmacksrichtung der Goten von damals erhellt aus dem Lösegelt, durch das sich Alarich 408 bewegen ließ, die (seit des Honorius' Wegzug nach Ravenna) kaiserlos gewordene Weltstadt, in welcher eben der das Reich des Westens beherrschende Wandale Stilicho (oben S. 24) durch Mord gefallen, mit der Plünderung zu verschonen. Er erhielt 5000 Pfund Gold und 30.000 Pfund Silber, 3000 in Purpur getränkte Felle, 4000 seidene Kleider und 3000 Pfund Pfeffer. Um das Gelt aufzubringen, schmolz man goldene und silberne Bildsäulen ein, darunter diejenige der Virtus, welche allerdings in Rom nichts mehr zu schaffen hatte. Bei dem zweiten Besuche der Stadt in demselben Jahre stellte Alarich einen Gegenkaiser auf, womit er also das Kaisertum und sich als dessen Vasallen anerkannte, als welcher er die Würde eines Oberbefehlshabers der Truppen erhielt. Eine neue Zeit war angebrochen; denn die Germanen verfügten über das Reich; aber das Reich bestand fort und die inneren Veränderungen in seiner Regirung waren für die Welt nicht mehr epochemachend. Bei dem dritten Zuge vor Rom 410 fiel es endlich ohne Widerstand in seine Gewalt; es wurde drei Tage lang geplündert und gebrannt, gemordet und geschändet; furchtbar waren die Verluste, welche Rom erlitt und von denen es sich nie wieder recht erholt hat; doch ist, was eigentliche Zerstörungen betrifft, der angerichtete Schaden übertrieben worden. Von Kunstwerken des Altertums ging wenig zu Grunde; auch die Heiligtümer, die dem Petrus geweiht waren, wurden verschont, und es kam vor, daß ein Zug geretteter Kirchenschätze, die jenem Apostel gehören sollten, von untereinandergemischten zitternden Römern und bluttriefenden, beutebeladenen Barbaren andächtig begleitet wurde. Die verarmten Römer flohen massenhaft nach den Inseln Italiens und nach Afrika**).

An der Seite der Plünderung Roms durch die Goten, an welcher übrigens auch Hunnen und andere Völker theilnahmen, steht diejenige durch die Wandalen. Das Vorspiel dazu war die eigenhändige Ermordung des „letzten Römers" Aëtius durch seinen „kaiserlichen Herrn", den Schwächling Valentinian III. (454), den schon im nächsten Jahre die Nemesis erreichte; er fiel auf Anstiften des beleidigten Ehemannes Maximus durch die Hand von Dienern des Aëtius, und Maximus folgte ihm als Kaiser. Es ist bezeichnend für die herrschende sittliche Entartung, daß er, dessen Gattin aus Gram gestorben, Eudoxia, die Witwe des Ermordeten ehelichte, welche ihn gezwungen nahm, aber als sie seine That erfuhr, den Wandalen Geiserich aus dem von diesem Volk

*) Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter I. S. 118 ff.
**) Gregorovius a. a. O. S. 147 ff., 160 f.

eroberten Afrika herbeirief*). Während die Wandalen in Italien eindrangen, fiel Maximus der Volkswut zum Opfer und nach drei Tagen rückte Geiserich ohne Widerstand in der ewigen Stadt ein. Wandalen und Beduinen plünderten vierzehn Tage lang und rein nichts von Wert blieb in Rom zurück. Was Rom einst anderen Völkern abgenommen, — davon wanderten nun die letzten Überbleibsel noch fort, darunter die Tempelgefäße, die Titus aus Jerusalem mitgebracht. Eudoxia und tausend Römer wurden als Sklaven nach Afrika geschleppt und Jene mußte als Gattin des wandalischen Prinzen für ihr Verbrechen büßen. Es läßt sich zwar nicht nachweisen, daß ein einziges Gebäude oder ein Standbild von Bedeutung durch die Wandalen zerstört worden ist; aber Rom war durchaus verarmt und verödet und seitdem ist der Name jenes deutschen Völkerstammes, der selbst in der Folge zu Grunde ging, ein Brandmal für das Wüten gegen Schönes und Treffliches geworden. Wer aber in Wahrheit am meisten gegen die Denkmäler der Kunst wütete, das waren die entarteten Römer selbst. Ihr Interesse daran war seit dem Überhandnehmen germanischen Einflusses und christlichen Glaubenseifers erloschen. Nur noch vereinzelt und in schwacher Weise äußerte sich lebhafte Erinnerung an die Größe des alten Rom und die Schönheit seiner Werke. So that z. B. Kaiser Majorian, den der Sueve Ricimer erhoben (457); er erließ ein Edikt zum Schutze der kunstreichen Gebäude und Standbilder und drohte den Zerstörern derselben mit Peitschenhieben und Handabhauen. Doch umsonst; die Römer, oder Die sich so nannten, fuhren fort, die alten Denkmäler als Baumaterial für Häuser und christliche Kirchen zu verwenden, welche allein noch mit Kunstwerken bedacht wurden, in denen freilich die Überladung immer reicher und der Geschmack immer ärmer wurde; Majorian aber wurde gestürzt und wahrscheinlich ermordet**).

So konnte es denn auch gleichgiltig sein, wenn den übrigen Erinnerungen an das alte Rom auch die Kaiserwürde nachfolgte, und das um so eher, als ja in Konstantinopel bereits seit dessen neuer Gründung ein Kaiser saß, und zwar seitdem in ununterbrochenerer Folge als in Rom und Italien. Italien war nicht mehr die Mitte des Reiches, sondern eine Provinz wie andere solche. Walteten seit Honorius wieder Kaiser da, so hatte das nicht mehr Bedeutung, als die früheren vereinzelten Kaiserhöfe in verschiedenen Provinzen von Britanniens meergepeitschter Küste bis nach Syriens glühenden Sandwüsten. Germanen herrschten hier bereits; Ricimer setzte nach Belieben Kaiser ein und ab und brandschatzte 472 noch einmal das zweimal von seinen Stammesgenossen geplünderte Rom, das ihm und seinem Werkzeuge Olybrius zu widerstehen

*) Gregorovius a. a. O. S. 193 ff.
**) Ebend. S. 213 ff., 224.

gewagt, starb aber an der Pest, welche im Verein mit dem Hunger die verwüstete Weltstadt beherrschte. Nach ihm regirte der Burgunder Gundebald und machte Kaiser. Einer derselben, der den Namen des mythischen ersten Königs und den verkleinerten des ersten Kaisers trug, war es, unter welchem die herrschenden Germanen es endlich geraten fanden, ganz mit dem westlichen Kaisertum aufzuräumen. Der Skyrre Odowakar (Odoaker) stürzte den letzten Kaiserling, erzwang die Bestätigung dieser Thatsache von Seite des Senates und nahm unter der Oberherrschaft des byzantinischen Kaisers, die er anerkannte, die Würde eines Königs von Italien an (476), — eine That, welche bei der Schwäche des abendländischen Kaisertums, dem nur noch Italien gehört hatte, unvermeidlich war und in der Weltgeschichte keine Veränderung hervorbrachte. Kaiser Zenon, dem nichts anderes übrig blieb, ernannte widerwillig Odoaker zum „Patricius von Rom". Rom war wieder Provinzialstadt wie im vierten Jahrhundert schon; nur für diese Stadt hatte das Ereigniß Folgen, indem es ihren Verfall vollends besiegelte, zugleich aber jede Nebenbuhlerschaft des in ihr waltenden christlichen Bischofs beseitigte und so dessen spätere große Machtentwickelung ermöglichte. Nicht überall indessen schonten die wandernden oder vielmehr erobernden „Barbaren" die Bau- und anderen Kunstwerke des Altertums, wie in Rom, — ja man kann sagen: beinahe nirgends wie hier. Wo sie immer hausten, Hunnen sowol als Germanen, da wurden die römischen Städte und Kolonien vom Erdboden weggefegt, mit besonderer Gründlichkeit aber auf der Linie des Hauptangriffs gegen das römische Reich, am Rhein, wo sich namentlich die Alamannen durch blinde Zerstörungswut furchtbar machten.

Indessen verstanden die das weströmische Reich zu Grunde richtenten nordischen Völker nicht nur zu zerstören, sondern mit der Zeit auch aufzubauen. Die gegenwärtigen Staaten Europa's sind beinahe sämmtlich eine Folge ihrer Staatengründungen. Der civilisirtere Zustand der Griechen und Römer, den sie kennen lernten, so sehr er auch nur noch ein Schatten der Blütezeit des klassischen Altertums war, verfehlte auf sie seine Einwirkung nicht. Sogar die wilden mongolischen Hunnen fügten sich in gewissem Maße einer solchen. Der Brudermörder Attila, die „Gottesgeißel", der vom Hochlande Mittelasiens an der Grenze China's zeitweise bis nach Gallien gebot, — freilich nicht in einem geordneten Staatswesen, sondern durch Schrecken und Furcht, wo er eben hauste, versuchte doch eine Art stetigen Reiches zu gründen, indem er längere Zeit zwischen Donau, Theiß und Karpathen ein befestigtes Lager bewohnte, das nach und nach den Charakter einer Stadt annahm. Von hölzernen Mauern umgeben, enthielt es meist mit Stroh und Moos gedeckte Wohnungen, aber auch von Griechen erbaute steinerne Bäder. Auch der Palast war von Holz, aber durch Thürme und Galerien

geschmückt, und das Harem, wo jede der Frauen des Gewaltigen mit ihrer Dienerschaft ein eigenes Haus bewohnte, war mit orientalischem Luxus ausgestattet. Die feingebildete Königin Herka, eine Gestalt der deutschen Volksdichtung geworden, hielt in ihrem schön eingerichteten Hause Hof und unterhielt sich, umgeben von ihren arbeitenden Mägden, gerne mit angesehenen Fremden. Er selbst, vor dem Asien und Europa zitterten, lebte einfach gleich dem Nomadenführer der Steppen, bewirtete aber die Gesandten, die an seinen Hof kamen, prachtvoll. Sänger verherrlichten seine Thaten vor ihm und den Gästen; Gaukler stellten volkstümliche Possen dar. Attila übte schnelle patriarchalische Rechtspflege; griechische und römische Schriftgelehrte besorgten seine Kanzlei; auf seinen Wink war eine halbe Million Krieger zum Marsche bereit. Oft genug beschämte er seine gebildeteren Gegner an Milde und Rechtlichkeit, obschon er nicht Christ wurde, sondern Schamane blieb. Aber auch seiner Macht nahte der Wendepunkt. Zwischen ihm, den Honoria, die Kaiserschwester, als Retter erwartete, und Rom sollte es zur Entscheidung kommen; die Germanen hatten sich auf beide Lager vertheilt. Die entsetzliche Schlacht auf den katalaunischen Feldern, welche nach der Volkssage von den Todten in den Lüften fortgefochten wurde, that seinem Siegeslaufe Einhalt; die Macht der Hunnen sank und war gebrochen, als der Eroberer durch ein junges Weib zu Grunde ging (453); den Vortheil hatten weder Hunnen noch Römer, sondern die Germanen. Erstere flohen nach Asien und die Zweiten überließen die Weltherrschaft den Dritten.

Von den deutschen Reichen, die aus der Völkerwanderung hervorgingen, waren drei von nur vorübergehender Dauer: das der Ostgoten in Italien (die Fortsetzung desjenigen Odoakers), das der Wandalen in Afrika und das der Burgunden in Gallien. Die zwei ersten fielen durch das erwachende Byzanz, das unter Justinian noch einmal für kurze Zeit den größten Theil des ehemaligen Römerreichs vereinigte. Burgund ging ungefähr zu derselben Zeit im Frankenreiche auf. Weltgeschichtliche Reiche dagegen, welche die Grundlage der heutigen europäischen Staaten bilden, sind geworden die der Franken in Gallien, der Westgoten in Spanien, der Angelsachsen in Britannien und der Langobarden in Italien. Es war nicht nur Eroberungssucht, sondern die Notwendigkeit natürlich geographischer Abrundung, welche den Untergang der Burgunden und die Vertreibung der Westgoten über die Pyrenäen herbeiführte und ein großes Frankenreich schuf (und dieselbe Notwendigkeit jagte fast tausend Jahre später die Engländer aus Frankreich). Deutschland, von wo die Eroberer ausgegangen, schuf allein kein eigenes Reich, sondern fiel im Westen den Franken, im Osten den nachrückenden Slawen als Beute anheim. Seine Zeit sollte erst später kommen.

B. Die kirchlichen und religiösen Verhältnisse.

Die deutschen Völker waren beim Beginne ihrer Eroberungszüge durch Europa noch Heiden, d. h. Verehrer der Asen, welche der gotische Geschichtschreiber Jordanes Anses nennt. Das Christentum begann aber bereits um die Mitte des dritten Jahrhunderts den Goten bekannt zu werden. Die Form desselben, welche sie in großer Anzahl zuerst annahmen, nämlich die Westgoten an der Donaugrenze des byzantinischen Reiches in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, war die arianische Lehre, für welche in der zweiten Hälfte desselben ihr Bischof Ulfila mit seiner gotischen Bibelübersetzung wirkte*). Sie bewahrten selbe auch, als die Byzantiner sie unter Theodosios abschworen, und diese „Häresie“ verbreitete sich von ihnen auch zu den Ostgoten, Wandalen, Langobarden, Burgunden, Sueven u. s. w. Das westgotische Reich war arianisch bis auf Rekkared, welcher 587 den katholischen Glauben annahm, wie schon 507 Sigismund der Burgunden und später (584—590) Agilulf der Langobarden König; das wandalische blieb es bis zu seinem Untergange 533 und so auch das ostgotische bis zu dem seinigen (535—566); die Franken dagegen nahmen unter Chlodowig (496—511) mit dem Christentum gleich auch dessen katholische Richtung an, und so auch durch die Bemühungen Gregors des Großen seit 597 die Angelsachsen. In Deutschland und dessen nächsten Nachbarlandschaften an Rhein und Donau geschah die Bekehrung zum Christentum langsamer und es wurde hierfür das Meiste durch den Angelsachsen Winfrid (Bonifacius) im achten Jahrhundert gethan, die Sachsen aber erst unter Karl dem Großen, theilweise durch Gewalt bekehrt.

Die christliche Kirche war in den germanischen Staaten, die aus der Völkerwanderung hervorgegangen, durchschnittlich bis in's achte Jahrhundert, als sich das römische Bistum zum Papsttum entwickelte, vom Staate abhängig; es herrschte also auch in diesen Reichen, wie in dem byzantinischen, das sie sich überhaupt immer mehr zum Muster nahmen, im Wesentlichen das System der Staatskirche, das in dem ebenfalls von Byzanz aus beeinflußten russischen Reiche bis heute herrschend geblieben ist. Daß das System der Staatskirche indessen in den von deutschen Stämmen eroberten Ländern nicht in der reinen Form zur Geltung gelangte, wie im byzantinischen und spätern russischen Reiche, das erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß schon vor der deutschen Eroberung in den romanisirten Ländern Südwest-Europa's der Bischof von Rom, dessen Emporsteigen uns später beschäftigen wird, eine Macht und einen Einfluß unter der katholisch gesinnten Geistlichkeit und dem Volke gleichen

*) Alzog, Univ.-Gesch. der christl. Kirche S. 332.

Glaubens besaß, wie es nur aus dem Umstande begreiflich wird, daß man sich gewöhnt hatte, die obersten Befehle, wie früher in staatlichen, so nun auch in kirchlichen Dingen, aus Rom zu empfangen. Der Umstand nun, daß die Beherrscher mancher der neuen Reiche Arianer waren und also eine Oberhoheit des katholischen Rom nicht anerkennen konnten, veranlaßte manche Zusammenstöße und Streitigkeiten, ja sogar Gewaltthaten zwischen ihnen und den katholischen Unterthanen. Letztere erlitten sogar Bedrückungen von Seite der Ersteren, besonders im westgotischen Spanien, wenn auch nur von einzelnen Königen desselben. Es geschah jedoch dies nicht um des Glaubens willen, sondern weil die Katholiken versuchten, ihre Richtung zur Staatsreligion zu erheben und zu diesem Zwecke landesverräterische Verbindungen nach Außen nicht scheuten*). Unter Rekkared gelangte, wie schon erwähnt, dieses Streben zum Ziele; aber die Kirche blieb eine Staatskirche. Der Einfluß des Papstes war nur gering; die spanischen Bischöfe selbst unterwarfen sich dessen Aussprüchen nicht unbedingt; ja wir finden erst seit der Bekehrung unter Rekkared Zwistigkeiten zwischen Rom und den katholischen Bischöfen. Die Letzteren, deren am Ende des siebenten Jahrhunderts wenigstens achtzig waren, wurden vom Volke gewählt, doch seit der Bekehrung unter dem Einflusse der Könige, an welche zuletzt (im siebenten Jahrhundert) die Wahl (auf einen Vorschlag Mehrerer von Seite der Diöcesanen) ganz überging. Überhaupt stand die gesammte Kirchenverfassung auch nach der Bekehrung unter dem Könige, dem der Erzbischof von Toledo als Primas des Reiches und geistlicher Rat beistand; doch erstreckte sich die unmittelbare Wirksamkeit des Königs in der Regel nur auf die Erzbischöfe, von denen die Bischöfe durchaus abhingen. Einen Bischof absetzen konnte dagegen nur eine Kirchenversammlung. Seit der Bekehrung beschenkten die Könige die Kirche reichlich. Die Bischöfe waren Verwalter des Kirchengutes; aber immer häufiger wurden die Klagen über ihre Habsucht und Bedrückung gegenüber der niederen Geistlichkeit. Auch verlauteten zahlreiche Beschwerden über das sittenlose Leben von Geistlichen, was zu strengen Gesetzen Veranlassung bot. Selbst die Priesterehe wurde seit der Bekehrung sehr beschränkt.

Das ostgotische Reich in Italien war unter seinen arianischen Königen von tadelloser Duldsamkeit gegen die Katholiken**). Ja Theodorich der Große war sogar der ständige Fürsprecher bedrängter Katholiken bei seinen Glaubens- und Rangsgenossen, den arianischen Herrschern der Westgoten, Burgunden und Wandalen. Die Vermittler dieser Fürsprache waren natürlich die römischen Bischöfe, und es waren diese Veranlassungen in nicht geringem Grade eines der Mittel, durch welche der

*) Lembke, Gesch. v. Spanien I. S. 136.
**) Gregorovius, Rom I. S. 296.

Einfluß jener Bischöfe im Abendlande stieg. Wo solche Vermittelung nicht stattzufinden brauchte, wie bei den Franken und Angelsachsen, blieb auch die kirchliche Unabhängigkeit von Rom länger aufrecht*). Erst als Theodorich peinliche Entzweiungen unter der römischen Geistlichkeit wahrnehmen mußte, als verschiedene Parteien verschiedene Päpste aufstellten, ja zwischen denselben blutige Zusammenstöße vorfielen, Geistliche vor den Kirchen mit Keulen erschlagen, Nonnen in ihren Klöstern mißhandelt, als von Byzanz her die Arianer in Rom verfolgt wurden, da bemächtigte sich des großen Königs Mißstimmung, und in diesem Zustande wurde auch der Justizmord an den beiden Gelehrten Boethius (Bd. II. S. 569) und Symmachus begangen.

Als nach dem Untergange der Ostgoten und kurzer byzantinischer Herrschaft über Italien daselbst das Reich der Langobarden erstand, war die durch Theodorich absichtlos beförderte kirchliche Verbindung der abendländischen Katholiken mit Rom schon in vollem Gange. Die byzantinische Herrschaft dauerte fort in Ravenna, wo der Exarch, in Neapel, Rom und Genua, wo Duces des „römischen Reiches“, das als stets noch fortbestehend betrachtet wurde, regirten. In Rom aber hatte der Bischof weit größeres Ansehen als der Dux und schon damals kam ihm nahebei die weltliche Herrschaft zu. Diese einflußreiche Stellung und weise Benutzung weiblicher Vermittelung, besonders durch die schöne römisch gesinnte Theodolinde beförderte, namentlich unter Agilulf, dem zweiten Gatten der Letztern, die Bekehrung der Langobarden zum Katholizismus. Die Katholiken zeichneten sich damals vor den Arianern durch Milde wie durch Bildung aus, so daß ihre Siege in allen christlichen Ländern sich leicht erklären lassen. So entwickelte sich ein eigentümliches Verhältniß. Enge Freundschaft entstand zwischen den Langobarden und den römischen Bischöfen, welche in weltlicher Beziehung den Kaisern von Byzanz untergeordnet waren, aber von Diesen oft in Glaubenssachen bedrückt wurden und dagegen Hilfe bei ihren germanischen Nachbaren suchten. Zwar wurde dieses Verhältniß oft durch Zwistigkeiten und selbst Krieg gestört; aber es wirkte bestimmend darauf ein, daß in Italien das System der Staatskirche, namentlich seitdem ein päpstlicher Kirchenstaat entstand, den die Langobarden selbst gründen halfen, früher ein Ende nahm als in anderen Ländern, was eng mit der später zu erzählenden Entwickelung des Papsttums zusammenhängt.

Das Reich der Franken zeigt, wie damals die Herrschaft des katholischen Bekenntnisses in einem Staate noch keineswegs dessen Abhängigkeit von Rom bedingte. Ja die Kirche war geradezu unter katholischen Königen abhängiger vom Staate als unter arianischen. Doch hatte in den abendländischen Staaten, namentlich im fränkischen Reiche,

---

*) Leo, Gesch. der ital. Staaten I. S. 140.

die Staatskirche einen wesentlich andern Charakter als unter den oströmischen Kaisern. Hier mischten sich die Herrscher geradezu in religiöse Angelegenheiten; dort, wo sie in Glaubenssachen weniger eigenes Urteil hatten als hier, begnügten sie sich meist, die Kirche in äußeren Dingen, namentlich in ökonomischer Hinsicht unter ihr Joch zu beugen und sich auf ihre Kosten zu bereichern. Doch fehlte es auch hier nicht an Versuchen von königlicher Seite, auch in dogmatischer Beziehung Machtgebote zu erlassen. Chilperich I. erließ einen schriftlichen Befehl, man solle die Dreieinigkeit nicht mit dem Unterschiede der Personen, sondern nur „Gott“ nennen, indem es unwürdig sei, Gott wie den Menschen eine Person zu nennen, — gab jedoch seine Absicht auf Vorstellungen von Bischöfen hin auf*). Die äußere Abhängigkeit der Kirche ging indessen so weit, daß weder Konzilien versammelt, noch Bischöfe ernannt werden konnten ohne des Königs Willen; ja der letztere war notwendig zum Eintritt in den geistlichen Stand, weil dadurch dem Heere ein Mann verloren ging. Die geistliche Gerichtsbarkeit war beschränkter als in Byzanz; über peinliche Verbrechen der Geistlichen entschieden weltliche Richter, und in Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Laien gemischte Behörden. Die Kirchengüter wurden bei den katholischen Franken stärker besteuert als unter arianischen Königen**). Ja die Merowinger brandschatzten die Kirche auf die willkürlichste Weise. Chlotar I. z. B. befahl, daß alle Kirchen seines Reiches den dritten Theil ihrer Einkünfte an den Staatsschatz abgeben sollten, und alle Bischöfe gehorchten, bis auf Einen, den von Tours, dessen Widersetzlichkeit jedoch der König nicht nur nicht bestrafte, sondern von dem er sich sogar durch Drohung mit Gottes Strafe einschüchtern ließ***). Es waren mithin bereits Umstände vorhanden, welche nicht nur auf Milderung der Staatshoheit über die Kirche, sondern sogar auf Erhebung der Kirche über den Staat hinarbeiteten. Dazu gehörte namentlich der Nimbus, mit dem sich die Geistlichen zu umgeben wußten, ihr stets durch fromme Schenkungen sich mehrendes und nach Verlusten sich wieder ersetzendes Gut, wozu noch der Zehnte kam, der „göttlichem Gesetze“ gemäß von der Kirche dem Volke auferlegt wurde. Die Könige fanden ferner am Klerus eine Waffe und ein Werkzeug gegen die Anmaßungen des Adels, beriefen die Glieder desselben als Ratgeber und verliehen ihnen Sitz und Stimme an den Landesversammlungen. So wuchs in den Frankenreichen der Einfluß und die Macht der Geistlichkeit, und bald schritt sie, dadurch ermutigt, angriffsweise vor, mengte sich immer mehr in weltliche Angelegenheiten und erzwang sich Vorrechte und solche Verfügungen der Krone, durch

---

*) Gregor v. Tours, Gesch. der Franken V. 43.
**) Schmidt, Gesch. v. Frankr. I. S. 105 ff.
***) Gregor v. Tours IV. 2.

welche ihre Macht noch mehr gestärkt wurde. So verordnete Childebert, daß die Exkommunizirten vom Hofe verwiesen werden und ihr Vermögen ihren Verwandten zufallen sollte. Trotzdem findet man erst sehr spät, zur Zeit des Sturzes der Merowinger, schwache und erst unter den Karolingern deutlichere Spuren einer Abhängigkeit der Franken in kirchlichen Dingen von Rom. Vorher hatte nur in außerordentlichen Fällen Berufung nach Rom und Berücksichtigung von dessen Geboten stattgefunden.

Auch in den Reichen der Angelsachsen in Britannien war ein Element vorhanden, welches gleich den Arianern auf eine selbständige Entwickelung des Christentums in den einzelnen Ländern und auf Vermeidung der Unterwerfung unter die geistliche Oberhoheit Roms hinzielte. Es war dies die altbritische oder schottische Kirche, deren Geistliche, namentlich ihr Berühmtester, Columba, durch Bildung und Sitte ebenso hoch über den katholischen der Angelsachsen standen, wie in anderen Ländern die Katholiken über den Arianern. König Oswin von Northumberland unterwarf sich jedoch (664) aus Liebe zum Frieden der römischen Kirche und von da an versiegte die alte solche des Insellandes. Trotzdem bestand auch hier das System der Staatskirche. Die Bischöfe wurden meist vom König erwählt, seltener von der Geistlichkeit, und auch dann vom König bestätigt. Ja in späterer Zeit erhielten stets die königlichen Kapläne die Bischofsstellen. Eine engere Verbindung mit Rom bestand nicht, und der Angelsachse Winfrid klagte als Erzbischof Bonifacius von Mainz, daß keine Klöster in solcher Sklaverei schmachteten wie die angelsächsischen. Die römischen Kanones faßten in England nur sehr langsam Wurzel. Nur wenig römische Priester kamen in dieses Land; fast alle Geistlichen daselbst waren Angelsachsen. Das angelsächsische Kirchenrecht blieb mehr als das irgend eines andern Landes dem Volke eigentümlich. Die Synoden bestanden aus Weltlichen und Geistlichen, nur bei Behandlung rein kirchlicher Dinge blos aus Letzteren; die Ansetzung einer solchen hing vom König ab. Der geistliche Gerichtsstand wurde blos in Streitigkeiten unter Geistlichen zugestanden. Die Priesterehe war gestattet, freilich blos eine im Leben. Auch war die Landessprache Kirchensprache, selbst Übersetzungen der Bibel in selbe waren schon früh verbreitet.

Dagegen lagen die Keime späterer Umschläge zu Gunsten Roms schon damals in den unter dem Volke verbreiteten Gewohnheiten, nach Rom zu pilgern, die von da aus versandten Reliquien zu verehren, für den Peterspfennig zu sammeln, die Kirche überhaupt mit Gaben und Geschenken zu überhäufen. Befördert wurde all dies durch die Stiftung, welche in Rom für die „Sachsen" (d. h. Angelsachsen) errichtet wurde, das unter dem Namen Schola Saxonum dort errichtete Pilgerhospiz*).

---

*) Lappenberg, Gesch. v. England I. S. 132 ff. 160 ff. 183 f. 191 ff.

Mit dem von der Kirche begünstigten Aberglauben wetteiferten indessen die Überbleibsel des heidnischen solchen, den übrigens die Kirche zu ihren Zwecken zu benutzen nicht verfehlte. Namentlich bei den Angelsachsen spukte das Heidentum noch in bedeutendem Maße. Noch in ihren späteren Zeiten, unter dem dänischen König Knud, mußten Gesetze erlassen werden, welche die Verehrung der Götzen, der Sonne und des Mondes, des Feuers und des Wassers, der Bäche, Steine und Bäume bei Strafe untersagten. Von Benutzung und Übertragung heidnischen Aberglaubens auf die christlichen Zustände liegen namentlich viele Nachrichten aus den fränkischen Reichen vor. Die Geistlichen nährten den Glauben an unglückliche Vorbedeutungen von Sonnen- und Mondfinsternissen, Nebensonnen, Kometen, Nordlicht, Erdbeben, sowie des Vogelfluges, des Versiegens und der Füllung von Quellen, des Einsturzes von Mauern u. s. w.; sie verbreiteten Geschichten von aus gebrochenem Brote fließendem Blute, blutigen Wolken und Seeen, von Gesichten und Erscheinungen, Weissagungen und Wunderzeichen aller Art; sie beschworen Besessene und beförderten den Kult mit Reliquien in allen möglichen Formen. Von den heidnischen Göttern glaubten sie nach Euemeros (Bd. II. S. 325), sie seien Menschen gewesen und hätten Das wirklich erlebt, was von ihnen erzählt wird*).

Überhaupt war wissenschaftliche Bildung in dieser Zeit eine seltene Sache geworden, wie wir später genauer sehen werden. Die Kirchenväter rühmten sich ihrer Unwissenheit in weltlichen Dingen und der ausschließlichen Beschränkung ihrer geistigen Arbeit auf dogmatische Dinge und solche der kirchlichen Disciplin und Askese. Im Banne eines solchen Horizontes mußte eine Lehre in besonderm Maße Platz greifen, welche die vollständige Scheidung des nach kirchlich-religiösen Begriffen Statthaften und Unstatthaften, Guten und Schlechten zum Inhalte hatte, Jenes als das Werk guter, Dieses als dasjenige böser Geister darstellte. Das war die aus der dualistischen Religion der Parsen durch das spätere Judentum (Bd. II. S. 303) und durch die Sekte der Manichäer (ebend. S. 565) in das Christentum übergegangene Lehre vom Prinzip des Bösen, vom Teufel**). Verwarfen auch die katholischen Kirchenlehrer die Lehren der Manichäer und der mit ihnen geistig verwandten Priscillianisten, nach welchen beiden „dem guten Prinzipe, Gott, ein selbständiges böses solches entgegengesetzt wurde, das nicht erst böse geworden, sondern durch sich selbst aus dem Chaos entstanden“ wäre, so nahmen sie dessen ungeachtet ein böses Wesen an, das aber „ein Geschöpf Gottes und aus eigenem Willen von Gott abgefallen, böse geworden war und auch andere Engel zum Abfalle verleitet habe.“ Dasselbe wurde als fort-

*) Gregor v. Tours II. 29. 37, IV. 31. 33, VI. 21, VII. 44, X. 23 u. s. w.
**) Roskoff, Gesch. des Teufels I. S. 259 ff.

währendes Oberhaupt der Heiden, als Anstifter der Christenverfolgungen, Urheber der Ketzereien und Verführer zu bösen Begierden betrachtet. Den Dämonen als Untergebenen des Teufels wurde auch besondere Einwirkung auf Weiber zugeschrieben, welche mit Jenen nächtliche Fahrten unternähmen, worin die Grundlage zu dem später ausgebildeten Hexenglauben geborgen lag. Als Schutzmittel gegen den Bösen betrachtete man Beschwörungen im Namen der Dreieinigkeit, Weihwasser, Reliquien u. s. w. Gott lasse, so lehrte und glaubte man, das Böse zu und zwar zum Besten der Menschen, welche den freien Willen hätten, zwischen dem Guten und Bösen zu wählen; er wolle also, daß sie mit letzterm kämpfen. In diesem Kampfe übten sich denn auch die Kirchenväter fleißig und wollten auf alle Arten von dem Teufel in Versuchung geführt sein, namentlich in Gestalt verführerischer Weiber oder mittels Goldes, aber auch unter den manigfaltigsten fantastischen Umständen und Umgebungen. Bereits gab man den Teufeln menschliche Gestalt und eine gewisse Farbe, vorzugsweise die schwarze. Man glaubte an das Besessensein von Menschen durch den Teufel und an das Bündniß mit demselben, durch welches das Reich des Bösen auf Kosten desjenigen des Guten vergrößert würde. Daher kam auch der Unterschied zwischen weißer und schwarzer Magie, von denen jene durch Bund mit Gott, diese mit dem Teufel erworben würde. Es wurde von den ersten christlichen Kaisern die Ausübung der schwarzen Magie bei Todesstrafe verboten und dazu auch alles Befragen von Astrologen, Zeichendeutern und Magiern gerechnet. Seit dem siebenten Jahrhundert wurde auch allen Täuflingen der Teufel ausgetrieben, und auf der Synode zu Leptinä 743 wurde eine Tauffformel vorgeschrieben, durch welche man dem Teufel abschwor und neben demselben auch (bei den germanischen Völkern) die drei höchsten Götter der Deutschen, Thunaer (Donar), Woden und Saxnote (Fro?) nannte.

Auf solche Weise wurden die germanischen und die ihnen benachbarten Völker in das Christentum herübergeleitet. Schrecken und Furcht vor dem Bösen war die Religion, die man ihnen einimpfte, und mit Schreckbildern und Wahngeschöpfen beschäftigte man sie mehr als mit dem Gotte, der sie geschaffen und mit Liebe durch das Leben leite.

Dazu paßte das lieblose Verfahren gegen die nicht als rechtgläubig betrachteten Menschen. Namentlich wurden im westgotischen Spanien seit Annahme der katholischen Lehre die Juden mißhandelt. Es war ihnen jede Gemeinschaft mit Christen und ihre ganze Religionsausübung untersagt und ihr Zeugniß gegen Christen war ungiltig. Seit Chintila mußten die Könige bei der Tronbesteigung schwören, den Juden keinen Vorschub zu leisten. Viele ließen sich soweit einschüchtern, sich taufen zu lassen, blieben jedoch im Innern Juden. Ja Erwich bedrohte Jene, die sich oder ihre Kinder nicht taufen ließen, mit hundert Geiselhieben

und Landesverweisung. Jede Anhebung eines Strafverfahrens gegen Juden hing von der Geistlichkeit ab. Die spätere Wut der spanischen Inquisition gegen die Juden hat demnach ihre Wurzeln bereits zur Zeit der Westgoten.

C. Die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die deutschen Völker, welche sich zu Herren von Westeuropa gemacht hatten, behielten vorläufig unter sich die Verfassung der alten Deutschen bei. Ihre Könige waren nicht erblich, sondern wurden gewählt, und zwar auf die Zeit, während welcher sie sich würdig erwiesen. Schon nach den ersten Regirungen in den neugebildeten Reichen indessen suchten sich die Könige unabhängiger zu stellen und ihre Kronen auf ihre Söhne zu vererben*). Aber auch nachdem dies wiederholt gelungen, blieb das Reich doch rechtlich ein Wahlreich und trat auch als solches auf, wenn kein Erbe vorhanden war oder die Nachfolge des Erben Widerspruch erfuhr. Am beständigsten wurde die Erbfolge in den fränkischen und angelsächsischen Reichen geltend gemacht, doch nicht ohne manigfachen Zwist unter Brüdern und anderen Verwandten, der nicht selten zu Mord und Krieg führte. Schon früh wirkte das Beispiel der römischen Kaiser auf die deutschen Könige, in der Art, daß der im Vaterlande der Letzteren unbekannte Begriff der Majestät auf sie Anwendung fand.

Die westgotischen Könige, bei welchen die Erbfolge niemals anerkannt wurde, sondern Wahlvorschriften bestehen blieben, waren erst seit Leuwigild durch Tron, Krone, Scepter und prächtige Gewänder ausgezeichnet; sie wurden in der spätern Zeit durch die Bischöfe gesalbt und leisteten einen Eid, ihre Pflicht zu erfüllen und die katholische Religion von aller Ketzerei frei zu halten, wogegen ihnen das Volk Treue schwor. Hielt der König seinen Eid nicht, so hielten sich die Bischöfe für berechtigt, ihn zu entsetzen und das Volk seines Eides zu entbinden.

Die fränkischen Könige trugen als Abzeichen langes Haar, einen Speer, durch dessen Verleihung sie eingesetzt wurden, und eine Hauptbinde, später auch die Krone, wozu noch der Tron kam. Sie führten den Vorsitz in Volksversammlungen und Gerichtssitzungen und hatten einen Hof von Beamten ihres Gefolges, welche theilweise dem römischen Kaiserhofe nachgeahmt waren. Der oberste Beamte war der Major Domus, Hausmaier, der die Oberaufsicht über die Besitzungen des Königs und den Oberbefehl im Kriege führte**).

---

*) Lembke, Gesch. v. Spanien I. S. 171.
**) Schmidt, Gesch. v. Frankreich I. S. 82 ff.

Bei den Angelsachsen war das Königtum erst nach der Einwanderung in Britannien aus der frühern Herzogswürde entstanden. Neben dem König nahm auch die Königin (cwen) eine hervorragende Stellung ein, wurde geweiht und gekrönt und saß auf einem Trone neben ihm*).

Der Unterschied zwischen Freien und Unfreien, wie er bei den alten Germanen bestand, dauerte auch in den neuen Reichen dieses Völkerstammes fort. Unter den Freien wieder wurden seit der festen Niederlassung in den neuen Wohnplätzen die früher nur persönlich verliehenen Vorzüge allmälig erblich und so entwickelte sich ein Adel, welcher theils durch Geburt, theils aber auch durch Bekleidung weltlicher und geistlicher Würden erlangt wurde. Den Grundstock des Adels bildeten die Grafen der Gaue, ursprünglich (oben S. 22) deren Richter und vom freien Volke gewählt, die aber in den neuen Reichen aus dem Gefolge des Königs hervorgingen (Comites). Ihre Amtsdauer hing vom König ab, war aber meist lebenslänglich. Über mehreren Grafschaften stand ein Herzog (Dux). Die Herzoge waren zugleich oberste Richter der einzelnen Provinzen und Anführer im Kriege. Bei den Angelsachsen war der Adel so gegliedert, daß die Vornehmsten, Ätheling, den Erzbischöfen und die ihnen untergeordneten Ealdormannen den Bischöfen gleich geachtet wurden. Der König verlieh dem Ealdorman und anderen Kriegsgefährten die Ausrüstung (herevaed, Heergewand) und zog sie nach dem Tode des Betreffenden zurück, wenn nicht die Erben vorzogen, sie auszulösen; sie bestand aus vier gesattelten und vier ungesattelten Pferden, vier Helmen und Panzern, acht Speeren und Schilden und 200 Mark Goldes. Niederere Adelsklassen waren die Thane, welche einen bestimmten Landbesitz, und die Ceorle, welche Helm, Panzer und Schwert zu eigen hatten. In den Frankenreichen waren die Leudes freie Männer, die zu ihren eigenen Besitzungen noch Grundstücke vom König erhielten und sich dagegen zu besonderer Treue und fortdauerndem Kriegsdienste verpflichteten. Aus diesen Adelsverhältnissen entwickelte sich folgerichtig das spätere Lehnswesen. Die Unfreien oder Hörigen (servi) rekrutirten sich aus Kriegsgefangenen, zahlungsunfähigen Schuldnern, Verbrechern (zur Strafe), namentlich aber aus den Nachkommen von Unfreien, sowie von Ehen zwischen Freien und Unfreien; denn bei den Deutschen folgte das Kind immer dem geringern Stande unter seinen Eltern, nicht der Mutter, wie bei den Römern. Bei den Franken wurden die Unfreien in Hörige und Leibeigene getheilt. Die Ersteren, die Liten der alten Deutschen, wurden des Wergeltes gewürdigt, die Letzteren aber nicht. Beide konnten bei den Franken freigelassen werden, indem vor dem König der Herr eine kleine Münze von der Hand des Unfreien herabwarf. Bei den Burgunden wurde ein

*) Lappenberg, Gesch. v. England I. S. 564.

Unfreier durch eine Urkunde oder vor fünf bis sieben freien Zeugen freigelassen. Besser als andere Unfreie befanden sich die Hörigen der Könige (servi fiscales), welche bei den Westgoten fast alle Rechte der Freien besaßen, Zutritt zu Ämtern hatten und selbst Hörige halten konnten.

Außer den herrschenden Deutschen bestand aber die Bevölkerung der neuen Reiche auch aus den früheren Bewohnern, den unterworfenen, romanisch gewordenen Kelten, Iberern u. s. w., in Italien aus den Italern, beziehungsweise Römern. Die Burgunden nahmen in Gallien vom angebauten Lande zwei Drittel, von Hof und Garten die Hälfte und von den Sklaven ein Drittel und ließen den Galliern das Übrige, während die Waldungen gemeinschaftlicher Besitz blieben. Die Westgoten ließen sich von allem Lande zwei Drittel abtreten und bezogen von den „Römern" Abgaben, von denen sie selbst frei waren. Die Franken aber nahmen keine Theilung vor. Wahrscheinlich fiel ihnen einfach alles Land zu, dessen Besitzer sie ausgerottet hatten. Doch gestatteten sie den übriggebliebenen freien Galliern und Römern das Aufsteigen im Königsdienste und damit auch im Wergelte. Die Langobarden in Italien scheinen mit der wenigsten Härte vorgegangen zu sein; sie begnügten sich auf dem Lande mit einem Drittel der Früchte, während die in Städten wohnenden Italiener ganz unbehelligt blieben*). Da indessen in allen Ländern des westeuropäischen Festlandes die romanischen oder romanisirten Bewohner die deutschen Eindringlinge an Bildung weit überragten, so wurde ihre Sprache, obschon die der Unterworfenen, doch die herrschende und die Sieger wurden den Besiegten assimilirt und ein Bestandtheil ihrer Nationalität. Ja sie wurden so gute Schüler ihrer Besiegten, daß sie dieselben mit der Zeit im Können und Wissen übertrafen, und als im achten Jahrhundert in Rom die Wissenschaften in völligen Verfall gekommen, glänzten die Langobarden durch Gelehrsamkeit und hatten als Geschichtschreiber Paulus den Diakon, Sohn des Warnefrid, sowie des Königs Desiderius Tochter Adalberga als Beschützerin der Studien aufzuweisen**).

Das Kriegswesen der deutschen Reiche, die aus der Völkerwanderung hervorgegangen, beruhte auf der allgemeinen Wehrpflicht der Freien. Die Westgoten waren in Heeresmassen getheilt, an deren Spitze die Herzoge und unter ihnen die Grafen standen. Unter den Letzteren befehligte der Tiufad eine Abtheilung von tausend Mann, welche in solche zu 500, 100 und 10 zerfiel. Entlassung eines Wehrpflichtigen in Folge von Bestechung brachte dem betreffenden Führer schwere Strafe ein. Fahnenflüchtigkeit hatte für die Führer Tod, für die Krieger Hiebe und Geltstrafe im Gefolge. Sogar die Geistlichen waren zum Dienste

*) Leo, Gesch. d. ital. St. I. S. 84.
**) Gregorovius, Rom II. S. 400 f.

verpflichtet und unterlagen denselben Strafen. Das Aufgebot erfolgte auf Befehl des Königs durch die betreffenden Führer. Auch sorgte der König für Beköstigung der Krieger, und das Plündern im Lande war streng verboten. Die Westgoten waren besonders als Reiter tüchtig; sie trugen lederne Harnische, Panzerhemden und große Schilder, zweischneidige Schwerter, Messer, Lanzen, Wurfspieße. Pfeile; täglich übten sie sich in Kampfspielen. Seit Sisebut besaßen sie auch eine Seemacht.

Bei den Franken war anfangs die Wehrpflicht für die Freien nur in solchen Kriegen allgemein, die von der Volksversammlung beschlossen waren; später jedoch wurde immer mehr der Wille des Königs maßgebend. Den Grundstock des Heeres bildeten seit dieser Zeit die oben erwähnten Leudes, und um sie schaarten sich die römisch-gallischen Unterthanen und die Unfreien, so daß die eigentlich freien Franken immer mehr zusammenschwanden; auch wurden Letztere nur in der Nähe ihrer Wohnsitze verwendet. Die Reiterei war gering, Lieblingswaffe das zweischneidige Beil und die Frame oder Franziske, ein Spieß mit Widerhaken, der auf die Feinde geschleudert wurde. Schlachtordnung war der Keil.

Die Regirung der neuen Reiche war anfangs überall keine unumschränkte Alleinherrschaft und es wurde auch gesetzlich niemals eine solche anerkannt. Eine fest organisirte Reichsversammlung, durch welche das Königtum beschränkt wurde, gab es in Spanien seit Rekkared, wozu die Versammlung der Geistlichkeit, des Adels und der Hofbeamten, welche die Annahme des katholischen Glaubens beschloß, die Grundlage darbot. Berufen wurde sie nur durch den Willen des Königs und fand in der Kathedrale zu Toledo statt. Den Vorrang hatten die Bischöfe, dann kamen die niederen Geistlichen und dann erst die Laien. Das Gebet eines der älteren Bischöfe eröffnete die Verhandlungen. — In den Frankenreichen wurden die früheren Versammlungen der Freien am 1. März (Märzfeld) mit der Zunahme der königlichen Gewalt zu eigentlichen Reichsversammlungen, an denen jedoch nach und nach nur noch die Leudes und das königliche Gefolge theilnahmen, natürlich ohne etwas Maßgebendes beschließen zu dürfen. — Die Könige der Angelsachsen waren in allen ihr Volk betreffenden Gegenständen an die Zustimmung von Seite der „Wittigsten" des Reiches gebunden. Dazu gehörten die angesehensten Geistlichen und Laien, welche in den einzelnen Grafschaften das Witenagemote unter dem Ealdorman, für das Reich aber den „großen Rat", das Micelgemote unter dem König bildeten.

Die Städte, in welchen sich wenig Deutsche niederließen, vielmehr die früheren Bewohner das zahlreichere oder einzige Element bildeten, hatten in dem neuen Reiche nicht unbedeutende Rechte. Im Westgotenlande stand an der Spitze jeder Stadt ein königlicher Richter (Graf) und die Bürgerschaft selbst wählte in Verbindung mit dem

Bischof, anfangs jährlich, dann auf Lebenszeit, einen Defensor civitatis, der vom Grafen unabhängig war. In England dagegen, wo keine romanische Vorbevölkerung vorhanden war, entwickelte sich unter den Angelsachsen ein eigentümlich germanisches Städtewesen.

Eine ganz bedeutende Entwickelung hat das Rechtswesen der deutschen Völker in den neuen Reichen aufzuweisen. Für die unterworfenen „Römer" blieb das römische Recht giltig und der westgotische König Alarich ließ für sie ein eignes Gesetzbuch, das Breviarium Alaricianum abfassen. Die Sieger dagegen behielten für sich ihr deutsches Recht und ließen es in der Folge, mit Benutzung des römischen Rechtes, ebenfalls kodifiziren. Nachdem sich aber dieses genugsam entwickelt, hielt man es für genügend für alle Unterthanen; unter dem Westgotenkönig Chindaswint wurde daher das römische Recht aufgehoben, und sein Nachfolger Receswint suchte beide Völker vollends zu verschmelzen und hob die Eheverbote zwischen Goten und Römern auf. Vollendet wurde das westgotische Gesetzbuch unter Witiza und man war so sehr auf Verbreitung desselben unter dem Volke bedacht, daß bei hundert Geiselhieben verboten wurde, es theurer als für zwölf Solidi zu verkaufen.

Ähnlich waren die Verhältnisse in den Frankenreichen. Für die Römer galt auch hier das westgotische Breviarium Alarichs. Unter Chlodwig wurden für die Franken (salisches Gesetz), unter Gundobald und Sigmund für die Burgunden eigene Gesetzbücher geschaffen. Für die fränkischen Unterthanen im jetzigen Deutschland wurden das ripuarische (niederrheinische), alamannische und bajuvarische Gesetzbuch erlassen, erst unter Karl dem Großen auch die der Sachsen, Friesen und Thüringer. Die Grundlage der Gesetzgebung des langobardischen Reiches in Italien bildete das Edikt des Königs Rotharis (643). Alle diese Werke waren in latinischer Sprache abgefaßt. Dagegen diente bei den meisten Gesetzen der nicht auf romanischer Grundlage herrschenden Angelsachsen die deutsche Volkssprache derselben. Erst in späterer Zeit sammelten auch die in den Ursitzen gebliebenen skandinavischen Germanen (Dänen, Norweger und Schweden) ihre Volksrechte.

Die deutschen Volksrechte der neuen Reiche hatten vorwiegend strafrechtlichen Inhalt, überhaupt aber keine systematische Anordnung. Aus den privatrechtlichen Bestimmungen wählen wir zur Erwähnung nur die wichtigsten derjenigen aus, welche sich unmittelbar auf das Kulturleben jener Nationen beziehen. Dazu gehört vor Allem die Ehe. Bei den Westgoten war die Einwilligung der Eltern der Braut unumgänglich notwendig; wurde sie nicht erlangt und die Ehe dennoch geschlossen, so war letztere nicht ungiltig, aber das Erbrecht der Braut verscherzt. Beschränkungen der Ehen unter nahen Verwandten enthielten alle germanischen Gesetzbücher, ebenso derjenigen mit Personen ungleichen Standes, worauf bei den Langobarden Todesstrafe stand, wenn der Mann

ein Eigener und die Frau eine Freie war. Ein Freier aber konnte eine Eigene überhaupt nicht ehelichen, bevor sie freigelassen war. Wenn bei den Westgoten die Frau niedrigern Standes als der Mann war, so verlor sie ebenfalls das väterliche, nicht aber das Erbe anderer Verwandten. Die Braut mußte jünger sein als der Bräutigam. Die Frauen wurden geehrt. Nach altgermanischer Sitte dauerte bei Westgoten, Franken, Burgunden und Angelsachsen der Brautkauf fort. Dem Mann nicht nur, sondern selbst dem Bräutigam war die Tödtung der Untreuen und ihres Mitschuldigen gestattet. Die Kinder unerlaubter Verbindungen waren von allen Erbrechten ausgeschlossen. Dem Familienvater stand im Hause unumschränkte Gewalt zu mit Ausnahme des Rechtes über Leben und Tod. Starb der Vater, so trat an seine Stelle die Mutter, dann der älteste Sohn und wenn kein mündiger solcher da war, der älteste Bruder u. s. w. Bei den Langobarden hieß der Schutz, den der Mann über seine Angehörigen ausübte, *Mundium*, bei den Angelsachsen *Mund* (vom lat. manus, Bd. II. S. 363 ff.); wer ihn ausübte, hieß Mundwald, wer unter demselben nicht stand, Amund, welch letzteres kein Weib sein durfte. Die Braut ging aus dem Mundium des Vaters in das des Mannes über; das Weib war die „Frea" ihres Mundwaldes. Wer ein Weib beleidigte, verlor das Mundium über sie; an seine Stelle trat der Gastald, der königliche oder herzogliche Richter des Ortes, und die königliche Kammer beerbte die Frau.

Ein Erbrecht wurde bei den Westgoten, wo vorher die Erblasser über ihr Vermögen frei verfügen konnten, erst unter König Chindaswint eingeführt. Nach langobardischem Rechte wurde bis zum siebenten Knie, d. h. Grad geerbt, unter blos Verschwägerten aber gar nicht. Die männlichen Verwandten waren überall gegenüber den weiblichen im Erbrechte bevorzugt.

Der allgemeine Charakter des Strafrechtes der aus der Völkerwanderung entstandenen Reiche war der, daß im Laufe der Zeit, mit dem Überhandnehmen feinerer Bildung und Sitte, an die Stelle der frühern Blutrache allmälig der Gebrauch trat, dem Rächer die zugefügte Beleidigung oder Verletzung um Gelt abzukaufen. Die meisten, bei den Langobarden und Franken sogar fast alle Verbrechen wurden nach den Gesetzbüchern der neuen germanischen Reiche durch Geltstrafen gesühnt. Wenn diese nicht bezahlt werden konnte, so wurde der Schuldige Knecht des Klägers und seiner Willkür preisgegeben, welche vom Gesetze in einzelnen Fällen bis zur Tödtung ausgedehnt wurde. Die Geltstrafe nun oder das *Wergelt* richtete sich in der Höhe nach dem Stande des Betroffenen. Ein Verbrechen an einem Freien wurde höher gebüßt als ein solches an einem Hörigen und eines an einem Edeln höher als eines an einem gewöhnlichen Freien. Ebenso war das Wergelt unter die That erschwerenden Umständen ein höheres. Außer den Geltstrafen

wurden verhängt: körperliche Züchtigung (besonders gegen Eigene), das barbarische Skalpiren (Dekalvation), Abhauen der Hand (bei Fälschern und Falschmünzern), der Nase, Entmannen, Blenden u. s. w. Die Todesstrafe wurde auf Hochverrat, Ehebruch und Mord gesetzt, doch auf letztern nur, wenn er absichtlich an einem Freigeborenen verübt wurde — bei den Burgunden sogar auf schweren Diebstahl. Sie war oft mit besonderen Peinigungen verbunden; auch der Feuertod kam vor. Bei den Angelsachsen kam dazu die Achtserklärung; der Geächtete „erhielt ein Wolfshaupt" und durfte nicht verborgen und im Falle der Gegenwehr getödtet werden. Tödtungen und körperliche Verletzungen, erstere an Hörigen oder Freigelassenen, letztere überhaupt, waren mit peinlicher Genauigkeit, bis auf einzelne ausgeschlagene Zähne, je nach den verletzten Theilen in ein abgestuftes System von Geltbeträgen gebracht. Die Strafe für Diebstahl und Raub war meist mehrfacher Ersatz, bei den Franken Geltbuße und bei Zahlungsunfähigkeit Geiselhiebe. Der Hehler galt dem Diebe gleich. Als Ankläger konnte Jedermann auftreten und wurde dafür belohnt, ja als Mitschuldiger straffrei, — ein falscher Ankläger aber dem Angeklagten zur Rache preisgegeben. Beim Mangel eines Geständnisses kam die Folter in Anwendung, doch in weit strengerer und häufigerer Weise gegen Eigene als gegen Freie und nur in schwersten Fällen gegen Edele; ja es durften Hörige gefoltert werden, um die Verbrechen ihrer Herren durch sie zu erfahren. Doch durfte durch die Folter weder Tod noch Verstümmelung verursacht werden. An Stelle der Folter trat bei Höherstehenden gewöhnlich der Eid, dessen Wert sich nach dem Wergelte des Betreffenden richtete. Die Schwörenden mußten Eideshelfer mitbringen, deren Zahl sich nach der Größe des Vergehens richtete, der Beklagte jedoch mehr als der Kläger, — welche ihre Aussage unterstützten. Endlich wurde auch das Gottesurtel als Beweismittel verwendet, besonders die Kesselprobe oder die der glühenden Kohlen; nach dem ripuarischen Gesetze waren die Proben des Feuers (Halten der Hand in solches), des Loses und des Zweikampfes zuläßig, welcher letztere bei Burgunden und Langobarden das gewöhnlichste Ordal war. Es gab Leute, welche gegen Gelt den Zweikampf für Andere übernahmen. Gegen richterliche Urteile stand Berufung an des Königs Gnade offen, ausgenommen bei Hochverrat. Die Vollziehung der Strafurteile geschah stets öffentlich und sofort nach dem Spruche; bei den Franken war der Kläger auch der Vollstrecker, worin sich also die Blutrache erhielt. Nach dreißig Jahren waren bei den Westgoten alle Verbrechen verjährt und straflos.

Richter über die Freien waren anfangs, und bei manchen Völkern noch lange, ihre Standesgenossen; an ihre Stelle traten zuerst bei den Westgoten königliche Richter, die meist mit den kriegerischen Würdenträgern zusammenfielen. Bei den Langobarden wurden Geschwornen-

gerichte von zwölf Mitgliedern gebildet; sechs wählte der Kläger, fünf der Beklagte und trat selbst als zwölfter bei. Wenn der Angeklagte nicht vor Gericht erschien, so wurde er nach salischem Gesetze dreimal, nach ripuarischem siebenmal vorgeladen. Wenn der Geladene auch dann noch nicht erschien, so begab sich der Richter zur Wohnung desselben, um seine fahrende Habe wegzunehmen. Der Geladene konnte sich aber dieser Maßregel widersetzen, indem er sein Schwert zog und in die Thüre legte und Bürgen stellte, daß er vor dem König erscheinen und sich mit den Waffen gegen seinen Gegner vertheidigen werde. Der jede Verantwortung ablehnende Geladene wurde geächtet und sein Eigentum fiel an den Staat.

Schon aus diesen Rechtsvorschriften und Rechtsgebräuchen erhellt, daß unter den herrschenden Völkern der neuen Reiche noch große Rohheit herrschte. Weder die höhere Bildung der von ihnen unterworfenen Römer und romanisirten Kelten u. A., die übrigens selbst schon sehr entsittlicht waren, noch das Christentum machte große Fortschritte in ihrer Veredelung. Grausamkeit im Kriege gegen Feinde, im Frieden gegen Eigene und andere Untergebene, Ehebruch, Mord und Gewaltthaten selbst unter den Gliedern der königlichen Geschlechter, namentlich der fränkischen Merowinger, unter Letzteren sogar in christlicher Zeit Bigamie, waren sehr gewöhnlich und erregten bei den Zeitgenossen wenig Entrüstung. Konzilien, wie z. B. das zu Chalons an der Saone 650, mußten groben Unfug in der Kirche, wie er oft vorkam und womit selbst Verwundungen und Tödtungen und das Singen unzüchtiger Lieder, sogar durch Frauen, verbunden war, untersagen. Der Aberglaube und engherzige Glaubenswahn, in welchem die zur Hebung solcher Zustände berufenen Geistlichen befangen waren, konnte natürlich keine Besserung bewirken.

Wenig wissen wir von der Tracht der in der Völkerwanderung hervorragenden Völker. Manche scheinen noch in Thierfellen auf den Schauplatz der Geschichte getreten zu sein. Die Goten erschienen in langen Beinkleidern, einem kurzen Rock mit kurzen Ärmeln und einem Mantel darüber, ihre Weiber in einem dem griechischen Chiton ähnlichen Gewande und einem Mantel. Ähnlich, mit geringen Unterschieden, scheint die Kleidung der Franken und Langobarden gewesen zu sein. Wo indessen diese deutschen Völker in römischem Gebiete sich festsetzten, nahmen sie auch die römische Kleidung mit ihrem ganzen damaligen Prunke an; doch wurden die für sie charakteristischen Beinkleider, die schon vorher bei den Römern und deren Unterthanen Annahme gefunden hatten, seitdem die herrschende Tracht im größten Theile Europa's. Namentlich an den fränkischen Höfen wurde die Kleiderpracht eine außerordentliche. Zum Schmucke des Freien gehörte das lange Haar, dessen Wegnahme dem ärgsten Schimpf gleich kam. Den Bart trugen die Goten wahr-

scheinlich voll, die Langobarden langen Kinnbart, die Franken in der Regel blos den Schnurrbart; Kopfbedeckungen wurden wie es scheint im Frieden nicht getragen; auch Fußbekleidungen waren noch keineswegs allgemein. Bei den Angelsachsen dagegen hatte das rauhere Klima sogar allgemeinen Gebrauch von Handschuhen im Gefolge.

D. Die Beschäftigungen und wissenschaftlichen Bestrebungen.

Die im weströmischen Reiche eingedrungenen Deutschen brachten kein anderes Gewerbe mit sich als das des Kriegers. Die Theilung des Landes mit den früheren Bewohnern, beziehungsweise die Wegnahme von solchem führte sie auf Ackerbau und Viehzucht. Längere Friedenszeit beförderte diese Beschäftigung, so daß aus dem westgotischen Spanien unter Theodorich II. bereits Weizen nach Afrika und Italien ausgeführt wurde. Die westgotischen Gesetze verordnen die Aufstellung von Grenzsteinen, deren Stelle auch bezeichnete Bäume einnehmen konnten. Weiden mußten durch Gräben oder Zäune eingeschlossen sein; aber der Besitzer mußte für durchziehende Heerden Fußsteige offen lassen. Auf nicht eingeschlossenen Wiesen durften Durchreisende ihr Vieh zwei Tage lang weiden lassen. Auf Verletzung von Bäumen waren Bußen gesetzt, — für Obstbäume größere als für andere, die größten für Ölbäume. Aufgefangene entlaufene Hausthiere mußten wie die eigenen verpflegt und die Sache den Behörden angezeigt werden, sonst galt das Behaltene als Diebstahl; Entwendung von Bienen kostete neunfachen Ersatz und fünfzig Hiebe. Die Angelsachsen trieben besonders Bienen-, Schweine- und Pferdezucht. Getreide wurde für den einheimischen Bedarf hinlänglich angebaut. Gärten waren sehr beliebt, und im damaligen England war sogar der Weinbau stark verbreitet. Sehr stark waren die Forsten, und Baumfrefel wurde äußerst streng bestraft. Man schätzte den Wert eines Baumes nach der Zahl der Schweine, die in seinem Schatten Platz fanden. Jagd war die beliebteste Beschäftigung der Vornehmen und von den Königen eifrig beschützt. Fischfang trieben die Angelsachsen der Fasten wegen bis nach Island.

Handel und Gewerbe standen noch auf niedriger Stufe. Der bedeutendste Handelsplatz jener Zeit war bereits das angelsächsische London, wo sich Kaufleute aus ganz Nord-, Mittel- und Westeuropa sammelten. Es wurden Pelzwerke aus Skandinavien, Wein aus Germanien und Gallien gebracht und englische Wolle dagegen eingetauscht. Die fremden Schiffer mußten auf ihren Fahrzeugen feilbieten. Das Recht zur Münzprägung hatte nicht nur der Staat, sondern jede Stadt oder Burg, und der verschiedenen Währungen war eine Unzahl. Die verbreitetste Münze in England war der Silberschilling. Die Westgoten

in Spanien hatten Goldwährung. Ein Pfund Gold zerfiel in zwölf Unzen, eine Unze in sechs Solidos, ein Solidus in drei Tremissen, ein Tremissus in acht Siliquen.

Mit der Zeit nahm auch wissenschaftliche Bethätigung unter den deutschen Völkern zu, und dieselben lieferten zuletzt, so viel möglich, Ersatz für die auf römischer Seite immer mehr in Verfall geratenden Wissenschaften. Wie zu jeder Zeit, wo eine neue Religion auf den Schauplatz der Geschichte trat, so hatte auch zu der Zeit der Ausbreitung des Christentums die vermehrte Beschäftigung mit religiösen Gegenständen eine Verminderung derjenigen mit Kunst und Wissenschaft zur Folge. Was von da an bis zum Wiederaufleben der Wissenschaften zu Ende des Mittelalters außerhalb der Religion geleistet wurde, befand sich durchaus in Abhängigkeit vom kirchlichen Gesichtskreise. Das vorherrschende religiöse Interesse, dessen Zielpunkt nicht Wissen, sondern Glauben war, führte sogar im Gebiete der Religion selbst die ärgste Unwissenheit mit sich. Im sechsten Jahrhundert war z. B. die Unwissenheit der spanisch-westgotischen Geistlichen so groß, daß der Bischof Licinian von Neu-Karthago dem Papste Gregor dem Großen, der die Gelehrsamkeit als Erforderniß zur Priesterweihe aufstellte, antworten mußte: wenn es nicht genüge zu wissen, daß Christus für uns am Kreuze gestorben, so verdiene Niemand in seiner Diöcese den Namen eines Gelehrten. Man sah sich daher später genötigt, die Erfordernisse zur Priesterweihe auf Kenntniß des Psalters und der gewöhnlichsten Kirchengesänge herabzusetzen*). Auch Gregor von Tours beginnt die Vorrede zu seiner fränkischen Geschichte mit herber Klage über den Verfall, ja sogar den gänzlichen Untergang der Pflege der Wissenschaften in den gallischen Städten. Was in dieser Zeit von Überbleibseln klassischer Bildung und Wissenschaft im Abendlande gerettet wurde, verdankt man den Klöstern, und was noch neu geschaffen wurde, Diesen und einzelnen höheren Geistlichen.

Die meiste Bildung zur Zeit der neuen Reiche fand sich in Italien, wo sich die Sprache Latiums am längsten in ihrer Reinheit erhielt. In Spanien und Gallien entartete sie schon früh und wurde bereits Ende des siebenten Jahrhunderts von den dort sich bildenden romanischen Dialekten, welche auch die deutschen Sieger annahmen, überwuchert. Noch besser erhielt sie sich bei kleineren Kreisen der Geistlichen in England, wo kein romanischer Dialekt entstand, weil die Römer das Land schon vor Einbruch der Angelsachsen aufgegeben, sondern die deutsche Mundart der Angelsachsen herrschend wurde.

Unter den Schriftstellern und Gelehrten des fünften bis achten

---

*) Lembke, Gesch. v. Spanien I. S. 237 f.

Jahrhunderts, d. h. der Zeit, in welcher die ehemaligen Provinzen des weströmischen Reiches noch eine deutliche Scheidung herrschender deutscher und unterworfener nichtdeutscher Stämme zeigen, herrschte die lateinische Sprache bei weitem vor, während die griechische im Abendlande schon beinahe ganz unbekannt geworden war. Unter den in selber behandelten Fächern nimmt die Sprachwissenschaft den ersten Rang ein, weil sie unter denselben die geringsten Forderungen an selbständige Forschung stellte. Bezeichnender Weise sank sie jedoch desto tiefer, je mehr die kirchliche Rechtgläubigkeit oder was man in Rom darunter verstand, über von ihr abweichende religiöse Meinungen den Sieg davon trug; es ist dies besonders im sechsten Jahrhundert der Fall, wo überall die arianische Lehre geschlagen wurde. Hervorragende Grammatiker dieser Zeit sind Makrobios, Capella, Boethius (Bd. II. S. 569), Kassiodor und Isidor von Sevilla.

Dichtkunst in lateinischen Versen wurde nicht wenig betrieben, wenn auch mit unverkennbaren Zeichen des Verfalls. Die Ersten, die sich in unserer Periode darin bethätigten, schlossen sich in Form und Sprache noch der klassischen Poesie Roms an, wenn auch Jahrhunderte sie von deren letzten vorhergehenden Vertretern (Bd. II. S. 515) trennten. Das gelobte Land dieser wiederaufgenommenen Bethätigung war Gallien, wo D. Magnus Ausonius aus Burdigala im vierten Jahrhundert eine Dichterschule gegründet hatte. Der klassische Geist und die Vollendung der Form waren bereits geschwunden. Sein bestes Gedicht ist die Idylle „Mosella", dann Lieder auf seine alamannische Sklavin Bissula. Zu seinen Nachfolgern gehörte Rutilius Numatianus, Verfasser einer elegischen Reise von Rom nach Gallien, im fünften Jahrhundert, zu seinen Schülern der Bischof von Nola Meropius Paulinus. Seit dieser Zeit wurden die Stoffe christlich, wovon u. A. des Prosper aus Aquitanien Gedicht von der Gnade zeugt, noch später aber Sprache und Inhalt immer geschmackloser und ungebildeter. Vereinzelt steht am Ende des vierten Jahrhunderts der eigentlich letzte römische Dichter Claudius Claudianus aus Alexandrien, Günstling Stilicho's, aber Gegner des Christentums, Verfasser des epischen „Raubes der Proserpina", sowie vieler kriechender Lobgedichte auf seine Gönner und verächtlicher Schmähgedichte auf deren Feinde.

Wichtiger für die Wissenschaft sind die Geschichtschreiber der Zeit, denen wir auch die übrigen letztere schildernden Schriftsteller beigesellen. Mit ihnen beginnt ein ganz neuer Zeitraum der Geschichtschreibung, nämlich derjenige der christlichen solchen. Die Christen konnten nicht mehr, wie die antiken Historiker gethan, mit der griechischen und römischen Mythe beginnen. Für sie fing die Geschichte mit der Schöpfung nach der hebräischen Überlieferung an und bestand im Wesentlichen aus der altjüdischen Geschichte und der sie fortsetzenden Urgeschichte

des Christentums*). Die ersten Werke dieser Art schufen die bei Anlaß der byzantinischen Literatur zu erwähnenden Chronisten Julius Africanus und Eusebios. Der erste abendländische Chronist, der auf ihrem Vorgange beruht, ist der Kirchenvater Hieronymos, der Vater der mittelalterlichen Geschichtschreibung. Die Form derselben ist die annalistische. Ihre Tendenz war in dem uns hier beschäftigenden Zeitraume das Festhalten am christlich gewordenen römischen Reiche. Man sah und beklagte nur dessen Auflösung und hatte weder Sinn noch Auge für die Entstehung einer neuen Welt aus seinen Trümmern. Ja selbst den aus deutschem Stamm entsprossenen geistlichen Annalisten waren ihre Stammesgenossen Barbaren und nur das römische Reich ein rechtmäßiges Staatswesen. Man schuf sich zu diesem Zwecke sogar eine trügerisch fortlaufende Reihe von Kaisern, indem man zwischen Romulus Augustulus und Karl dem Großen die Byzantiner einschob. In der gedachten Weise fühlte u. A. der in der jetzigen Schweiz lebende Bischof Marius von Aventicum (dessen Bistum später nach Lausanne kam) gegen Ende des sechsten Jahrhunderts. Fast alle neuen Reiche hatten so ihre römisch gesinnten und römisch schreibenden Jahrbuchverfasser. Voran die Ostgoten, neben den Angelsachsen die einzigen deutschen Eroberer, die sich dem wälschen Wesen nicht unterwarfen. Eines der bedeutendsten aus diesem Volke hervorgegangenen Werke ist des Kassiodoros (aus Calabrien), der unter Theodorich lebte, gotische Geschichte, d. h. eine Beifügung geschichtlicher Thatsachen zu dem Verzeichnisse der römischen Konsuln. Einen Auszug daraus lieferte der Gote Jordanis (oder Jornandes), doch wahrscheinlich mit eigenen Zusätzen. Unter den Westgoten in Spanien schrieben die Geschichte ihrer Zeit: zu Anfang ihrer Herrschaft der einseitig kirchliche Geschichtschreiber Orosius, Prosper der Aquitaner und der Spanier Idacius, Alle im fünften Jahrhundert. Im sechsten und siebenten legte der Bischof Isidor von Sevilla in seiner Chronik schöne Zeugnisse zu Gunsten der damaligen Westgoten nieder und machte damit einen Anfang zu gerechterer Beurteilung der „Barbaren". In Gallien brandmarkte die Letzteren noch der Bischof von Lyon, Sidonius Apollinaris († 489) in seinen Gedichten und Briefen. In erzählenden Gedichten und Legenden lieferte Venantius Fortunatus (um 565 Sigiberts Hofmann) anziehende Beiträge zur Kenntniß jener Zeit. Der eigentliche Geschichtschreiber der Franken aber ist Bischof Gregor von Tours (540—594), aus einer römischen Familie, aber hoch angesehen bei den Merowingern. Ihm war vorbehalten, in seinen zehn Büchern fränkischer Geschichten die furchtbaren Bruderkriege jenes Geschlechtes der Nachwelt zu überliefern. Sein Werk beginnt mit der Schöpfung und knüpft an eine kurze

*) Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter S. 36.

Übersicht der biblischen Geschichte diejenige der Stiftung gallischer Kirchen, dann die der Franken bis auf seine Tage und zuletzt diejenige seines Bistums. Bezeichnend für den damaligen Standpunkt ist, daß er kein anderes Interesse kennt, als das der Rechtgläubigkeit und vor diesem das der Tugend völlig zurücktreten läßt, so daß er es über sich bringen konnte, von dem blutigen Mörder Chlodowig, der aber den katholischen Glauben annahm und beschützte, zu sagen: „Gott warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich, darum daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und that was seinen Augen wolgefällig war.“ Abscheu vor blutigen Thaten ist ihm völlig unbekannt, ausgenommen wenn sie gegen seine Glaubensgenossen gerichtet sind. Naiver Weise bekennt er offen seine Unwissenheit in der Grammatik. Nach ihm versuchte sich in einem kurzen Handbuche der Weltgeschichte der seiner Person nach unbekannte Burgunde Fredegar in Mitte des siebenten Jahrhunderts, in barbarischer Sprache. Dieses Buch bezeichnet gewissermaßen den Anfang völliger Wegwerfung aller klassischen Formen und Überlieferungen, wie sie im spätern Mittelalter ihren Hexensabbat feierte und damit die Entwickelung der Literaturen jener Nationen vorbereitete, welche sich aus dem Völkergemisch in den von den Deutschen eroberten Reichen nach und nach gebildet hatten. Es mußte sich von vorne an, auf eigenen Füßen, ein neuer Kulturkreis bilden, wenn die Menschheit sich aus dem Verfall erholen sollte, in den die aller natürlichen Entwickelung zuwiderlaufende Ausdehnung des römischen Weltreiches sie gestürzt hatte. Nur die Bildung neuer, von Anfang an auf sich selbst gestellter und sich gegenseitig ein gewisses Gleichgewicht haltender Völker war geeignet, der Wahrheit Bahn zu brechen, daß kein einzelner Punkt der Erde berechtigt ist, von allen anderen die Aufopferung für sich zu verlangen, sondern nur freiwillige und wetteifernde Thätigkeit aller einzelnen Theile das Beste des Ganzen fördern kann.

Zweiter Abschnitt.

Das byzantinische Reich.

A. Charakter und Staatsordnung.

Das byzantinische Reich ist seinem Ursprunge nach die unmittelbare Fortsetzung des römischen. Diese Fortsetzung wurde begünstigt durch den unter Konstantin in's Leben getretenen doppelten Umstand der Verlegung des Reichssitzes nach Byzanz und der Annahme des Christentums als

herrschende Religion. Die Konstantinsstadt lag abseits von den Strömungen der Völkerwanderung und blieb daher Reichssitz, während das wieder zu einem solchen erhobene Rom, weil den Eroberern preisgegeben, diese Würde bald wieder verlor. Das orientalisch und christlich zugleich gewordene römische Reich mußte aber einen wesentlich andern Charakter gewinnen als das abendländisch-heidnische gehabt hatte. Vor Allem konnte es nicht mehr ein wesentlich römisches Reich sein; denn das alte Römertum war einerseits überhaupt untergegangen, andererseits im Osten niemals stark vertreten gewesen. Die Versuche, den durch die deutschen Eroberer verlorenen Westen wieder einzunehmen und das Reich im alten Umfange wieder herzustellen, welche unter Justinian in Italien und Afrika Erfolg gehabt hatten, wurden bald wieder durch Langobarden und Araber vereitelt und durch Letztere auch Ägypten, Syrien u. s. w. weggenommen, so daß das Reich auf die von Asien und Europa einander entgegengestreckten beiden Halbinseln des Tauros und Haimos beschränkt war und auch auf diesen durch vordrängende Völker, Bulgaren hier, Türken dort, immer enger zusammengedrängt wurde. Trotzdem erhielt es sich in diesem Zustande langsamen Sterbens fast tausend Jahre, bis es nur noch aus der Hauptstadt bestand und am Anfange der von uns so genannten „neuern Zeit“ ein hilfloses Ende nahm. Die beiden erwähnten Halbinseln, welche während des größten Theiles jener Zeit das Gebiet des byzantinischen Reiches bildeten, enthielten kein vorherrschendes Volkstum, sondern eine große Menge in einander gekeilter solcher. Dagegen herrschte in jenem Gebiete seit Alexander dem Großen und noch in Folge seiner Kulturbestrebungen und seiner Siege (s. Bd. II. S. 287) eine Sprache, die griechische. Es lag daher nahe, daß nach dem unwiderruflichen Verluste des lateinischen Westens die im Osten wenig gekannte Sprache Roms nicht mehr die herrschende bleiben konnte, und so mußte sie denn, nachdem jener Verlust völlig entschieden war, der griechischen weichen. Es geschah dies bald nach der Regirung Justinians, welcher Italien gewonnen und das römische Recht noch in römischer Sprache gesammelt, aber das Land der Heimat dieses Werkes wieder verloren hatte. Das Reich war aber darum kein „griechisches“ geworden, wie es oft bezeichnet wird. Es war trotz griechischer Sprache weit entfernt von der Pflege griechischer Kultur in ihren wahren Eigentümlichkeiten; auch übten die Überbleibsel des griechischen Volkes keinen nennenswerten Einfluß in Byzanz aus*). Der Charakter seiner Regirung war derjenige des spätern römischen Reiches, als dessen Herrscher bereits die unumschränkte Despotie asiatischer Reiche zum Muster genommen und zu ihrem Grundsatze gemacht hatten, — und das byzantinische Reich stand in seinem Wesen noch um so eher dem asiatischen

*) Hertzberg, Gesch. Griechenlands (Gotha 1876) I. S. 99 ff.

Geiste näher, als es Asien näher lag, ja dieses vor den Thoren der Hauptstadt hatte. In politischer Beziehung daher ein Erbe der römischen Einrichtungen, bewahrte das byzantinische Reich auch die bestehen gebliebenen Vorzüge Roms, d. h. nicht die längst verschwundene Freiheit und moralische Charaktergröße, aber die gewissermaßen im Römertum versteinerte Strammheit, welche sich in einer musterhaften Kriegs-, Finanz- und innern Staatsverwaltung äußerte. In Allem dagegen, was sich nicht auf den Staat bezieht, wurde für den Charakter dieses Reiches und seiner Zustände maßgebend: die Verbreitung des Christentums unter vorwiegend morgenländischen, meist nur oberflächlich mit griechischer Kultur beleckten Völkern, und zwar zu einer Zeit, da die letztere kaum noch in wenigen Trümmern fortlebte. Es mußte daher auf dem Felde geistiger Bildung das byzantinische Reich zu bezeichnen sein als eine starre Priesterherrschaft mit verknöchertem Glauben und Kult, welche das Volk wie eine willenlose Heerde bevormundete und weder in Kunst noch in Wissenschaft irgend welches selbständige, frische und freie Leben, geschweige denn gar ein Streben nach Wahrheit oder Schönheit aufkommen ließ, sondern stets bestrebt war, die Äußerungen idealen Strebens nach den Machtgeboten der Kirche in Fesseln zu legen. Es geht daraus hervor, daß in Staat und Kirche und auf allen Gebieten der Kultur dasselbe System herrschte, nämlich das einer Gewaltherrschaft, der sich Alles beugen mußte. Die ganze Maschinerie dieses Staatskirchentums gipfelte pyramidenförmig im Reichssitze am Bosporos und im Kaiser der Romäer, wie sich die Staatsangehörigen in selbstgefälliger Erinnerung an die verlorene Größe des Staates, von dem der gegenwärtige nur ein kleiner Bruchtheil war, nannten. Die erste Grundlage der centralisirten Bureaukratie, unter welcher Form uns das byzantinische Reich während des größten Theiles seiner Dauer erscheint, wurde von Konstantin gelegt. Die Provinzeintheilung wurde eine feste mit stehenden Beamten. Es wurden statt der früheren Lieferungen von Naturerzeugnissen Abgaben und Steuern eingeführt, und zwar eine Grund-, eine Kopf- und eine Gewerbesteuer. Die erstere wurde alle fünfzehn Jahre auferlegt, indem man das Land in lauter gleich starke Hufen (capita) theilte und nachher keine Rücksicht darauf nahm, ob selbe während dieses Zeitraums (der „Indiktion") durch Verwüstung im Kriege oder andere Ursachen an Wert abnahmen oder gar verloren gingen. Die Steuerbeamten verfuhren mit grausamer Härte und sogen das Volk erbarmungslos aus. Frei von Steuern waren nur die Kolonen oder unfreien Bauern, die zu bestimmten Gütern gehörten; d. h. ihre Herren mußten für sie die Kopfsteuer bezahlen. Die Liebe zur Freiheit war damals so sehr geschwunden, daß sich die ärmeren Gutsbesitzer dazu drängten, Kolonen zu werden, um keine Abgaben mehr zahlen zu müssen. In späterer Zeit wurde dieses Verfahren in dem Maße milder, als das Reich schwächer

wurde und daher seine Unterthanen schonen mußte. Wurden Erpressungen vorgenommen oder auch nur versucht, so waren in dieser spätern Zeit Volksaufstände an der Tagesordnung, die oft unter Mord, Raub und Brand zu einer Tronumwälzung führten.

Das Reich war zuerst ein Wahlreich wie das römische, doch ohne eine feste Wahlordnung. Armee, Senat und Volk maßten sich abwechselnd die Aufstellung neuer Kaiser an, deren Würde seit Leon I. (457—474) ihre Weihe durch die Krönung erhielt, welche der Patriarch von Konstantinopel vollzog. Die Person des Kaisers war von da an heilig und so alle von ihm benutzten Geräte und andere Gegenstände; ja das Hofceremoniell erhielt den Charakter religiöser Einrichtungen. Die Macht des Heeres in staatlicher Beziehung war jedoch schwächer als im römischen Reiche; denn Konstantin schon hatte die Prätorianer aufgehoben und ein Heer geschaffen, dessen Führer keine Staatsämter bekleideten, sich in die Politik nicht einmischen konnten und dem Kaiser blind ergeben waren. Diese Einrichtung bestand im byzantinischen Reiche fort. Die Heere desselben waren bis zur spätern Zeit des Verfalles (der mit den Kreuzzügen begann) in vortrefflicher Zucht und Ordnung gehalten und bewiesen in den Kriegen gegen die „Barbaren" große Tapferkeit. Die Taktik blieb die römische, während die Befehlssprache seit dem siebenten Jahrhundert die griechische war. Gebildet wurde das Heer durch Werbung unter allen möglichen unterworfenen und fremden Völkern. Es waren Goten, Hunnen, Bulgaren, Slawen, Perser, Araber, Türken u. s. w. im romäischen Dienste. Von besonderer Bedeutung sind in demselben die seit Anfang des zehnten Jahrhunderts die Leibwache der Kaiser bildenden Skandinavier oder Waräger (*Οὐαράγγοι*) geworden, welche im elften Jahrhundert unter eigenen Anführern Waffenthaten zu Ehren des byzantinischen Reiches vollführten. Nur in schweren Kriegen wurde die allgemeine Dienstpflicht in Anspruch genommen, die aber bei dem überhandnehmenden Gebrauche des Loskaufens nach und nach thatsächlich verschwand, wenn sie auch im Grundsatze nicht aufgegeben wurde. Das geworbene Heer wurde immer mehr die Stütze des Reiches und das Mittel zur Bildung und kürzern oder längern Aufrechthaltung von Dynastien; denn es bildete den einzigen Schutz gegen die auf das von der Natur nirgends befestigte Reich von allen Seiten losstürmenden Feinde. Bei der Zunahme dieser Not war man denn, seit Kaiser Heraklios (610—641), besonders aber seit Leon III. (717—741) gezwungen, das konstantinische System wieder aufzuheben und dem Reiche eine durchaus kriegerische Einrichtung zu geben, indem man es in militärische Provinzen, welche gleich den frühern Legionen Themata genannt wurden, eintheilte. Seitdem wurde, bis zum beginnenden Verfalle, die kriegerische Ausbildung des Heeres sorgsam gepflegt, es wurden Fortschritte und Verbesserungen in der Kriegskunst gemacht, mit dem

„griechischen Feuer" der Grundstein der spätern Artillerie gelegt und in den Seefestungen Konstantinopel und Thessalonike die neuere Kunst der Befestigung begründet. Auch das Seewesen wurde gepflegt und mit Hilfe der seetüchtigen Griechen und Normannen in bedeutender Vollendung erhalten.

Die Blüte des byzantinischen Reiches, welche mit Unterbrechungen vom sechsten bis zwölften Jahrhundert dauerte, war von Justinian I. begründet. Zwar stand dieser in den seltsamsten Widersprüchen sich bewegende Kaiser unter der Herrschaft seiner unsittlichen und frömmelnden, aber thatkräftigen und klugen, von den niedrigsten Verhältnissen emporgestiegenen Gattin Theodora, zu deren Gunsten sein Oheim und Vorgänger Justin I., ein bulgarischer Bauernsohn, das Gesetz hatte aufheben müssen, welches die Ehe der „vornehmen Römer" mit Schauspielerinnen untersagte. Zugleich auch übte des Feldherrn Belisar ebenso verworfenes Weib Antonina am Hofe den größten Einfluß aus, bis die höchste Ungnade den Gewaltigen stürzte. Trotz dieser entsittlichenden Weiberherrschaft hat Justinian der Werke viele und unsterbliche geschaffen. Er führte in seinem Reiche die Seidenzucht ein, bekanntlich durch die Hilfe zweier Mönche, die aus Ostasien heimlich eine Anzahl der dort streng gehüteten Seidenraupenpuppen in hohlen Reisestöcken nach Byzanz brachten. Von da verpflanzte sich der Seidenbau nach Italien und dem übrigen Südeuropa. Justinian baute eine Unzahl Kirchen, Paläste, Brücken, Straßen, Wasserleitungen, Festungen, sowie Gasthäuser für die Pilger nach Palästina. Sein größtes Bauwerk ist aber der Wiederaufbau der bei dem Nikaaufstand (532), wo sein Tron bedenklich wankte, den ihm nur Belisar rettete, verbrannten Sophienkirche in nie gesehener Pracht, so daß er sich über Salomo stellen konnte. Noch unsterblicher ist sein Werk der Sammlung und Kodifizirung des römischen Rechtes unter Leitung Tribonians, verdienstvoll in der Erhaltung der Rechtsvorschriften Roms, verderblich durch die Tendenz, Alles, was an die ehemalige republikanische Freiheit erinnerte, auszumerzen und dagegen was die herrschende Despotie begünstigte, zu befestigen, in welcher Form denn auch das sog. römische, in Wirklichkeit byzantinische Recht auf seinem Siegeszuge durch Europa der Freiheit und dem Wolstande der Völker ebenso tiefe Wunden geschlagen hat, wie es der Rechtswissenschaft förderlich war. Justinian bezeichnete überhaupt den Schlußpunkt des römischen Wesens. Unter ihm wurde das bereits längst nur noch dem Namen nach bestehende Konsulat förmlich aufgehoben; und zwar aus dem Grunde, weil bei dem Antritte des Konsuls mehr als zweitausend Pfund Gold für die Armen und für Schauspiele ausgegeben wurden, welche der Kaiser größtentheils aus seinem Schatze zu bezahlen hatte. Seit Konstantin hatte es nur noch einen Konsul in Rom und einen in Konstantinopel gegeben; der letzte im alten Rom war schon 534 Decius

Theodorus Paulinus, der letzte im neuen Rom 541 Flavius Basilius. Nur noch einmal nachher, 566, nahm Kaiser Justin II. den Konsultitel an*). Auch der Senat ging den Weg alles Irdischen. Er verschwand gegen Ende des sechsten Jahrhunderts in Rom, ohne daß ergründet werden kann, wie, und die Regirung der ewigen Stadt wurde einzig durch Beamte des byzantinischen Kaisers unter bestimmendem Einflusse des Papstes geübt**). Unter den späteren Kaisern, namentlich unter der sogenannten makedonischen, thatsächlich slawischen Dynastie der Basiliden, am Ende des neunten Jahrhunderts, ersetzte eine neue griechische Gesetzsammlung, die „Basilika", den justinianischen Kodex, aus dessen Übersetzung sie durch mehrere Revisionen entstanden war, und machte den herrschenden Despotismus zur förmlich anerkannten Reichsverfassung. Der byzantinische Senat verlor das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung und war nur noch oberster Verwaltungsrat.

Das so mit christlichem Anstrich förmlich orientalisirte Byzantinerreich war die Wiege der Bureaukratie und der Diplomatie, wie sie nachher im Staatswesen Europa's großgezogen wurden, seitdem sie hier an die Stelle der feudalen Verhältnisse traten. In der innern Verwaltungsmaschine wurde fleißige und genaue Arbeit ohne einen idealen oder originellen Zug die Losung. Die fest eingewurzelte bureaukratische Praxis aber blieb auch unter den unumschränktesten Kaisern immerhin ein Zügel der Gewaltherrschaft, der allzu despotischem Vorgehen Einhalt gebot. Freilich geschahen wüste Dinge am byzantinischen Hofe. Eine Grausamkeit, bei der alle christlichen Grundsätze verschwunden schienen, wurde besonders bei Palastrevolutionen und Tronentsetzungen geübt, wobei schändliche Verstümmelungen und die teuflische Blendung mit Vorliebe Anwendung fanden, selbst von Seite nächster Verwandten und sogar entmenschter Weiber, Mütter nicht ausgeschlossen. Körperliche Züchtigungen wurden gegen hohe Beamte, Geistliche und Frauen angewendet, ohne daß damit eine Entehrung der Betroffenen verbunden war. Aber wenn es auch vorkam, daß ein gestürzter Kaiser von seinem Nachfolger der Wut des Pöbels überlassen wurde, so ist doch am byzantinischen Hofe niemals die volle Wildheit herrischer Launen eines Nero, Domitian, Heliogabal u. A. erreicht worden. Was die erwähnte Diplomatie betrifft, so waren die Byzantiner darin unerreichte Meister, denen als Schüler nur die Senatoren Venedigs und die Kardinäle Roms nahe kamen. Mit Schlichen und Ränken, mit Schmeicheleien und Bestechungen verstanden sie es, die Kraft urwüchsiger Völker zu beugen oder zu brechen und sich lange zwischen Mühlsteinen zu erhalten, von denen sie indessen trotz ihrer diplomatischen Künste endlich zermalmt wurden.

---

*) Gregorovius, Rom I. S. 335 f.
**) Ebend. II. S. 53 ff.

Gekrönt wurde dieses byzantinische Wesen durch eine Hof=Etikette, die an China erinnert und wie sie steifer und gezwungener kaum gedacht werden kann. Schon unter der Familie Konstantins begann dieses Unding. Als sein Sohn Konstantius 355 mit ungeheuerm Pomp in Rom einzog, saß er auf einem goldenen, mit Edelsteinen verzierten Wagen und bewegte während des ganzen Einzuges weder eine Hand noch den Kopf, so daß er völlig einer starren Bildsäule glich.

Es war unter diesen Umständen begreiflich, daß von den Einrichtungen des alten Rom keine in solchem Umfange und mit solcher Zähigkeit fortbestanden, als die auf Prunk und Schaustellung bezüglichen des Circus und der Amphitheater. In Rom überdauerten sie die Plünderungen eines Alarich und Geiserich und die Herrschaft der Ostgoten, und wenn auch in Rom seit Honorius, in Konstantinopel aber erst seit Anastasios I. (494) die Gladiatorenkämpfe aufgehört, so bestanden doch die Thierhetzen fort. Selbst als Alles christlich war, wurden in den Theatern immer noch dieselben schlüpfrigen und schmuzigen Dinge aufgeführt wie in heidnischer Zeit (Bd. II. S. 510). Ja die Bischöfe, welche bitter über solche Verdorbenheit klagten, hatten heftig zu kämpfen, um nur der Feier der heidnischen Luperkalien (Bd. II. S. 423) ein Ende zu machen.

Nichts aber von dem Genannten erregte den Eifer der Bevölkerung in solchem Grade wie die Wagenrennen. Die alten Parteien (Bd. II. S. 482 ff.) waren zwar auf zwei, die der Grünen und Blauen zusammengeschrumpft; aber diese befehdeten sich noch immer mit derselben Wut, als ob es sich um etwas Großes handelte; ja sie führten zu christlicher Zeit solche entsetzliche Blutbäder und Bürgerkämpfe herbei, wie sie früher unbekannt gewesen waren. Das Letztere geschah auch weniger in Rom, wo 509 bei einem Tumult im Circus ein Mann umkam, als in Konstantinopel, vielleicht weil hier die Sache neuern Ursprungs und daher die Theilnahme noch frischer war. Im Jahre 501 wurden im Hippodrom daselbst über dreitausend Menschen niedergehauen und bei dem furchtbaren Nika=Aufstande kam die zehnfache Anzahl um und ging der schönste Theil der Stadt mit den prachtvollsten Gebäuden in Flammen auf; ja es wurde Justinian gegenüber ein Gegenkaiser aufgestellt, der jedoch unterlag. Die letzten Circusspiele in Rom gab 549 der Gotenkönig Totila, wie man sagen kann: vor leeren Bänken; der Circus war bereits verfallen*). In Konstantinopel dauerten die Circusspiele länger. Überhaupt war Byzanz als Stadt eine verspätete Nachahmung Roms. Wie hier, so ragte auch dort aus einem des Namensruhms unwürdigen Häusermeere eine Anzahl prachtvoller Bauten von

*) Gregorovius, Rom I. S. 283 ff. 428. Schmidt, Epochen und Katastrophen, II. Der Nika=Aufstand S. 185 ff.

monumentalem Charakter. Da war, fast genau in Mitte der Stadt, das konstantinische Forum, ein kolossaler Marktplatz von länglich runder Gestalt, rings von einer zweistöckigen Säulengalerie umgeben; zwei große einander gegenüberstehende Triumfbogen bildeten die Eingänge. Zahllose Statuen, theils von Marmor, theils von Erz, schmückten die Säulenhallen, die Triumfbogen und den Platz selbst. In der Mitte stand die Gruppe Daniels mit den Löwen und eine mächtige Porphyrsäule, von deren Spitze das kolossale Standbild Konstantins herabschaute. Das Severus- oder Alexanderbad, auch Zeuxippos, umfaßte eine Unzahl von Statuen berühmter Griechen und Römer, sowie von gefeierten Kunstwerken des Altertums. Damit stand das „Lampenhaus", mit einem Bazar, dessen Ertrag zur Erleuchtung und Verschönerung der Bäder diente, und der die Nacht hindurch von unzähligen Lampen erhellt war, in Verbindung. Auch die schöneren Theile der Stadt überhaupt waren auf das blendendste mit Lampen erleuchtet. Weitere großartige Gebäude waren die Stadtpräfektur und das Oktogon, ein Komplex von acht gewölbten Säulenhallen, wo auch die kaiserliche Bibliothek untergebracht war. Weitere Säulenhallen umgaben das Augusteum, eine Ruhmeshalle der Kaiser, mit dem goldenen Meilenzeiger, von dem die Entfernungen im Reiche berechnet wurden. Justinian errichtete auch ein Uhrwerk dort. Wie sehr sich Bildung und Rohheit noch begegneten, zeigt der Umstand, daß hier die Köpfe der Hingerichteten ausgestellt wurden. Der Senatspalast bot nur eine prunkende Erinnerung an untergegangene Volksrechte dar. Der für die byzantinische Geschichte so verhängnißvolle große Circus hatte eine herrliche Aussicht auf das Marmora-Meer und bot, bei 600 Schritt Länge und 300 Breite der Arena, 150.000 Zuschauern Platz. Die kaiserliche Loge wurde von 24 sehr hohen Säulen getragen. Alles aber übertraf der kaiserliche Palast, an der Stelle des heutigen Serai, mit seinen prächtigen und weitläufigen Nebengebäuden und Vorhöfen und einem geräumigen Hafen am Meer. Besonders glänzend und zugleich für die Reichsgeschichte von oft dämonischer Bedeutung waren im Hauptgebäude der Tronsal und der Porphyrsal.

Die Stadt war im Ganzen, wie zur Zeit der Kreuzzüge ein französischer Reisender, Odo von Deuil, Kaplan Ludwig VII. bezeugt, schmuzig, übelriechend und an vielen Stellen zu ewiger Nacht verdammt; denn die Reichen bedeckten gleichsam mit ihren Palästen die Straßen und ließen den Armen und Fremden nur den Schmuz und das Dunkel übrig. In dieser Finsterniß wurden Mord, Raub und andere Verbrechen verübt. Die Stadt hatte „ebensoviele Herren wie Reiche und ebensoviele Diebe wie Arme." Von einem gesetzlichen Zustande war keine Rede und Niemand kannte Furcht oder Scham, weil das Laster (in der Regel) weder bestraft wurde, noch auch nur an das Tageslicht gelangte.

Das byzantinische Reich ist, wie die Heimat der Hofetikette und der Bureaukratie, so auch diejenige der Uniformen. Die verschiedenen Rangstufen im Hof-, Staats- und Kirchendienste hatten ihre bestimmte Tracht. Der Kaiser trug (schon seit Diokletian), an der Stelle des einfachen Purpurmantels der römischen Imperatoren, reiche mit Gold durchwirkte purpurfarbige Gewänder, mit Perlen und Edelsteinen besetzte Schuhe, eine weiße mit Perlen geschmückte Stirnbinde, goldene Armspangen u. s. w. Im achten Jahrhundert trat an Stelle des Diadems die Krone, an die der Schuhe rote mit Perlen gestickte Halbstiefel. Die Konsuln, so lange es noch Solche gab, trugen reich mit Gold durchwirkte Mäntel mit einer um die Schultern geschlungenen handbreiten Binde; sonst zeichneten sich die Beamten, je nach dem Range, durch größere oder kleinere purpurfarbige Zeugstücke aus, die am Vorder- und Hintertheile des Mantels angebracht wurden (clavus) und an die Stelle der purpurnen Streifen an der Toga der Römer (Bd. II. S. 356) traten, sowie durch mehr oder weniger reiche Stickereien. Die Kleidungsstoffe waren Leinwand, Baumwolle oder Seide. Die Frauen trugen noch ziemlich die Tracht der Römerinnen, nur weit prachtvoller und verschwenderischer. Meist wurden bunte und reich gemusterte Kleider getragen; weiß war die Trauerfarbe. Auch bei den Männern blieb der Schnitt im Ganzen der römische bis zum dreizehnten Jahrhundert, doch mit allmäligen Veränderungen. Die Tunika erhielt immer längere Ärmel und wurde kürzer sowol als enger, ausgenommen bei den höheren Ständen, wo sie bis auf die Füße reichte. Der Mantel (sagum) wurde über beide Schultern gehängt. An den Füßen verschwanden die Sandalen und machten Halbstiefeln, höchstens bis zur Mitte der Waden, Platz. Kopfbedeckungen kamen wie bei Griechen und Römern nur auf Reisen vor (Hüte oder Kappen aus Filz), seit dem neunten Jahrhundert aber wurde eine Art phrygischer Mütze üblich. Die Frauen trugen verschiedene Arten von Hauben und tief ausgeschnittene Schuhe. Die Kriegertracht unterschied sich nicht wesentlich von der römischen. Eine besondere geistliche Tracht gab es erst seit dem sechsten Jahrhundert, und von da an war sie ähnlich der jetzigen in der morgenländischen Kirche. Damals war, selbst bei Geistlichen, das Tragen eines blosen Schnurrbartes vorherrschend; später scheint der Vollbart die Oberhand gewonnen zu haben.

B. Die orientalische Kirche.

Das byzantinische Reich wurde durch die Annahme des Christentums von Seite Konstantins die Wiege des Systems der Staatskirche, das von ihm aus, wie wir sahen, auch in den durch die Völkerwanderung

entstandenen germanischen Reichen Eingang fand. Konstantin hatte in kluger Berechnung durch die Verchristlichung des Reiches das letztere zugleich von einem gefährlichen Gegner befreit und diesen ihm dienstbar gemacht. Die Kirche war von seiner Zeit an Staatsanstalt und die Kirchendiener Staatsbeamte. Das brachte aber auch für den Staat bedenkliche Folgen mit sich. Einerseits übten die im Staate hochstehenden und geehrten Bischöfe, die natürlich den Kaisern an Bildung meist überlegen waren, am Hofe einen Einfluß aus, dem sich bigotte Herrscher beugen mußten, wenn sie die Seligkeit nicht verscherzen wollten, und dies war daher neben der verknöcherten Bureaukratie ein zweites Mittel der Beschränkung kaiserlicher Willkür, welches für das Volk vortheilhafte sowol, als verderbliche Wirkungen haben konnte, je nachdem es in einem despotische Rohheit mildernden christlichen oder in einem beschränkten Glaubenswahn befördernden Geiste Anwendung fand. Anderseits abet wurden die Glaubensstreitigkeiten auch Staatsangelegenheiten, welche das Reich in Parteien zerrissen und Anlaß zu der Heuchelei boten, die angenommene Irrgläubigkeit eines Kaisers als Vorwand zu seinem Sturze zu benutzen. Es kam dazu, daß sich ein Herrscher weit leichter die größte Sittenlosigkeit erlauben durfte, als die leiseste Abweichung vom alleinseligmachenden Dogma. Ja die Glaubensfragen wurden zur Lieblingssache der Bevölkerung, die mit demselben Eifer die Frage erörterte, ob der Sohn gleichen Wesens mit dem Vater oder von wem der heilige Geist ausgehe, wie diejenige, welche Partei der Rennbahn siegen werde. In den Straßen, in den Hallen der Wechsler und Kleidertrödler und auf dem Gemüse- und Fischmarkte hörte man, wie Gregor von Nyssa klagt, von nichts, als von der Homusie und Homoiusie u. s. w.

Schon unter Konstantin wurde die Kirche durch die heftigsten Streitigkeiten erschüttert. In Afrika wütete der Zwist der Donatisten, welche den Ausschluß Aller aus der Kirche verlangten, die sich zur Zeit der Verfolgungen (Bd. II. S. 561) schwach gezeigt hatten und jede Oberhoheit des Reiches in Kirchensachen verwarfen, und den orthodoxen Katholiken, welche damals in beidem das Gegentheil anstrebten. Den Osten dagegen entzweite der Streit der Arianer und ihrer Gegner, der bedeutendste in der Kirchengeschichte, mit Ausnahme desjenigen, der die Reformation herbeiführte. Der Presbyter **Arius** in Alexandria rief denselben hervor durch eine eigentümliche Ansicht vom Verhältnisse zwischen Vater und Sohn. Nach ihm sollte Christus durch den göttlichen Willen aus Nichts geschaffen, daher nicht von Ewigkeit gewesen und nicht gleichen, sondern nur ähnlichen Wesens mit Gott sein. Ihm gegenüber hielt **Alexander**, der dortige Bischof, und nach dessen Tode (326) sein Nachfolger **Athanasius** die „katholische" Ansicht aufrecht, daß Vater und Sohn von gleichem Wesen und Beide von Ewigkeit her vereint seien. Dieser Streit zwischen zwei Ansichten, welche beide gleich

willkürlich und von denen keine freisinniger oder vernünftiger ist als die andere, wurde mit einem solchen Feuereifer geführt, als ob es sich um die feststehendsten Thatsachen oder um die heiligsten Güter der Menschheit handelte, und theilte die ganze christliche Welt in zwei feindliche Lager, die sich gegen zweihundert Jahre bekämpften (oben S. 72). Konstantin versammelte zur Entscheidung die Kirchenversammlung von Nikaia (325), wo er etwa dreihundert Bischöfe glänzend verpflegen ließ und sich selbst vor ihnen demütigte. Hier sollte also entschieden werden, was von vornherein nur auf Behauptungen ohne die Möglichkeit einer Gewißheit beruhte, und Das, was man von da an den „heiligen Geist“ zu nennen beliebte, d. h. die Mehrzahl einer Versammlung von Menschen, erklärte, daß Alexander Recht und Arius Unrecht habe. Die Arianer wurden verdammt und ihr Führer verbannt. Aber das Blatt wendete sich. Konstantin wollte wol zeigen, daß er (der noch nicht einmal Getaufte) der wahre Herr der Kirche und der Quell der Wahrheit sei, begnadigte Arius, ließ Athanasius, der Jenen von der Kirche ausschloß, entsetzen und verbannen und berief den Arius nach Konstantinopel, wo er aber (336) bei einer Procession auf rätselhafte Weise starb. Konstantin folgte ihm bald nach (337), und da brach der Parteistreit von neuem aus und wurde zugleich ein Bruderkrieg, da seine Söhne auf verschiedenen Seiten standen. Die Fortdauer solcher zugleich den Namen der Menschlichkeit, wie den der Vernunft schändender Kämpfe, deren es damals eine Unzahl gab, die wichtiger für die Kirchen- als für die Kulturgeschichte sind, trug einige hundert Jahre später nicht wenig zum Siege des Islam in der südlichen Hälfte des byzantinischen Reiches und zu des letztern Beschränkung auf Kleinasien und die Balkanhalbinsel bei; denn wer wollte in jener rohern Zeit, wo auf beiden Seiten gleiche blutige Willkür herrschte, lange geschwankt haben, ob er einer einigen Religion mit einem einzigen Gotte oder einer zerspaltenen solchen, die sich um das Wesen dreier göttlicher Personen zankte, angehören wollte? Nur als Beispiel, wie der eitle Zank um die Personen der mutmaßlichen Dreieinigkeit in treffender Weise ad absurdum geführt wurde, gedenken wir der Sekte der Tritheiten, welche zu Justinians I. Zeit in Konstantinopel auftrat, aus den drei Personen geradezu drei Götter machte, sich in Griechenland ausbreitete, Bischöfe weihte und erst im siebenten Jahrhundert erlosch. Für die Kultur von Bedeutung ist im byzantinischen Reiche erst wieder, nachdem dort der Arianismus längst niedergeworfen, der Bilderstreit geworden. Derselbe nahm seinen Anfang, als Leon III. der Isaurier (reg. seit 717), der Vertheidiger Konstantinopels gegen die Araber und Wiederhersteller des zersprengten Heeres, den Entschluß faßte, die Verehrung der Heiligenbilder zu unterdrücken. Er war dabei von den besten Absichten erfüllt, und es mochte ihm der große Gedanke vorschweben, dem Christentum

dadurch wieder den Sieg über den Islam im Orient zu verschaffen, daß es die gleiche reine Ansicht vom göttlichen Wesen zu der seinigen machte, mittels welcher jener die Systeme der bilderdienenden Mönche geschlagen hatte. Es mußte tief beschämend sein für die denkenden und fühlenden Christen, daß die wilden Saracenen überall die Heiligenbilder nicht anders beurteilten und behandelten, als wenn es heidnische Götzen gewesen wären. Der Spott der Juden brachte dieselbe Wirkung hervor*). Man erinnerte sich, daß die Christen bis zum fünften Jahrhundert nicht nur ohne Bilder ausgekommen, sondern sogar wegen dieses Mangels von den Heiden ihrer Zeit verspottet worden waren. Denn der Bilderdienst war in der christlichen Kirche wirklich zu einem Ärgerniß geworden, und wenn auch die gebildeteren Geistlichen noch so nachdrücklich lehrten, daß die Bilder blos ein Schmuck der Kirche und eine Erinnerung an verdienstvolle Personen waren, — das ungebildete Volk betete sie eben dennoch an, wie es sie heute noch anbetet und von ihnen selbst, nicht von ihren Originalen, Hilfe erwartet. Alle Kirchen der Christenheit waren von Bildern erfüllt, und zwar nicht nur von einfachen Abbildungen, sondern von wunderthätigen Bildnissen Christi, der Maria und verschiedener Heiligen, von Bildern, die nicht von Menschenhänden gemacht, sondern vom Original abgedrückt, von Engeln hervorgebracht sein sollten u. s. w., sowie von Reliquien der wunderlichsten und sogar ärgerlichsten Art. Man schrieb z. B. Feilspänen von des Petrus Kette oder des Laurentius Rost Wunderkräfte zu. Namentlich waren die Mönche fanatische Verfechter und Beförderer des Bilderdienstes im volkstümlichen und abergläubischen Sinne, womit sie zugleich ein Geschäft zu verbinden wußten, indem sie Heiligenbilder in Masse verfertigen ließen und verkauften. Eine der bekanntesten und ältesten verehrten Bildsäulen war diejenige des heiligen Petrus im Vatikan zu Rom, gegen welche Kaiser Leon auch ganz besonders eingenommen war. Schon seit dem fünften Jahrhundert begannen die Gläubigen, den Fuß derselben in gleicher Weise inbrünstig zu küssen, wie man es im Heidentum mit den Göttern gemacht hatte. Es war auch eine heidnische Figur gewesen, was ihr antiker Stil zeigt; nur ist ungewiß, wen sie vorgestellt hatte. Im Jahre 726 nun erließ Leon sein bilderfeindliches Gesetz; ein Aufruhr unter den Ikonodulen im ganzen Reiche war die Antwort, während die Ikonoklasten, ohne Rücksicht auf Werke der Kunst, den Boden mit Trümmern verehrter Bilder bedeckten. Der Papst Gregor II. protestirte mit einer Bulle gegen die Anordnung, zu welcher nach seiner Auffassung der Kaiser nicht berechtigt gewesen; die Italiener standen zu ihm und erhoben sich, Römer und Langobarden, gegen die Reichsgewalt; die byzantinischen Beamten in Rom, die man beschuldigte, dem Papste nach

*) Gregorovius, Rom II. S. 216 ff.

dem Leben getrachtet zu haben, wurden theilweise vom erbitterten Volke umgebracht; ja man dachte in Italien an Einsetzung eines neuen Kaisers, doch nicht in Rom, sondern in Byzanz. Der Papst wollte in Rom einziger Herr bleiben und verwendete sich daher gegen völligen Abfall vom Kaiser; doch gab sich die ewige Stadt eine republikanische Verfassung unter der Oberhoheit des Papstes. So wurde der Bildersturm, der ein Schlag gegen Rom sein sollte, vielmehr zur Grundlegung der weltlichen Herrschaft des Papsttums. Aus dem barbarischen Latein und dem rohen und polternden Ton der Schreiben Gregors II. an den Kaiser sieht man zugleich, welche traurige Rückschritte die römische Bildung seit dem klassisch geschulten Gregor I. dem Großen gemacht hatte, — aber auch, welche Ansprüche das Papsttum bereits zu erheben entschlossen war; es war bereits der Embryo der Weltanschauung eines Gregor VII. und Innocenz III. Es war die erste Kriegserklärung gegen das System der Staatskirche, das erste Programm der Politik des Kirchenstaates. Doch hinderte dies den Papst nicht, sich zu gleicher Zeit aus politischen Gründen mit den Byzantinern gegen Versuche der Herstellung eines italischen, den Kirchenstaat gefährdenden Reiches zu verbinden. Ein Vortheil für die Kunst war bei diesen Wirren, daß sie, aus Widerspruch gegen den Bildersturm, in Rom die reichste Beförderung fand, ja für das Abendland eigentlich gerettet wurde, und die Legende vom Bischof Germanus in Konstantinopel, der das abgedrückte Antlitz Christi von dort nach Rom geschleudert haben soll, weist unwillkürlich auf die Thatsache hin, daß damals die Kunst den Osten verlassen hatte, den sie nie wieder sah, um sich im Westen, wenn auch erst nach manchen Jahrhunderten und freilich nur mit Hilfe der Antike, zu veredeln und eine neue Blüte zu erlangen.

Leons III. Sohn und Nachfolger Konstantin V. Kopronymos setzte das Werk des Vaters nicht nur fort, sondern dehnte die Zerstörung auch auf die Reliquien- und Heiligenverehrung überhaupt aus. Aber schon unter seinem gleichgesinnten Sohne Leon IV. begann die Reaktion gegen den unklugen Bildersturm durch des Letztern bigotte Gattin, die Athenerin Irene. Wahrscheinlich war die Zeitgenossin Karls des Großen nicht unschuldig an dem frühen Tode des Gatten, der sie aus dem Palaste verwiesen; sie ließ 787 durch eine Kirchenversammlung in dem verhängnißvollen Nikaia den Bilderdienst wieder herstellen, so sehr das ganze Heer und ein großer Theil der Geistlichkeit dagegen eiferten. Nur die Macht der ikonodulen Priester über das gemeine Volk erklärt es, wie jene unnatürliche Mutter, die den eigenen Sohn Konstantin Porphyrogennetos im gleichen Purpursale, in dem er geboren war, blenden ließ, so lange das Reich drücken konnte, während sie dem großen Chalifen Harun schimpflichen Tribut zahlte. Noch wechselten lange Jahre bilderverehrende, bilderstürmende und in dieser Frage gleichgiltige Kaiser und

befehdeten sich beide Parteien blutig, bis wieder ein Weib, Theodora, die Witwe des letzten Bilderstürmers Theophilos (842), zum zweiten Male, diesmal aber dauernder, den Bilderdienst, doch mit Ausschluß aller plastischen und Bewahrung blos der gemalten Bilder, wieder zum Landesgesetze machte. Der lange verheerende Streit, der damit seinen Abschluß fand, hat kein anderes Ergebniß gehabt, als daß im Morgenlande, wo der Bildersturm die Bilderdiener aufs Äußerste reizte, der Letzteren extremste Partei zuletzt die Oberhand gewann und daher die Kunst hier zurücktreten und dem geschmack- und bildunglosen Dienste der Bilder um ihrer selbst willen das Feld räumen mußte.

An den Bilderstreit schloß sich die Krise, welche die Trennung der östlichen und westlichen Kirche zur Thatsache machte. Den nächsten Anlaß hierzu bot der byzantinische Kaiser Michael III., der Sohn der erwähnten Theodora, ein roher Verschwender und frivoler Spötter, der seine Mutter in's Kloster steckte und sich nicht um den Staat kümmerte, dessen Regirung er seinem Oheim Bardas überließ. Als nun der von Theodora erhobene Patriarch Ignatius dem mächtigen Minister das Abendmal verweigerte, wurde er 857 gestürzt und durch ein Werkzeug der Regirenden, Photios ersetzt. Aber beide Patriarchen hatten ihre Parteien und die des Photios suchte um die Unterstützung des Papstes (Nikolaus I.) nach, mit welchem Byzanz seit längerer Zeit den Verkehr abgebrochen hatte. Der Papst, dessen Legaten sich von Bardas und Photios bestechen ließen, entdeckte diese Ränke und entsetzte den Photios, worüber die byzantinische Regirung sich so empörte, daß der vollständige Bruch eintrat und Patriarch und Papst einander gegenseitig als Ketzer verdammten. Der Unterschied zwischen den Lehren beider Kirchen, für uns gegenwärtig unerheblich, damals aber als ein solcher von höchster Wichtigkeit angesehen, bezog sich auf das Verhältniß von Vater und Sohn, wie die Lehren der Arianer und ihrer Gegner. Die Griechen nahmen an, daß der heilige Geist nur vom Vater, die Lateiner aber, daß er vom Vater und vom Sohne ausgehe. So hat das einzige Wort filioque, so unbedeutend es uns erscheinen mag, eine mächtige Kirche seit tausend Jahren in zwei Theile zerrissen, und noch heute ist nicht die geringste Aussicht auf eine Verständigung über einen Punkt vorhanden, der außerhalb aller Erkenntniß liegt und nur in einer krankhaften Sucht nach Aufstellung theologischer Hypothesen seinen Ursprung hat. Auch hier, wie im Gebiete der Kunst, ist es aber wieder der Westen gewesen, welcher gewann, und der Osten, welcher verlor. Der letztere, von den Mohammedanern längst bedrängt, konnte nicht mehr auf abendländische Hilfe zählen und ging daher unter, während seine Lehre fast nur von den Slawen fortgepflanzt wurde. Im Westen aber, der das geschmälerte Gebiet der östlichen Christenheit leicht verschmerzen konnte, beförderte die Trennung die Macht des Papsttums, das nun

die widerspruchsüchtigen Griechen los wurde, und anderseits führte das Aufstreben des Papsttums im Abendlande ein erregtes religiöses Leben herbei, durch dessen Kämpfe die Wissenschaften und Nationalliteraturen in großartiger Weise genährt und begünstigt wurden. Die morgenländische Kirche, welche solcher Anregungen entbehrte, verknöcherte daher seit der Trennung und siechte das seitherige Jahrtausend ohne Leben und Fortschritt dahin. Obschon nun die morgenländische Kirche eine völlige Staatskirche war, d. h. unter dem Kaiser stand, der sich nicht nur die oberste Herrschaft, sondern auch das oberste Priestertum beilegte, fehlte es doch nicht an Reibungen zwischen ihm und der Geistlichkeit. Leon VI., der Weise, Sohn des Basilios, Stifters der sog. makedonischen Dynastie (seit 886), geriet in Streit mit jenem Photios und ließ ihn willkürlich durch ein geistliches Gericht entsetzen und einen Geistlichen, der ihn unterstützt hatte, blenden. Auch die Ausschweifungen dieses Kaisers brachten die Geistlichkeit so gegen ihn auf, daß er ihr zum Trotz an eine Wiedervereinigung der östlichen und westlichen Kirche dachte. Der Patriarch Nikolaus wagte es nämlich, dem Kaiser, der sich den Staats- und Kirchengesetzen zuwider zum dritten Male verheiratete, die Einsegnung zu verweigern und ihm Kirchenstrafen aufzuerlegen, worauf sich Leon an den Papst wandte, weil Roms kanonische Gesetze eine solche Ehe nicht verboten. Auch setzte Leon den Patriarchen ab und gab ihm einen gefügigern Nachfolger; aber auf dem Sterbebette nahm er diese Maßregel zurück, was jedoch den wiedereingesetzten Patriarchen nicht abhielt, des Kaisers Thaten zu verfluchen. Die Versuche einer Vereinigung beider Kirchen scheiterten schließlich. Das System der Staatskirche blieb von da an in Byzanz ungestört und die späteren Patriarchen waren stets gefügige Werkzeuge der Kaiser, auch wenn Diese blutige Tyrannen oder leichtfertige Wüstlinge, oder gar frivole Religionsspötter waren.

C. Byzantinische Kunst und Literatur.

Da die Sprache des byzantinischen Reiches in Staat und Kirche die griechische war, so muß das griechische Element unter der gebildetern Bevölkerung des Reiches vorgewogen haben, wenn es auch als solches im Staate ohne wesentlichen Einfluß blieb. Überdies hatte das griechische Volkselement bedeutenden Veränderungen unterlegen, auf welche wir näher eingehen müssen, um uns das Verschwinden seiner ältern Kultur vom Erdboden zu erklären. Wir wissen, daß schon zur Zeit der makedonischen Obmacht und noch mehr zu derjenigen der römischen Herrschaft die hellenische Kultur immer mehr zum blosen Schattenbilde ihrer frühern Größe wurde und wie endlich der römische Druck in Verbindung mit

den Eroberungskriegen dieses Volkes und seinen Plünderungen der künstlerischen und wissenschaftlichen Thätigkeit in der antiken Welt überhaupt den Untergang bereitete (Bd. II. S. 529). Was davon als schwacher Rest noch übrig blieb, litt durch die Züge der Goten und später der Bulgaren und Slawen namenlos. Doch liefen die gotischen Streifzüge noch mit Plünderungen und Verheerungen ab, während weitere solche das hellenische Volk selbst nahebei zu Grunde richteten, so namentlich die der Slawen. Bevor diese begannen, verlor Hellas, was ihm die Römer an Kunstwerken noch gelassen, durch die Gründung Konstantinopels, indem es diese Reste der neuen Kaiserstadt abtreten mußte. Zugleich erhielt dieselbe einen stets wachsenden Zuzug von Griechen, was in Hellas selbst verödend wirkte. Eine weitere Veränderung wurde durch das Christentum bewirkt, welches sich in Hellas nur sehr langsam verbreitete und hartnäckigen Widerstand fand, welchen am erfolgreichsten Justinian durch Schließung der Hochschule Athens (Bd. II. S. 569) brach*). Hand in Hand damit ging eine zu großem Theile gewaltsame Bekehrung Dessen, was unter den Griechen noch heidnisch war. Auf heidnische Opfer wurde die Todesstrafe gesetzt. Da wirkte denn die Furcht sehr viel, und 532 ließen sich in wenigen Monaten 70.000 asiatische Griechen taufen. Das Parthenon wurde Athens Kathedrale, der Theseustempel nicht unpassend eine St. Georgskirche. Nur in Lakonien bestand noch Heidentum fort. Von Hellenen sprach man nicht mehr; Alle waren Romäer, wie in Asien die Griechen noch heute heißen (Rum). Zur Unterscheidung wurden die Bewohner des eigentlichen Griechenland später Helladikoi genannt. Am verhängnißvollsten aber wurde für Hellas wie angedeutet die Einwanderung der Slawen, welche 539 begann, oft von Bulgaren begleitet war und oft heftigen, auch zeitweise erfolgreichen Widerstand auf Seite der noch nicht verweichlichten Hellenen fand. Weit stärker als vorher wurde der slawische Einbruch in Griechenland im achten Jahrhundert; ja damals gewannen die Slawen in Griechenland, mit Ausnahme Attika's, entschieden die Oberhand, und mehrere bedeutende Aufstände derselben, die wol einen unabhängigen Raubstaat bezweckten, mußten durch byzantinische Heere niedergeworfen werden. Die Slawen wurden Anfangs des neunten Jahrhunderts nach und nach unterworfen, ihre Wildheit gebrochen und ihnen Kultur beigebracht. Um die Mitte desselben Jahrhunderts wurden sie auch zugleich mit den Resten noch heidnischer Hellenen zum Christentum bekehrt; doch gab es noch im zehnten Jahrhundert in Griechenlands abgelegenen Bergen Heiden slawischer Abkunft. Damals wuchsen in Hellas Kirchen und Klöster empor wie Pilze und das war (Ende

---

*) Hertzberg, Gesch. Griechenl. I. S. 78 ff.

des neunten Jahrhunderts) auch die Zeit der Entstehung des merkwürdigen Mönchsstaates auf dem Athos. Seitdem verschmolzen auch Slawen und Griechen immer mehr mit einander, was wahrscheinlich in Mitte des zehnten Jahrhunderts vollendet war. Beide Theile verloren ihre Eigentümlichkeit. Die slawische Sprache wurde von dem gebildetern griechischen Elemeut aufgesogen und erlosch, während zugleich die Griechen, ohnehin (Bd. II. S. 51) wol meist die Nachkommen der nach ihrer Abkunft sehr gemischten Sklaven der alten Griecheu, die letzten Merkmale des alten hellenischen Charakters verloren und durch ihren an den slawischen erinnernden Typus den Spott der sich rein haltenden, aber aufgeblasenen Griechen von Byzanz herausforderten. Doch haben die gemischten Gräkoslawen neben Annahme, beziehungsweise Bewahrung der griechischen Sprache unbeirrt fortgefahren, sich als Griechen zu fühlen, so wenig sie sich dieses Namens würdig zeigten. Eine weitere Einwirkung auf das neuere Griechentum übte dann seit dem elften Jahrhundert die Einwanderung von Albanesen, den Nachkommen der alten Illyrer, also freilich näheren Verwandten der Griechen, als die Slawen sind; doch blieben dieselben auf den Nordwesten des Landes beschränkt; und im Übrigen verschwanden die slawischen Kennzeichen immer mehr zu Gunsten der griechischen, so daß das neugriechische Volkstum als ein überwiegend aus dem alten Hellas stammendes, wenn auch von jeher stark gemischtes betrachtet werden muß.

Die Sprache der Griechen war damals bereits nicht mehr die alte. Die damalige griechische Schrift-, Kirchen- und Staatssprache von Byzanz hatte sich aus dem Altgriechisch der Retoren alexandrinischer und römischer Zeit in den kleinasiatischen Kolonien entwickelt und veränderte sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, je nachdem die Schriftsteller sie modelten, und zwar in einer sich verschlimmernden Stufenfolge. Neben ihr ging die Volkssprache im eigentlichen Griechenland ihren besondern Weg und nahm in der Folge slawische, albanesische, italienische, türkische und andere Elemente auf, entfernte sich aber trotzdem nicht so weit vom Altgriechischen, wie die romanischen Sprachen vom Lateinischen.

Seit der Aufhebung der Hochschule Athens durch Justinian war Byzanz der Hauptsitz griechischer Bildung geworden, soweit noch von solcher die Rede sein konnte. Die dortige Universität hatte seitdem das Monopol der Wissenschaft für das ganze Reich*). Auf die Wissenschaft wirkte aber in demselben ganz besonders die Kirche bestimmend ein, immerhin die vom Staate begünstigte Rechtswissenschaft ausgenommen. Alles drehte sich um Theologie und kirchliche Beredtsamkeit. Nur unter einzelnen aufgeklärten Kaisern erfreuten sich auch Philosophie, Mathe-

---

*) Hertzberg a. a. O. S. 116.

matik u. s. w. einiger freien Bewegung. Der Charakter der byzantinischen Literatur läßt sich daher als ein von der griechisch-katholischen Rechtgläubigkeit bestimmter bezeichnen, und darin lag auch die Notwendigkeit begründet, daß er an wissenschaftlichem sowol als künstlerischem Werte stufenweise abnehmen mußte, wie derjenige eines jeden Schrifttums, das sich willkürlich angenommenen Glaubenssätzen blindlings unterwirft. Außer diesem jede Wissenschaft vernichtenden Umstande wirkten auf das wissenschaftliche und literarische Leben noch in vernichtender Weise die Einbrüche ungebildeter Völker in das byzantinische Reich. Zwar hatten die großen Büchereien von Alexandria, Antiochia u. a. schon durch das Überhandnehmen des christlichen Fanatismus in hohem Grade gelitten; aber durch die Eroberungen des Islam verschwanden sie vollends vom Erdboden. Ersetzt wurden sie einigermaßen durch die Bibliotheken der Klöster, besonders derjenigen auf dem Athos, sowie der Patriarchen in Konstantinopel. Der Patriarch Photios, so eine eigentümliche Rolle er in der kirchlichen Politik spielte, war ein eifriger Beförderer der Wissenschaft, so bescheidene Ansprüche auch an selbe gemacht wurden, und ragte selbst als Schriftsteller hervor, besonders unter den zahlreichen Grammatikern und Philologen. Suidas im zehnten oder elften Jahrhundert gehörte zu den ersten Verfassern von Wörterbüchern. Die Redekunst war gänzlich Sache der Kirche geworden. In dankbarerer Weise für uns bethätigte sich die Geschichtschreibung, wenn sie sich auch beinahe ausschließlich in den äußeren Verhältnissen des Staates und der Kirche bewegte. Streng nach der Zeitfolge erzählten die Ereignisse, nach dem Vorgange des christlichen Syrers Julius Afrikanus (222) und des Eusebios, Bischofs zu Kaisareia in Kappadokien († 340), — Georgios der Synkellios (ein Klosteramt) aus Kypros am Ende des achten Jahrhunderts und dessen Fortsetzer Theophanes, dann Nikephoros († 828) u. A. Allgemeine und römische Geschichten schrieben Zosimos und Olympiodoros im fünften, eigentliche Geschichtwerke über das byzantinische Reich Zonaras bis zum zwölften, Niketas bis zum dreizehnten, Nikephoros Gregoras bis zum vierzehnten Jahrhundert, Leon der Diakon bis zur Eroberung von Byzanz durch die Türken. Prokopios, Agathias u. A. erzählten die Ereignisse zur Zeit der Völkerwanderung, Nikephoros Bryennios und Anna Komnena im zwölften Jahrhundert die Geschichten einzelner Kaiser. In den exakten Wissenschaften zeichnete sich am Ende des elften Jahrhunderts Michael Psellos aus Byzanz, in Athen gebildet, besonders aus, — während in den theologischen Fächern während des Zeitraums byzantinischer Kultur nichts geleistet wurde, was in Bezug auf die geistige Entwickelung der Menschheit von Bedeutung wäre. Nur einen sonderbaren Eindruck erregte die Dichtkunst des byzantinischen Zeitalters. Sie läßt sich bezeichnen als unfähige Nachahmung der Hellenen klassischer Zeit mit

christlichem Anstriche. Nonnos aus Pannopolis in Ägypten, am Ende des vierten Jahrhunderts, schrieb in seiner Jugend, als er noch Heide war, das Epos von den Thaten des Dionysos in nicht weniger als 48 Büchern, ein sehr gelehrtes und zugleich das beste dichterische Werk jener entarteten Zeit, in blühender Sprache, aber mit mystischem Prunke. Nachdem er, wahrscheinlich in vorgerückten Jahren, Christ geworden, wandte er sich einer dichterischen „Paraphrase des Evangeliums Johannis“ zu. Wol kaum hundert Jahre nach ihm entstand unter dem Namen „Musaios“ das epische Gedicht von Leandros und Hero, „der Form nach antik, dem Geiste nach mittelalterlich“. Im fünften Jahrhundert lebte auch Quintus aus Smyrna, Verfasser der „nachhomerischen Geschichten“, einer Fortsetzung der Ilias in peinlich chronologischer Ordnung und matter Sprache. Ihm folgte am Ende desselben Jahrhunderts Koluthos aus Lykopolis in Ägypten mit dem trockenen kurzen Gedichte vom Raube der Helena. Zu derselben Zeit gefiel sich (angeblich) die Kaiserin Eudokia in den „Homerokentonen“, einer aus homerischen Versen zusammengeflickten Lebensgeschichte Jesu. Nennenswert ist erst wieder im zwölften Jahrhundert Johannes Tzetzes mit seinen langatmigen „Geschichten Ilions“ und seinen mythologischen „Chiliaden“, in einer sich nach Form und Gehalt bereits dem Neugriechischen nähernden Sprache. In der Lyrik wurde die griechische Zunge von den Byzantinern zu den schamlosesten kriechenden Lobgedichten auf die Kaiser mißbraucht. Mehrere byzantinische Dichter haben im Epigramm nicht unbedeutende Leistungen aufzuweisen.

Unter die selbständigen Schöpfungen des Christentums gehört ganz besonders die religiöse Dichtung. Die Poesie der klassischen Zeit war religiös gewesen ohne es zu wollen, weil die Religion nichts Vorgeschriebenes, sondern eine selbstverständliche nationale Einrichtung war. Das Christentum, als weder nationale noch natürliche, sondern ethische Religion, unterschied von vorn herein zwischen geistlicher und weltlicher Dichtung und begünstigte auch gleich die erstere. Solche wird schon in den ersten Zeiten der neuen Religion als Bestandtheil des Gottesdienstes erwähnt. Clemens von Alexandria (Bd. II. S. 565) und Gregor aus Nazianz in Kappadokien (4. Jahrh.) werden als die ersten Dichter in diesem Gebiete genannt, — doch waren sie nicht ohne Anklang an die Dichtung der klassischen Zeit, besonders aber an die Lehre der Neuplatoniker. Synesios übertraf Beide an Innigkeit und feierte in seinen Hymnen Christus mit einer beinahe pantheistischen Begeisterung. Bei Hilarius im vierten Jahrhundert klingt bereits der Reim an, während noch Papst Gregor I. in sapphischen Strophen die Dreieinigkeit feierte. Die gelehrten Hymnen des gleichzeitigen Prudentius mit ihrem streng dogmatischen Inhalt wurden das hauptsächlichste Vorbild für die Kirchendichtung des Mittelalters. Auch begann damals bereits (durch Gregor

von Nazianz) das christliche Drama mit dem Passionsspiele, und zwar noch nach der Schablone der antiken Tragödie*).

Nachdem das Christentum im römischen Reiche anerkannte und später gar staatliche Glaubensform geworden, entwickelte sich sein Kult auch immer mehr in einer prächtigen und auf die Sinne wirkenden Weise. Damit ging die Ausbildung kirchlicher Tonkunst Hand in Hand, indem sie bemüht war, die kirchlichen Lehren in ihrer Weise treu auszudrücken. Besondern Aufschwung erhielt sie durch den Bischof Ambrosius von Mailand (340—397) und durch Papst Gregor den Großen im sechsten Jahrhundert.

Im vollen Einklange mit dem Aufstreben christlicher Dicht- und Tonkunst entfaltete sich die Baukunst der christlichen Kirchen. Sie nahm zuerst ihr Vorbild an den römischen Markt- und Gerichtshallen, den Basiliken. Der Sitz des Redners wurde zu dem des Bischofs, die Erhöhung, auf welcher Ersterer stand (altare), zum Namen des heiligsten Ortes. Seit dem sechsten Jahrhundert erst wurden Glockenthürme neben die Kirchen gestellt. Dazu kamen noch besondere Taufkapellen, Baptisterien, deren Vorbilder in den überwölbten Schwimmgebäuden der römischen Bäder zu suchen sind, woher auch der Name entlehnt wurde. Endlich entstanden auch Grabkapellen nach dem Muster römischer Denkmäler. Im vierten Jahrhundert erhielt Rom bereits drei große Basiliken, jede mit fünf Schiffen, ebenso Jerusalem und Betlehem. Bald folgten weitere im römischen Reiche nach. Daneben erlagen die verlassenen heidnischen Tempel der Verödung und dem Zahne der Zeit. Mit der Ausbildung der Kunst in Errichtung von Kirchen ergab sich von selbst das Bedürfniß ihrer Ausschmückung. Den ersten Christen waren, wie erwähnt, Bilder noch fremd. Die ersten solchen waren sinnbildlicher Art; sie erschienen auf Siegelringen, Bechern und Särgen, und zwar besonders in den römischen Katakomben, wo die Christen ihre Todten beisetzten, um beisammen zu bleiben. Schon die alten Heiden waren, wie wir wissen, nie ganz von der Beerdigung gewichen, und auch die ersten Christen waren nicht gegen die Leichenverbrennung als solche eingenommen, die sie wol blos als eine die Vornehmen auszeichnende vermieden. Seit Konstantins Tod wurden Bestattungsplätze neben den Basiliken errichtet, und seit den Heimsuchungen Roms durch barbarische Plünderung verfielen die Katakomben. Unter den in denselben befindlichen Bildern erscheint zuerst das Kreuzzeichen, dessen Stelle auch oft das *T* vertrat. Zu einer heiligen Figur wurde ferner der Fisch, weil dessen griechischer Name (*ἰχθύς*) die Anfangsbuchstaben des heiligsten Namens (*Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ*) enthält und zugleich die Christen als Gegenstand der „Menschenfischer" betrachtet wurden. Dazu kam der

*) Näheres s. Carriere, die Kunst ꝛc. III. 1. S. 90 ff.

Offenbarung des Johannes gemäß das Lamm, als Bild des heiligen Geistes die Taube, nach einer Psalmenstelle der Hirsch, dann die aus Adler, Löwe, Stier und Mensch gemischten Gestalten der Cherubim (Bd. I. S. 437), die Palme, das Ölblatt, der Anker, die Krone als Sinnbilder der Tugenden, für welche sie noch jetzt als solche gelten.

Seitdem auch heidnische Künstler sich zum Christentum bekehrten, schritt man zur Darstellung von Auftritten der biblischen Geschichte vor, wozu mythische Gestalten zu verwenden man keinen Anstand nahm, z. B. die Victorien (Niken) und Genien zu Engeln, Herakles mit den hesperidischen Äpfeln zu Adam im Paradiese, Phoibos Apollon auf dem Sonnenwagen zu Elias als Vorbild der Himmelfahrt Jesu, Hermes als Hirten zu Jesus in derselben Eigenschaft u. s. w. Doch entwickelte sich auch die eigene Erfindung in alt- und neutestamentlichen Darstellungen immer mehr. Weil aber das Ziel der christlichen Lehre die Erhebung des Geistes über das Fleisch war, so wurde der Ausdruck des erstern die Hauptsache und die Körperform gleichgiltig, so daß die christliche Kunst sich von der Idealisirung der Körperschönheit, wie sie das klassische Altertum übte, immer mehr entfernte, und dies blieb der Charakter der Kunst des Mittelalters. Im Allgemeinen ist „ein milder Ernst, eine stille ruhige Freundlichkeit der Grundzug dieser altchristlichen Darstellungen; man spürt auch in den unvollkommenen Formen einen Hauch der Gesinnung, durch welche das Christentum allmälig die Welt und die Kunst erneut*).“ Einer der bevorzugtesten Gegenstände christlicher Kunst wurde mit der Zeit das Bildniß des Erlösers. Die Sage bemächtigte sich desselben und schuf als Originale den legendenhaften Abdruck auf dem Schweißtuche der Veronika und das angeblich von Lukas gemalte Bildniß. Es wurde zu einem Ideal geistiger und ernster Männerschönheit; denn es stellte eben den Stifter des Christentums als Ideal dar, während sein wirkliches Dasein ebenso dunkel wie sein Aussehen unbekannt war. Tertullian hatte behauptet, daß Jesus häßlich gewesen, was Ambrosius und Augustinus bestritten. Ja in der ältern Zeit war man noch so wenig geneigt, den Heiland abzubilden, daß Eusebios Konstantins Schwester belehrte, die Worte des Evangeliums allein gewähren ein Bild von Christus und die Sage einem byzantinischen Maler die Hand erstarren läßt, weil er Christum nach dem Vorbilde einer Statue des Zeus malen wollte. Dieses Vorbild läßt sich aber in den Christusbildern nicht verkennen, deren älteste sich in den Katakomben Roms finden. Als Gegenbild trat dem Stifter der Kirche seine Mutter entgegen. Sie wurde das christliche Frauenideal und erhielt seit Mitte des fünften Jahrhunderts als „Gottesgebärerin“ einen fortwährend sich erweiternden und vergeistigenden Kult. Ihr Idealbild ist ein ächt

---

*) Carriere a. a. O. S. 112.

christliches, gewissermaßen eine Personifikation der christlichen Andacht und Frömmigkeit, ohne heidnisches Muster. Nach und nach erhielten auch die Heiligen, voran Petrus und Paulus, ihre feststehenden Typen.

Die altchristliche Kunst that einen Schritt der Entwickelung weiter in derjenigen des byzantinischen Reiches. Das charakteristische Kennzeichen derselben war in der Baukunst der eine Kuppel tragende Kreis von Rundbogen, durch welche Pfeiler verbunden sind, die ein Quadrat beschreiben, das mit vier gewölbten und von niedrigeren Kuppeln bedeckten Seitenquadraten die Form des gleichschenkeligen griechischen Kreuzes bildet, — alles mit verschiedenartigen Abwechselungen. Wie in der Synagoge waren auch in der griechisch-katholischen Kirche die Plätze der Frauen getrennt von den Männern auf hochgelegenen Galerien. Dem ceremoniellen Charakter des Byzantinerreichs gemäß erhielt so dessen Kirchenbaukunst einen gezierten und schnörkelhaften Anstrich gegenüber dem edeln und einfachen Bau der antiken Basilika. Die Sophienkirche war der Triumf, das eigentliche Prachtwerk der byzantinischen Baukunst. Die Mitte der Kuppel schwebte 177 Fuß über dem Boden und ihr Durchmesser betrug hundert Fuß. Der Fußboden war von vielfarbigem Marmor, die Wölbungen von Goldgrund und bunten Mosaiken eingefaßt. Tausende von Lampen umkränzten die Säulen, die Gesimse, die Bogen und die Kuppel oder schwebten an Ketten in der Gestalt von Kronen, Schiffen, Kreuzen u. s. w. über der Gemeinde, um religiöse Nachtfeiern zu beleuchten.

Die Bildnerei nahm in der morgenländischen Christenheit stets gegenüber der Malerei einen untergeordneten Rang ein, und nach dem Ende des Bildersturms lebte blos die letztere auf, da die erste, ähnlich wie die Kunst im weitern Sinne bei den Juden und Mohammedanern, als heidnisch galt. Die byzantinische Malerei war die altchristliche, doch bald mit etwas mehr Anklang an altgriechischen Geist, bald mit einem an das steife Hofleben erinnernden Charakter. Sie liebte das Melancholische und Düstere; es wuchs die Hinneigung zu abgemagerten Figuren, zu Marterscenen, zum gekreuzigten Christus u. s. w. Auch die Tonkunst des oströmischen Reiches ist düster, eintönig und von trocken dogmatischem Wesen, und so natürlich auch die Kirchendichtung, die an das Götzenhafte streifte und sich nicht scheute, das Kreuz Christi selbst, das „Wunderholz“ überschwenglich zu besingen. Auf diese Weise mußte das ganze Byzantinertum zuletzt in steifem Formen- und Dogmenwesen erstarren und bei dem fortgesetzten Andringen der Feinde rettungslos untergehen.

Dritter Abschnitt.

Das russische Reich im Mittelalter.

A. Volk und Staat.

Das byzantinische Kirchentum mit der ihm anhängenden Kultur, und damit auch das System der Staatskirche erhielt in der ältern Zeit des Mittelalters eine Abzweigung in dem schon damals größten (wenn auch später vorübergehend verkleinerten) Staate Europa's, in dem weiten, die Haupttheile der sog. sarmatischen Tiefebene umfassenden russischen Reiche. Auch waren damals schon die Russen, wenn auch wol nur mit Hilfe ihnen einverleibter Tschuden, der mächtigste Stamm der Slawen, deren ältere Zustände und Anschauungen wir (oben S. 8 ff.) kennen gelernt haben. Das russische Land, die mittleren Theile des jetzigen europäischen Rußland einnehmend, war, was viel heißen will, noch unwirtlicher und wüster als jetzt, voll von Wäldern, Sümpfen, Steppen und Einöden. Das an Extremen leidende Klima begünstigte weder die Einwanderung, noch die Erbauung von Städten, noch die Blüte nützlicher Gewerbe. Auf dem damaligen Gebiete von gegen zwanzigtausend Quadratmeilen (das Doppelte Deutschlands) zur Zeit des Todes Wladimir des Großen und von gegen vierzigtausend zur Zeit des Einbruches der Mongolen gab es am Anfange des elften Jahrhunderts kaum 24 Städte, welche überdies fast alle im Süden und Westen des Landes lagen. Nowgorod und Kiew waren die bedeutendsten unter ihnen. Die Kultur des Bodens wie der Menschen befand sich noch auf tiefer Stufe. Den Landbau besorgten die Unfreien; Viehzucht trieben die Russen nach dem Vorbilde der angrenzenden Nomaden mongolischer Rasse, und zwar mit ziemlichem Erfolg; auch die Bienenzucht war sehr ausgedehnt. Handelsstraßen, großentheils zu Wasser, durchzogen das Land mehrere, namentlich vom Schwarzen Meere nach der Ostsee, auf welchen die Erzeugnisse des Morgenlandes mit denen Nordeuropa's, wie Pelze, Bernstein, Fische u. s. w. getauscht wurden. Bis in das zehnte Jahrhundert besaßen die Russen noch kein eigenes Gelt, sondern zahlten mit Eichhorn- und Marderfellen; erst im elften Jahrhundert lernten sie das Prägen des Metalls kennen. Nowgorod war schon frühe der bedeutendste Handelsplatz im Norden; dänische Kaufleute gelangten um 1070 dahin in vier Wochen; von der Mündung der Oder erreichte man die Stadt in 43 Tagen. Fremde Kaufleute genossen im Lande Schutz und Vorrechte, und es wurden Handelsverträge mit fremden Ländern geschlossen. Die Fremden besaßen im zwölften Jahrhundert zu

Nowgorod eine eigene römisch-katholische und die Russen zu Wisby auf Gotland eine griechische Kirche. Russen fuhren zu Handelszwecken damals nach Dänemark und Deutschland, um Tuch, Eisen, Waffen, Sattlerarbeit, Häringe, Salz u. a., und zogen zu Lande nach Sibirien, um Pelzwerk zu holen. Den Handel mit dem Süden vermittelte besonders Kiew; da wohnten Griechen, Armenier, Juden, Süddeutsche, Ungarn, Italiener u. s. w. und langten jährlich auf dem Dnjepr reiche Handelsflotten aus Konstantinopel an, welche die russischen Fürsten mit bewaffneter Macht gegen die benachbarten räuberischen Stämme der Petschenegen, Polowzer u. a. schützen mußten. Nach Byzanz lieferten die Russen Sklaven, Leder, Pelze, Honig, Wachs, Fische, Kaviar, Wallroßzähne, und holten dafür von dort morgenländische Kleiderstoffe, Stickereien, Kunsterzeugnisse, Perlen, Gewürze, Südfrüchte, Wein, Öl, edle Metalle u. s. w. Kiew hatte schon 1018 zwölf Marktplätze, und jährlich wurden acht große Jahrmärkte gehalten. Aber schon am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als die Venetianer den Handel mit Asien über Ägypten zu leiten begannen, schwand Kiews Blüte dahin. Wladimir der Große ließ die Landstraßen verbessern, Fähren auf den Flüssen bauen, festes Maß und Gewicht bei den Hauptkirchen niederlegen; Jaroslaw sein Sohn erbaute zum Schutze des Handels die Festung Dorpat.

Die Tracht der Russen war in älterer Zeit sehr einfach, zugleich ihrer niedern Kulturstufe und dem Klima des Landes angemessen; sie bestand in meist langen Röcken, Beinkleidern und Mänteln. Seitdem der byzantinische Einfluß sich geltend machte, am Ende des zehnten Jahrhunderts, nahmen die Vornehmen die byzantinische Tracht an; unter der traurigen Oberherrschaft der Mongolen aber, vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert, wurde die mongolische Tracht das maßgebende Muster. Zur Blütezeit des alten Rußland, im elften und zwölften Jahrhundert, entwickelten die Höfe und die Edeln bedeutende Pracht, und der Hof von Kiew soll in solcher selbst den zu Konstantinopel übertroffen haben. Im Mittelalter kamen bei den Russen verschiedene Arten der Behandlung des Bartes vor; er wurde theils geschoren, theils (safrangelb) gefärbt, theils geflochten. Lieblingsspeisen waren Fleisch und zwar stark gewürzt, Mehlspeisen, Kohl, Knoblauch und Gurken, Lieblingsgetränke Kwas, ein säuerliches Bier, und Meth, bei den Vornehmen griechische Weine. Ein Lieblingsgenuß waren schon früh Dampfbäder, unmittelbar abwechselnd mit kalten solchen in Schnee oder Flüssen. Die häuslichen Gewohnheiten waren dagegen höchst unreinlich, obschon Die es vermochten, gern in schönen Kleidern prunkten.

Die Sitten der Russen, wie der Slawen überhaupt, blieben noch lange Zeit, trotz der Annahme des Christentums, wild und roh. Noch in höherm Maße als bei den fränkischen Merowingern wurde bei

ihnen Entführung, Ehebruch, Mord u. s. w. geübt; ja der Einführer der christlichen Religion, Wladimir, hatte fünf Frauen und eine Unzahl Beihälterinnen*). Die Russen liebten vor Allem Gesang und Trank; im Kriege aber waren sie blutdürstig und grausam, dabei jedoch tapfer, wofür selbst Beispiele von Weibern nicht fehlen. Die Seeräuberei der Waräger, welche das Reich gegründet, vererbte sich auch auf ihre Nachfolger. Die Jagd, mit soviel Strapatzen sie auch verbunden war, bildete ein Hauptvergnügen der Vornehmen; die Gemeineren belustigten sich mit Boxen und Ringen, Schaukeln und Singen.

Im häuslichen Leben verfertigten die alten Russen Alles, dessen sie bedurften, selbst, Jeder mit seinem Messer und Beil, wie im gemeinen Volke noch heutzutage, und zwar sowol Geräte des Friedens als Kriegswaffen. Die Häuser waren meist von Holz und mit Bretern oder Stroh gedeckt. Unter dem weit vorragenden Dache gab man sich den genannten häuslichen Belustigungen hin. Sehr beliebt waren Taubenschläge.

Die Entbindungen wurden aus Aberglauben so lange als möglich geheim gehalten. Bei der Geburt erhielt das Kind einen heimischen (slawischen) Namen, bei der Taufe aber den des Tagesheiligen, also meist einen griechischen, der oft (wieder aus Aberglauben) verschwiegen wurde. Dem Täufling legte der Priester ein Kreuz an, das Ersterer sein Leben lang trug.

Bei der Heirat war es Gebrauch, daß die Braut dem Bräutigam einen Schuh auszog. Die Frau war dem Manne unbedingten Gehorsam schuldig. Im geselligen Leben, namentlich bei den Vornehmen, blieben die Geschlechter meist getrennt.

Die Bestattung der Todten war bei den Russen nach ihren Völkerstämmen verschieden. Bis auf Nestors Zeit übten die Wjätitschen und Kriwitschen die Leichenverbrennung, während die kiewschen und wolynischen Slawen seit uralter Zeit die Beerdigung vorzogen. Die nächsten Verwandten zerfleischten sich bei der Bestattungsfeier das Gesicht und tödteten auf dem Grabhügel das liebste Pferd des Todten. Auch kamen Kampfspiele zu Ehren der Verstorbenen vor. Man begrub die Todten meist schon am nächsten Tage und legte ihnen seit christlicher Zeit ein schriftliches Gebet in die Hände. Vornehme begrub man in Kirchen, Gemeine auf Friedhöfen.

Zu einem Großstaate wären die Russen noch lange nicht gelangt ohne die germanischen Waräger (Normannen), welche vor nun über tausend Jahren als See- und Landräuber fast ganz Europa in Schrecken setzten und, um auf unbewachtem Wege nach Konstantinopel zu gelangen und dessen Schätze sich anzueignen, 859 die Ostseeküsten

*) Strahl, Gesch. des russ. Staates I. S. 126 ff.

überfielen und von den unter sich uneinigen Slawen die Herrschaft zu Nowgorod übertragen erhielten. So gründete der Waräger Rurik das russische Reich, wenn auch der Ursprung des russischen Namens dunkel bleibt. Bereits seine Genossen und ersten Nachfolger versuchten den anfänglichen Plan zu verwirklichen, durchschifften das Schwarze Meer auf kleinen, schnellsegelnden Schiffen und setzten Byzanz in Schrecken, was jedoch die Späteren wieder aufgaben. Schon zu Anfang galt die unmittelbare männliche Nachfolge, die nur durch Olegs Regirung wegen Igors Minderjährigkeit eine Unterbrechung erlitt. Der weibliche Einfluß war jedoch schon frühe stark, indem nach Igors Tode seine Witwe Olga für den abermals minderjährigen Nachfolger die Verwaltung des Reiches übernahm. Auch war sie es, die den Russen (957) in Annahme des Christentums voran leuchtete, indem sie von diesem Schritte mit Recht die spätere Größe des Reiches abhängig erachtete. Die Sitten am Hofe blieben noch lange einfach und rauh; doch fehlte es nicht an einer zahlreichen Dienerschaft. Die Waräger behielten das Vorrecht zu den ersten Reichsstellen und bildeten die Leibwache des Großfürsten. Die Gesetze und Gebräuche in den maßgebenden Kreisen waren daher auch anfangs skandinavischen Ursprungs. Noch herrschte die Blutrache. Der Großfürst übte zwar unumschränkte Gewalt aus und das Land galt als sein Eigentum; aber das war eine Folge der Rohheit, in welcher die alten Bewohner sich befanden. Vielfach beriet sich der Herrscher mit seinen Edeln und es fand eine Lehnverfassung Eingang, kraft welcher der Großfürst zu seiner Lebenszeit nach Willkür Städte und Gebiete an Einzelne verlieh. Das barbarische sog. Recht der ersten Nacht schaffte die weise Olga ab. In Städten und Provinzen walteten Statthalter, in kleineren Orten und Dörfern Vorsteher oder Älteste (Starosten) im Namen der Regirung.

Die Russen zerfielen in älterer Zeit in Vornehme und Freie, wozu seit Einführung des Christentums als dritter Stand die Geistlichen kamen. Sklaven waren nur Kriegsgefangene und deren Kinder, sowie Solche, die durch das Gesetz oder eigenen Verzicht ihre Freiheit verloren. Die Vornehmen waren entweder Fürsten oder Bojaren, der eigentliche Adel. Die Letzteren verdankten ihre Würde nicht der Geburt, sondern der Verleihung von Seite des Fürsten. Nach ihnen kamen im Range als niederer Adel die freien Gutsbesitzer, d. h. die Söhne und Enkel von Bojaren. Die eigentlichen Freien (Leute oder Gemeine) bestanden theils aus den Städtebewohnern, unter denen wieder die Kaufleute fremden Ursprungs („Gäste“ genannt) einen Vorzug genossen und oft von den Fürsten zu wichtigen Geschäften verwendet wurden (als Ratgeber, Gesandte u. s. w.), größtentheils aber aus den Bauern (Smerdi), welche wenig Ansehen hatten. Die Söhne der Vornehmen wurden in die Gesellschaft derselben durch eine Ceremonie aufgenommen, indem ihnen die

Haare abgeschnitten und der Tag mit Freudenfesten gefeiert wurde. Die Städte, von vorn herein keine Lieblingssache der Slawen, waren roh aus Holz gebaut und mit Erdwällen und Gräben umgeben, ohne steinerne Mauern. Die Dörfer sind die eigentliche Heimat der slawischen Völker; doch wurden ihre Bewohner immer abhängiger von den Bojaren, und bei den Grundbesitzern wuchs die Neigung, die Bauern immer mehr an die Scholle zu binden, so daß sie unter sich durch Verträge sich verpflichteten, keinen aus einem anderen Fürstengebiete Ausziehenden bei sich aufzunehmen. So entwickelte sich nach und nach der Stand der Leibeigenen, wie wir im letzten Bande dieses Werkes näher zeigen werden.

Da das Reich als ein Privatbesitz der regirenden Familie betrachtet wurde, riß die Unsitte ein, dasselbe nach dem Tode eines Großfürsten unter dessen Söhne zu theilen, wenn er deren Mehrere hatte. Zuerst geschah dies nach Swätoslaws Tode 972, dann wieder nach demjenigen Jaroslaws I. 1054, wo sechs Fürstentümer entstanden, die sich wieder theilten und 1170 bereits in 72 solche zerfallen waren. Die verschiedenen Reichstheile bildeten unter sich einen Bundesstaat, indem der Älteste als Großfürst von Kiew die Oberherrschaft führte und die jüngeren Brüder ihm untergeordnet blieben. Die Folge davon waren aber Tronstreitigkeiten, zunehmende Schwäche der Theilfürstentümer und endlich der Zerfall und die Unterjochung des Reiches durch die Mongolen im dreizehnten Jahrhundert. Kronen trugen die Fürsten nicht, sondern eine Art runder spitzer Mützen mit einem Knopf oben, auf dem ein Kreuz saß, die mit Edelsteinen und Perlen verziert waren. Wladimir trug einen vergoldeten Panzer und ein Scepter in Form eines Hirtenstabes. Das Einkommen des Großfürsten floß aus seinem Grundeigentum, aus großen Viehheerden, Strafgeltern, Kriegsbeute und Tribut der unterworfenen Völker; auch erhielt er Geschenke von den Theilfürsten. Letztere verfuhren in allen inneren Angelegenheiten mit voller Willkür und verfügten eigenmächtig über die Erbfolge. Doch kam es auch vor, daß die Bevölkerung selbst einen Fürsten aufstellte, aber stets nur einen solchen aus Ruriks Stamm; streng waren damals die Weiber von der Herrschaft ausgeschlossen.

Je mehr sich das Reich theilte und die Theile daher schwächer wurden, desto mehr nahm die Macht der Großfürsten ab. Den Vortheil davon hatten theils die Vornehmen, welche Antheil an der Regierung errangen, theils einzelne Gemeinwesen. Dazu gehörte besonders die Stadt Nowgorod, welche schon vor Berufung der Waräger unabhängig gewesen war, aber unter den ersten kräftigen Großfürsten ihre Freiheit verloren hatte und dem russischen Reiche Tribut bezahlen mußte. Nachdem jedoch die Theilungen des Reiches gebräuchlich geworden, ertheilte Jaroslaw der Stadt bedeutende Rechte und Freiheiten und befreite sie vom Tribute. So wurde Nowgorod wieder zu einer demokratischen

Republik unter immer schwächerer Oberherrschaft des Großfürsten. Die Volksversammlung entschied über Krieg und Frieden, wählte Gesandte, einen Fürsten aus Ruriks Stamm und viele Beamte. Mit dem Fürsten lebte das Volk in öfterm Zwist und es fehlte nicht an blutigen Auftritten und an Ausschreitungen der Pöbelherrschaft, so daß binnen hundert Jahren dreißig Fürsten auf dem Stuhle von Nowgorod saßen, die theils vertrieben wurden, theils, der waltenden Zustände satt, abtraten. Der Fürst hatte den Oberbefehl über die Truppen und freie Jagd und Fischerei; sonst standen ihm keine Verfügungen, sondern nur Anträge zu. Zur Seite stand ihm der Possadnik, eine Art Oberbürgermeister, mit welchem gemeinsam er die oberste Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen ausübte. Die Nowgoroder nannten den Großfürsten blos „Herr" und die ihm zu entrichtende Abgabe ein Geschenk. Die Possadniks waren die berufenen Vertheidiger der Rechte Nowgorods gegenüber den Großfürsten. Eine Art Volkstribunen waren die Tausendmänner, welche die geringere Rechtspflege und die Polizei unter sich hatten und im Felde gewisse Abtheilungen befehligten.

Die Russen waren seit Beginn der Warägerherrschaft höchst kriegerisch. Nur die Freien konnten zum Waffendienste herangezogen werden; aber ihre Pflicht hierzu war eine allgemeine. Ein nationales stehendes Heer gab es noch nicht und der Dienst dauerte daher jedesmal nur so lange wie der Krieg. Dagegen hielten die Großfürsten warägische Söldner, sowie eine Leibwache der tapfersten einheimischen Krieger. Eine solche hatten aber auch die einzelnen Prinzen und die obersten Wojewoden. Das Aufgebot geschah auf Befehl des Großfürsten. Die Abtheilungen des Heeres waren solche zu zehn, hundert, tausend Mann u. s. w., die sich durch Fahnen kennzeichneten. Die Bewaffnung war ähnlich wie die der übrigen Völker damaliger Zeit; die Krieger zerfielen in Fußvolk, Reiter, Lanzenträger und Bogenschützen. Die Fürsten trugen spitze vergoldete Byzantinerhelme, silber- und goldbeschlagene Panzer und Schilde u. s. w., das Kriegsvolk Blechhauben, rote Schilde u. s. w. Für Waffen und Pferde sorgten die Fürsten und Städte. Das stärkste bekannte russische Heer (1173) betrug 50.000 Mann. Die Kriegführung war wild und grausam; rücksichtlos wurde geplündert und verheert; auch war die Kriegskunst mangelhaft und ohne alle Schule. Die Beute gehörte nach drei gleichen Theilen dem Fürsten, den Bojaren und dem Kriegsvolke.

Ein geschriebenes russisches R e ch t (Prawda) gab es seit Jaroslaw I., das von dessen Nachfolgern erweitert wurde. Die Quelle desselben waren die skandinavischen Gesetze; das römische Recht war den Russen trotz ihrer Verbindungen mit Byzanz unbekannt. Zur Eingehung der E h e war Mannbarkeit vorgeschrieben; doch wurden bei Fürstenkindern Ausnahmen gemacht. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde die Ehe den

Jungfrauen unter zwölf Jahren untersagt. Für Nachtheile einer erzwungenen Ehe waren die Eltern der Brautleute verantwortlich; doch war die Einwilligung derselben stets erforderlich. Verwandtschaft war kein Ehehinderniß; später aber wurde durch Einfluß der Geistlichkeit die Ehe bis und mit dem vierten Grade verpönt. Eine dritte Ehe war verboten und nur ausnahmsweise gestattet, doch mit kirchlichen Strafen verbunden. Die Scheidung war gesetzlich sehr erschwert; aber im wirklichen Leben schied man sich oft willkürlich und unter besonderen Gebräuchen, so sehr auch Staat und Geistlichkeit dagegen eiferten. Eigene volkstümliche Gebräuche fanden auch bei Eingehung der Ehe statt; nur Fürsten und Bojaren ließen sich kirchlich einsegnen; doch wurde schon im elften Jahrhundert die unkirchliche Ehe mit Kirchenbuße bedroht. An die Stelle des Brautkaufs trat allmälig eine Aussteuer der Töchter; dieselbe blieb aber Eigentum der Frau.

Die Blutrache dauerte in Rußland bei den Fürsten länger an als bei dem Volke. Seit sie bei letzterm nicht mehr vorkam, konnte Todtschlag (Meuchelmord nicht) mit einer Buße gesühnt werden, welche sich nach dem Stande des Getödteten richtete und dem Fürsten anheimfiel; sie betrug 5 bis 80 Grivnen (deren eine in Silber im elften Jahrhundert zu Nowgorod einer Mark Silber oder 42 Mark jetzigen Geltes gleichkam), nämlich 5 für Unfreie und 80 für Bojaren. Mörder wurden mit Weib und Kindern nach einer wüsten Gegend verbannt und ihre Häuser und Habe geplündert und zerstört. Auch der Gemeindebezirk, wo der Mord begangen worden, mußte einen Theil der Buße tragen. Mit Geldbußen wurden auch Mißhandlungen und Beleidigungen bestraft, wozu noch Schadenersatz kam. Brandstifter wurden verbrannt. Blendung und andere Verstümmelungen lernten die Russen von den Byzantinern, Knutenhiebe später von den Mongolen. Als Beweise für die That galten außer Zeugen auch ihre Spuren am Körper. Zwei freie Zeugen genügten zum Zeugenbeweise; nur im Notfalle wurde das Zeugniß von Unfreien anerkannt. In Ermangelung von Zeugen wurde auch zum Gottesurtel geschritten; Arten desselben waren die Eisen-, die Wasserprobe, der Zweikampf und der Eid. In zweifelhaften Fällen wurde eine Art Geschwornengericht von zwölf Männern aufgestellt, von dem jedoch an den Fürsten oder die ordentlichen Richter Berufung eintreten konnte.

B. Religion und Bildung.

Wie der römischen Kirche das westliche, so war der griechischen das östliche Europa als Gebiet für Bekehrung der Heiden überlassen. Außerhalb des byzantinischen Reichsgebietes waren die Slawen die ersten von dort aus Bekehrten. Unter ihnen, deren heidnische Glaubensform

wir kennen (oben S. 10), traten zwei griechische Mönche aus Thessalonike, die Brüder Methodios und Konstantin, bekannter unter seinem spätern Klosternamen Kyrillos, als Apostel auf, welche zu den verdienstvollsten Vertretern dieses Berufes gehören. Erst predigte Methodios 845 bei den Bulgaren und Kyrillos bei den Chazaren; später fanden sich Beide bei dem slawischen Fürsten Rastislaw in Mähren zusammen, wo Kyrillos aus griechischen, koptischen und armenischen Buchstaben (863) das slawische Alfabet schuf und durch seine und seines Bruders Übersetzung mehrerer Theile der Bibel der Vater der slawischen Literatur wurde, wie früher Ulfila derjenige der deutschen. Durch das Wirken der Brüder wurde auch Bogoris, Fürst der Bulgaren, bewogen, die Taufe anzunehmen; jedoch brachen schon bald Zwistigkeiten unter diesem Volke aus, indem auch Rom bei ihnen den Versuch machte, sie für seine Kirche zu gewinnen, aber ohne Erfolg. Methodios und Kyrillos wirkten indessen nicht nur für Glaubenssätze, sondern noch mehr für wahre christliche Gesinnung; auch nahmen sie sich des Gebrauchs der slawischen Sprache im Gottesdienste gegenüber dem Patriarchen von Konstantinopel an, der die griechische zur allgemeinen Kirchensprache zu erheben wünschte, wie gegenüber dem Papste, der sie als Untergebene behandelte und 868 vor sich beschied, um sich zu verantworten. Kyrillos starb schon 869; Methodios aber nahm jene Vorladung an und bestand sie in ehrenvoller Weise. Die Gegend, in welcher die Bekehrung der Slawen begann, war damals der Sitz eines mächtigen Reiches. Damals und schon vorher, doch ungewiß seit wann, waren die westslawischen Länder auch im Besitze einer ziemlich vorgeschrittenen Kultur, welche weit über der gleichzeitigen germanischen stand. Es sprechen dafür Ausgrabungen von Geräten ziemlicher Vollendung, namentlich im jetzigen Nordostdeutschland und in Polen; doch ist nichts Näheres über die Zustände der Vertreter dieser Kultur bekannt.

Erst über hundert Jahre später als bei den westlichen Slawen, gelang die Bekehrung der Russen zum Christentum, nämlich unter Großfürst Wladimir I. Es wurde von mohammedanischer, jüdischer, römisch- und griechisch-katholischer Seite versucht, ihn zu gewinnen; er gab jedoch 987, nach Anhörung der Ansicht von zehn Männern, die er nach verschiedenen Ländern hatte reisen lassen, dem griechischen Christentum den Vorzug. Nicht ohne Einfluß auf diese Wahl ist sicherlich das Beispiel seiner in Konstantinopel getauften Großmutter Olga gewesen. Taufen ließ er sich erst, als ihm die Hand der byzantinischen Kaisertochter Anna (988) zugesagt war, in Cherson, unmittelbar vor der Hochzeit mit ihr. Er zerstörte dann sofort die russischen Götzenbilder und zwang seine Unterthanen männiglich zum neuen Glauben, gegen welchen nicht wenig Widerstreben vorhanden war. Die Leute wurden massenhaft in die Flüsse getrieben und getauft. In abgelegenen Gegenden

dauerte das Heidentum noch lange fort; wo aber der Wille des Herrschers durchdrang, übte auch das Christentum einen sichtlich mildernden Einfluß auf die Sitten und Anschauungen der Russen aus. Anfangs wurde der an der Spitze der russischen Geistlichkeit stehende Metropolit von Kiew noch vom Kaiser und Patriarchen zu Byzanz, später aber (seit 1166 oder 1170) vom Großfürsten oder auf dessen Geheiß von den Bischöfen gewählt und immer mehr nach byzantinischem Vorbilde das System der Staatskirche befolgt. Die Geistlichkeit schied sich scharf von dem weltlichen Stande. Sie zerfiel in die Welt- und Klostergeistlichen, von denen die Letzteren bei weitem das höhere Ansehen genossen. Aus ihnen wurden auch die höheren geistlichen Würdenträger genommen. Die Bischöfe traten auf Synoden zusammen und wurden vom Metropoliten gewählt, der die Synoden berief, ihnen vorsaß, über der Reinheit der Lehre wachte und die unwürdigen Hirten entsetzte. Er salbte auch den Großfürsten, hatte einen Ehrenplatz an dessen Tafel und Sitz und Stimme in den Fürstenversammlungen, betheiligte sich an den Regirungsgeschäften, wurde vom Großfürsten „Vater“ und vom Volke „Herrscher“ genannt. Ein eigener großer Hofstaat diente ihm. Die Metropoliten waren von 988 bis 1225 mit wenigen Ausnahmen Griechen. Nach dem Metropoliten kam im Rang der Erzbischof von Nowgorod. Mit der Zahl der Fürstentümer vermehrte sich auch diejenige der (anfangs sechs) Bistümer, indem jeder Fürst seinen Bischof haben wollte. Außer in Nowgorod, wo zur Zeit der Republik das Volk den Bischof wählte und entsetzte, that dies in dieser spätern Zeit überall der Fürst nach Willkür.

Die russische Geistlichkeit stand nicht auf hoher geistiger Stufe. Die Klöster wirkten weniger für Kunst und Wissenschaft, als die im Abendlande; doch thaten sie viel für den Anbau des Landes und übten Wolthätigkeit. Indessen zeichneten sich einige derselben auch in geistiger Thätigkeit aus, wie z. B. das Höhlenkloster in Kiew, dessen Insassen einiges über Theologie und Geschichte schrieben und Theile der Bibel ins Slawische übersetzten. In der Folge traten auch Fürsten und Fürstinnen in die Klöster, was zu ihrer Vermehrung beitrug. Über die Aufnahme entschied der Abt, den erst die Mönche, später der Bischof oder Fürst wählten. Selbst Eheleute durften in das Kloster treten, wodurch die Ehe gelöst wurde; doch schloß dies die Wiederverheiratung unbedingt aus. Die Weltgeistlichen waren noch ungebildeter als die Mönche und oft von sehr anrüchigen Sitten. Auch war ihr Einkommen sehr gering. Ihre Amtsübung war rein mechanisch und bestand in gewissen gottesdienstlichen Handlungen und im Herleiern von Gebeten. Das Predigen war ihnen nicht gestattet. Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Weltlichen oder zwischen Kirche und Staat kennt die russische Geschichte nicht; denn beide waren ja vereinigt. Indessen gab es eine

besondere geistliche Gerichtsbarkeit, welcher nicht nur geistliche Dinge übergeben waren, sondern auch Streitigkeiten über Verlobung, Heirat, eheliche Treue, Ausschweifungen, Kirchen- und Leichenschändung, Zauberei. Doch war der Blutbann den geistlichen Gerichten nicht überlassen; sie sollten in ihrer Amtsübung nur Liebe und Milde zeigen. Die Geistlichen waren von Abgaben und Kriegsdienst frei und bezogen den Zehnten. Wie in Byzanz, so war auch bei den Russen die Verehrung der Bilder und Reliquien und der Wunderglaube groß. Der Gottesdienst war prachtvoll und ergreifend.

Die Kunst war bei den mittelalterlichen Russen natürlich noch gering und nährte sich wol nur durch ärmlichen Abfall von der byzantinischen. Doch trieb man schon zur Heidenzeit Aufwand mit Götterbildern, wie denn Wladimir ein solches des Perun mit silbernem Kopf und goldenem Barte besaß. Nach Einführung des Christentums ließ er zum Bau der ersten Kirchen griechische Künstler kommen und dieselben auch mit griechischen Heiligenbildern schmücken. Später wurden auch in den russischen Klöstern Heiligenbilder gemalt, doch ohne besondere Kunstübung. Auch der Kirchengesang war dem griechischen abgelernt. Außer den griechischen bethätigten sich auch deutsche Künstler am Baue russischer Kirchen, von denen die unter Jaroslaw I. (1019—1054) erbaute Sophienkirche zu Kiew die gefeiertste war. Mit der Zeit aber lernten die Russen sich selbst zu helfen. Die Kirche von Susdal 1176 war die erste von Russen selbständig erbaute. Bauart und Geschmack der russischen Kirchen waren völlig byzantinisch. Das Innere wurde durch Mosaik, Glasmalerei, Goldgrund, gestickte Teppiche u. s. w. äußerst prächtig, aber überladen.

Im weltlichen Gesange waren die Russen seit alter Zeit eigentümlich, ihre Lieblingsinstrumente waren dabei Leier und Dudelsack; da jedoch die griechische Kirche keine Instrumentalmusik duldet, fehlte derselben zu weiterer Ausbildung die Anregung. Ebenso ureigen ist den Russen eine Volksdichtung (s. oben S. 11). In christlicher Zeit entstanden Heldengedichte geschichtlichen Inhalts, z. B. im zwölften Jahrhundert eines von Igors Heereszug nach Konstantinopel. Durch Kyrill, Bischof von Turow († um 1182), erhob sich die Kanzelberedtsamkeit zu großer Vollendung. Außer der ziemlich fruchtbaren Theologie hat unter den wissenschaftlichen Bethätigungen die Geschichte sich der ältesten Pflege zu erfreuen. Der Vater der russischen Geschichte ist der Mönch Nestor im Höhlenkloster zu Kiew, der nach dem Muster der Byzantiner von der Schöpfung ab bis zum Jahre 1110 schrieb. Andere setzten sein Werk fort. Eine Chronik von Nowgorod verfaßte der dortige Priester Johann nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Der Abt Daniel beschrieb während des ersten Kreuzzuges eine Fahrt nach Palästina. Auch die Fürsten waren oft nach Bildung begierig. Wsewolod I.

(† 1093) lernte, ohne Rußland zu verlassen, fünf Sprachen. Sein Sohn Wladimir II. († 1125) war seiner Kenntnisse wegen gefeiert; viele Andere sprachen griechisch und besaßen Bibliotheken. Selbst Fürstentöchter beschäftigten sich mit Wissenschaften. Die Schulen blieben dagegen auf einer niedrigen Stufe stehen. Sie waren von Mönchen geleitet und das klassische Altertum blieb ihnen fremd. Die ihrem ganzen Wesen nach stillstehende griechische Glaubensform wirkte lähmend; sie duldete wissenschaftliche Forschung nicht und war zugleich machtlos gegen den Aberglauben, der unter dem russischen Volke üppig wucherte und namentlich ein Aufkommen der Naturwissenschaft und rationeller Heilkunde verhinderte. Was aber auch von höherer Kultur in Rußland vorhanden war, ging im dreizehnten Jahrhundert unter der vernichtenden Oberherrschaft der Mongolen zu Grunde, und die ältere russische Kultur ist daher lediglich ein auf die altslawischen Zustände gebauter Ableger des Byzantinismus, und gehört somit gleich diesem dem System der Staatskirche an, welches hier seine äußerste und am längsten, weil bis auf den heutigen Tag dauernde Ausbildung erhielt. Dagegen sind die übrigen Fortschritte des neuern Rußland, das nach der Überwindung der Mongolen in seiner Bildungsgeschichte gleichsam von vorne wieder beginnen mußte, ein Werk der westeuropäischen Kultur, deren Geschichte uns nun zunächst beschäftigen wird.

Drittes Buch.

Die römisch-katholische Kirche.

Erster Abschnitt.

Das Papsttum.

A. Allgemeiner Charakter.

Man mag bekennen, welche Richtung man will, — das muß man zugestehen, daß das Papsttum eine der großartigsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit ist; ja es steht in unseren Augen für die Zeit, in welche es paßte, gerade um so größer da, weil es auch an vielen ächt menschlichen Fehlern und Schwächen litt und dem Schicksal aller menschlichen Einrichtungen, Erschütterungen und Verfall zu erleben, nicht entging. Seine Größe besteht namentlich darin, daß mit ihm ein neuer Gedanke in der Geschichte seinen Einzug hielt; denn es ist im Papsttum erreicht worden, was weder früher irgendwo, noch seither anderswo bestanden hat, — die einheitliche Verfassung einer aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzten religiösen Gemeinschaft mit oberstem Ansehen über alle sich zu derselben bekennenden Staatsregirungen. Weder der Buddhismus, noch der Islam, noch eine andere Weltreligion hat diese große Idee gezeitigt; Nationalreligionen wie diejenigen Ägyptens, Indiens, Erans und Palästina's konnten es ohnehin nicht. Über ein auf engere Kreise beschränktes und von der weltlichen Macht abhängiges Hohepriestertum brachte es keine Religion als die christliche, und selbst in dieser wurde das Priesterkönigtum nicht allgemein, wenn es auch nahezu die Hälfte der Christen sein eigen nennt. Diese Idee, so großartig sie ist, hat ihre Zeit gehabt und wird sie nie wieder haben; sie hat durch die Gründung des „Kirchenstaates“ ihren moralischen

Wert, durch das Schisma von Avignon ihren göttlichen Nimbus und durch die Reformation ihre Macht über alle Selbstdenkenden verloren. Die Blüte des Papsttums war eine doppelte, eine priesterliche vom fünften bis achten, und eine politische vom Ende des elften bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts; über zweihundert Jahre übte es unwiderstehlichen Zauber auf die Menschen und nicht ganz so lange eine mystische Macht über Völker und Reiche aus. Stets jedoch war seine Macht von maßgebenden Theilen der Christenheit bestritten und wird es bleiben. Der Verlust des Kirchenstaates in unseren Tagen hat das Papsttum zur blosen Oberleitung seiner Kirche gemacht, und die von Gliedern derselben gehegten Zukunftfantasien werden niemals verwirklicht werden.

In den Augen seiner Anhänger und Bewunderer hat die Größe des Papsttums ihren Grund in dessen göttlicher Einsetzung. Eine solche ist zwar von jeher von allen Religionen sämmtlichen Einrichtungen derselben zugeschrieben worden; aber zu solch einem bewundernswürdigen System ist diese Ansicht in keiner Gemeinschaft entwickelt worden, wie in der römisch-katholischen. Sie beruht zwar auf einer grund- und haltlosen Legende, mit deren Wegnahme das ganze prachtvolle Gebäude zusammenstürzt; wird aber einmal die Legende von des Petrus Nachfolgerschaft und Römerbistum angenommen, so steht auch die ganze Anschauung von der päpstlichen Kirche unerschütterlich fest für Alle, welche diesen Glauben zu theilen geneigt sind.

Der selbständige Denker bedarf, um sich die Größe des Papsttums im Mittelalter zu erklären, der Petruslegende nicht, und zwar um so weniger, wenn man weiß, daß nach Errichtung des Bistums zu Rom Jahrhunderte vergingen, ehe es aus seiner Dunkelheit und Unbedeutendheit hervortrat. Es genügt zu jener Erklärung vollständig die Thatsache, daß das Papsttum an die Stelle des römischen Kaisertums trat und dadurch sich sein hohes Ansehen erwarb. Die Welt war seit Jahrhunderten von Rom aus beherrscht worden. Seitdem nach dem Siege des Christentums im römischen Reiche die politischen Angelegenheiten hinter den religiösen immer mehr zurücktraten, suchten die Gläubigen auch in diesen, wie früher in jenen, um Weisung und Entscheidung in Rom nach. Der Bischof Roms wurde als Schiedrichter und oberster Lehrer der Christenheit anerkannt und die Legende von Petrus, so wenig sie auch durch die Apostelgeschichte und die Apostelbriefe unterstützt wird, befestigte vollends in den Herzen Derer, die daran glauben wollten und — mußten, die felsenfeste Überzeugung, daß der geistliche Vater in Rom der Stellvertreter Gottes auf Erden sei. Das Papsttum war daher lediglich auf kirchlichem Gebiete Das, was das römische Reich auf weltlichem gewesen war. Wie das Kaisertum als solches im Osten, so lebte es im Westen als Papsttum fort, und wenn sich hier das Papsttum

wieder ein eigenes Kaisertum schuf, so geschah dies in der doppelten Absicht, einerseits sich einen mächtigen bewaffneten Schutz zu schaffen, anderseits aber die weltliche Macht der geistlichen unterzuordnen und dem System der durch die Kirche ausgeübten Weltherrschaft die Krone aufzusetzen.

Das Christentum hatte sich an die Armen und Unglücklichen gewendet und besaß daher in gewissem Maße einen demokratischen oder wenigstens volkstümlichen Charakter. Die Reichen und Vornehmen waren überall die Letzten, welche dem neuen Glauben anhingen. Bildete sich nun auch mit der Zeit in der Kirche eine Aristokratie der Geistlichkeit aus, der übrigens Jeder aus dem Volke, ohne Unterschied der Geburt oder der Glücksgüter, beitreten konnte, so blieb doch in dem Verhältniß zum weltlichen Wesen jener demokratische Zug bestehen. Es mußte dies auch deshalb der Fall sein, weil die Gewaltigen, besonders die Monarchen, die natürlichen Gegner der Kirche waren. Die heidnischen Kaiser hatten letztere verfolgt oder ignorirt; die christlichen strebten nach Konstantins Vorbild darnach, sie zum Werkzeug ihrer Herrschaft zu benutzen und wenn sie sich diesem Unterfangen nicht fügte, sie in ihrer Freiheit zu beschränken. Die Kirche wurde daher zur natürlichen Fürsprecherin und Beschützerin aller Unterdrückten; sie übernahm gewissermaßen das verschwundene Volkstribunat gegenüber den Weltherrschern. Es wäre gewiß zu weit gegangen, zu behaupten, daß sie dabei nicht durch das Mitgefühl für die Leiden der Verfolgten und Bedrückten geleitet worden wäre; gewiß hat dieses bei vielen ihrer Hirten eine große Rolle gespielt; aber ebenso sicher ist anzunehmen, daß dieses Mitgefühl nicht der hauptsächliche Zweck des kirchlichen Verfahrens war, sondern daß letzteres aus dem Streben hervorging, die Herrschaft der Kirche auf die Anhänglichkeit der großen Menge zu gründen.

Durch dieselben Verumständungen war die Kirche und an ihrer Spitze das Papsttum angewiesen, sich auf die Seite der Gesittung und Bildung gegenüber der Rohheit und Barbarei zu stellen. Natürlich ist dies mit Einschränkungen zu verstehen. Die Kirche war es selbst, welche durch ihre eifrigsten Anhänger der antiken Kultur Griechenlands und Roms ein Ende machte. Von ihrem Standpunkte aus mußte sie dies, weil sie bei dem Vorhandensein eines gebildeten Heidentums keine Fortschritte machen konnte. Aber sie war es wieder ihrer eigenen Wolfahrt schuldig, zur Ersetzung des Beseitigten Schritte zu thun und darüber zu wachen, daß nicht Unbildung und Brutalität überhandnahmen, welche den Lehren des Christentums bald den Untergang bereitet hätten. Es mußte sich daher eine christliche Kultur entwickeln, welche anfangs keine anderen Träger haben konnte, als die Geistlichen und die von ihnen beeinflußten Mächtigen, weil nur ihnen Gelegenheit zur Erwerbung von Kenntnissen geboten war, so daß damals auf sie alles Verdienst um

Pflege der Wissenschaften fiel. Dieses Verdienst nicht anzuerkennen wäre ungerecht; aber ebensowenig läßt es sich rechtfertigen, die Art und Weise, wie es damals erworben wurde, als für spätere Zeiten maßgebend hinzustellen. Die Kirche konnte nur so lange das Vorrecht gelehrter Beschäftigung behaupten, als andere Kreise dazu nicht den Mut und die Kraft hatten, und wieder nur so weit gehen in dieser Bethätigung, als dadurch die Grundsätze ihres Glaubens nicht beeinträchtigt wurden. Von da an, wo andere Stände in Pflege der Wissenschaften es der Geistlichkeit gleichthaten oder gar ihr den Rang abliefen, und wo die Forschung so weit vorgeschritten war, sich an Fragen zu wagen, welche für den Glauben der Kirche abgethan, gelöst und entschieden sind, da war der Beruf der Kirche wieder ausschließlich ein religiöser geworden und es wäre für sie besser, wenn er auch fortan ein solcher bliebe.

Es steht denn auch mit dem Gesagten im Einklange, daß thatsächlich die Macht des Papsttums und die Einheit der Kirche gerade von da an verloren waren, wo einerseits geordnete Staatswesen an die Stelle des Faustrechts und der rohen Gewalt traten und demnach kein Grund mehr da war, die Völker gegen die Fürsten in Schutz zu nehmen, anderseits aber die Beschäftigung mit den Wissenschaften eine allgemeinere und tiefer eindringende wurde. Es geschah dies Beides um die Zeit des Schismas von Avignon, wo die Kirche zerfiel, um sich nie wieder vollständig zu vereinigen. Seitdem haben denn auch Papsttum und Kirche weder die Freiheit gegenüber der Gewaltherrschaft mehr vertheidigt, noch sind sie fernerhin die Schutzwehren der Bildung und Wissenschaft gewesen, deren freie Bewegung vielmehr von ihnen mit allen Mitteln der Unterdrückung beeinträchtigt wurde.

Daraus geht denn hervor, daß das Papsttum eine kulturgeschichtliche Aufgabe nur im Mittelalter haben konnte, wie wir es abgrenzen, d. h. von der Zeit der beginnenden Völkerwanderung an, wo die Barbarei alle Reste alter Gesittung zu vernichten drohte und der neue Glaube berufen war zu retten, was noch zu retten war, bis zu der Zeit, da die erneuerte Bekanntschaft mit der klassischen Bildung sowol auf die Wissenschaft und Kunst, als auf die innere Ordnung der Staaten wolthätig einwirkte und sowol der Bevormundung des Wissens durch die Religion als der Unsicherheit durch Faustrecht und Raubrittertum, — wenn auch noch nicht ein Ende machte, doch den Boden in dem Maße entzog, daß diese Auswüchse veralteter Zustände wanken und fallen mußten.

B. Geschichtliche Entwickelung.

Seit der Zeit, welche uns die ältesten zuverlässigen Nachrichten über die Anstalt liefert, die wir jetzt als Papsttum kennen, war die

Wahl des Bischofs von Rom, wie die der übrigen christlichen Bischöfe älterer Zeit, ein gemeinsames Recht der Geistlichkeit und der christlichen Bürger von Rom. Da es sich indessen um eine geistliche Sache handelte, war es natürlich, daß schon frühe bei dieser Wahl die Geistlichkeit den größten Einfluß ausübte*). Eine Änderung trat in diesem friedlichen Verhältnisse erst ein, als das römische Reich christlich geworden und sich die Kaiser in die Wahl einmischten. Durch Konstantius wurde 359 der erste Gegenpapst (Felix II. gegen Liberius) aufgestellt. Solches wiederholte sich und in der Folge war der Kaiser sogar der Schiedsrichter zwischen den streitenden Parteien. Honorius übertrug bei streitigen Wahlen eine neue Wahl der Geistlichkeit allein. Der erste Anlaß für den römischen Bischof, sich in politischen Dingen und außerhalb Roms zu bethätigen, war ein höchst bedeutsamer, der jener geistlichen Macht Vieles von ihrem spätern Ansehen verschaffte. Es geschah dies, als in der Mitte des fünften Jahrhunderts die Gottesgeisel Attila, ursprünglich gerufen durch die in ihrer Frauenwürde gekränkte und gefangene Honoria, die ihm ihre Hand bot, in Italien einbrach. Da sandte Rom mit seinen ersten Beamten auch den Bischof Leo I., den Eroberer um seinen Rückzug zu bitten. Der bereits schwankende Hunnenchan, wie man meint durch Alarichs Ende geschreckt, erfüllte die Bitte und verschonte das unglückliche Rom, das gerade am Vorabend des Wandalenbesuches (oben S. 69) stand, mit dem seinigen. Wahrscheinlich jedoch wäre dieser schließlich nicht ausgeblieben, wenn ihn nicht bald der Tod weggerafft hätte.

Nachdem das weströmische Reich aufgehört und unter Theodorichs Herrschaft (s. oben S. 73 f.) langer Friede zwischen Kirche und Staat geherrscht, erhielt 526 auch der große Ostgote (wie vor ihm schon Odoaker) Anlaß, sich in die Wahl einzumischen und einen Papst zu wählen; die Kirche fügte sich in die Entscheidung des Arianers und das System der Staatskirche hatte auch Rom, seine nachherige erbitterte Feindin, unterworfen und wurde nacheinander nicht nur von den Goten, sondern auch von den orthodoxen Byzantinern geltend gemacht, über deren Herrschaft sich der Bischof von Rom nicht zu freuen Ursache hatte. Justinian machte Päpste gleich Theodorich und der Widerstand der Römer war fruchtlos. Große Geister und Thaten, welche das herrschende System zu brechen und der Kirche eine ihrer würdige Stellung zu erringen im Stande waren, weist das Papsttum indessen erst unter der Beherrschung Italiens durch die Langobarden auf. Da glänzt uns der wirklich segensreiche Name Gregors des Großen (geb. 540, Papst 590—604) entgegen. Wolthäter zur Zeit der Pest, Verbreiter des Evangeliums in fernen Landen, die dadurch der Kultur erobert wurden

*) Reumont, Gesch. der Stadt Rom II. S. 27.

(oben S. 72), Pfleger der christlichen Wissenschaft und Kunst, war er zugleich der erste erfolgreiche Kämpfer für die Freiheit der Kirche nicht nur, sondern auch der Völker gegen despotische Staatsgewalt, der eigentliche thatkräftige Schöpfer der dem mittelalterlichen Papsttum innewohnenden hohen Idee. Mit erleuchtetem künstlerischem Geiste faßte er die Frage der Bilderverehrung auf, indem er die Kunst als Ersatz für die der Schrift unkundigen Gläubigen bezeichnete; mit demselben vorgeschrittenen feinen Geschmacke verherrlichte er den Kult durch verbesserten, würdevollen Kirchengesang. Gregor war auch der Vater der ausgebildeten Messe. Wie er sich uns darstellt, war sie für ihn die erhabenste Feier einer tiefsinnigen Vereinigung von Kunst und Glauben, — nicht eine solche von Zauberei und — Geschäft, wie nachher für eine so ungeheure Menge von Geistlichen und Laien. Bei seinem Amtsantritte fand er die katholische Kirche in vielen Ländern unter dem Joche arianischer Könige, die nicht aus Freisinn, um den es sich damals überhaupt nicht handelte, sondern aus Herrschsucht einer Partei anhingen, die ihnen für ihre Zwecke vortheilhaft erschien; als er schied, war die sogenannte Irrlehre nirgends mehr auf dem Trone, sondern lag in den letzten Zügen, und eine gemeinsame (katholische) Lehre umfaßte die Christen des Abendlandes. Ja an ihm fehlte es nicht, daß er auch das Morgenland dem gemeinsamen Bande einverleibte; denn hier scheiterte er an dem starren Byzantinismus. Gregor I. war keineswegs nach weltlicher Herrschaft lüstern; gerne überließ er sie nicht nur dem Kaiser, sondern war ihm auch in weltlichen Dingen zu gehorchen bereit. Ja er trieb dies nur zu weit, indem er (602) den Kaisermörder Phokas beglückwünschte. Gegenüber dem Volke verhielt er sich väterlich und liebreich. Er trachtete nach Aufhebung der Sklaverei, die zu seiner Zeit unter Christen noch blühte, so daß unter seinen Augen Angelsachsen in Rom verkauft wurden, die ihm Anlaß zur Bekehrung dieses Volkes boten, und die Langobarden bei ihrem Einfalle Römer mit Stricken um den Hals gebunden nach Gallien zum Verkaufe schleppten. So trat er auch gegen willkürliche, erpresserische Beamte auf. Strenge Ordnung stellte er in den Gütern der Kirche, im „Erbtheil" des Petrus her und berücksichtigte dabei vor Allem das Los der Armen. Er ließ sie an seinem Tische speisen, Korn für sie kaufen, Lebensmittel aller Art unter sie vertheilen und die Wasserleitungen verbessern.

In Sachen der Literatur und Wissenschaft hatte er einen schwierigen Stand. Als Oberpriester der Christenheit konnte er dem heidnischen Wesen in Schrift und Kunst nicht hold sein; denn dies war damals noch nicht eine abgethane, unschädlich gemachte Sache wie heute. Das Christentum war als allgemeine Religion noch zu jung, um solche Nebenbuhlerschaft zu ertragen. Es war daher gewiß das Richtige für seine Stellung, daß er die Kenntniß der „profanen" Literatur empfahl,

aber vor einer schwärmerischen Hingabe an sie warnte. Er war selbst äußerst bewandert in Grammatik, Retorik und Dialektik. Seine Demut bewog ihn, dem Patriarchen von Konstantinopel gegenüber, der sich den „allgemeinen Bischof“ nannte, den Titel eines „Knechtes der Knechte Gottes“ anzunehmen, der sich auch auf seine Nachfolger (oft recht unpassend) vererbte. Mit Gregor I. beginnt das Papsttum in der Sonnenseite seines wahren Charakters und seiner geschichtlichen Bestimmung, gerade wie dessen das Mittelalter bedurfte, um auf eine höhere Stufe der Kultur gehoben zu werden.

Noch das siebente Jahrhundert hindurch trug das Papsttum das staatskirchliche Joch der Byzantiner; aber während desselben lockerte sich das letztere, namentlich in Folge der Schwächung des Reiches durch die Fortschritte des Islam, immer mehr, so daß auch die Obergewalt über Roms Bischöfe immer mehr und mehr erlahmte. Dazu trug nicht wenig der in Italien damals zuerst um sich greifende Gedanke bei, das Papsttum als eine Nationalsache gegenüber der verhaßten Griechenherrschaft zu betrachten, und so steuerte Alles auf eine selbständige Stellung der „Nachfolger des heiligen Petrus“ los.

Den Ausschlag gab dabei der byzantinische Bildersturm (oben S. 101 ff.). Unter Gregor II. verweigerte Rom dem ikonoklastischen Kaiser den Tribut, vertrieb den kaiserlichen Dux und regirte sich selbst. Seitdem (728) war der Papst thatsächlicher Herr in Rom. Sein Nachfolger Gregor III. war der Letzte, dessen Wahl durch Geistlichkeit und Volk vom Kaiser (eigentlich von dessen Exarchen in Ravenna) bestätigt wurde. Doch sah er bald ein, daß er ohne den Schutz eines mächtigen Herrschers sich nicht gegen die Langobarden halten konnte, welche nach der Ausdehnung ihrer Herrschaft über ganz Italien strebten. Wo konnte aber ein passenderer Schutzherr des Oberhauptes der Kirche gefunden werden, als bei den eifrig katholischen Franken, die auch anscheinend ferne genug waren, um für Rom unschädlich zu sein? Sie waren die Herren des damals mächtigsten Reiches im Abendlande, und auf dem Haupte der an Stelle der hinsiechenden Merowinger im Hausmeieramte emporstrebenden Karolinger ruhte der Lorbeer des Sieges über die Feinde der Christenheit, die Zerstörer des Kreuzes im Osten (732 zwischen Tours und Poitiers). Gregor schickte an Karl Martell die Schlüssel des Apostelgrabes. Vorderhand hatte dies noch keine Wirkung, indem die Franken unter sich hinlänglich beschäftigt waren; aber als der Langobarde Aistulf das byzantinische Exarchat in Ravenna stürzte und Rom bedrohte, — zugleich aber Pipin der Kurze die thatsächliche Herrschaft über die Franken mit dem königlichen Purpur zu schmücken wünschte, da lag es im beiderseitigen Interesse Roms und Frankreichs, einen Bund zu schließen gegen die Aufrichtung eines starken italischen Königreiches. Zacharias, der letzte Papst morgenländischer Abkunft, billigte den Dynastie-

wechsel (752), indem er den wahren, wenn auch keineswegs „legitimen“ Ausspruch that, daß König sein solle, wer dieser Würde Last trage, nicht wer sie dem Namen nach besitze. Dafür wandte sich sein Nachfolger Stephan, dem der Byzantiner Konstantin Kopronymos jede Hilfe verweigert hatte, mit einem im Namen des heiligen Petrus (in barbarischem Latein!) geschriebenen Briefe an Pipins starke Hand; denn es war hohe Zeit! Aistulf stand vor Rom, wo seine Truppen die Campagna verwüsteten, Heiligtümer zerstörten und die Katakomben durchwühlten; — die Römer wallten barfuß, die Häupter mit Asche bestreuend, unter Gesang und Vortragung von Reliquien, der Papst an ihrer Spitze mit dem Heilandsbilde, nach Santa Maria Maggiore. Mehr als diese fromme Übung nützte ihm seine Reise über die Alpen nach Chalons, wo einer der folgenreichsten Verträge der Geschichte geschlossen wurde (754). Was die Langobarden den Byzantinern genommen, sollten die Franken den Langobarden nehmen und es dem Papste, oder eigentlich Diesem und der römischen Bürgerschaft gemeinsam auf „ewige Zeiten“ überlassen*). Aber weder ist die Urkunde dieser Schenkung überhaupt irgendwo vorhanden, noch ist einzusehen, wie der Frankenkönig dazu kam zu vergeben, was er nicht nur nicht besaß, sondern worauf er auch nicht das entfernteste Recht hatte, — und ebensowenig, warum dem Papste diese entfernte Provinz und nicht Rom selbst übergeben wurde, auf welches ihm, weil die Römer ihn zum Oberhaupte haben wollten, jedenfalls das bessere Recht zustand. Indessen erfuhr die Herrschaft des Papstes in der Romagna keinen Widerspruch, und die Byzantiner protestirten ohne Erfolg gegen ihre Vertreibung aus dem Abendlande. Die beiden Endpunkte des spätern Kirchenstaates waren durch diese Schenkung und durch die bereits bestehende Oberhoheit des Papstes in Rom bezeichnet, und es war dies eine höchst kluge Abgrenzung, um die Bildung eines einheitlichen italischen Staates, dem Rom ja nicht entgehen konnte, auf lange Zeit zu verhindern, indem jener Landstrich sich quer zwischen Ober- und Unteritalien legte und beide auseinanderhielt. Für die Macht des Papsttums war damit ein Zeitraum des Wachstums und der Blüte angebrochen, — für die Reinheit der Kirche ein solcher der Entartung und Verderbniß. „Es endete, sagt Gregorovius, die rein bischöfliche und priesterliche, die schönste und rühmlichste Epoche der römischen Kirche. Diese verweltlichte; die Päpste, welche wider die Grundsätze des Evangeliums und der Lehre Christi das Priestertum mit dem Königtum verbanden, konnten fortan nicht mehr den reinen Charakter apostolischer Bischöfe festhalten. Ihre sich selbst widersprechende Doppelnatur zog sie tiefer und tiefer in das Treiben ehrgeiziger Politik hinab; sie wurden mit Notwendigkeit in

*) Reumont II. S. 115; Gregorovius II. S. 288.

demoralisirende Kämpfe um die Behauptung ihrer weltlichen Titel, in innere Bürgerkriege mit der Stadt Rom und in dauernden Hader mit den politischen Mächten hineingerissen." Dazu kam noch die Nachahmungssucht, welche nachher Bistümer und Abteien trieb, sich ebenfalls weltlichen Besitz zu schaffen, so daß es im Mittelalter und noch tief in die neuere Zeit hinein von „Kirchenstaaten" in Europa wimmelte.

In der Absicht der Päpste lag diese Verweltlichung der Kirche gewiß nicht; es war ihnen nur um deren Unabhängigkeit zu thun; aber diese führte jene mit Notwendigkeit nach sich.

Einstweilen hatte die Herrschaft des Papsttums in den Mündungslanden des Po noch keine Bedeutung; die Wurzel desselben war in Rom und hier allein gewann sein weltliches Walten daher ein geschichtliches Interesse. Die päpstliche Hoheit in Rom war indessen noch keine monarchische. Die an sich republikanisch eingerichtete Bürgerschaft anerkannte den Papst als Dominus, den sie selbst wählte. Als wirklicher Herr galt dem Namen nach immer noch das römische Reich, das freilich damals, zur Zeit Pipins, kein wirkliches Dasein für Rom hatte. Es waren daher von da an das Mittelalter hindurch drei Gewalten im eifersüchtigen Kampfe um Rom: die städtische, kaiserliche und päpstliche. Die kaiserliche Gewalt wurde damals nur wegen des Bilderstreites als unterbrochen betrachtet; dem Namen nach anerkannte man sie, leistete ihr aber keinen Gehorsam. Desto lauter ließ sich nun die städtische Liebe zur Freiheit, d. h. Ungebundenheit hören. Seit das Papsttum einen politischen Charakter hatte, hielten sich die Römer für berechtigt, dasselbe auch wie eine politische Behörde zu betrachten, und seine heilige Würde war kein Hinderniß, daß bei Papstwahlen ebenso wilde und selbst blutige Volksaufläufe und Parteikämpfe stattfanden wie bei der Wahl politischer Körperschaften. Die vornehmen Familien glaubten sich vorzüglich dazu berufen, Päpste gewaltsam ein- und abzusetzen und als ihre Werkzeuge zu benutzen. Rom wurde der Schauplatz der Anarchie und der Bürgerkriege, obschon es sich um den Besitz einer Würde handelte, die ihrem ursprünglichen Zwecke nach eine rein geistliche sein sollte. Gestürzte Päpste, Bischöfe und Kardinäle wurden mißhandelt, verstümmelt, eingekerkert und ermordet*). Die Parteien buhlten um die Gunst der Langobarden und der Franken. Ja Papst Stephan III. nahm keinen Anstand, aus Haß gegen die Langobarden Pipins Söhne Karlmann und Karl von der Heirat mit langobardischen Königstöchtern, mit Anwendung von zauberischen Beschwörungsformeln abzumahnen und dagegen — als Karl dennoch Desiderata nahm, jedoch wieder verstieß, — diesen Ehebruch oberhirtlich zu genehmigen. Es handelte sich eben um die Allmacht des Papsttums auf Erden und um die Demütigung der weltlichen Herrscher ihm gegenüber. Und wunderbar

*) Gregorovius, II. S. 311 ff.

schnell erfüllte sich dies Ziel. Schon 774, als Pipins Sohn Karl der Große nach Italien zog, um das Papsttum von der Bedrängniß durch die Langobarden zu befreien, stieg er, als er die ihm entgegengesandten römischen Kreuze und Fahnen sah, vom Pferde und begab sich zu Fuß nach der Peterskirche. Auf der untersten Stufe der Treppe warf er sich nieder, erklomm selbe (wie Cäsar die des Kapitols!) auf den Knieen und gelangte so zum Papste. Er bestätigte und beschwor die Schenkung Pipins, wovon die Urkunde ebenfalls nicht vorhanden ist; ja er soll jene Schenkung auf fast ganz Italien erweitert haben, auch über solche Provinzen, die er niemals erobert hatte, was indessen als Fabel erkannt ist. Karl war der Patricius, der höchste Richter in Rom und dessen Dukat und im ehemaligen Exarchat, der Papst sein Verwalter in diesen Landen.

Als in demselben Jahre der letzte Langobardenkönig Gefangener und Mönch wurde, hatte die Macht der Franken Italien zur Provinz und Karl war des Landes Herr und auf dem besten Wege, das System der Staatskirche zu befestigen, so daß der Papst nur sein geistlicher Minister geblieben wäre. Um dieser Lösung entgegenzuarbeiten, erfand Papst Hadrian damals (777) das Märchen, daß Konstantin, als er den Sitz des Kaisertums nach Byzanz verlegte, den Westen des Reiches, oder wenigstens Rom und ganz Italien dem Papste überlassen hätte*). Das und nichts Anderes war es, was die Päpste wünschten und was ihr vielhundertjähriges und noch jetzt nicht aufgegebenes Streben bildete. Der widerwärtigste Länderhunger griff immer tiefer in der Kirche Platz. Die Päpste hingen immer zäher am materiellen Besitz und lebten immer weniger dem geistlichen Amte. Ja letzteres war ihnen fast nur noch Mittel zu Erlangung des erstern, und sie scheuten sich durchaus nicht mehr, die ewige Seligkeit, über die verfügen zu können sie vorgaben, von der Schenkung weltlicher Güter an die Kirche abhängig zu machen. Schon trat die peinlichste Spannung zwischen dem frommen Karl und dem ländergierigen Papst ein, der einen Beschützer gesucht und einen Beherrscher gefunden hatte.

Hadrians Nachfolger Leo III. suchte sich mit dem mächtigen Franken besser zu stellen, und nachdem ein Aufruhr in dem unruhigen Rom ihm beinahe Tiara und Leben gekostet, rief er Karls Hilfe und Rache an und hielt es für das beste Mittel, sich dessen Schutz zu sichern, indem er ihn 800 Jahr nach Beginn unserer Zeitrechnung am Weihnachttage in der Peterskirche, mittels einer sonderbaren und wenig aufgehellten Scene, unter des Volkes gewiß nicht improvisirtem, sondern wol vorbereitetem Zurufe, zum Kaiser krönte.

Die Päpste hatten niemals das römische Reich als erloschen betrachtet.

---

*) Gregorovius II. S. 350 ff.

Nachdem die weströmische Kaiserwürde eingegangen, fiel sie für sie an die allein übrig bleibenden Oströmer zurück. Nachdem aber Rom mit Byzanz durch den Bildersturm und das Schisma zerfallen, trat ein provisorischer Zustand ein, während dessen sich die Päpste nach den zur Wiederaufrichtung des Reiches geeigneten Häuptern umsahen. Offenbar und ohne Zweifel war schon Pipin zur Kaiserkrone bestimmt; man wollte jedoch seine Würdigkeit hierzu genauer beobachten; ebenso läßt das Verhalten gegenüber Karl keinen Zweifel zu, daß eine lange Prüfungszeit von mehr als einem Vierteljahrhundert ihn auf die Ehre vorbereitete, die ihm scheinbar unerwartet zu Theil wurde. Womit der in seiner Ländergier beleidigte, weil unbefriedigte Hadrian zögerte, das setzte der geschmeidige und kluge Leo ins Werk. Der mächtigste Monarch der Zeit, der Herr Galliens, Germaniens und Italiens, also der Hauptheile des ehemaligen Westreiches, war die geeignete Person, dieses letztere, das über dreihundert Jahre unbesetzt geblieben, wieder in's Leben zu rufen. Den schismatischen Griechen hatte das Morgenland überlassen werden müssen; durch die katholischen Franken als weltliche Schirmherrn sollte das Abendland als ein Weltreich von Papstes Gnaden gerettet werden.

Durch diese ganze Sachlage war aber auch der tiefe Unterschied zwischen dem verflossenen und dem neuen weströmischen Reiche gegeben. Das alte west- und oströmische Reich waren Glieder eines Körpers, in Glauben und Verfassung durchweg übereinstimmend. Jetzt hingegen galt das byzantinische Reich als ein verlorenes, gleichsam usurpatorisches, weil häretisches, und das neue Reich war das eigentliche römische, das allein berechtigte, und zwar lag für das Papsttum seine tiefe Bedeutung darin, daß es nicht ein blos weltliches war wie das altrömische, in dessen letzter Zeit das Christentum lediglich Staatsanstalt war, sondern ein wesentlich geistliches, dessen Zweck gerade in der Erhebung des Christentums lag, in welchem der Papst als geistlicher und neben ihm der Kaiser als weltlicher Herrscher nebeneinander und in vollkommener Uebereinstimmung walten sollten. Rom war daher die eigentliche Hauptstadt des neuen Reiches, der Sitz des Papstes und der rechtmäßige solche auch des Kaisers, und im Hintergrunde des Planes lag ohne allen Zweifel die Ausdehnung des Reiches auf den ganzen christlichen Erdkreis, die Vernichtung des irrgläubigen Ostreiches und die Wiedervereinigung seiner Bewohner mit der rechtgläubigen Christenheit. Das römische Reich des Mittelalters war demnach im Geiste seiner Gründung nicht, was es später durch die Macht der Umstände wurde, ein römisches Reich „deutscher Nation“, sondern ein römisches Weltreich, eine geniale, aber, wie die Folge zeigte, unausführbare Schöpfung des Papsttums, das sich hierdurch als in schöpferischen Gedanken allerdings den übrigen Faktoren der damaligen Welt weit überlegen zeigte.

So hatte Rom seine vollen drei Gewalten, die städtische, die kaiser-

liche und die päpstliche oder die kommunale, die richterliche und die geistliche. Der neue Kaiser vereinigte in sich die Befugnisse des Patricius, was Karl seit 774 gewesen, des frühern Dux und des Exarchen, mit erhöhtem Ansehen; er war der eigentliche weltliche Oberherr der ewigen Stadt. Der kühne Plan des Papsttums ging auf eine Art von Dreieinigkeit in Rom und dessen Reich: Papst, Kaiser und Stadt. Letztere sollte durch den Ersten geheiligt, durch den Zweiten regirt werden. In Wahrheit war das Mittelalter eine Zeit erbitterten und blutigen Kampfes zwischen dem Papste, dem Kaiser und dem Bürgeradel um die bedauernswerte Stadt. Die Idee der Päpste war eine hohe und kühne; aber sie blieb Idee und wurde niemals Wahrheit. Es war ein Bild, das ihnen im Geiste lebte und auch im Steine durch Kunst sich einprägte: schon 796 ließ Leo sich und den Kaiser in Mosaik abbilden, sich mit der Kirche, Karln mit Krone und Schwert, oder sich mit dem Schlüssel, den Kaiser mit dem Panner; in's Leben aber, in Fleisch und Blut ging diese sichtbare Dreieinigkeit nie über.

Was dem christlichen Wesen damals mehr not that, als die Aufrichtung eines Reiches von vorherrschend geistlichem Charakter, das war eine Stärkung vielmehr der weltlichen Macht christlichen Glaubens gegen den überall, von Kleinasien bis Spanien wider die Christenheit vorgehenden und überall siegreichen Islam. Gegen diesen hätten sich Ost- und Westreich vereinigen müssen; gegen ihn waren Waffen nötig und nicht Weihwasser. Dieser Not gegenüber waren Papst und Kaiser ohne Verständniß; sie ließen den Strom heranfluten, bis es zu spät war, ihn zu stauen. Die Idee eines geistlichen Reiches machte sie blind gegen die weltliche Gefahr.

Doch, der Papst war jetzt Herrscher oder Mitherrscher eines großen Reiches, freilich zum Theil nur dem Namen nach. Er war jetzt Monarch in geistlichen wie in manchen weltlichen Sachen (letzteres im Kirchenstaate) und von da an sehen wir ihn gleich den Kaisern mit einem Hofstaate umgeben. Nach den sieben kirchlichen Regionen (Gemeinden) der Stadt Rom umgaben ihn sieben palatinische Richter, lauter Geistliche und zur Ehelosigkeit angehalten, wenn auch mit weltlichen Befugnissen, jeder mit einem besondern Amtskreise*) ausgestattet. Unter ihnen standen untergeordnete Beamte, wie der Vicedominus oder Haushofmeister, der Vestararius, Aufseher über die kirchlichen Gewänder, der Cubicularius oder Kämmerer, und Andere, Alle ohne Bezug auf die Kirche, aber von großem politischem Einflusse. Die Regirung der päpstlichen Besitzungen wurde immer mehr einer weltlichen und politischen ähnlich und der Papst immer mehr der eigentliche Fürst Roms, wo die Oberhoheit des Kaisers nur eine solche dem Namen nach war und die Souveränetät der Gemeinde oder der „Republik", wie sie noch hieß, sich in der Regel nur in den

---

*) Reumont II. S. 145 ff.

meist wirren und kampfreichen Zwischenzeiten nach dem Tode oder Sturze eines Papstes und dem Antritte seines Nachfolgers in nichts weniger als wolthätiger Weise geltend machte. Die Päpste blieben aber auch noch deshalb unumschränkte Herrn Roms, weil die Kaiser darauf verzichteten, ihren Sitz in der ewigen Stadt aufzuschlagen und es vorzogen, ihre Kräfte und Regentenpflichten vornehmlich ihrer Heimat, ihrem angeborenen Staate zu widmen. Das war auch die Ursache, warum das neue sogenannte römische Reich in Wahrheit ein fränkisches und nachher ein deutsches wurde; denn statt sich über die ganze Christenheit auszudehnen, wie der päpstliche Plan war, verlor das Reich vielmehr, in Folge der zunehmenden Kraft der einzelnen Nationen nach und nach Alles außer dem deutschen Vaterlande der Kaiser und war zuletzt sogar von Rom selbst, von dem es doch stets noch den Namen entlehnte, ausgeschlossen.

Das neue Reich war sonach in Wahrheit ein, unwillkürlich treffend durch den Doppeladler (der Osten und Westen bezeichnen sollte) versinnbildlichtes Doppelreich mit dem Sitze der weltlichen Herrschaft im Norden bei den Germanen und der geistlichen im Süden bei den Römern*). Es war ein Bund zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Macht, der indessen nur allzu oft in Eifersucht und Kampf ausartete, und man weiß nicht, soll man diesem Doppelreich oder Weltbund mehr wolthätigen oder mehr verderblichen Einfluß auf die Gesittung und Bildung seiner Zeit zuschreiben. Auch das rechtliche Verhältniß des Papstes zur Stadt Rom, zu ihrem Adel und ihrer Bürgerschaft und zu ihrer Verfassung ist nie ein völlig klares und bestimmtes geworden und blieb daher zu keiner Zeit ohne die wildesten Störungen**). Die Römer selbst fuhren fort, ihre Stadt „Republik zu nennen, mit welchem Namen doch ihr Verhältniß zu Papst und Kaiser schlechterdings unvereinbar war, was sich auch in den stets wiederholten Aufständen und Parteikämpfen deutlich zeigte. Die Zerwürfnisse zwischen Kaiser- und Papsttum brachen schon bald nach Karls, besonders aber nach seines harmlosen Sohnes Ludwig des Frommen Tod aus. Das Geschlecht der Karolinger entartete gleich jenem der Merowinger kurze Zeit nach seiner Erhebung, und zwar desto mehr, je mehr die fränkische Unsitte einriß, die Söhne zu Mitregenten der Väter zu berufen und nach der Letzteren Ende das Reich zu theilen. Im Hinblick auf diese Schwäche des Reiches, welche den Päpsten wenig oder keinen Schutz gewährte, suchten diese sich selbst zu helfen und trachteten darnach, im Notfalle als alleinige Oberhäupter des Reiches, wie sie es verstanden, gelten zu können. Ohnehin stieg in der öffentlichen Achtung der Papst in dem Maße, in welchem der Kaiser darin sank, wie auch umgekehrt. Namentlich war jenes der Fall, als der kräftige und kühne

---

*) Gregorovius III. S. 3 ff.
**) Reumont II. S. 189.

Nikolaus I. (858—867) Papst war. Er zuerst strebte nach der geistlichen Universalmonarchie, deren bloßer erster Vasall der Kaiser sein sollte. Er soll der Erste gewesen sein, der die päpstliche Krone trug. Damals entstand denn auch jene der vorangegangenen konstantinischen Schenkung würdige Fälschung, die der pseudoisidorischen Dekretalen, eine Erdichtung von Briefen und Dekreten früherer Päpste, eingestreut in eine Sammlung von Konzilienakten, die dem Isidor von Sevilla untergeschoben wurden. Nikolaus war der Erste, der sich dieses Machwerks als eines päpstlichen Rechtsbuches bediente*). Nach demselben sollte der Papst frei von jeder weltlichen Oberhoheit und unabhängig von allen Synoden sein und die königliche Würde tief unter der päpstlichen, ja sogar unter der bischöflichen stehen. Kurz, es wurde dem Papsttum die Diktatur in der Welt zuertheilt.

Die Folgen davon waren mittelbar, daß gegen Ende des neunten Jahrhunderts die kaiserlichen Rechte in Rom gänzlich in Verfall gerieten, ja bis auf den Namen verschwanden. Unter Papst Johann VIII. (872—882) trat diese Katastrophe ein; Karl der Kahle war ihr erstes Opfer. Sie war damals berechtigt; denn Johann war, trotz seiner geringen weltlichen Macht, der Einzige, der, verlassen von Kaiser und Fürsten, selbst als Admiral in die See stechend, Rom von den in sein Gebiet wiederholt einfallenden Arabern befreite, mit denen sich sogar italienische Fürsten verbunden hatten! Freilich thaten sie dies, weil sie sich in ihrem Länderbesitze durch den Papst bedroht sahen, und diesem selbst nützte sein Sieg so wenig, daß er nachher den Sarazenen sogar Tribut zahlen mußte. Das Reich Karls des Großen zerfiel damals vollständig und es zerfleischten sich Italiener unter sich (Berengar und Guido) wie im Kampfe mit Deutschen (dem Bastard Arnulf) um die Kaiserkrone. Doch die Deutschen siegten durch die erste Belagerung und Erstürmung Roms von Seiten eines deutschen Kaisers, und damit trat trotz der konstantinischen Schenkung und der isidorischen Dekretalen wieder ein Wendepunkt in der päpstlich-kaiserlichen Geschichte ein, die einer Schaukel gleicht, auf der heute Dieser und morgen Jener oben und der Andere unten ist. Noch ehe das neunte Jahrhundert zu Ende war, sank das Papsttum und stieg wieder das Kaisertum. Ein furchtbares Ereigniß, höchst bezeichnend für die Zustände der Zeit, bezeichnet diese Wendung. Der Tod des Papstes Formosus, der Arnulfen gekrönt hatte, gab das Zeichen.

Die ewige Stadt wurde eine Beute der unruhigen Patrizier, welche Papst um Papst ein- und absetzten, das Land des heiligen Stuhles eine solche von Räubern höherer und niederer Geburt. Da ordnete Papst Stephan V. 897 in Gegenwart des sogenannten Kaisers Lambert (Guido's

---

*) Gregorovius III. S. 164.

Sohn) ein Todtengericht über Formosus an*). Die Leiche wurde der Gruft entrissen und im Konzilienſal auf einen Tron gesetzt. Da wurde ein schauerliches Gericht über sie gehalten und der Papst warf ihr in's mumienhaft verzerrte Gesicht Usurpation vor. Nun wurden ihr die päpstlichen Gewänder abgerissen, die drei Finger der rechten Hand, mit welchen der Segen ertheilt wird, abgeschnitten und der Körper mit barbarischem Geschrei aus dem Sal geschleppt, durch die Straßen geschleift und unter dem Geheul des Pöbels in den Tiber geworfen. Hätten Andere als der Papst und seine Leute diesen scheußlichen Frefel verübt, so wäre es von Denen, die dies gethan, als eine Strafe Gottes verkündet worden, daß bald darauf die Basilika des Lateran einstürzte und der Papst noch im selben Jahre vom Volke erwürgt wurde, noch ehe man die Leiche des Formosus aus dem Strome gefischt hatte, die ein Nachfolger bestatten ließ.

Das nun folgende zehnte Jahrhundert umfaßte denn auch die tiefste Erniedrigung und Entartung des Papsttums. Sie begann unter Johann X., den seine Geliebte, die nach ihrer Herkunft unbekannte üppige Theodora, Gattin eines Konsuls und Senators, ein byzantinischer Charakter wie Name, aus ebenso dunkeln Verhältnissen auf den heiligen Stuhl hob (914). Ihre Töchter Marozia und Theodora die Jüngere waren feinere Buhlerinnen, welche durch ihre Reize über das Emporkommen im Staats- und Kirchendienste entschieden, eine Erscheinung, welche damals auch in anderen Staaten zutage trat und ein ganz eigentümliches Gegenstück zu der durch die Dekretalen verkündeten Herrschaft des Geistes bildete, und dies ist um so auffallender, als selbst die Geistlichkeit von dieser Verderbniß angesteckt und nicht einmal der päpstliche Hof davon verschont wurde, — er, der eben die Herrschaft des Geistes durchführen sollte! Doch war Johann X. ein kräftiger Papst und vollendete das Werk der Befreiung Italiens von den Mohammedanern. Marozia's Gatte Alberich, ursprünglich ein Landedelmann von langobardischer Abkunft, wurde des Papstes Minister und Feldherr und triumfirte mit ihm in altrömischer Weise über die Wüstensöhne. Nach seinem unaufgehellten Sturze regirte Marozia, die sich Senatrix und Patricia nannte, stürzte den ihr widerstrebenden Papst und ließ ihn wahrscheinlich ermorden (928). Drei Jahre darauf brachte sie ihren eigenen und angeblich des frühern Papstes Sergius III. Sohn Johann XI. auf den Tron und vermälte sich selbst im Grabgewölbe Hadrians mit Hugo, dem Könige von Italien. Gegen den Stiefvater und die Mutter erhob sich aber Alberichs gleichnamiger Sohn und vertrieb ihn aus Rom. Der Sieger kerkerte seine Mutter ein, ließ den Papst, seinen Halbbruder, bewachen und herrschte in der Stadt als Princeps und Senator der Römer, welcher letztere Titel seit dem Erlöschen des Senates zuweilen eine Einzelwürde bezeichnete, mit Kraft und Ordnung-

---

*) Gregorovius III. S. 236 ff.

sinn, knüpfte Verbindungen mit Byzanz an, gab seinem gestorbenen Bruder Johann XI. selbst mehrere Nachfolger, die seine Werkzeuge waren, reformirte die Klöster, beschränkte die Macht der Geistlichkeit, und wies Otto den Großen von Rom zurück. Er starb 954 nach 22 Jahren Herrschaft und ihm folgte in derselben sein Sohn Octavian, den er aber bereits zum Papste bestimmt hatte. Er wurde dies als Johann XII., der Dritte aus der Familie der Theodora. Den Zweck des Vaters, beide Gewalten, die weltliche und geistliche, in einer Person zu vereinigen, schändete er durch sein sittenloses Leben und verhöhnte den christlichen Kult. Auch darin that er das Gegentheil von seinem Vater, daß er Otto den Großen nach Rom rief, und damit begann die glorreiche Zeit des nun nur noch dem Namen nach römischen, in Wirklichkeit deutschen und Rom beherrschenden Kaisertums, dessen blose Werkzeuge die Päpste geraume Zeit waren.

Die Herrschaft der drei Johanne hat ohne Zweifel den Anlaß zu dem Märchen von der Päpstin Johanna gegeben*), wenn auch selbes in das vorhergehende Jahrhundert verlegt wurde; sie schloß in würdiger Weise damit, daß Otto I. (964) den Römern die freie Papstwahl nahm, selbe von seiner Zustimmung abhängig machte und durch eine Synode in der Peterskirche den entflohenen Johann XII. schmählich absetzen ließ. Zu seinem Nachfolger wählte er, den Kirchengesetzen zuwider, weil kein würdiger Priester gefunden werden konnte, einen Laien als Leo VIII. und selber mußte summarisch durch alle geistlichen Stufen erhoben werden. Einen wilden Aufstand der Römer gegen Kaiser und Papst schlugen die Deutschen nieder; die Römer baten um Gnade, und die ewige Stadt hatte das Kaiserhaus der Sachsen zu Herren, allerdings nicht unbestritten; denn fortwährend bekämpften sich blutig Kaiserliche und Päpstliche in der Stadt, die ein Heiligtum des Friedens hätte sein sollen. Päpste und Gegenpäpste verfluchten einander nicht nur, sondern ließen einander wechselseitig mißhandeln und morden und wetteiferten an Sittenlosigkeit und allen Lastern. Nur bei den seltenen und kurzen Anwesenheiten der Kaiser herrschte Ordnung und Gesetz. Glückliche Papstwahlen traf in dieser traurigen Zeit der schwärmerische Otto III., indem er erst seinen Kaplan und Vetter Bruno von Kärnten, den ersten deutschen Papst, als Gregor V., der schon nach drei Jahren mit 27 solchen starb (999) und dann seinen klassisch-gebildeten Lehrer, den Franzosen Gerbert als Silvester II. erhob. Otto III., Sohn der Griechin Theophano, träumte von Wiederherstellung des alten römischen Reiches mit Sitz in Rom und pompösem byzantinischem Ceremoniell, nicht ohne asketische religiöse Richtung. Sein rastloses Streben tödtete ihn mit 22 Jahren (1002). In Rom aber herrschte weder Papst noch Kaiser, sondern die Adelsfaktion der Crescentier und nach ihnen die Grafen von Tusculum. Eine Reihe Päpste, zum Theil

---

*) Vergl. Gregorovius III. S. 117.

neronische Ungeheuer (wie Bonifaz VII.), die auch manchmal vom erbitterten Volke gelyncht wurden, waren ihre Geschöpfe, und manchmal wurde die oberste Würde der Christenheit um schnödes Gold an den Meistbietenden losgeschlagen. — 1044 gab es zum ersten Male drei Päpste. In einer Synode zu Reims (991) sprach der Bischof Arnulf von Orleans öffentlich zermalmende Worte über das damalige Papsttum. Ja das letztere hatte sogar seinen Heliogabal in dem ruchlosen Knaben Benedikt IX., der nur durch Vertreibung und nach seiner Wiedereinsetzung durch seine Bekehrung zum Heiligen der verdienten Strafe seiner Schandthaten entging*). Alle geistliche Zucht lag darnieder gleich der weltlichen Ordnung**).

So waren die Zustände auch unter den salischen Kaisern, von denen Heinrich III. die Würde eines römischen Patricius und damit die Hoheitrechte in Rom für sich und seine Nachfolger erhielt, bis ein Retter des Papsttums nicht nur, sondern auch der Gründer seiner glänzendsten Periode erschien, unstreitig der geistvollste und kräftigste der Päpste, Hildebrand der Toskaner. Im päpstlichen Dienste groß gezogen und mit dem schrecklichen Verfalle dieser Macht durchaus vertraut, war er der Berater und Gehilfe des ersten Papstes, der nach jener Zeit des Verfalles, in Mitte des elften Jahrhunderts, wieder auf Reinigung der Kirche bedacht war, Leo IX. und seiner Nachfolger. Unter Diesen entschloß sich Nikolaus II., die durch so viele Unregelmäßigkeiten und Mißbräuche ganz außer alle Ordnung gekommene Papstwahl zu regeln. Er fand (1059) das Heil darin, die Laien von der Theilnahme an der Wahl auszuschließen und das Geschäft allein den Klerikern und zwar insbesondere den Kardinälen zu übertragen, das Bestätigungsrecht des Kaisers aber zu beschränken. Eine Stütze zur Durchführung dieser Reform fand der Papst in den Normannen Unteritaliens, welche ihr neu erobertes Reich von der Kirche zu Lehen nahmen und den unruhigen, das Papsttum so sehr belästigenden Adel Roms bändigen halfen. Die ebenso lästige Vormundschaft der Kaiser zu beseitigen, dazu genügten die Normannen nicht; da konnte nur ein Biegen oder Brechen helfen, und Hildebrand war der Mann dazu. So brach der furchtbare Kampf zwischen Kaiser und Papst aus, der zwischen einem charakterlosen Schwächling wie Heinrich IV., dem König eines zerrissenen Reiches, und einem systematisch und klug voranschreitenden Kraftmann wie Hildebrand (seit 1073 Gregor VII.), dem Oberhaupt einer einigen Kirche, keinen andern als den bekannten Verlauf nehmen konnte. Gregor erneuerte auf dem römischen Konzil von 1074 die Beschlüsse gegen Simonie und Priesterehe. Gegen letztere waren schon

*) Gregorovius IV. S. 40 ff.
**) Reumont II. S. 339.

früher Verordnungen ergangen; aber erst er verfuhr darin grundsätzlich und rücksichtlos, indem es ihm vor Allem darauf ankam, die Geistlichkeit vollständig von allen Familienbanden zu lösen und sie unter den alleinigen Einfluß und Befehl des Papstes zu stellen*). Wie früher ungescheuter Ungehorsam, so trat jetzt dem kühnen Neuerer offener Widerstand von Seite des größten Theiles der Geistlichen in Deutschland und Wälschland entgegen. Das Konzil des folgenden Jahres untersagte die Annahme von Bistümern und Abteien aus weltlicher Hand und bedrohte sie mit dem Banne. Gregor schuf damit die Unabhängigkeit der Kirche vom Reiche, wie sie in den zwei Jahrhunderten des größten Glanzes des mittelalterlichen Rom, in den Jahrhunderten der Kreuzzüge blühte. Er verglich das Papsttum mit der Sonne, das Kaisertum mit dem von dieser beleuchteten Monde. Der Kaiser war nach seiner Lehre nur durch den Papst, wie der Papst nur durch Gott. Die Kirche konnte nach ihm Kaiser und Könige ebenso ein- und absetzen wie Bischöfe und Äbte, und Jenen befehlen wie Diesen. Der Papst wurde aber nicht nur ein Begründer dieser Ideen, welchen, wenn überhaupt ein Dualismus des Geistes und der Materie, eine übernatürliche Offenbarung und die Petruslegende zugestanden werden, sowol volle Berechtigung und strenge Folgerichtigkeit als auch großartige Erhabenheit zukommen muß, — sondern er wurde auch ein Martyrer für dieselben. Der römische Adel mißhandelte und kerkerte ihn ein, — das Volk befreite ihn. Die Eroberung der Herzen des Volkes war eben das große Geheimniß der Erfolge des Papsttums, das seine Fäden durch die verschiedenen Stufen der Geistlichkeit und mittels der angestaunten Macht derselben über das Jenseits in alle Hütten leitete. Der Widerstand eines Theiles der weltlichen und der geistlichen Aristokratie gegen dieses System, d. h. der Widerstand derjenigen, die ihr Selbstgefühl erhalten und sich nicht unterordnen wollten, konnte zwischen den zermalmenden Mühlsteinen von Oben und Unten, von Rom und vom Volke, nicht bestehen. Die Deutschlands Ehre schändenden Tage von Canossa waren nur die notwendige Folge dieser Zustände, die Folge des aufgekommenen und schrankenlos verbreiteten Aberglaubens an die Zaubermacht der Kirche über Himmel und Hölle. Zwei Mächte, diejenige, welche damals den Geist vertrat, d. h. an der Stelle der untergegangenen Kunst und Wissenschaft, die scholastische Theologie, und ihr Gegenstück, das von ihr geblendete, ungebildete und beschränkte Volk, waren die zwei Glieder der scharfen Scheere, zwischen deren Schneiden der innerlich und äußerlich halt- und stützelos gewordene deutsche König mürbe gemacht wurde. Canossa war der Zenith der geistigen Macht des Papsttums, dem kein späterer Augenblick der Größe mehr gleichkam und wie er sicher niemals

*) Reumont II. S. 369.

wiederkehren wird. Denn dafür hat das Papsttum selbst gesorgt. Es hat durch die Tage von Canossa selbst bewiesen, daß es nicht göttlichen Ursprungs, sondern von ächt menschlichen Leidenschaften, Ruhm- und Rachsucht beseelt war. Jesus hat kein Canossa gefeiert. Durch diesen maßlosen Übermut hat das Papsttum das Reich, dessen Spitze es sein wollte, selbst untergraben. Die Sonne, die es zu sein vorgab, hat damals den Mond, den sie zu beleuchten behauptete, statt dessen verdunkelt. Durch Schändung der Würde des Kaisertums beraubte sich das Papsttum aller weltlichen Grundlage und hatte von da an nur noch die Geistlichkeit und die Unterworfenen derselben zur Stütze. Canossa war die Kriegserklärung zwischen geistlicher und weltlicher Macht, die mittelbare Aufforderung ersterer an letztere, sich für die erlittene Schmach zu rächen, sobald sie dazu die Energie gewonnen hätte; es war die Wurzel und Grundlage alles spätern Mißtrauens und aller spätern Auflehnung des Staates gegen die Kirche, und des spätern Emporwachsens des erstern über die letztere. Canossa hat in langsamer, aber sicherer Entwickelung nach und nach die Schismen des vierzehnten und fünfzehnten, die Kirchentrennung des sechszehnten, die im Westen wiederaufkommende Staatskirche des siebenzehnten, die Aufklärung des achtzehnten und die Revolutionen, wie die Kirchenmaßregelungen des neunzehnten Jahrhunderts verschuldet und zu verantworten. Die Kirche hat in Canossa durch das kopflose Verfahren eines hervorragenden Kopfes selbst die Axt in die Wurzeln ihres Baumes eingehauen. Dies rächte sich denn auch schon wenige Jahre nach der übermütigen That. Den König verbitterte seine Erniedrigung, die nun gänzlich ohne Nutzen für das Papsttum blieb; ja sie führte zum offenen Kriege zwischen beiden Mächten, zur Erstürmung Roms durch die deutschen Truppen, zur Kaiserkrönung durch einen Gegenpapst, zur Verwüstung der ewigen Stadt durch die Normannen, zum Aufstande der Kaiserlichen, zum Blutbad in Rom und zum Tode des Papstes in der Verbannung. Weder vorher noch nachher hat grauenhaftere Zerstörung Rom betroffen, als 1084 durch des Papstes Anhänger*); kein Alarich und kein Geiserich hat in der ewigen Stadt so gewütet wie der blind päpstliche Herzog Robert Guiscard von Apulien, — und Canossa trägt die Schuld daran.

Ohne Zweifel wäre nach Gregors Tod das der Stütze durch das Kaisertum und durch die unzufriedenen Römer selbst beraubte Papsttum von seiner Höhe wieder herabgesunken, wenn sich ihm nicht ein anderer Anlaß geboten hätte, sich aufs Neue zur höchsten Spitze der Christenheit emporzuschwingen. Es war auch dies einer jener großen Gedanken des Papsttums, welche die Welt erschütterten, aber ihm selbst keinen Nutzen brachten. Urban II. warf 1095 zu Piacenza und nachher zu Clermont

*) Reumont II. S. 382.

den Plan der Kreuzzüge in die Welt, dieses zweihundertjährigen und mit der höchsten politischen Macht des Papsttums gleichdauernden Kampfes zwischen dem christlichen Norden und dem islamitischen Süden des Mittelmeeres, dessen nähere Betrachtung diejenige der Entwickelung des Islam voraussetzt und von uns daher später vorzunehmen ist. Während nun gegen Osten hin die vereinten Waffen der Kirche und der Staaten zogen, dauerte im Westen der heftige Krieg zwischen beiden Mächten unverdrossen fort. In Frieden noch zogen 1110 Heinrich V. und Paschalis II. in die Peterskirche ein; aber häßlicher Streit um weltliche Güter und Rechte entspann sich innerhalb der heiligen Mauern. Schwerter wurden gegen gesalbte Häupter gezogen, deren Mund unheilige Reden entfuhren. Als Gefangener verließ der Papst das Gotteshaus und blutiger Kampf, dem Heinrich mit Not entkam, durchtobte wieder die Stadt. Endlich schloß ein Abkommen, das nicht ohne Preisgebung der Grundsätze Gregors VII. über die Investitur möglich wurde, den Streit, und die Kaiserkrönung folgte; Canossa war vom Sohne des Büßers gerächt. Der Streit über die Investitur dauerte fort und vermengte sich mit dem über die Erbschaft Mathildens; die wankelmütigen Römer warfen die päpstlichen Umzüge mit Steinen und zerstörten die befestigten Häuser der Päpstlichen. Das Wormser Konkordat beendete 1122 den Investiturstreit und zwar beinahe im Sinne Gregors. Die Kirche hatte wieder gesiegt; aber sie wußte ihren Triumf nicht zu benutzen und zerfiel wieder in von den Adelsführern Roms abhängige Parteien, welche Gegenpäpste aufstellten; doch war Rom oft ohne Papst, da die Gewählten der herrschenden Anarchie und Zuchtlosigkeit entflohen. Es kam soweit, daß Papst und Stadt wieder beim deutschen König Rettung suchten. Diesem Rufe entsprach zwar das damals neu auftauchende Haus der schwäbischen Staufer; aber sein zweiter König, Friedrich I. der Rotbart, der die Krönung nur dadurch ermöglichte, daß er (1155) sich zu Nepi zum Stallknechte des gewesenen englischen Betteljungen Hadrian IV. erniedrigte, gelangte ebenso nur nach neuen harten Kämpfen, welche Italien grauenhaft erschütterten und den hochstrebenden Papst Alexander III. wiederholt in die Verbannung trieben, zu Verständigungen mit den zwei eifersüchtigen Nebenbuhlern um den Besitz Roms (1183 Friede von Konstanz). Das Verhältniß zwischen Papst und Stadt wurde dann 1188 so geordnet, daß die Stadt den Papst als Oberherrn anerkannte und der von ihm eingesetzte Senat ihm Treue schwor. Der Papst erhielt das Münzrecht und sämmtliche Regalien und steuerte zu den Kosten der Verwaltung und Vertheidigung der Stadt bei. Für die Anschauungen jener Zeit ist besonders sprechend, daß der Papst der Stadt die Vernichtung ihrer unbequemen Nachbarorte Tivoli und Tusculum brieflich zusagte, die sich freilich trotzdem auf Leben und Tod wehrten; aber 1191 wurde Tusculum, nachdem es die

deutschen Truppen verlassen, damit ihrem König (Heinrich VI.) die Kaiserkrönung zu Theil werde, mit päpstlicher Erlaubniß so zerstört, daß kein Stein auf dem andern blieb*).

Das war die Zeit des höchsten Glanzes des Papsttums und des Kaisertums zugleich und doch auch die Zeit des erbittertsten Kampfes zwischen ihnen, während doch gerade die Christenheit um das Grab ihres Erlösers mit dem Islam kämpfte. Es war ein Ringen von Extremen überall, die nach der Weltherrschaft strebten, weil sie nicht in gleicher Macht nebeneinander bestehen konnten. Ein Grab war der Gegenstand des Weltstreites im Osten; ein lebensvoller Wunder- und Zaubergarten, das reizvolle und verführerische Italien, war es im Westen, und doch auch ein Grab, aber nicht nur für Einen, sondern für viele Tausende, die dem Kampfe darum zum Opfer fielen. Ghibellinen und Welfen zerfleischten sich um den Besitz der Braut Italien, welcher Jene Ruhm, Diese Freiheit versprachen, Beide aber nur Blut und Trümmer gaben. Jene strebten nach einem weiten Reiche unter Oberhoheit des Kaisers und mit Beschränkung des Papstes auf die geistliche Sphäre; Diese nach voller Unabhängigkeit der einzelnen Städte und Herren unter dem Schutze des Papstes, und wenn es nicht anders ging, allenfalls noch eines Schattenkaisers. Was man aber Freiheit nannte, war nur das Recht der kleinen Staatswesen, nach Belieben zu schalten und zu walten und ihre Untergebenen im engern Kreise zu drücken. Diese sogenannte Freiheit der italischen Städte, um die es sich vorzüglich handelte, weil das zwischen beiden Mächten streitige Italien eben in lauter Städtegebiete zerfiel, wurde seit dem Frieden von Konstanz überall so geordnet, daß ein Mann, unter dem Titel eines Podestà, meist auf ein Jahr, an die Spitze der Regirung gestellt wurde, und zwar gewöhnlich (zuerst in Bologna) ein Fremder.

Wenn je ein Ruhepunkt in dem fortlaufenden Kampfe eintrat, der dem Namen nach um die Herrschaft in der Christenheit, in Wahrheit aber um jene in Italien geführt wurde, so bezeichnete ihn meist eine Kaiserkrönung in Rom, und auch diese ging oft nicht ohne wilde Blutscenen ab. Es wurde dazu in der Glanzzeit des zwölften Jahrhunderts meist ein hohes Fest, z. B. Ostern gewählt. Das Ceremoniell war (bei der Krönung Heinrich VI. durch Papst Cölestin III. 15. April 1191) folgendes: Der König zog (mit Gattin und glänzendem Gefolge) durch das bei der Engelsburg befindliche Thor in die Leostadt ein. Bei der Kirche S. Maria Traspontina erwartete ihn die Geistlichkeit und geleitete ihn zur Basilika des Vatikan. Vor ihm schritten einher der Stadtpräfekt, das entblößte Schwert tragend, der lateranische Pfalzgraf, der Senator und die vornehmen städtischen Beamten und Richter;

*) Reumont II. S. 461 f.

deutsche und italienische Bischöfe und Fürsten, Patriarchen, Herzoge folgten. Königliche Kämmerer, dem Zuge vorausgehend und folgend, warfen Gelt unter die Menge. Dreimal beschwor der König die städtischen Rechte. Oben an den Stufen der zur Kirche führenden Platform bei S. Maria in turri saß der Papst, von den Kardinälen umgeben, auf dem Trone. Als der König die Stufen erreichte, verließ er sein Pferd, erstieg sie, bezeigte dem Papste seine Ehrfurcht, kniete dann mit der Königin und Allen vom Gefolge nieder und leistete auf das Evangelienbuch den gebräuchlichen Eid: „Ich, Heinrich, König der Römer und künftiger Kaiser, schwöre auf dies heilige Buch vor Gott und dem heiligen Petrus aufrichtig und ohne Rückhalt der römischen Kirche, dem Papste und seinen Nachfolgern treu zu sein, sie mit aller Macht zu schützen und im Notfalle zu vertheidigen zur Erhaltung ihres Besitztums, ihrer Ehren und Rechte. So möge Gott mir helfen und sein heiliges Evangelium.“ Dreimal fragte dann der Papst den König, ob er mit der Kirche im Frieden leben und ihr ein ehrfurchtvoller Sohn sein wolle. „Ich will es“, war die Antwort. „Und ich, sprach der Papst, nehme dich zum geliebten Sohne an und gebe dir den Frieden, wie Christus ihn seinen Jüngern gegeben hat*).“ Hierauf setzte sich der Zug in Bewegung und gelangte durch die Vorhalle zur Mittelthüre der Kirche, wo der künftige Kaiser das Glaubensbekenntniß ablegte, Verfolgung der Ketzer (!!), Beschützung der Armen und Pilger versprach und die Diakonatsweihe empfing, die ihn zur Theilnahme an den kirchlichen Ceremonien befähigte. Nun trat man in die Kirche. Der Kardinal von Ostia salbte den König, welchem der Papst Ring, Scepter und Schwert überreichte und endlich die Krone auf das Haupt setzte, worauf auch die Königin gekrönt ward. Am Hochaltar feierte der Papst das Meßopfer. Bei den Laudes sang der Chor dreimal: „Langes Leben unserm Herrn Cölestin, durch Gottes Gnade oberster Pontifex und allgemeiner Papst! Sieg und langes Leben unserm Herrn Heinrich, dem großen und friedfertigen, nach Gottes Beschluß gekrönten Kaiser! Langes Leben seiner Gemahlin, der erlauchten Kaiserin Constanze! Sieg dem römischen und deutschen Heere!“ Der Kaiser legte Schwert und Krone ab, brachte Brot, Wachs und Gold dar und empfing das heilige Sakrament. Nach der Messe zog der Pfalzgraf dem Gekrönten die kaiserlichen Stiefel an, woran er die Sporen des heiligen Mauritius befestigte. Nun begann der feierliche Zug, wobei der Kaiser dem Papste den Steigbügel seines Zelters hielt und ihn dann zu Pferde begleitete. Der Klerus sang Psalmen, auf welche die Menge antwortete. Die Kaiserin, die geistlichen und weltlichen Würdenträger waren beim Zuge; die Stadt war festlich geschmückt, alle Glocken läuteten. So gelangte

*) Die Vergleichung ist sehr bezeichnend.

man zum Lateran. Beim Gastmal saß der Kaiser zur Rechten des Papstes (wie der Sohn zu der des Vaters!), die Kaiserin speiste in dem nach der Kaiserin Julia benannten Sal mit den Großen ihres Gefolges.

Dieser Ceremonie der Kaiserkrönung stellen wir diejenige der Papstkrönung entgegen, wie sie uns zwar aus späterer Zeit geschildert wird (unter Bonifaz VIII.), von welchem Programm sie aber damals nicht stark verschieden gewesen sein kann. Der neue Papst traf, vom Klerus und Volk festlich und jubelnd empfangen, im Lateran ein, von wo er sich, nachdem er gebetet, nach dem Vatikan begab. Weihe und Krönung fanden gewöhnlich an einem Tage statt. Der Procession vorauf ritt der Subdiakon, das Papstkreuz auf hoher Stange tragend. Dann folgte das päpstliche Roß mit Purpurdecke, nach demselben zwölf Pannerträger mit Scharlachpannern, zwei andere mit Engelbildern auf Lanzen, die beiden Seepräfekten, der Stadtpräfekt, der gesammte Klerus und die päpstliche Hofhaltung, zuletzt die Äbte, Bischöfe, Kardinäle und der Papst. Dieser saß auf einem weißen reichgeschmückten Zelter, dessen Zügel oft Könige hielten. Der Adel der Stadt und Campaniens vereinte sich mit dem glänzenden Gefolge der Könige, dem Zuge besondere Pracht zu verleihen. Über die Engelsbrücke gelangte man in die eigentliche Stadt; überall waren Triumfpforten errichtet, überall stand das Volk so dicht gedrängt, daß die Procession nicht selten stockte, während päpstliche Säckelmeister Gelt unter die Menge warfen. Die Papststraße entlang ziehend, die Judenschola (d. h. die Synagoge Roms) hinter sich lassend, die der Sitte gemäß ihr Gesetz überreicht hatte, ging der Zug die Via sacra entlang, am Kolosseum und links von S. Clemente vorüber und erreichte so den Lateran, wo die bezüglichen Ceremonien stattfanden. Aus der Basilika begab sich der Papst in die Kapelle Sancta Sanctorum, dann in den mit kostbaren Teppichen geschmückten Festsal, wo das Bankett bereitet war, die Tafeln mit dem reichsten Gold- und Silbergeschirr bedeckt, der Sal mit Rittern und Edeln gefüllt. Für den Papst war ein erhöhter Tisch bestimmt, an welchem er allein Platz nahm und dem sich zu beiden Seiten der Länge des Gemaches nach große Tafeln anschlossen. Die anwesenden Könige, in Scharlach, die Krone auf dem Haupte, reichten dem Papste, ihrem Oberlehnsherrn, die ersten Gerichte, dann nahmen sie zwischen den Kardinalbischöfen und Kardinaldiakonen Platz. Nach der Tafel wurde der Papst in seine Gemächer geführt.

So hoch stand also das Papsttum am Ende des zwölften Jahrhunderts, daß seine Überordnung gegenüber dem Kaisertum als selbstverständlich galt. Der Mann geringster Herkunft, — das war höchst bemerkenswert in dem auf die Abkunft so viel haltenden Mittelalter und ein unter anderen Umständen wolthuender demokratischer Zug, —

konnte sich von dem Abkömmling der erlauchtesten Geschlechter, dem Herrscher über Millionen, bedienen lassen und ihn zu Gnaden annehmen. Höher konnte das Papsttum nicht steigen. Aber im Hintergrunde hegte damals Heinrich VI. Plane, welche dem Fortbestande der päpstlichen Oberherrlichkeit nichts weniger als günstig waren. Er, der (allerdings blutbefleckte) Erbe des normannischen Unteritalien und Sicilien, also Herr oder Oberherr von ganz Italien, strebte nach Erblichkeit der Kaiserkrone und Centralisation des Reiches, wie sie in Frankreich sich entwickelten. Als Herr vom Ätna bis zur Nordsee, — wer wollte ihm widerstehen? Er anerkannte weder die Lehnshoheit des heiligen Stuhles in beiden Sicilien, noch die Schenkung der Güter Mathildens von Toscana an denselben. Rom sollte endlich kaiserliche Hauptstadt werden; früher Tod (1197) vereitelte diese kühnen Gedanken. Bange Ahnungen reichstreuer Deutschen sahen damals den Fall des Reiches herannahen. Das war günstige Zeit zu einer neuen Glorienperiode des Papsttums. Nicht viel über ein Vierteljahr nach dem Kaiser starb Cölestin, der ihn gekrönt, und dessen Nachfolger wurde der größte Papst nach Gregor. Der Kardinaldiakon Lothar Conti wurde als Innocenz III. am 22. Febr. 1198, nachdem er am Tage vorher erst die Priesterweihe erhalten, zum Bischof Roms eingesetzt. Der Zug ging von der Peterskirche zum Lateran. Vier Erzbischöfe und 28 Bischöfe, sechs Kardinalpriester und neun Diakonen nebst zehn Äbten ritten mit ihm, sowie der Präfekt und der Senator, die Magistrate und Edeln der Stadt, die Konsuln und Rektoren der unter römischer Hoheit stehenden Orte. Überall empfing ihn das Volk, Blumen spendend, mit Gesängen auf dem langen Wege durch die ganze Stadt, und im leoninischen Triclinium wurde das feierliche Mal gehalten, wie bei solchen Anlässen Sitte war.

Als notwendige Grundlage des von ihm beabsichtigten Werkes einer Reform der Kirche und neuen Erhebung der päpstlichen Würde betrachtete Innocenz eine feste weltliche Herrschaft. Diese war aber bisher über dem Streben nach Weltherrschaft vernachlässigt worden und das Erbtheil des heiligen Petrus war eine Beute der Stadtbehörden und kleiner Fürsten und Herren. Das Nichtdasein eines Kaisers, auf den sich diese Kleinstaatgebilde stützten, erleichterte des Papstes Arbeit. Er unterwarf sich erst die Behörden Roms, wo er den Rest kaiserlicher Gerichtsbarkeit beseitigte, und that dann dasselbe im nördlichen Kirchenstaate; er schloß ein Bündniß mit den Städten der Mathildischen Erbschaft und sicherte darauf die päpstlichen Besitzungen durch Anlage neuer und Verstärkung bestehender Burgen. Fortgesetzte Unruhen und Aufstände machten aber eine Einigung zwischen Papst und Stadt erst im Jahre 1205 möglich. Nach Außen bewirkte Innocenz die volle Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit gegenüber dem Kaisertum durch seinen Schützling, den Welfen Otto IV., der es sich zur Ehre anrechnete, ein „König von der Kirche

Gnaden“ zu sein. Aber selbst dieser Schattenkaiser zerfiel mit dem Papsttum unmittelbar nach der Krönung, da in ihm das cäsarische Bewußtsein erwachte und er Herr im Weltlichen sein wollte; und es kam zum Banne. Man mußte das Seltsame erleben, daß der Papst nun einen Staufer, den jungen Friedrich II. gegen einen Welfen unterstützte! Doch, er war ja der Schiedrichter Europa's. Alle Fürsten, von Ost und West, riefen seine Entscheidung an, ja bekannten sich theilweise als dem Papste zinspflichtig. Auf seinen Betrieb wurde das „irrgläubige“ östliche Kaisertum gestürzt und durch ein solches von abendländischem Ursprung und römischem Glauben ersetzt, das freilich von kurzer Dauer war. Aber auch auf dem geistlichen Gebiete war Innocenz außerordentlich thätig. Er nahm sich der niedern Geistlichkeit gegen den Druck der höhern an, sorgte für Ordnung im Ehewesen, für die Hebung milder Stiftungen, speiste bei Hungersnot die Armen und beförderte theologische Wissenschaft und Literatur. —

In einem andern, für uns Neue abstoßenden, aber für seine Zeit erklärlichen Lichte erscheint der große Papst gegenüber den damals in großer Menge auftauchenden, vom katholischen Glauben abweichenden Sekten. In einer Zeit, wo ein allgemeiner Glaube den größten Theil der Christenheit mit deren angebeteten geistlichen Oberen verband und dieser Glaube jede Abweichung von demselben als mit dem Verluste der Seligkeit untrennbar verknüpft betrachtete, erschien den Gläubigen eine Abweichung von der Kirchenlehre als ein ebenso verabscheuungswürdiges und dem Tode verfallenes Verbrechen wie Mord oder Raub, ja als ein noch viel strafbareres, weil eine Irrlehre als Mord an der Seele, als Attentat gegen die Seligkeit, ja gegen die Gottheit selbst betrachtet wurde. Die Organe der Kirche waren in durchaus gleicher Weise, wie heute die Staatsorgane bei Verfolgung von gemeinen Verbrechen, fest überzeugt, mit Verfolgung und Vernichtung der Ketzer ein verdienstvolles, ja ein Gott wolgefälliges und das Heil der Welt beförderndes Werk zu thun. Gerade zu Innocenz III. Zeit häuften und verbreiteten sich aber die von der allgemeinen Kirchenlehre abweichenden Sekten in einem bis dahin noch nicht erlebten Maße, wie wir an einer andern Stelle genauer sehen werden. Das Mittel, das der thatkräftige Papst gegen sie ergriff, die Gründung der Bettelorden, wird uns ebenfalls an passendem Orte beschäftigen. Unter Innocenz III. sah Rom (1215) das glänzendste der bisherigen Konzilien. Es waren 412 Bischöfe, 71 Erzbischöfe, die latinischen Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem, Gesandte des römischen und des latinischen östlichen Kaisers und vieler Könige, Fürsten und Städte anwesend. Nach dessen Ende aber ergriffen den Papst bange Ahnungen. Er trug am Sonntag nach der Oktave des Dreikönigsfestes 1216 in feierlichem Aufzuge das Schweißtuch der Veronika von der Peterskirche nach seinem neuen Hospiz. Da soll sich diese Reliquie von

selbst umgekehrt haben, so daß das oberste unten war; ein halbes Jahr später war er todt. Nachdem sein Nachfolger Honorius III. den letzten großen Staufer Friedrich II. gekrönt, wiederholte sich unter dem nächsten Papste Gregor IX. (1227—1241) der Streit zwischen Kaiser- und Papsttum, wie er im vorhergehenden Jahrhundert gewütet hatte. Die Veranlassung war das vom Kaiser wiederholt abgelegte Versprechen eines Kreuzzuges. Gregor, ein Verwandter von Innocenz III., glich Diesem an Kraft; an idealem Streben erreichte er ihn nicht; aber seine Begeisterung für den Glauben ging bis zum wildesten Fanatismus, und die Aufschiebungen des Kreuzzuges, zu denen theils wichtige Abhaltungen, theils Krankheit und gewiß auch seine Gleichgiltigkeit im Glauben oder wenigstens sein durch die bisherigen Thatsachen begründeter Zweifel am Erfolge den Kaiser veranlaßte, reizten den Zorn des Papstes auf das Höchste, und er schleuderte gegen Friedrich den Bannstral, welcher allerdings nicht nur der Person des Kaisers, sondern wol noch mehr der dem Papsttum unbequemen deutsch-italischen Macht der Staufer galt*). Friedrich war der erste Kaiser, welcher der entwickelten päpstlichen Macht entschiedenen Trotz zu bieten wagte. Die Römer traten auf seine Seite, erbittert durch Gregors Strenge. Friedrich aber unternahm nun den Kreuzzug aus eigenem Antriebe, obschon ihm der Papst die größten Hindernisse in den Weg legte. So verwickelte sich das Papsttum in die schreiendsten Widersprüche und arbeitete damit selbst an seinem Sturze. Der Papst schämte sich nicht der Schmach, die Länder des Kreuzfahrers mit bewaffneter Hand zu überziehen und den rückkehrenden und Versöhnung anbietenden Wiedereroberer Jerusalems nochmals zu bannen. Doch kam es 1230 in San Germano zum Frieden zwischen Kaiser und Papst; auch die Römer, welche sich unabhängig erklärt und den Papst vertrieben hatten, aber den Kaiser nun gegen sich hatten, versöhnten sich nach ihrer Niederlage bei Viterbo mit Gregor, der zwar in der Stadt Reformen im Geiste der Wolthätigkeit und Gesundheit einführte, aber damit wol vorzüglich den Zweck verfolgte, ungestört gegen die Ketzer einschreiten zu können, wie wir später sehen werden. Auch der nächste bedeutende Papst Innocenz IV., ein Genuese aus der Familie der Fieschi, setzte den Kampf gegen den ungläubigen und selbständigen Kaiser fort und schritt 1245 auf dem Konzil in Lyon sogar neben wiederholtem Banne zur Absetzung des Kaisers, die nach keinem Gesetze der Welt in seiner Befugniß lag. Der Kaiser starb im Banne und mit ihm das römische Reich deutscher Nation. Was nachher unter diesem Namen noch bestand, war nur ein langsam ersterbender Schatten einstiger Größe. Aber auch das Papsttum, welches noch in den letzten gehässigen Ausbrüchen unchristlichen Fluches durch Gregor und Innocenz das Kaisertum

*) Gregorovius V. S. 142 f.

zu vernichten gehofft hatte, wurde von letzterm im Sturze nachgezogen. Wie jeder Kaiserverflucher, folgte auch Innocenz IV. seinem Feinde bald nach, — er, welcher Kreuzzugsgelter zu politischen Zwecken in Deutschland und Italien verwendet, für die so nötige Reform der Geistlichkeit nichts gethan, dem Verfalle der neuen Mönchsorden nicht gewehrt und mit allem Wüten der Inquisition dem Sektenwesen nicht hatte zu Leibe gehen können, das vielmehr noch ungescheut fort wucherte*). So bietet denn von dieser Zeit an bis zum Ende des Mittelalters das Papsttum nur noch wenig Interesse dar. Die Macht des Kaisers in Italien war verschwunden; der südliche Theil des Landes fiel den französischen Anjou anheim, welche unter der Maske ergebener Diener Tyrannen der Päpste waren, während der nördliche Theil in immer unheilbarere Zersplitterung verfiel wie Deutschland. So war das Papsttum, getrennt von dem nun auf Deutschland beschränkten Reiche, in kleinstaatliche Umgebung, zwischen kleinliche Verhältnisse, mitten unter Staatsregirungen ohne alle ideale Bedeutung und Absichten, denen nur an Befestigung despotischer Gewalt lag, eingekeilt. Nachdem die Welfen den Kaiser nicht mehr zu fürchten hatten, ließen sie sich auch vom Papste nicht mehr leiten und ihre kräftigere Stütze wurde seitdem Frankreich. Die Geister, welche die Päpste gerufen, wurden sie nicht wieder los und verkamen unter so geistloser Gesellschaft, wie sie die Dynasten, Condottieri und Gonfalonieri der von blutigem Parteikampfe zerrissenen italienischen Staaten bildeten. Wie sehr selbst in den höchsten Kreisen, trotz der vorangegangenen Wirksamkeit großer Päpste, trotz der wunderbaren Organisation der katholischen Kirche, Alles in sittlicher Beziehung verkommen war, zeigte ein Vorfall, der bei der Rückkehr von einem Kreuzzuge spielte. Guy von Montfort, Karls von Anjou Statthalter in Toscana, mordete zu Viterbo (1271) während der Messe am Altare den englischen Prinzen Heinrich, des Schattenkönigs Richard von Cornwales Sohn und Vetter König Philipps von Frankreich, und schleppte den Todten an den Haaren aus der Kirche. Der Grund war Blutrache, indem der Oheim seines Opfers an der Tödtung seines Vaters Simon von Leicester im Kampfe betheiligt gewesen (Dante, Hölle XII. 119). Solches mußten die Folgen sein, wenn die höchsten Organe der doch vorzüglich zur Besserung der Sitten berufenen Kirche statt dessen sich auf politische Ränke und Kämpfe und auf Vernichtung als irrig betrachteter Ansichten mit Feuer und Schwert verlegten.

Nachdem die traurige Zwischenherrschaft im Reiche vorübergegangen, bahnte sich ein ruhigeres Verhältniß zwischen Papst und Kaiser an. Letzterer trachtete ja nicht mehr nach der Herrschaft über Italien,

---

*) Reumont II. S. 546.

sondern nur nach der Krönung in Rom. Gregor X. und Rudolf von Habsburg bezeichneten die Ausgangspunkte dieser neuen Periode, in welcher die Kaiserkrönungen immer seltener wurden. Rudolf verzichtete auf die Rechte, welche die deutschen Könige als Oberlehnsherren auf die von Pipin dem Papste geschenkte Romagna in Anspruch genommen hatten, und Papst Nikolaus III. ergriff 1278 Besitz von diesem Gebiete, das thatsächlich seit Jahrhunderten in Anarchie versunken gewesen und freilich bald wieder in selbe versank. Derselbe Papst machte in Rom dem waltenden, die Parteikämpfe nährenden Gebrauch ein Ende, die Senatorenwürde fremden Fürsten und Großen zu ertheilen und vergab sie von nun an selbst, was aber nicht spätere wiederholte Mißbräuche mit derselben und anderweitige arge Unruhen und Parteikämpfe verhinderte. Es war als sollte keine einzige Bemühung der Päpste auf die Dauer gelingen, und nun gingen sie zudem ihrer tiefsten Erniedrigung entgegen. Ein peinliches Vorspiel zu derselben war das Schicksal Cölestin V. Dieser, ein Schwärmer ohne alle Bildung und Welterfahrung, war als Fra Piero Morrone Einsiedler in einer Felsenhöhle der Apenninen (Abruzzen) und im Geruche eines Heiligen und Wunderthäters, als die Kardinäle 1294 auf den seltsamen Gedanken verfielen, ihn zum Papste zu wählen, und er wurde im Eremitengewande, auf einem Esel reitend, dessen Zügel aber die Könige von Neapel und Ungarn hielten, eingeholt. Er erwies sich aber als völlig unfähig und alle Geschäfte der Kurie gerieten in Unordnung. Da ließ er sich ohne Widerstreben zur Abdankung bestimmen, welche er vorher erst durch eine Dekretale gestatten mußte, und erhielt zum Nachfolger Bonifaz VIII., der 1295 unter glänzenden Ceremonien gekrönt wurde, wobei dieselben zwei Könige, welche im Vorjahre Cölestins Esel geführt, nun seinen reichgeschmückten weißen Zelter leiteten. Aber das Fortleben seines Vorgängers erlaubte dem neuen Papste keine Ruhe; er ließ sich denselben von Neapel ausliefern; auf dem Transport entfloh jedoch der Expapst-Eremit, wurde aber aufgefangen und starb 1296 im Gefängniß, welches so eng war, daß er sein Haupt zum Schlafen auf die Stufe des Altars legen mußte, an dem er des Tages die Messe las. Bonifaz konnte nun ruhig schlafen, was die Sicherheit betrifft, — wenn es sein mächtiger Ehrgeiz zuließ, der ihn antrieb, die Bemühungen seiner großen Vorgänger wieder aufzunehmen, denen er aber nicht gewachsen war.

Bonifaz setzte sich einst die Kaiserkrone auf und sprach in seinem Größenwahn: „Ich bin Cäsar; mir ziemt es, die Rechte des Reiches zu wahren;“ einem ghibellinischen Kardinal warf er am Aschermittwoch die geweihte Asche in's Gesicht und rief: „Ghibelline, bedenke, daß du Asche bist und mit den übrigen Ghibellinen zu Asche werden wirst.“ Er suchte auch auf alle Weise den Kirchenstaat zu vergrößern und seine Nepoten zu fördern und ihnen reiche Heiraten zuzuwenden, welche er

auflöste, wenn er noch reichere ausfindig machte*). Die stolzen Colonna, die sich ihm angeblich widersetzten (was aber nicht hinlänglich aufgehellt ist), mußten sich, nachdem er gegen sie den Bann geschleudert, in Trauerkleidern und den Strick um den Hals, vor seinem Trone demütigen, und ihre Hauptfeste Palestrina wurde auf Befehl des Papstes durch den Erzbischof von Pisa von Grund aus zerstört. Die ehemals mit Tempeln und Palästen reich geschmückte Stadt, nach des Zerstörers Tode wieder gebaut, ist ein elendes Nest geworden. Alle, die den aus dem Kerker flüchtigen und allerdings eine Erhebung versuchenden Colonna Aufnahme gewährten, schloß der Papst vom Ablasse aus und erklärte die ihren Gliedern gegebenen Eheversprechen als ungiltig. Die Flüchtigen wandten sich jedoch an Philipp den Schönen, König von Frankreich und thaten so unwillkürlich den ersten Schritt zur Niederwerfung des Papsttums. Philipp war längst ein Gegner des letztern, und woran die deutschen Kaiser gescheitert, weil sie sich auf kein großes Erbland stützen konnten, das gelang, wenigstens für geraume Zeit, dem mit solchem gesegneten französischen Herrscher. Es kam über Besteuerung der kirchlichen Güter zum Streite zwischen Frankreich und Rom, und der Papst bannte Alle, welche solche Steuern forderten oder zahlten. Der Plan Philipps ging dahin, die Macht sowol des Lehnsadels als der Kirche zu vernichten, und auf beider Trümmern die unumschränkte centralisirte Monarchie aufzurichten. Der Kampf zwischen Papst und König nahm einen immer heftiger werdenden Verlauf und Philipp ging mit einer Rücksichtlosigkeit vor, die im gläubigen Mittelalter in Erstaunen setzen muß. Es wurde 1302 öffentlich in der Kirche Unsrer Frau zu Paris eine päpstliche Bulle verbrannt, und das ganze Land stand gegen den Papst auf, der durch jene Bulle die französische Geistlichkeit zu einem Konzil nach Rom berufen wollte, um über des Königs Benehmen Gericht zu halten. Ja der König ließ mit Hilfe der Colonna und anderer italischer Papstfeinde 1303 zu Anagni den Papst durch seinen Kanzler Nogaret gefangen nehmen, wo ihn aber das Volk befreite; er überlebte die Befreiung nicht lange und starb aus Empörung über die erlittene Schmach. Philipp der Schöne aber war der Mann, seinen Plan durchzusetzen. Es war das Einfachste, was er thun konnte, die Wahl eines gefügigen Werkzeuges zum Papste durchzusetzen. Sein Freund in Rom, Napoleon Orsini, sorgte dafür, daß 1305 der Gascogner Bertrand de Got, Erzbischof von Bordeaux, als Clemens V. gewählt wurde. Der neue Papst ging gar nicht nach Rom, sondern berief die Kardinäle nach Lyon zur Krönung. Das Papsttum sollte eine französische Einrichtung werden. Zum Vorwande diente der Kampf der Adelsparteien in Rom. In Lyon fanden sich der französische König und seine Prinzen,

*) Reumont II. S. 629 ff., bes. 632.

die Könige von Aragon und Majorca und der englische Gesandte ein; aber der Krönungszug wurde durch Einsturz einer Mauer gestört, der Papst niedergeworfen, vornehme Gäste verwundet und getödtet. Die Tiara lag im Staube und ein kostbarer Stein daraus blieb verloren. Am andern Tage folgte ein blutiger Streit zwischen den Leuten des Papstes und italischer Kardinäle. Man fürchtete schlimme Omina und man hatte nicht unrecht. Der König verlangte von Clemens eine Verdammung Bonifaz VIII.; aber das zu diesem Zwecke versammelte Konzil rechtfertigte den Todten. Da begnügte sich Philipp mit Aufhebung aller den Rechten und Freiheiten des französischen Königs zuwiderlaufenden Dekretalen. Auch sonst that der Papst nicht Alles, was Philipp wünschte und suchte sich sogar seinem Machtbereiche zu entziehen, indem er die von Frankreich unabhängige (durch das Haus Anjou damals neapolitanische) Stadt Avignon zum Sitze wählte. Von 1309 bis 1367 residirten die Päpste hier in der „babylonischen Gefangenschaft". Rom war indessen völlig die Beute des unruhigen und parteiungsüchtigen Adels. Der deutsche König Heinrich VII., welcher noch nicht begriff, daß die Zeit der römischen Kaiserkrönungen vorbei war, fand die ewige Stadt verrammelt und in der Gewalt der französischen Neapolitaner, der Lehnsleute und Schützlinge des abwesenden Papstes, die Basilika nach dem erzwungenen Einzuge gesperrt, die Kardinäle widerspenstig. Blutiger Kampf bahnte den Weg zur Krönung durch die päpstlichen Bevollmächtigten. Dagegen erklärte sich das Volk für ihn und lud ihn ein, in Rom auf dem Kapitol zu residiren, aber ohne Erfolg; denn die ganzen Römerzüge und die Ceremonien hatten weder Bedeutung noch Folgen mehr. Die Könige der Deutschen besaßen in Italien keine Gewalt mehr und die Päpste waren unter französischem und neapolitanischem Einfluß gemeine Ränkeschmiede geworden*). Das Benehmen des nächsten Avignoner Afterpapstes Johann XXII. gegen den edlen Baier Ludwig spricht deutlich für die Wahrheit dieses Urteils. Aber der „Unfehlbare" verrechnete sich. Der gebannte König verband sich mit der geistigen Opposition, die sich damals, wie am bezüglichen Orte genauer gezeigt werden wird, selbst im Schoße der Geistlichkeit und der Klöster gegen das Papsttum erhob. Das letztere verlor zusehends an Boden und seine Ansprüche auf den Vorrang vor dem Kaisertum wurden immer öfter und immer heftiger bestritten. In Rom selbst erhob sich das Volk gegen den Adel und brach seine Gewaltherrschaft und man erblickte im deutschen König einen Retter der Stadt und Italiens, — freilich vornehmlich aus Abneigung gegen den entwürdigten Papst; denn dem Kaiser konnte doch nichts geboten werden, auf das er seine Macht zu stützen im Stande war. So kam es, daß Ludwig 1328 von den populären

*) Reumont II. S. 768 ff.

Minoriten und vom Volke, also im wahren Sinne mit demokratischem Öl, zum Kaiser gesalbt und gekrönt wurde. Kein Papst, kein Kardinal, kein Bischof war anwesend; ein Weltlicher, Sciarra Colonna, vollzog die Krönung. Es war eine großartige Demonstration; aber sie hatte keine thatsächliche Unterlage. Doch nicht genug daran; auf dem Petersplatze wurde in feierlicher Versammlung, unter dem Vorsitze des Kaisers im Ornate, Papst Johann XXII. als Ketzer abgesetzt; seine Ketzerei bestand in seinen gegen den Grundsatz der Armut Jesu gerichteten Bullen. Einen Minoriten ernannte Ludwig zum Gegenpapst, durch den er sich nochmals krönen ließ. Aber es war Alles umsonst, Alles nur ein verpuffendes Feuerwerk; der deutsche Kaiser mußte vor den wieder siegenden Welfen, den Parteigängern des französischen Papstes, aus Italien weichen und die wankelmütigen Römer unterwarfen sich wieder dem Fremden in Avignon und lieferten ihm den armen Gegenpapst aus, der nach gethaner Buße als Gefangener endete. Doch hatte auch das Ansehen des Papstes keine Dauer in Italien, dem er ja fremd war. Vielmehr wuchsen die seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erwachten demokratischen Bestrebungen immer kräftiger empor, begünstigt durch die Abwesenheit des Papstes, der ihnen umsonst Einhalt zu gebieten suchte, so daß sich Benedikt XII. genötigt sah, ihnen sogar Zugeständnisse zu machen. Während die deutschen Kurfürsten auf dem Königsstuhl zu Rense die Wahl des deutschen Königs als vom Papste unabhängig erklärten (1338) und damit aus dem deutschen Reste des „römischen Reiches", von dem Italien bereits abgelöst war, thatsächlich ein deutsches Reich zu machen suchten, schien Rom zum Charakter einer Republik zurückkehren zu wollen. Der Volkstribun Cola di Rienzo wollte die Tage eines Cincinnatus und Cato heraufbeschwören, und hatte vorübergehend die Freude, den anarchischen Zuständen für einige Zeit ein Ende zu machen und ganz Italien, soweit es Sinn für Freiheit und große Erinnerungen hegte, bezaubern zu können, ja von einem Petrarca als Wiederhersteller Roms gefeiert zu werden. Diese Freude aber verwirrte seinen Kopf und trieb ihn zu lächerlichem Prunk und zu dem fantastischen Traume einer Weltherrschaft der Stadt Rom, an welcher ganz Italien theilnehmen sollte, die Rechte des Papstes und der Kirche vorbehalten. Ja er hegte den wahnwitzigen Gedanken, die Kaiserwahl den Deutschen zu nehmen und den Italienern zu übertragen. All dies beförderte seine Vertreibung (1348) und die Wiederkehr der Barone und der Anarchie. Dies war ein Vorwand mehr für die Päpste, in Avignon zu bleiben, wo Frankreich sie gefangen hielt und sie nicht nur einen Palast bauten, was auf längern Aufenthalt deutete, sondern Stadt und Gebiet selbst durch Kauf erwarben. In Italien vertrat der kriegerische Erzbischof von Toledo, Gil d'Albornoz, ihre Stelle, und da wurde das Seltsame erlebt, daß er den vertriebenen, vom Kaiser in Böhmen an den Papst in Avignon

ausgelieferten und hier freigesprochenen Tribun der Römer in seine Dienste nahm, um durch sein Ansehen die Stadt für den Papst zu gewinnen. Aber was der freie Mann gekonnt, wollte dem Despoten nicht gelingen, und das Volk mordete ihn. Italien sollte damals nicht aus der Schaulust herauskommen; auf den schmählichen Tod des Apostaten folgte ein Römerzug, wie er schimpflicher nie gewesen; der Luxemburger Karl IV., obschon kein künftiger Kaiser mit glänzenderm Gefolge aufgetreten war, sah nach Villani eher einem zur Messe reisenden Kaufmann ähnlich, als einem die Krone holenden Kaiser. Durch Gold, statt durch Waffen sich Bahn brechend durch die von Condottieri verheerten und gesperrten Gaue des schönen Landes, wurde er gleich seinem Großvater Heinrich VII. gekrönt und eilte, trotz dem Jubel der Römer, so schnell wie möglich aus der unheimlichen Umgebung wieder fortzukommen, während es Albornoz gelang, den zerrütteten Kirchenstaat wieder dem Papste zu unterwerfen und auf den feurigen Ruf Petrarca's Urban V., der letzte in Avignon gewählte Papst, obschon selbst Franzose und trotz französischen Abmahnungen und den in Rom noch fortdauernden Unruhen, unter kaiserlichem Geleite 1367 nach Rom übersiedelte, wo er prachtvoll empfangen wurde, beide Kaiser, des Westens und des Ostens, zu seinen Füßen, und Letztern, Johannes V. Paläologos, den orientalischen Glauben abschwören sah, um Hilfe gegen die Türken zu erlangen. Doch der Franzose befand sich unbehaglich in Rom und kehrte schon 1370 ohne zwingende Gründe nach Avignon zurück, wo er auch starb. Aber beinahe das ganze Italien, empört und enttäuscht über den Wiederabzug des heiligen Vaters, besonders aber erbittert über die im Kirchenstaate regirenden Franzosen, stand auf den Ruf der Republik Florenz gegen die Priesterherrschaft auf und sammelte sich unter dem von dort aus getragenen roten Freiheitpanner (1375). Nur Rom verhielt sich ablehnend, obschon es sich Republik nannte. Der Papst Gregor XI. (Graf Beaufort) bannte die Florentiner, erklärte sie vogelfrei, so daß alle Raubgierigen sich beeilten, die Güter der reisenden Florentiner wegzunehmen, und ging 1376, von der heiligen Katarina von Siena gerufen, nach Rom, damit ihm dieses nicht auch abtrünnig werde, zog aber erst nach geschlossenem Vertrag mit der „Republik Rom" in die ewige Stadt ein, wobei Possenreißer mit Händeklatschen vor ihm hertanzten. Aber wie eitel erwiesen sich die an dieses Ereigniß geknüpften Erwartungen! Söldnerbanden, wie im Dienste anderer italienischer Staaten, so auch in dem der Kirche, französischer, englischer, deutscher Abkunft, reizten durch die von ihnen verübten Greuel die kirchlichst gesinnten Städte zum Widerstand, so daß 1377 in Cesena viertausend Bürger gemordet wurden, und Rom wollte seine nun gewohnte Freiheit nicht durch den Papst beschränken lassen. Daß Gregor XI. nicht nach Avignon zurückkehrte, verhinderte nur sein Tod in Rom. Die Römer

verlangten einen ihrer Mitbürger oder wenigstens einen Italiener als Nachfolger und die Kardinäle boten den Wütenden einen römischen Scheinpapst dar und flohen. In Wirklichkeit war der Erzbischof von Bari gewählt und wurde, wenn auch ungern, anerkannt. Doch war Urban VI. ein roher Tyrann*), nicht der Mann der Lage; keinem Papste fehlte Lebensklugheit so sehr wie ihm, und unter ihm zeigte sich zuerst der unheilbare Riß zwischen dem Papsttum und den Völkern nördlich der Alpen, welche damals bei der päpstlichen Partei die „Ultramontanen" hießen. Ihre Vertreter unter den Kardinälen, meist Franzosen, trennten sich vom Papste und den Italienern und erklärten des Erstern Wahl für ungiltig, an dessen Stelle sie in Fundi den Kardinal Robert von Genf als Clemens VII. wählten. So begann 1378 das sog. große Schisma, in Wahrheit eines der großen Schismata, welche sozusagen ununterbrochen die Geschichte der Kirche ausgefüllt haben. Für den französischen Papst standen Frankreich, Neapel, Savoyen und später auch Spanien und Schottland, für den römischen das sog. deutsche Reich, England und die meisten italienischen Staaten ein. In Rom besaßen die Schismatiker noch die Engelsburg bis zu ihrer Einnahme und Zerstörung, welche die Römer selbst mit vandalischem Fanatismus vollbrachten; in der Umgegend wüteten die Soldaten beider Päpste gegeneinander. Der französische Papst ging zuerst nach Neapel, floh aber vor der Volkswut nach Avignon; und das dortige Papsttum lebte wieder auf, aber neben einem solchen in Rom. Der zweite Versuch eines außerrömischen Papsttums fiel daher noch verächtlicher aus als der erste. Hier saßen Franzosen, dort Italiener. Beide wetteiferten mit Bannflüchen und Mißbräuchen aller Art. „Simonie und Wucher wurden mit nackter Schamlosigkeit betrieben." (Gregorovius.) Bonifaz IX., römischer Papst, gab jedes Kirchenamt um Gelt und Geltes wert her; für jede Bittschrift ließ er sich zahlen, und sein Wahlspruch war: ein kleiner Fisch in der Hand sei besser als ein Walfisch im Meere. Auch seine Verwandten scharrten maßlos Gelt zusammen. Er war es auch, der mit roher Gewalt alle übrig gebliebene Selbständigkeit der Stadt Rom unterdrückte (1398), die Engelsburg neu herstellen und als Zwingburg befestigen ließ, doch ohne spätere Aufstände, Parteikämpfe und Anarchie verhindern zu können. Nach Clemens VII. wurde in Avignon, obschon selbst die französische Regirung und die Pariser Universität im Interesse der Kircheneinheit eine Neuwahl zu verhindern suchten, 1394 der Spanier Petrus von Luna als Benedikt XIII. gewählt. So stellte sich das Papsttum immer mehr dem Urteil jedes, auch des Unberufensten blos. Fürsten, Parlamente, Synoden, Universitäten prüften die Berechtigung der beiden Papsttümer. Zwar unterhandelten beide Päpste

*) Gregorovius VI. S. 491 f., 529.

1408 über eine Zusammenkunft in Savona zum Zwecke einer Vereinigung; aber König Ladislaus von Neapel hintertrieb sie durch seinen Einfall in Rom, wodurch er den Kirchenstaat mit seinem Reiche zu verbinden hoffte. Doch war es auch den Päpsten selbst nicht Ernst mit der Vereinigung. Aber die Nemesis nahte. Der König von Frankreich, das Pariser Parlament und die Universität erklärten Benedikt XIII. für abgesetzt, als er sie wegen ihrer Bemühungen für die Union exkommunizirte, und den römischen Papst Gregor XII. verließen seine Kardinäle, versammelten sich in Pisa, und appellirten an ein Konzil. Zu ihnen gesellten sich nun auch die ihren Papst ebenfalls verlassenden Kardinäle von Avignon, und vereint schrieben sie das Konzil selbst nach Pisa 1409 aus. Beide Päpste thaten dasselbe und luden die Christenheit der Eine nach Perpignan und der Andere nach Aquileja oder Ravenna, zuletzt nach Cividale ein. Der Ruf nach Konzilien war von Seite der Freunde einer Reform der Kirche längst ergangen, und mit dessen Erfüllung begann die Bewegung, welche zuletzt zur Kirchentrennung führte. In das Mittelalter gehört diese Bewegung nicht mehr; dasselbe endet im Felde des Kirchenwesens mit dem schreienden Mißton eines Daseins von drei Päpsten, indem das Konzil von Pisa beide vorhandene Solche entsetzte und an ihre Stelle Alexander V., einen schwachen Greis, wählte, einen Griechen aus Kreta. Gregor und Benedikt protestirten gegen diese Maßregel. Alle drei Päpste verfluchten einander. Rom anerkannte Alexander, der aber bald starb, worauf die Kardinäle den längst nach der Tiara lüsternen ränkevollen Neapolitaner Baltasar Cossa als Johann XXIII. wählten. Dieser bot endlich die Hand zur Ausschreibung eines allgemeinen Konzils, als dessen Sitz König Sigismund das deutsche Konstanz bestimmte, und vor das er auch die zwei übrigen Päpste lud. Es ist hier nur noch darauf hinzuweisen, daß des ehrgeizigen Baltasar Pläne auf diesem Konzil arg zu Schanden wurden und die Absetzung aller drei Päpste erfolgte. Im Übrigen eröffnete sich damit eine neue Periode, die der Reform, und war die Weltanschauung des Mittelalters mit ihrer absoluten Unterordnung unter die päpstlichen Gebote unwiderruflich gebrochen, auch die Ansprüche der Päpste auf einen Rang über demjenigen der Kaiser und Könige, wie er wiederholt geltend gemacht worden, für immer beseitigt. Die Welt hatte mit der Oberherrschaft der Päpste auch in religiösen Dingen schlimme Erfahrungen gemacht und suchte nach einem bessern Systeme, doch ohne sich klar zu sein nach welchem, und auch ohne ein solches bis auf den heutigen Tag gefunden zu haben.

Zweiter Abschnitt.

Die Geistlichkeit.

A. Die Weltgeistlichkeit.

Die Priester der verschiedenen Religionen haben zu allen Zeiten und bei allen Völkern Großes und Bewundernswertes für die Kultur, sowol die sittliche als die geistige, zu Stande gebracht, so lange einerseits die von ihnen verkündeten Lehren von den betreffenden Völkerschaften geglaubt wurden und anderseits ihr Verhalten danach angethan war, ihnen von Seite ihrer Pflegebefohlenen Achtung einzutragen. In sittlicher und geistiger Beziehung hochstehende Priester bedingten stets eine glänzende und mächtige, verkommene und pflichtvergessene Geistliche stets eine verächtliche und machtlose Stellung der von ihnen vertretenen religiösen Gemeinschaft oder Kirche, — und in einem Kampfe zwischen zwei Glaubensformen um die Herrschaft in einem Lande siegte, — wenn nicht rohe Gewalt angewendet wurde, stets diejenige, deren Priester gesitteter und gebildeter waren. Die Geistlichkeit ist in religiöser Beziehung die Aristokratie unter ihren Glaubensgenossen, oder noch mehr; denn da ihr in den Augen der Gläubigen ein Ansehen in allen Punkten des Glaubens zukommt, dem nicht widersprochen werden darf, so besitzt sie einen Einfluß, dessen sich keine Aristokratie oder Bureaukratie in politischen Dingen rühmen kann, — weil es ein solcher ist, dem sich das gläubige Volk freiwillig fügt, während es einer Adels- oder Beamtenkaste nur gezwungen gehorcht. Die Wirksamkeit einer Priesterschaft kann daher von unberechenbarem Segen für das Volk sein, so lange sie ihre Würde bewahrt und ihre Pflicht gewissenhaft erfüllt. Keiner Priesterschaft der Welt steht aber diese wolthätige Art des Einflusses auf das Volk in so hohem und weitem Maße offen, wie der christlichen, weil sich keine andere Religion so unmittelbar, in so herzgewinnender und demütiger Weise unmittelbar an das Volk und zwar vorzugsweise an die Armen und Unglücklichen gewendet hat. Alle Religionen des Morgenlandes hatten Priesterschaften von kastenartiger Einrichtung, und wo sie keine wirkliche Kaste bildeten, hielten sie sich doch vom Volke fern und unterhielten nicht nur keinen Verkehr mit ihm, sondern verachteten es. Selbst die aus dem Volke hervorgehenden buddhistischen Lamas traten nur in Verkehr mit demselben, um Gaben von ihm zu erbetteln. Die Priester und Leviten der Juden lebten nur für den Tempeldienst. Ebenso waren die Priester der Griechen und Römer nur für gewisse Dienste zu Ehren der Götter da und das Heil des Volkes blieb ihnen fremd.

Der wunderbar schöne Begriff der Seelsorge, des Trösteramtes bei den Unglücklichen, des Ratgebens in allen Lagen des Lebens ist eine christliche Idee, und dieselbe hat ungemein viel dazu beigetragen, nach dem Untergange der antiken Kultur bei den Christen die Barbarei zu überwinden und die ersten Grundlagen einer neuen, auf sittlichen und religiösen Grundsätzen beruhenden Gesittung und Bildung zu legen. Nur im Christentum besteht die Einrichtung der Gemeinden mit abgegrenztem Gebiete, für welches bestimmte Geistliche aufgestellt sind, um die Seelsorge für die Bewohner derselben auszuüben. Die ersten Christen hatten zwar, wie wir gesehen (Bd. II. S. 566), Gemeinden, aber noch keinen besondern Priesterstand. Derselbe entwickelte sich allmälig aus den Beamten der Gemeinden. Dieselben hießen bei den Judenchristen, wie in den jüdischen Synagogen „Älteste" (πρεσβύτεροι), bei den Heidenchristen aber Aufseher (ἐπίσκοποι); beide wurden von der Gemeinde frei gewählt. Im zweiten christlichen Jahrhundert erhielten die Vorsteher der Ältesten nach und nach gewisse Vorrechte und ebenfalls den Titel von Aufsehern oder Bischöfen. Nach der Mitte dieses Jahrhunderts war die letztere Würde als diejenige oberster Vorsteher der Gemeinden allgemein. Die überhandnehmenden Abweichungen vom allgemeinen Glauben (Häresen, Bd. II. S. 565) machten es notwendig, bestimmten Personen das Amt einer Entscheidung und eines höhern Ansehns in Glaubenssachen zu übertragen, und so erhielten die Aufseher oder Bischöfe priesterlichen oder geistlichen Charakter, welcher sich zuerst, außer dem erwähnten Ansehen in Glaubenssachen, in dem Rechte der Sündenvergebung ausdrückte. Das Ansehen der Bischöfe machte sich zwar nicht ohne manigfache Kämpfe mit den übrigen Presbytern und den Laien geltend; aber am Ende des dritten Jahrhunderts war es in der Christenheit allgemeine Regel. In diesem Jahrhundert waren sie noch, wo sie bestanden, an den Rat der Ältesten und an die Zustimmung der Gemeinden gebunden und theilten mit Ersteren Lehramt und Seelsorge; aber ihnen allein stand die Entscheidung streitiger Glaubensfragen, die Firmung, die Priesterweihe und die Einweihung heiliger Orte zu; in weltlicher Hinsicht besorgten sie die Schlichtung von Streitigkeiten unter den Gemeindegliedern, sowie die Verwaltung und Vertheilung der Kircheneinkünfte. Seit dem vierten Jahrhundert erwarben sich nach und nach die Bischöfe der Städte ein Oberaufsichtrecht gegenüber denjenigen der umliegenden Landgemeinden und diejenigen der Provinzhauptstädte wieder gegenüber denen der übrigen Stadtgemeinden, so daß erst für die Landgemeinden und dann für die weniger bedeutenden Städte der Bischofstitel allmälig ganz verschwand, die Bischöfe der Provinzhauptstädte aber den Titel von Metropoliten und endlich die der bedeutendsten Gemeinden einen noch höhern, den der Patriarchen oder Päpste (Papae, Väter) erhielten. Den Titel von Erzbischöfen trugen erst blos Letztere, später aber alle Metro-

politen. Patriarchate nun bildeten sich aus in Jerusalem, Alexandria, Antiochia, Rom und zuletzt in Konstantinopel. Der Patriarch von Alexandria wurde anerkannt in Ägypten und Kyrenaika, der von Jerusalem in Palästina nebst dem peträischen Arabien, der von Antiochia in Syrien, Kilikien und Mesopotamien, der von Konstantinopel in Kleinasien und Thrake, später aber im ganzen oströmischen Reiche (ausgenommen dessen abendländische Eroberungen) und der von Rom nach und nach im ganzen Abendlande. Wir haben bereits gesehen, daß zu dieser weit größern Ausdehnung des römischen Patriarchates gegenüber allen anderen vorzüglich die Gewohnheit beitrug, alle Befehle und Entscheidungen in Rom zu suchen; nachdem die östliche Kirche sich im Glauben und in der Zucht von der westlichen absonderte, war natürlich der Patriarch des Abendlandes Oberhirt der sich als „katholische", d. h. allgemeine betrachtenden Kirche, welche daher auch den Namen der römischen erhielt, und sein Ansehen stieg noch mehr, als alle übrigen Patriarchate ganz oder größtentheils eine Beute des Islam wurden, die Bekehrungen der Heiden aber, namentlich im Norden Europa's, fast sämmtlich von Rom ausgingen und so dieser Erdtheil zum größern und gebildetern Theile die Domäne der Päpste wurde. Die Bischöfe galten überall als die Nachfolger der Apostel und ihr Ansehen stieg in bemerkenswerter Weise; sie salbten die Könige, weihten die Äbte und Äbtinnen; aber weil ihre Thätigkeit so vielseitig wurde, zeigte sich das Bedürfniß, die höheren und selteneren Gegenstände derselben auch nur Auserwählten unter ihnen, den Erzbischöfen zu übertragen. Die ersten Bestrebungen, unter der niedern Geistlichkeit die Seelsorge zu regeln, sind das Verdienst Papst Gregor des Großen. Er errichtete in seinem Hause das erste Seminar, wo Jünglinge für den priesterlichen Beruf ausgebildet wurden und in gemeinsamem Leben sich mit den Wissenschaften und religiösen Übungen beschäftigten. Mehrere der verdienstvollsten Glaubensboten, namentlich Britanniens, gingen aus demselben hervor. Andere Seminare wurden von britischen Aposteln in Frankreich und Deutschland errichtet, unter welchen dasjenige des Bonifacius (Winfrid) hervorleuchtete. Bischof Chrodegang von Metz (um 760) versammelte Geistliche um sich zu kanonischem Leben, woraus die Stiftungen der Kanoniker (später Dom- oder Chorherren) hervorgingen. Da aber auch die Geistlichen Menschen sind, so blieben sie nicht immer ihrem Berufe treu. Namentlich seit dem achten Jahrhundert riß unter der Weltgeistlichkeit arge Entartung ein. Viele ihrer Glieder trieben Waffenübungen, lebten dem Kriege, der Jagd, belustigten sich an Possenreißern und unzüchtigen Schauspielen. Darunter litt natürlich die Bildung, und diese war (theilweise schon früher) so tief gesunken, daß man die Anforderungen an einen Priester auf die Kenntniß des Vaterunsers, des Glaubensbekenntnisses und der kirchlichen Formeln beschränken mußte (747). Viele hatten ihre Stellen

durch schamlose Simonie erworben und Viele lebten in wilder Ehe*). Karl der Große gab strenge Gesetze gegen die Verderbniß der Geistlichkeit und ordnete zu diesem Zwecke die Versammlung fünf großer Synoden in seinem Reiche an. Er und sein Sohn Ludwig der Fromme hatten den sonderbaren Plan, alle Geistlichen in kanonischen Anstalten zu vereinigen, wodurch das Christentum dem Buddhismus genähert und die schöne Einrichtung der Gemeinde-Seelsorge unterdrückt worden wäre. Der Plan trat seiner ganzen Unnatur wegen nicht in's Leben; aber auch die Sitten und die Bildung des Klerus besserten sich nicht. Die höheren Geistlichen führten mehr die Lebensweise von Fürsten als von Seelsorgern, die niederen diejenige von Weltleuten. Die tiefste Erniedrigung der Geistlichkeit fiel, wie diejenige des Papsttums, in das zehnte Jahrhundert. Die verehelichten Priester zeichneten sich durch Sittenreinheit aus, was die Vorschrift der Ehelosigkeit damals hinausschob**). Doch nahmen die Bemühungen zur Herbeiführung dieser Vorschrift, die schon früher begonnen, stets ihren Fortgang, indem man, um den Kleriker von Familien- und Staatsbanden unabhängig und der Kirche allein ergeben zu machen, die sonderbare Ansicht zu begründen und zu verbreiten suchte, daß Priesterehen unsittlich wären, bis im elften Jahrhundert der rücksichtlose Gregor VII. dieselbe zum unerbittlichen und leider in seinen Folgen mehrfach verhängnißvollen Gesetze machte. Damals, als durch dieses und andere Mittel die Kirche immer mehr centralisirt, monarchisirt und despotisirt wurde und als in Folge dessen im elften Jahrhundert das Papsttum den höchsten Gipfel seiner Macht erstieg, erscheint auch eine neue Würdenstufe auf dem Schauplatze der Kirchengeschichte, die der K a r d i n ä l e. Ehemals hießen so feststehende Beamte des römischen Reiches, mit einem größern, sich gleichsam um sie, wie um einen Thürangel die Thüre, drehenden Wirkungskreise, dann Geistliche von fester Stellung an einer Kirche, besonders an einer bischöflichen, endlich nur noch diejenigen der römischen Kirche. Im zwölften Jahrhundert bestand das Kollegium der Kardinäle aus den Bischöfen und Geistlichen der Kirchen Roms und seiner Umgegend. Die Kardinäle wurden aber später eigentliche Räte der Päpste, namentlich seit ihnen das Recht, Letztere zu wählen (oben S. 140), zustand.

Die unheilvollen Kämpfe zwischen Reich und Kirche führten auf Seite des erstern, gleichsam aus Notwehr gegen eine Art von Vergeistlichung der ganzen Christenheit, wie sie von den großen Päpsten jener Zeit beabsichtigt wurde, immer mehr Versuche der Annäherung an das System der Staatskirche herbei. Der Streit um die Immunität der Geistlichen von bürgerlichen Lasten und um das Investiturrecht ist ein

*) Alzog, Univers.-Gesch. der christl. Kirche S. 368 f.
**) Derselbe a. a. O. S. 440.

Zeugniß davon. Und dieser Kampf ging fort, bis die Kirche in eine bei dem System des kirchlichen Weltreiches bleibende und eine dasjenige der Staatskirche in seinem ganzen Umfange annehmende zerfiel.

B. Die Klöster.

Weit charakteristischer als die Weltgeistlichkeit ist für das Mittelalter diejenige, welche sich von der Welt abschloß oder wenigstens abschließen sollte, die Klostergeistlichkeit. Während dieselbe in der neuern Zeit an Bedeutung abgenommen hat, ja eigentlich nur noch künstlich und tendenziös am Leben erhalten wird, indem sie sich mit der ganzen Entwickelung des Lebens und Verkehrs im Privat- wie im öffentlichen Leben in direktem Widerspruche befindet, nahm sie im Mittelalter vielmehr, wie noch jetzt in der morgenländischen Kirche, einen höhern Rang ein als die Weltgeistlichkeit und genoß in entschiedenster Weise ein weit höheres Ansehen, beim Volke sowol, als bei den höheren Würdenträgern der Kirche und des Staates. Die Klostergeistlichkeit war im Mittelalter sozusagen eine höhere Stufe der Menschheit, ein Übergang von der Erde zum Himmel, ein Sammelplatz aller Kandidaten der Seligkeit und Heiligkeit. Sie umfaßte daher auch, während die Weltgeistlichkeit blos aus Männern bestand und nach dem Willen der obersten Kirchenmacht sich vom weiblichen Geschlechte durchaus fern halten sollte, Personen beider Geschlechter, die allerdings auch die Bestimmung hatten, einander gegenseitig fern zu bleiben. Das Christentum damaliger Zeit berührte sich daher sehr eng mit dem Buddhismus. Wie in diesem wurde auch in jenem das Mönchs- und Nonnenkleid ein Ehrenschmuck, nach dem die am höchsten stehenden Personen strebten. Wer die Palme der Frömmigkeit und Tugend erringen wollte, ließ sich in der Kutte bestatten. Wer sich aber noch weit größeres Verdienst erwerben wollte, trat selbst, wenn er die Freuden oder Widerwärtigkeiten der Welt genug gekostet hatte, in ein Kloster, sei es als wirkliche geistliche Person oder wenigstens als Schutzbefohlener mit mehr oder weniger Verpflichtung, die frommen Übungen der heiligen Kolonie mitzumachen. So wallte die Kaiserin Agnes, deren Sohn Heinrich IV. das Papsttum so heftig, wenn auch ohne Ausdauer und Konsequenz bekämpfte, 1067 in linnenem Gewande, auf einem schlechten Zelter reitend, nach Rom, warf sich weinend am Grabe des Apostels nieder und beichtete dem Mönche Pier Damiani, der aufjubelte, die Königin von Saba sei zu dem weisen Salomo, die Kaiserin Agnes aber zu dem armen Fischer (?!) gekommen. Sie nahm den Schleier; trotzdem aber blieb sie Mutter; denn ihres Sohnes Fall in Canossa brach ihr noch in demselben Jahre 1077 im Lateran das Herz.

Die Quelle des Klosterwesens überhaupt und vieler einzelner Klöster ist das Eremitenleben. Die Neigung zur Einsamkeit, um fromme Übungen darin zu begehen, hat diese merkwürdige Kulturerscheinung, wie in Indien, so auch bei den Christen hervorgerufen. Der Übergang vollzog sich durch den mehrere Personen zusammenführenden gleichen Hang. Antonius der Eremit begann damit am Anfange des vierten Jahrhunderts in der thebaischen Wüste Ober-Ägyptens; sein Schüler Pachomius bildete in Mitte desselben Jahrhunderts die Einrichtung weiter aus. Die Mönche (*μόναχοι*, d. h. Alleinlebende), wie sie nun hießen, wohnten in einander nahestehenden Häusern, deren jedes mehrere Zellen enthielt und einen Vorsteher (Prior) hatte; zusammen hießen die Mönchshäuser Koinobion oder Monasterium und der gemeinsame Vorsteher Abbas, d. h. Vater, auch Archimandrit. Alle Untergebene des Letztern hielten sich an eine gemeinsame Lebensordnung oder Regel. Pachomius hinterließ bei seinem Tode (348) zu Tabenna, einer Nilinsel, bereits eine Kolonie von 50.000 Mönchen. Das Beispiel fand in jener schwärmerischen Zeit bald Nachahmung in Palästina, Syrien und Armenien, und die Klöster drangen sogar in die Städte ein, wodurch ihre ursprüngliche Bestimmung eine wesentliche Veränderung erleiden mußte. Auch gab es bereits unter Pachomius Nonnenklöster. Basilios, sein jüngerer Zeitgenosse, vervollkommnete die Einrichtung durch festere Regeln, welche noch jetzt in den meisten Klöstern der morgenländischen Kirchen befolgt werden. Gelübde gab es damals noch nicht; man war jederzeit berechtigt, das Kloster wieder zu verlassen. Athanasios führte das Klosterwesen auch im Abendland ein, wo Ambrosius und Hieronymos sehr viel zu dessen Verbreitung und Beliebtheit beitrugen. Martin von Tours brach ihm in Gallien Bahn, Augustinus in Afrika, Augustin der Brite in England, Patrik in Irland, Bonifacius in Deutschland; kurz, es folgte überall, wo das Christentum nicht schon vor seiner Entstehung Wurzel gefaßt, der Verbreitung desselben auf dem Fuße nach. Eine bestimmtere Gestalt erhielt die neue Erscheinung im Abendlande durch den Sabiner Benedikt von Nursia (geb. 480, gest. 544), einen Zeitgenossen und angeblichen Verwandten Gregor des Großen, dessen Bestrebungen durch ihn eine für den Geist des Mittelalters höchst bezeichnende Vervollständigung erfuhren. Als Schüler in Rom sehnte er sich nach Einsamkeit, lebte bei Subiaco in tiefen Felsgrotten fastend und betend, später Genossen und Schüler um sich sammelnd und Glaubensboten erziehend, wodurch zwölf kleine Klöster daselbst entstanden, und gründete auf ihm geschenkten Ländereien, nach Zerstörung der dortigen letzten Heidentempel, in demselben Jahre, wo die Philosophenschule Athens aufgelöst wurde, das berühmteste Kloster der Welt, Monte-Cassino. Die von ihm gegebene Regel blieb die mustergiltige im Abendlande und hat sich unschätzbare Verdienste um die Kultur

von Ländern erworben, die vor ihrem Eindringen noch wild und roh waren. Langobarden zerstörten vierzig Jahre nach Benedikt's Tode das Kloster, dessen Mönche in Rom Aufnahme fanden; 130—140 Jahre später wurde Monte-Cassino wieder hergestellt. Merkwürdiger Weise entstand noch zu Benedikt's Lebzeiten, von ihm unabhängig und ohne ausgesprochenen kirchlichen Charakter, durch den staatsmüden Minister des großen Theodorich, den altrömisch gebildeten Kassiodor, bei Squillace in Kalabrien eine Art klösterlicher Niederlassung, wo er sich mit gleichgesinnten Genossen den Wissenschaften, der Handarbeit, dem Garten- und Landbau widmete und zwischen 575 und 580 über neunzig Jahre alt starb. Diese Erscheinung war indessen noch zu eng mit der Anschauung der antiken Welt verknüpft, um in dem die letztere kühn über Bord werfenden Mittelalter auf Bestand oder Anklang rechnen zu können. Die Zukunft gehörte damals nur dem auf eigene Füße gestellten Christentum, wie es sich bis dahin entwickelt hatte, d. h. allerdings in einem andern Sinne, als die von einem Mönchtum nichts wissenden Stifter geahnt, aber doch mit ausdrücklicher Berufung auf dieselben. Eine Gestalt wie die Benedikt's, ein Schwärmer für Tugend und Frömmigkeit und ein Wolthäter seiner Umgebung zugleich, war der wahre Mann der Zeit, und er hat ein Werk geschaffen, das damals einem tief gefühlten Bedürfniß entgegenkam und sich zu den wirksamsten und schicksalreichsten Anstalten der Weltgeschichte gesellt, nämlich das Kloster- und Ordenswesen der römischen Kirche, welches er vom morgenländischen Anachoretenwesen unabhängig machte. Seinen Namen trägt noch der älteste, verdienstvollste und der christlichen Idee am treuesten gebliebene Orden, der unter allen solchen stets die meiste Liebe zur Wissenschaft und die geringste Neigung zum Fanatismus an den Tag gelegt hat. Durch Benedikt erhielten die Klöster die Verpflichtung zu den drei Gelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams, und erst durch diese wurden sie das, was sie sein sollten, vom weltlichen Leben unabhängige Vereinigungen von Personen, die sich, ungestört von täglichen Sorgen, der Verbreitung des christlichen Glaubens und wolthätiger Kultur widmeten. Die Verdienste der Klöster um Wissenschaft, Kunst, Gewerbe und Landbau sind ebenso oft überschätzt als unterschätzt worden; gerechter Weise kann nur gesagt werden, daß sie leisteten, was sie bei ihren eigenen Zuständen und denjenigen der sie umgebenden Bevölkerung leisten konnten, und daß sie dies thaten, so lange die Zeit dazu geeignet war. Die Klöster waren, allerdings sehr theilweise und nur zeitweise, ein Segen im Mittelalter; heute sind sie überflüssig und mehr schädlich als nützlich. Ihr völliger Verfall in der spätern Zeit des Mittelalters spricht diese Thatsache sehr deutlich aus. Der Orden Benedikt's ist daher eine der treuesten und bezeichnendsten Äußerungen des frühern Mittelalters und sein Vordringen in alle der römischen Kirche huldigenden

Länder war überall ein Zeichen, daß der Geist des Mittelalters mit allen seinen Licht- und Schattenseiten Wurzel gefaßt hatte.

Es hat denn auch keine Klöster gegeben, die sich von ferne an wahrem Verdienst mit denen der Benediktiner messen konnten. Daher sei uns vergönnt, hier eines solchen eingehender zu gedenken, nicht weil seine nächste Umgebung der Geburt- und langjährige Wohnort des Schreibers dieser Zeilen ist und in seinen Räumen selbst der Grund zu gegenwärtigem Werke gelegt wurde, sondern weil es anerkannt ist als die damalige höchste Zierde deutschen Bodens und Volkstums und dessen kulturbeförderndes Vorwerk auf der Straße nach dem Lande im Süden der Alpen, auch seine Geschichte mehr als die irgend eines andern Klosters als ein rechter Typus der Entwickelung eines solchen betrachtet werden kann. Wir meinen das Kloster St. Gallen. Seine Entstehung weist auf den eigentümlichen großen Umweg hin, auf welchem die Verchristlichung Mitteleuropa's erzielt wurde. Die britischen Inseln waren auf rätselhafte Weise zum Seminar der Glaubensboten für den waldigen, unbebauten Grund Germaniens geworden. Briten keltischen Stammes und Angelsachsen wetteiferten in diesem Werke. Erstere hatten bereits Klöster mit wissenschaftlicher Bethätigung, ehe die Regel Benedikts ihren Eroberungszug über Westeuropa antrat. Unvergänglich ist der Name Benchuirs oder Bangors in Wales, wo die Columbane als Tauben des Friedens und der christlichen Liebe im Geiste der altbritischen Kirche (oben S. 76) wirkten und von wo der Jüngere dieses Namens in hohem Alter mit seinem ebenfalls schon hochbetagten Schüler Kallech (lat. Gallus) sich begeistert aufmachte, das bereits christliche, aber entsittlichte Gallien zu bessern und das noch rohe und heidnische Germanien zu bekehren. Umsonst verhallte ihre warnende Stimme in den Bruderkämpfen der Merowinger, und sie wandten sich lieber nach der Wildniß am Nordfuße der Alpen, wo die Kultur weder ihre Segnungen, noch ihren Fluch hingetragen hatte. Nachdem sie Götzen zertrümmert und die Lehre des Evangeliums verkündet, wandte sich Columba weiter nach Italien, — Gallus blieb am Bodensee und er, der sich in eine Einsiedelei hatte zurückziehen wollen, wurde, zu derselben Zeit, als im Morgenlande ein Schwärmer aufstand, dessen Lehre die Hälfte der östlichen Christenheit zertrümmerte, ohne es zu ahnen, der Stifter einer berühmten Abtei und einer ansehnlichen Stadt. Nach Art der morgenländischen Anachoreten und des heiligen Benedikt in dessen erster Zeit sammelte er in bis dahin öder Wildniß eines Hochthals der Alpenvorberge Schüler um sich; die Waldung, wo noch Bären gehaust hatten, schwand, — eine Kirche und Zellen für die Brüder wuchsen empor. Doch führte Gallus kein völliges Einsiedlerleben, sondern verließ seine Einsamkeit öfter, um zum Volke zu sprechen. Die Wahl zum Bischof von Konstanz und zum Abte von Luxeuil lehnte er ab, und als er (um

630) todt war, wurde er der Landesheilige und sein Grab ein Wallfahrtort. Die Einsiedelei bestand unter Vorstehern hundert Jahre lang fort, bis sie durch Audomar (Otmar), unter König Pipin's Schutz und mit der Regel Benedikts (an Stelle der einfacher columbanischen), eine Abtei wurde (720). Die Eremiten, die bis dahin blos das Land bebaut, gebetet und gefastet hatten, wurden Mönche, vertauschten die weiße Kutte mit der schwarzen, schoren den Bart, lernten latinisch, zum Theil selbst griechisch, schrieben die heiligen Schriften sorgsam auf Pergament, pflegten Kranke und übten sich im Kirchengesange. Es begann ein Licht der Kultur von St. Gallen auszugehen, das ganz Süddeutschland erhellte, wie später Fulda das nördliche Reich. Dafür erhielt das Kloster von den begüterten Nachbaren reiche und immer reichere Schenkungen an Gütern und Hörigen, welche den Mönchen gestatteten, ohne Sorge zu leben und zu wirken. Doch waren nicht alle Nachbaren so großmütig. Es fehlte nicht an Neidern und harten Vergewaltigern. Audomar selbst starb in widerrechtlicher Gefangenschaft. Es kamen jedoch bessere Zeiten, und schon Otmar's dritter Nachfolger Gozbert (816—837) baute den Grund zu des Klosters späterer Größe durch die Anlegung einer Büchersammlung und den Plan einer Vergrößerung des Klosterbaues. Der jetzt noch vorhandene, in der Ausführung freilich stark abgeänderte Plan des Neubaues bietet ein großartiges Bild des damaligen Klosterlebens dar und kann als ein Typus der Klöster jener Zeit um so eher betrachtet werden, als er von einem um sein Gutachten angefragten Fremden herrührte, der mit den Bodenverhältnissen des Ortes nicht bekannt war. Der Plan, der auf vier großen Pergamenthäuten mit roter Tinte gezeichnet ist, stellt die einzelnen Gebäude innerhalb ihres Grundrisses auch in der Ansicht dar und ist von Erläuterungen, zum Theil in Versen, begleitet. Die meisten Gebäude sind einstöckig und zeigen die altrömische Anlage (Bd. II. S. 358) eines rechteckigen mittlern Hofraumes, um den sich vier Flügel ziehen und sich gegen denselben öffnen. An den Wänden des bedeckten Hofraumes sind rings Bänke und Tische angebracht, in der Mitte der Herd. Darüber befindet sich im Dache eine große Oeffnung, um Licht herein und den Rauch hinaus zu lassen, die aber gegen Regen und Schnee wieder mit einem auf vier Pfeilern ruhenden Zeltdache bedeckt ist. Den Mittelpunkt des ganzen Klosterumfanges, der wieder ein Rechteck bildet, nimmt die Kirche ein, eine kreuzförmige Basilika mit zwei halbrunden Chören im Anschluß an die beiden Schmalseiten, in denen sich die beiden Altäre des Petrus und Paulus, vor letzterm aber jener des Gallus, über dessen Grab, und zwischen diesem und dem erstern noch mehrere Altäre, sowie das Taufbecken befinden, — eine Einrichtung, welche zeigt, daß hier nicht für die Erbauung einer Gemeinde, sondern für die stille Andacht von Mönchen gesorgt sein sollte. Das Langhaus besteht aus drei

Schiffen, getrennt durch zwei Reihen von je acht Säulen. An die Kirche schließen sich zahlreiche Nebengebäude, wie das Schreibzimmer und darüber die Bibliothek, die Sakristei und darüber der Aufbewahrungsort der priesterlichen Gewänder, ein Gebäude zur Bereitung der Hostien, das Gasthaus für fremde Mönche, die Wohnungen des Schulvorstehers und des Pförtners. Um die Kirche vertheilen sich in vier Gruppen, nach den vier Seiten derselben, die übrigen Räume, im Süden die Klausur, rings um den Kreuzgang, mit dem Kapitelsal, dem Sprechsal, dem Wohnraum der Mönche, dem Schlafsal derselben (Dormitorium), dem Speisesal (Refectorium), darüber die Kleiderkammer, und dem mit Tonnen wolgefüllten Keller, — an einer Ecke abseits die Wasch- und Badestube und das Latrinenhaus, an einer andern die Küche, weiterhin die Bäckerei und das Brauhaus, sowie die Mühle, Küferei, Tenne und Stallung für Reitpferde, endlich die Räume für alle möglichen Handwerker, Walker, Gerber, Schuster, Drechsler, Eisen- und Goldschmiede, ja sogar Schwertfeger und Schildmacher, hinter dem Keller das Gasthaus für arme Reisende und Pilger mit eigener Küche und Brauerei. Im Norden der Kirche befanden sich das Haus für vornehme Gäste mit eigenen Dienstwohnungen, Vorratsräumen und Stallungen, sowie Brauerei und Bäckerei, die äußere Schule (für Solche, die nicht Mönche werden wollten) und die Abtswohnung mit eigenem Nebengebäude für die Diener, Küche, Speisekammer und Badestube. Im Osten der Kirche und Klausur lag die innere Schule (für künftige Mönche), die Kirche für die Novizen und Patienten und das Krankenhaus für die Mönche nebst Arztwohnung und Apotheke, — dann der Garten, der Friedhof, die Geflügelställe und der Fruchtspeicher. Im Westen der Kirche und Klausur endlich, vom eigentlichen Kloster durch eine Mauer getrennt, waren die Stallungen für das Vieh (Schafe, Ziegen, Kühe, Schweine, Stuten) angebracht. — Die Mönche bauten selbst an dem großen Werke, trugen den Baustoff herbei, und schmückten zuletzt die Decke der Kirche mit bunten Malereien auf Goldgrund. Die Kirche erhielt helle Glasfenster, gläserne Kronleuchter, mit getriebener Arbeit in Gold und Silber, verzierte, mit kostbaren Teppichen gedeckte Altäre, aus Elfenbein und edeln Metallen kunstreich gefertigte und mit Edelsteinen besetzte Kruzifixe und Reliquienkapseln, mit ebenso verzierten Decken geschmückte heilige Bücher, prachtvolle Kelche, Patenen, Meßgewänder u. s. w.

Mit den hier gepflegten Künsten wetteiferten aber bald die Wissenschaften. Die Bücherei vermehrte sich stetig, besonders durch eigene Arbeiten der Mönche. Nur als Hilfsmittel zum Sprachunterrichte duldete das Kloster anfangs die heidnischen Schriftsteller des Altertums; bald aber fanden die Mönche, ohne ihrem Christentum zu schaden, auch selbst Geschmack an ihnen und fertigten Abschriften derselben. Das durch Schiedspruch König Ludwigs 854 zu Ulm vom Bistum Konstanz voll-

kommen unabhängig gewordene Kloster wählte von da an frei seinen Abt und wurde eine Macht im Reiche. Kaiser, Könige und Herzoge besuchten es wiederholt und bedachten es mit Rechten, worunter Befreiungen von Entbehrungen des einförmigen kasteienden Mönchslebens (bessere Speisen und Getränke) keine geringe Rolle spielten.

Die Klöster waren damals, wenigstens im Norden der Alpen, die Stätten des Buchhandels. Sie liehen einander ihre Bücherschätze zur Fertigung von Abschriften. Auf letztere wurde unendlich viel Mühe verwendet. Es war mehr ein Malen als ein Schreiben, und die Anfangsbuchstaben wurden in Gold, Silber und bunten Farben, mit vielfach verschlungenen Verzierungen und Miniaturbildern ausgeführt. Ja man schrieb ganze Bücher (kirchlichen Inhalts) mit Farbe, Gold oder Silber. In St. Gallen waren außer den kräftigen Zügen der deutschen Mönche auch die eigentümlichen und verschnörkelten der keltischen Iren und Schotten vertreten, welche in nicht geringer Zahl der Stiftung ihres Landsmannes zueilten und sich nicht selten den Scherz erlaubten, beim mühsamen Abschreiben gaelische Stoßseufzer nach Einbruch der Dunkelheit oder nach einem labenden Glase Wein an den Rand zu notiren. Zum Einbande wählte man meist mit Leder oder Pergament überzogene Breter, bei besonders geschätzten Arbeiten aber belegte man dieselben mit geschnitzten Elfenbeintafeln oder getriebenen Metallzierraten, besetzte auch wol die Seiten und Ecken mit eingefaßten Edelsteinen.

Ebenso waren damals die Schulen der Klöster die einzigen weit und breit. Den Hauptinhalt des Unterrichtes bildeten die „sieben freien Künste“, von denen das Trivium (Grammatik, Dialektik, Retorik) die höhere Wissenschaft, die der Sprache, das Quadrivium aber (Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie) die sich nach damaliger Auffassung mehr auf blose Fertigkeit beziehenden Hilfsfächer umfaßte, von denen das erste dem Kult, das zweite der Güterverwaltung, das dritte dem Kirchenbau und das vierte der Anlegung des Festkalenders diente. Die Sprachwissenschaften hatten den höhern Zweck des Verständnisses der heiligen Schriften und Liturgien; in Allem schwebte somit als höchstes Ziel immer die Religion vor. Nicht besonders gelehrt, aber eifrig geübt wurde in den Krankenstuben der Klöster die Arzneiwissenschaft. Die Lehrer der Klosterschulen wurden entweder im Kloster selbst erzogen und ausgebildet oder von auswärts berufen, beziehungsweise zugesendet. In St. Gallen war der Ire Möngal, mit latinischem Namen Marcellus, der auf seiner Rückreise von Rom, mit seinem Oheim, dem Bischof Marcus, da blieb und mit ihm Klosterbruder wurde, ein geschätzter Lehrer. Bedeutender jedoch waren in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts die einheimischen Geister und unzertrennlichen Freunde Notker, Ratpert und Tutilo. Notker der Stammler hatte seine Stärke in der Heilkunde und in der Tonsetzung kirchlicher Lieder, in welcher

Richtung man ihm das vielgefeierte „Media vita in morte sumus“ verdankt, das im Mittelalter als Zauberlied galt und daher zu singen verboten wurde; aber er litt bei überquellender Fantasie an Hallucinationen, in denen er Kämpfe mit bösen Dämonen zu bestehen glaubte. Ratpert, dessen liebste Heimat die Schulstube war, welche er dem Messelesen weit vorzog und wo er mit dem Stocke strenge Zucht hielt, dichtete auch geistliche Lieder, so einen deutschen Lobgesang auf Gallus, und begann die stattliche Reihe der Chronisten des Klosters St. Gallen. Tutilo, eine wahre Hünengestalt, von unverwüstlich heiterer Laune, sodaß Kaiser Karl der Dicke es unverantwortlich fand, einen solchen Mann im Kloster finden zu müssen, — lebte dagegen der Kunst, nicht nur der Tonkunst, besonders auf Saiteninstrumenten und der Rohrpfeife und der Dichtkunst in römischer und deutscher Zunge, sondern auch der Bildnerei und Malerei; wir besitzen von ihm die schöne Elfenbein-Bücherdecke mit Darstellung des heiligen Gallus und seines zahmen Bären. Daß es in den Klöstern nicht an Ränken und Feindschaften fehlte, zeigen u. a. die boshaften Streiche, welche der Speisemeister Sindolf den genannten drei Freunden spielte und die bis zum Verderben mühevoll gefertigter Handschriften gingen, wofür sie ihn allerdings einst mit der Peitsche belohnten. Daß die Mönche keineswegs streng eingeschlossen waren, entnehmen wir den Berichten über Tutilo's Reisen, auf denen er eigene Kunstwerke gerne Klöstern und Kirchen schenkte und, von Räubern angefallen, nicht säumte, sie mit seiner starken Hand in die Flucht zu schlagen. Was für Leute die drei Lehrer erzogen, zeigt das Beispiel ihres Schülers Salomo, der in der Folge kaiserlicher Notar und später, am Ende des neunten Jahrhunderts, zugleich Abt von St. Gallen und Bischof von Konstanz wurde und mit den höchsten Herren seiner Zeit als gebildeter Weltmann in lebhaftem Verkehre stand. Zum großen Ärger seiner Lehrer war er jedoch ein abgesagter Feind der strengen Klosterregeln, machte sich manchen Bruches derselben schuldig und mußte dieselben durch eine demütige Buße sühnen, indem er, mit einem Reliquienkästchen um den Hals, barfuß zum Altare schritt und seine Sünden bekannte. Weit mehr Interesse als an dem Klosterleben, das ihm zu kleinlich war, fühlte Salomo am großen weltgeschichtlichen Treiben. Er gefiel sich darin, eine Stütze des deutschen Königs Konrad gegen die aufrührerischen und selbstsüchtigen Großen des Reiches, zunächst gegen die schwäbischen Kammerboten Erchanger und Berchthold zu sein, die der Abt-Bischof durch List dazu brachte, sich vor seinen stattlichen Klosterknechten zu verbeugen. Die gegenseitige Feindschaft hatte erst ein Ende, als die beiden Unruhestifter, nachdem sie Salomo hinterlistig gefangen und mißhandelt hatten, vom Könige geschlagen und (917) dem Tode überliefert waren. König Konrad besuchte das Kloster und ließ vor die in einem Umzuge in der Kirche begriffenen Klosterschüler Äpfel ausschütten,

um ihre Andacht zu prüfen, was sie glänzend bestanden. Als er jedem der Schüler, die während des Essens von der Kanzel des Refektoriums vorlesen mußten, ein Goldstück in den Mund legte und der Jüngste es weinend ausspie, sagte er: „Du wirst ein guter Mönch werden!" Beim Abschiede ließ er sich unter die auswärtigen Brüder (Ehrenmitglieder des Klosters) aufnehmen, was manche hohe Herren ebenfalls thaten.

Das zehnte Jahrhundert zeigte am Beispiele St. Gallens recht klar, was die Klöster damals, neben den ihnen erwiesenen Ehren, auch zu leiden hatten, von innen wie von außen. Während die Verwalter der stets sich vermehrenden und oft sehr weit (tief in Schwaben) entlegenen Klostergüter (die Meier) die Herren spielten, mit Hörnern und Hunden zur Hasen- und Wolfsjagd, zur Bären- und Sauhatz zogen und den Pflug auf dem Acker ruhen ließen, wurde die Abtei von den fremdartigsten Völkern, von den Söhnen der asiatischen Steppe, wie von denen der afrikanischen Wüste, von Magyaren und Sarazenen heimgesucht. Erstere plünderten nach Herzenslust in dem von den Mönchen verlassenen Kloster (sie hatten sich in eine nahe Waldschanze zurückgezogen, Bibliothek und Kirchenschatz waren glücklich verborgen); Letztere wurden von den handfesten Mönchen vertrieben. Überdies tödteten die Magyaren die fromme Klausnerin Wiborada, welche nach damaligem Brauche in der Nähe des Klosters eine Zelle ohne Thüre bewohnte, die sie nicht verließ, sondern es den römischen Senatoren beim gallischen Brande gleich that. Ein unheimliches Licht wirft es auf die Strenge der Klosterzucht, daß damals (937) ein Schüler, der auf den Estrich geschickt wurde, um dort zu seiner und Anderer Bestrafung Ruten zu holen, bei diesem Anlaß den Dachstuhl in Brand steckte, so daß die ganze Schule und ein Theil der Kirche in Flammen aufgingen, was einen empfindlichern Riß in die Zucht brachte, als die Vermeidung der Rutenstrafen gethan hätte. Was gewaltthätige Äbte vermochten, zeigt das Beispiel Abt Kralochs von St. Gallen (940—959), der den widerspenstigen Mönch Victor durchpeitschen und auf dessen Flucht anhalten und blenden ließ, selbst aber vor seinen entrüsteten Mönchen fliehen mußte und dabei die mitgenommenen Kirchenschätze durch Raub verlor.

Nach dem Tode Kralochs kehrte eine freundlichere Zeit in St. Gallen ein. Wie die drei kunst- und gesangreichen Freunde Notker, Ratpert und Tutilo die erste Blütezeit des Klosters bezeichnet hatten, so stellen die Ekkeharde gegen Ende des zehnten Jahrhunderts die zweite solche dar. Jenes war die Zeit des strengen Klosterlebens, das jedoch mit der gewissenhaften Übung der frommen Gebräuche in den Mußestunden einen gewissen derben Humor abwechseln ließ; die neue Periode gestattete im kirchlichen Leben mehr Freiheit, befliß sich aber daneben feiner und gebildeter Sitten. Der erste Ekkehard, zum Nachfolger Kralochs bestimmt, aber durch einen unglücklichen Sturz, weil hinkend, untauglich

zur Abtswürde geworden, war der Vater aller Armen und Reisenden und sein hohes vorurteilsloses und für einen Mönch gewagtes Streben zeigt seine Bearbeitung der deutschen Heldensage vom aquitanischen Walter (dem westgotischen König Wallia), freilich in lateinischen Hexametern. Mehr Weltmann war sein durch seine Schönheit bis an den Kaiserhof des großen Otto gefeierter Neffe, der zweite Ekkehard, dem das stolze Herz von Schwabens Herzogin Hadewig, der großmütigen Gönnerin des Klosters, entgegenschlug, durch die Vergeblichkeit des Sehnens aber zu ohnmächtiger Wut gegen den Geliebten getrieben wurde (sie ließ ihn auf ihrer Feste Hohentwil, wo er sie Vergils Dichtungen kennen lehrte, — durchpeitschen). Als Lehrer aber hatte der jüngere Ekkehard solche Erfolge aufzuweisen, daß er einst auf einer Synode zu Mainz sechs Bischöfe traf, die seine Schüler gewesen waren. Nach den Ekkeharden war noch Notker Labeo, der Pfleger der deutschen Muttersprache, eine Zierde der Abtei St. Gallen; aber nach ihm und nach dem Ende des zehnten Jahrhunderts war die Blüte des Klosters entblättert. Ja sogar dessen Klosterzucht zerfiel, und es zeigt dieser Umstand, daß auf die Dauer eine geistliche Genossenschaft sich nicht mit Erfolg Zwecken hingeben kann, die außer ihrem ursprünglichen Berufe liegen. Schon in Mitte des elften Jahrhunderts vertauschte St. Gallen die Feder mit dem Schwerte und führte Fehden mit den umliegenden zum Theil streitsüchtigen und raublustigen Herren; die Äbte selbst zogen zu Roß und im Harnisch aus, und keine Ratperte und Ekkeharde rangen mehr nach der Gunst der Musen.

Das war aber damals das Schicksal aller Klöster. Alle waren in Verfall geraten. Ihre hohen Verdienste während des sechsten bis zehnten Jahrhunderts um Landbau, Erziehung, Wissenschaft, Wolthätigkeit und Seelsorge waren dahin, und so viele Reformationen des Klosterwesens später unternommen, so viele neue Klöster und Orden gestiftet wurden, so ist doch von keiner Seite die Tugend und die Geistesbildung der früheren Benediktiner jemals erreicht worden*). Die Ursachen dieses Schicksals lagen ohne Zweifel mit in dem damaligen Verfalle des Papsttums (oben S. 138), aber auch in der seit der neuen Staatsordnung Karls des Großen nach und nach sich mehr und mehr ausbreitenden Theilnahme an den weltlichen Angelegenheiten. Das Kirchliche und Himmlische füllte den Geist der Menschheit nicht mehr allein aus. Schon jetzt wetterleuchtete es in den Geistern und verkündete das Gewitter, das einige Jahrhunderte später, genährt vom Geiste des klassischen Altertums und von der dichterischen Anlage der neu gebildeten Nationen, reinigend in die schwül gewordene Atmosphäre des Mittelalters herein brach. Eine weitere Ursache des um das tausendste Jahr nach Jesu

*) Gregorovius III. S. 320. 322.

Geburt beginnenden Verfalles der Klöster lag in ihrem zunehmenden Reichtum. Der Mammon vertrieb die Wissenschaft, wie in seiner Natur liegt; die Sorge um weltliche Güter drängte die geistigen in den Hintergrund. Der Reichtum verführte dazu, in den Mußestunden, statt dem Apollo und der Minerva, dem Bacchus und der Venus zu opfern. So litt die Regel Benedikts überall argen Schaden, und dies weckte heilige Männer auf, welche den Geist jenes Vaters der Klöster in sich fühlten, ohne seine Kraft zu besitzen, und ohne gleich ihm von dem Charakter und Streben ihrer Zeit begünstigt zu sein. Die Heimat dieser Bestrebungen war Frankreich, und dieselben begannen schon am Anfange des zehnten Jahrhunderts mit der Stiftung des Klosters zu Cluny durch Berno. Wenn auch, wie wir sahen, St. Gallen damals noch lange in voller Blüte stand, so hatte doch in den meisten anderen Klöstern der Verfall bereits begonnen. Cluny zeichnete sich nicht nur durch besonders strenge Handhabung der Regel Benedikts, sondern auch durch eine Reform derselben aus, die bald auch in anderen Ländern Eingang fand, welche Berno's Schüler Odo als Apostel der strengern Mönchsregel durchzog. Seiner Thätigkeit bedurfte namentlich Italien, wo das Beispiel der damaligen Päpste die Mönche arg entsittlichte. Zu Statten kam ihr aber, daß Odo einen religiös-politischen Zweck mit seiner Mission verband, nämlich den der Machtvergrößerung des Papsttums, so daß er zu den ersten Vorläufern der Glanzperiode desselben zu zählen ist. Im nämlichen Geiste wirkte fast hundert Jahre später auch einer seiner Nachfolger als Abt von Cluny, Odilo, und Diesen finden wir um das tausendste Jahr der christlichen Zeitrechnung in der Umgebung des schwärmerischen Imperators Otto III. Den Einfluß auf diesen in seine Zeit schlecht passenden Träumer theilte nämlich sein Papst Gerbert mit zwei Mönchen verschiedener Richtung, mit Odilo und dem heiligen Romuald. Dieser Ravennate hatte ebenfalls hohe Plane mit dem Klosterwesen. „Seine Tendenzen, sagt Reumont*), stimmten darin mit denen der Cluniacenser überein, daß ihm gleich ihnen die auf ihre ursprüngliche Strenge zurückgeführte Regel St. Benedikts zur Richtschnur diente. Der Weg aber, den er einschlug, um zum Ziele zu gelangen, war ein verschiedener. Cluny führte bei vorwaltender Askese zu größerer Konzentration der Obergewalt und einheitlichem Streben; die romualdische Reform förderte neben gleicher asketischer Richtung das individuelle Prinzip.“ Mit anderen Worten: Die Mönche von Cluny vertraten die blinde Hingabe an die Autorität des Papsttums; Romuald war der Vorläufer der individuellen Mystik, welche die Sekten des Mittelalters und in der Folge die Reformation gebar. Eine Menge Klausen und Klöster waren das Werk einer rastlosen

*) Gesch. der Stadt Rom II. S. 318.

Thätigkeit des fast hundert Jahre alt gewordenen Romuald (er starb 1024). Weiter dehnte sich die Wirksamkeit Derer von Cluny aus, so daß eine Kongregation von über zweitausend Klöstern zu Stande kam, welche von Spanien bis Polen verbreitet war, den Abt von Cluny als ihr gemeinsames Oberhaupt anerkannte und daselbst jährliche Synoden hielt. Auch das ruhmvolle Gotteshaus Monte-Cassino, Benedikt's ehrwürdige Stiftung, schloß sich der Reform von Cluny an, obschon es derselben kaum bedurfte. Als fast alle übrigen Klöster Italiens verkamen und sogar verarmten, blühte Monte-Cassino fort und war und blieb ein Zufluchtort selbst seiner Feinde, welche die Reue trieb, dort ihre Andacht zu verrichten. Massenhaft strömten Geld und die prächtigsten Geschenke aller Art nach dem einsamen hohen Felsen. Die 1071 dort vollendete Basilika weihte der Papst selbst, in dessen Gefolge sich auch Hildebrand befand; 10 Erzbischöfe und 44 Bischöfe waren anwesend, sowie eine Menge von Herzogen, Grafen und Edelleuten Italiens.

Im zwölften Jahrhundert erlahmte indessen die Thatkraft von Cluny auch schon wieder; Reichtum, Ehrenrechte und Freiheiten, mit welchen das Stammkloster von frommen Fürsten überhäuft worden, blendeten die Mönche und pflanzten Übermut und damit Zuchtlosigkeit unter ihnen und erschütterten die Kongregation. Doch traten bereits Andere als Kämpfer in die geschossene Bresche ein. Die nächsten Nachfolger der Cluniacenser im nämlichen Geiste waren die Cistercienser, benannt nach dem Kloster Citeaux bei Dijon (gestiftet 1098) und ihr Reformprofet wurde seit 1113 Bernhard von Clairvaux, nach dem von ihm gestifteten Kloster (clara vallis) so genannt, wie hinwieder sein Orden auch nach ihm den Namen der Bernhardiner erhielt. Er war ein rechter Mann seiner Zeit, ein unerschütterlicher Kämpfer für die Einheit und Macht, den Glanz und Ruhm der Kirche und des Papsttums. Durch seine Bemühungen entstanden nicht weniger als 1800 Klöster des neuen Ordens in Frankreich, England, Irland, Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen. Von den Cluniacensern unterschieden sich die Cistercienser durch noch strengere Regel. Sie lebten ärmlich (wenigstens in der ersten Zeit), enthielten sich alles Aufwandes, trugen den Bischöfen tiefste Demut entgegen und vertauschten die schwarze Kutte gegen eine weiße mit schwarzem Skapulier. Der Orden wurde durch einen aus den angesehensten Äbten bestehenden hohen Rat unter unmittelbarer Oberaufsicht des Papstes geleitet und die Klöster jährlich untersucht. Doch gingen noch im Mittelalter die meisten Klöster ein und nur wenige überdauerten die Reformation, die sich dann auch nicht mehr scheuten, dem Wolleben zu fröhnen. Mit dem eben genannten Orden wetteiferte in seiner ersten Zeit der von Norbert aus Xanten 1120 in Prémontré bei Reims gestiftete Prämonstratenser-Orden.

Strengere Grundsätze als die genannten Orden machte der von

Bruno aus Köln (1084) in der Einöde von Chartreuse bei Grenoble gestiftete Karthäuserorden zu den seinigen. Die Mönche mußten beständiges Schweigen beobachten und sich des Fleisches gänzlich enthalten, und peinigten sich noch außerdem auf manigfache Weise. Die Karthäuser haben ihre Strenge großentheils beibehalten und sind dadurch vor dem Verfalle bewahrt worden, obschon sie mit ihrem Memento mori in unserer Zeit wie ein ausgegrabenes Stück Mittelalter erscheinen.

Unter einer Menge anderer damals entstandener Orden nennen wir nur noch den der Karmeliter, welche während der Kreuzzüge 1156 auf dem Berge Karmel entstanden und sich durch eine schwärmerische Richtung zur Buße hervorthaten. Sie hielten den Profeten Elias für ihren Stifter. Alle diese Orden mit ihrer staunenswerten Anzahl von Klöstern und Mönchen waren aber trotz alledem unfähig, der Zeit das zu werden, dessen sie bedurfte und das Sehnen derselben nach einem ihr selbst unklaren Ziele zu befriedigen. Die Mönche waren eben immer Menschen, und so hoch das Ideal christlicher Reinheit und Würde war, das ihnen vorleuchtete, so sanken sie doch immer ohnmächtig zurück und mußten gestehen, daß sie nicht erfüllen konnten, wozu es nicht Menschen, sondern Engel bedurft hätte.

Die Menschen jener Zeit konnten aber sowol ihrer Neigung als ihrer Bildung nach das Heil der Welt von keiner andern Seite, als von der Geistlichkeit erwarten und innerhalb der letztern wieder die Mönche, welche sich ja so ganz dem Göttlichen widmeten, als geeignet betrachten, das Christentum und die Kirche vor dem Verfalle zu retten. Diese Aufgabe war aber um so schwieriger geworden, als sich die bisherigen Versuche zu ihrer Erfüllung nicht nur ungenügend erwiesen, sondern ungeachtet derselben, ja gleichsam ihnen zum Trotze ketzerische Ansichten emporsproßten, welche tiefer in Fleisch und Blut der Menschheit eindrangen, als die bedeutendsten der früheren solchen, der Arianismus und die Bilderstürmerei es jemals vermocht hatten. Es trat nämlich, erhoben von den für ein reines Christentum schwärmenden Seelen, ein neues (wenn nicht vielmehr altes) Prinzip auf den Kampfplatz. Christus hatte, so lautete die einfache Logik, durch seine persönliche Armut und Bedürfnißlosigkeit die Welt erlöst; demnach konnte auch jetzt wieder nur eine grundsätzliche Armut die Kirche retten. Es war das der Grundgedanke aller am Ende des zwölften und Anfange des dreizehnten Jahrhunderts auftretenden, von der Kirche abweichenden Sekten und Ketzer. Vom Standpunkte der christlichen Lehre nach dem Evangelium ließ sich gegen diesen Grundsatz nichts einwenden; das war der große Vortheil, der diesen Ketzern gegenüber dem im Reichtum schwelgenden Papsttum und höhern Klerus zu Statten kam. Der Papst konnte sich schlechterdings nur damit helfen, daß er dem Grundsatze der Armut, welcher zwar schon von Anfang an ein solcher der Klöster war, aber von diesen

stets wieder vergessen wurde, einen bestimmten Platz in der Kirche anwies. Und Innocenz III. war der Mann, einen neuen Gedanken in's Leben zu rufen. Darin kamen ihm zwei schwärmerische Geister zu Hilfe, welche dem nämlichen Grundsatze der Armut huldigten wie jene Ketzer, aber in Glaubenssachen der römischen Kirche blind ergeben waren. Es waren dies der Italiener Franz von Assisi und der Spanier Domingo von Calaroga. Franciscus, geboren um 1182, verließ ein reiches Wolleben, um in Lumpen gehüllt mit ebenso gekleideten Genossen dem Beispiel Jesu zu folgen, dessen Wundmale auch, nach dem Glauben von Schwärmern, an ihm erschienen sein sollen. Die Mönchsorden waren damals sämmtlich im Verfalle begriffen und neue Regeln durften nach päpstlicher Vorschrift, wegen der Menge der bestehenden Orden, nicht aufgestellt werden. Franciscus hatte jedoch hohe Gönner geistlichen Standes, und durch diese wurde der Papst aufmerksam auf den seltenen Mann, der mit einer herzgewinnenden frommen Schwärmerei Alles begeisterte. Doch that erst sein Nachfolger, was er selbst hätte thun sollen, um seine Thaten allseitig zu machen; Honorius III. bestätigte 1223 den Orden der Franziskaner oder Minoriten (fratres minores), indem er ihm aus der Benediktinerregel die Verrichtungen der Predigt und des Beichtstuhls übertrug. Die „geringen Brüder" kleideten sich braun, mit weißem Strick um den Leib; sie sind namentlich in ihrem jüngern Zweige, den Kapuzinern, die Kyniker des Christentums geworden. Dominicus, welcher seit 1205 in Südfrankreich gegen die Ketzer wirkte und mit Wolgefallen den Untergang der Albigenser mit ansah, war praktischer, rauher und fanatischer als der sanfte Franciscus. Als er 1215 in Rom war, lernte ihn Innocenz III. kennen und war ihm geneigter, als seinem Gegenbild. Doch war es auch hier erst Honorius III., welcher 1216 den Dominikaner- oder Predigerorden bestätigte, der gleich dem der Franziskaner die Armut nach Christi Gebot als Grundgesetz aufstellte, daher auch beide Stiftungen von der Kirche selbst ohne Beschönigung als Bettelorden bezeichnet werden. Die Inquisition, welche erst beide neue Orden gemeinsam übernahmen, wurde nachher ausschließliches Vorrecht der rauhgemuteten, kein Mitleid mit Ketzern kennenden, sonderbarer Weise weißgekleideten Dominikaner. Die neuen Orden boten gegenüber den alten ein demokratisches Bild dar, sie mengten sich unter das Volk, lebten mit demselben, um die Ketzerei im Keime zu zerstören, und nahmen auch Laienbrüder auf. Sie gewannen daher sowol großen Zulauf, als unermeßliche Volkstümlichkeit. Selbst Reiche und Hochstehende ließen sich als Laienbrüder aufnehmen und glaubten einen unfehlbaren Anspruch auf die Seligkeit erworben zu haben, wenn sie sich in der Kutte des heiligen Franz von Assisi bestatten ließen. Alles strömte vor die Kanzeln und in die Beichtstühle der Bettelorden, deren Glieder Kardinäle und oft Päpste wurden. Streng

einheitlich organisirt, standen sie unter Provinzialen und Generalen, in deren Hand der Einzelne ein Leichnam war, nach Belieben in die fernsten Gegenden gesandt wurde und freudig gehorchte.

Aber auch den Bettelorden gelang es nicht, das Ansehen der Kirche aufrecht zu erhalten gegen den überhand nehmenden Unglauben, welchen freilich die Organe der Kirche in ihrer großen Mehrzahl selbst pflanzten und beförderten, durch ihr hochfahrendes Wesen sowol, wie durch ihre Sittenlosigkeit. Sogar die Volkstümlichkeit der zum Verkehre mit dem Volke bestimmten Bettelmönche geriet in's Schwanken, namentlich als das Mißlingen der Kreuzzüge, zu deren Fortsetzung sie namentlich rastlos getrieben, immer klarer wurde. Besonders in Frankreich zeigte sich die Abneigung gegen sie, und oft, wenn sie im Namen Christi um Almosen baten, rief man vor ihren Augen Bettler herbei und gab ihnen trotzend Almosen in Mohammeds Namen*).

Ja das Schlimmste, was dem Papsttum geschehen konnte, trat zu Tage, indem unter dessen geträumten treuesten Anhängern, den Bettelorden, ein höchst bedenklicher Widerstand gegen ersteres sich erhob, und daß gerade der Punkt, welchen diese Orden von den Ketzern entlehnt hatten, die Armut, auch sie zu Ketzern zu stempeln drohte. Und zwar erhob sich dieser Widerstand nicht unter den Jüngern des glaubenswütigen Dominicus, welche sich vorzugsweise der Inquisition und Ketzervertilgung widmeten, sondern unter Denen des sanften Franciscus, welche unter dem Volke lebten und lehrten. Denn auch hier rächte sich die Unnatur und der Widerspruch zwischen Theorie und praktischem Leben. Schon nach dem Tode des Stifters zerfielen die Franziskaner in die einen gewissen Gütererwerb gestattende Partei und in die grundsätzlich bettelarm bleibenden „Spiritualen", welche letzteren eine besondere Kongregation unter dem Einsiedler Piero Morrone bildeten, der als Papst Cölestin V. eine so merkwürdige Erscheinung bildet (oben S. 151).

Diese Spaltung wurde am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zum klaffenden Risse. Mehr als je traten damals Sekten mit der Lehre von der Armut auf und verpflanzten sich nun auch in den geweihten Schos der Kirche selbst. Papst Johann XXII. verdammte die Lehre von der Armut Christi, worin er also die Behauptung einer offenbaren Unwahrheit mit dem Geständniß eigenen Hanges zur Üppigkeit verknüpfte und dadurch der Kirche unberechenbaren Schaden zufügte, obschon er nicht anders konnte, als eine Lehre verwerfen, deren Folge die Aufhebung aller weltlichen Rechte des Papsttums gewesen wäre. Sektenführer und andere Ketzer verschwammen mit den spiritualen Minoriten zu einem antipäpstlichen Heere, welches sich namentlich um Kaiser Ludwig von Baiern schaarte, und im Jahre 1322 brach offener Kampf zwischen den

*) Reumont II. S. 546.

Franziskanern und Dominikanern aus, vorzüglich über die Frage der Armut Christi oder nach damaliger spitzfindiger Manier über die Frage, ob Christus und die Apostel eigene Kleider besessen hätten. Die beiden Orden wurden zu einem geistlichen Abbilde der Ghibellinen und Welfen. Und damit ging ein Theil der vom Papsttum beschützten Geistlichkeit geradezu in das Lager der Papstfeinde über, mit denen wir uns besonders beschäftigen werden, während das Klosterwesen selbst immer tiefer sank und der Zeit entgegen eilte, in welcher es keinerlei Berechtigung auf Ansehen und Geltung mehr in Anspruch nehmen konnte. —

Dritter Abschnitt.

Das religiöse Leben der Weltlichen.

A. Die religiösen Schwärmer.

Das religiöse Leben des christlichen Abendlandes war bis zu der Zeit der Kreuzzüge ein gesundes und naturwüchsiges; denn es beruhte auf der natürlichen und durch die Ereignisse folgerichtig hervorgerufenen Verbindung des Christentums mit dem volkstümlichen Bewußtsein der betreffenden Länder, wobei, wie wir bereits erwähnten, in Folge der durch die große Völkerwanderung vollbrachten Staatenbildungen der von Natur allen Übertreibungen und krankhaften Auswüchsen abgeneigte germanische Geist die Oberhand behielt. Selbst das Mönchtum, ursprünglich ein Ausfluß des selbstquälerischen morgenländischen Geistes, wie wir ihn bei den Indern (Bd. I. S. 227 u. 239) kennen gelernt und wie er nachher auch bei den Mohammedanern zu Tage trat, legte diesen Geist im Abendlande ab und machte sich der Menschheit so lange nützlich, als sein Bestehen mit dem Geiste der Zeit vereinbar war. Solche raffinirte Unterdrückung der Rechte des Körpers, wie sie im Anschluß an jenen Geist die Heiligensippe der griechischen Kirche übte, fand im Abendlande keinen Anklang. Dahin gehört namentlich der Wahnsinn der sogenannten Styliten, welche seit dem fünften Jahrhundert damit ein Gott wolgefälliges Werk zu thun meinten, daß sie auf der Spitze von Säulen oder Pfeilern (in etwas bequemerer Weise auch auf Thürmen) Jahre lang ohne Unterbrechung ihren Standpunkt nahmen. Der Ahnherr dieser Verrückten und Verzückten, welche sich einbildeten, zwischen Himmel und Erde zu vermitteln, war Simeon, genannt Stylites, ein Syrer, geboren am Ende des vierten Jahrhunderts, welcher von seiner Säule bei An=

tiochia herab, die anfangs sechs, zuletzt 36 Ellen hoch aufgerichtet wurde, angeblich dreißig Jahre lang predigte und richtete und nach seinem Tode heilig gesprochen wurde. Von seinen Nachahmern, meistens auch Syrern, brachte es Einer der Legende zufolge auf siebenzig Jahre Säulenstehens. Als ein Mönch zu Trier 591 den gleichen Schwindel ausführen wollte, ließ der wackere dortige Bischof die Säule niederreißen.

Auf die Dauer blieb aber leider das Abendland von dem fürchterlichen Wahne der Selbstquälerei nicht verschont. Es war indessen eine mit dem Morgenlande zusammenhängende Thatsache, welche ihn zu uns verpflanzte, nämlich die Kreuzzüge. Die Zeit, in welcher dieselben ihren Anfang nahmen oder wenigstens vorbereitet wurden, das elfte Jahrhundert, war auch die Zeit der Entartung des Klosterwesens. Den begeisterten Mönchen, welche mit Gründung neuer Orden und Regeln dieser Not abzuhelfen suchten (oben S. 172 ff.), gingen Eremiten voran, die sich von der verdorbenen Welt, in welcher selbst Kardinäle und Bischöfe „Orgien der Unzucht feierten“, in die Einsamkeit der Berge, Schluchten und Wälder zurückzogen und in Höhlen gleichsam die Geschichte des Mönchtums noch einmal von vorne durchleben zu lassen suchten*). Es waren Mitteldinge zwischen Klöstern und freiwilligen Anstalten frommer Laien, diese Einsiedeleien und Kongregationen solcher, welche seit Romuald's Thätigkeit in Italien emporschossen, und, ohne kirchlich anerkannte Körperschaften zu sein, großen Einfluß selbst in politischen Dingen errangen. Pier Damiani, zu Ravenna 1007 geboren, erst Mönch, dann Einsiedler, war der Vater dieser Richtung. Ihr Zweck war nicht derjenige der Klöster, wie er sich in deren Blütezeit offenbarte, sondern ausschließlich die Buße. Die Einsiedler brauchten daher keine unterrichteten Leute zu sein; auch Blödsinnige taugten trefflich dazu. Damiani erzählt von einem solchen Idioten, der in seiner Zelle fünfzig Psalmen täglich siebenmal herlallte, Haare und Bart schrankenlos wuchern ließ, drei Tage der Woche nichts, drei Tage blos Wasser und Brot und Sonntags ein unqualifizirbares Gericht genoß und im Unrate unter Schlangen fortvegetirte. Unter solchen Büßern entsprang die Selbstquälerei der Geiselung, welche bald, selbst in höheren Kreisen, Nachahmung fand. Kaiser Heinrich II. ließ sein edles sächsisches Blut unter Geiselhieben fließen; selbst edle Frauen zerfleischten ihren schönen Leib. Es kam so weit, daß man die Wirkung der Geiselhiebe nach deren Zahl berechnete. Die entartete Kirche war gleich bereit, diesen Wahn auszubeuten, den Reichen Geltsummen als Verdienst statt der Bußjahre, Fasttage und Geiselhiebe anzurechnen und dadurch Schätze anzuhäufen, welche die Motten und der Rost fressen, welche aber vorübergehende Annehmlichkeiten bereiten. Es wurde ein Kanon aufgestellt,

*) Gregorovius IV. S. 97 ff.

nach welchem ein Jahr der Buße durch 26 Solidi (90 Mark) für Reiche, durch drei Solidi für Arme oder auch durch dreitausend Hiebe unter Gesang von Psalmen abgethan werden konnte. Damiani selbst machte so in einem Jahre hundert Bußjahre ab; ihn übertraf aber sein Schüler Dominicus, welcher durch eine spitzfindige Rechnung in sechs Tagen denselben Zeitraum erledigte.

Allgemeiner wurde diese Unsitte, gegen welche einzelne vernünftigere Mönche umsonst eiferten, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als die letzte Anstrengung, die Kreuzzüge in Fluß zu bringen, mit der völligen Verzweiflung an ihrem Gelingen einen Kampf auf Leben und Tod kämpfte. Durch dieses wilde Ringen und das gleichzeitige der Ghibellinen und Welfen auf politischem, wie der Franziskaner und Dominikaner auf kirchlichem Gebiete wurden die Gemüter in heftigster Weise erregt, und dazu kamen noch die damals theils in Folge der fortwährenden Berührung mit dem pestbehafteten Morgenlande, theils des gänzlichen Mangels öffentlicher Anstalten zur Beförderung der Reinlichkeit und Gesundheit, überall in verheerender Weise ausbrechenden Seuchen. In der Osterwoche 1260 wütete die Pest in Bologna so, daß man allen Gottesdienst aussetzte und die Glocken nicht mehr läutete. All dies zusammen, verbunden natürlich mit dem niederschmetternden Predigen der Mönche über Gottes Strafen in Folge der menschlichen Sünden, brachte die Gemüter in Aufruhr und verschaffte derjenigen Art der Buße, wie sie zwar bei den Eremiten längst geübt wurde, aber in einem Grade der Uebertreibung, wie man ihn erst in den Kreuzzügen bei den Morgenländern kennen gelernt hatte, in Italien Eingang, wo die Orte der Einschiffung nach dem Heiligen Lande und der trübseligen Ausschiffung enttäuschter, dezimirter, ausgehungerter, kranker und elender Schaaren lagen. Hier tauchten denn im Jahre 1260 in Perugia, angeblich auf Anregung des dortigen Einsiedlers Rainero, die furchtbaren Schaaren der Geißler (Flagellanten) auf. Es war eine der entsetzlichsten „Geistesepidemien". Mengen von Menschen, Alt und Jung, Reich und Arm, Männer und Frauen, ja Kinder zogen, halbnackt, sich fortwährend durch Geißelhiebe zerfleischend und dabei geistliche Lieder singend, durch Städte und Landschaften. Wer sie sah, schloß sich an, ja mußte sich anschließen, wenn er nicht als Ungläubiger beschimpft oder gar mißhandelt sein wollte. Mönche, ja sogar Bischöfe führten die tollen Haufen an, von Fahnen und Kreuzen begleitet und sie zu immer wüsterm Rasen anfeuernd. Schon im nächsten Jahre fanden die wahnbethörten Schaaren ihren Weg über die Alpen und durchzogen Deutschland und Polen. In Italien fanden sie mehr Anhang bei den Welfen, während viele Ghibellinen nicht nur Hohn, sondern sogar Todesdrohungen gegen die Thoren anwandten. Im Reiche beider Sicilien verwehrte man ihnen den Eintritt. Eine würdige Abart dieses Treibens war das der sogenannten Tänzer,

die zu Ehren des heiligen Veit (daher „Veitstanz" als Name einer epileptischen Krankheit) wahnwitzige Tänze mit unnatürlichen Glieder= verrenkungen aufführten. Die Inquisition verfolgte beide Erscheinungen, nachdem mönchischer Aberglaube vergeblich den Exorcismus gegen sie angewendet; in Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aber erschienen sie wieder im Gefolge der schrecklichen Seuche des Schwarzen oder Großen Todes und mußten wieder verboten werden, und so abermals im Jahre 1399 unter der mildern Gestalt der „Weißen Büßenden". Fremde unabsehbare Schaaren erschienen in Italien; alle Theilnehmer waren in weiße Gewänder vom Kopfe bis zum Fuße gehüllt; Bischöfe und Kreuzträger führten die Psalmen und Litaneien Singenden, Betenden und sich Geiselnden an. Sie schliefen auf dem Boden und gaben von den milden Spenden, die sie erhielten, Alles, was sie nicht verzehrten, den Armen. Wohin sie kamen, ergriff Milde und Versöhnung alle Gemüter, und große Schaaren der Einwohner schlossen sich ihnen an. In Rom, wo der Papst Bonifaz IX. sie zuerst nicht hatte einlassen wollen, zeigte man ihnen die Reliquien und es geschahen Wunder damit, wie erzählt wird. Man öffnete aus Großmut alle Gefängnisse; aber es hatte schlimme Folgen. Es riß Unordnung ein, Verbrechen wurden begangen und der erschrockene Papst verbot die Büßerzüge, die sich nun zerstreuten. Ja das Konzil von Konstanz am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sich noch mit Abmahnung gegen diese Schwärmerei zu beschäftigen. Wie viele andere sonderbare Erscheinungen, hatte auch diese ihre Licht= und Schattenseiten. Während die dabei stattfindenden Entblößungen und Zusammenschaarungen die Unsittlichkeit, die Bettelei und den Geist des Aufruhrs gegen die Staatsordnung beförderten, waltete vielfach ein so starker Trieb zur Buße dabei, daß viele Diebe und Betrüger unrechtes Gut zurückgaben, Mörder die Verwandten ihrer Opfer baten, sie zu tödten und Diese sich weinend vor ihnen niederwarfen, Feinde sich versöhnten und die besten Vorsätze gefaßt wurden. Die Geistlichen nahm der ganze Sturm so in Anspruch, daß sie kaum Zeit fanden ihre Nahrung zu sich zu nehmen.

Das waren denn auch recht passende Zeiten für das Auftreten einzelner begeisterter Schwärmer und Schwärmerinnen. Letztere hatten in einer Zeit, wo der Kult des Weiblichen in der Verehrung der „Mutter Gottes" immer mehr Nahrung fand, besonders großen Erfolg. Es war dies namentlich in dem Jahrhundert nach dem Mißlingen der Kreuzzüge, im vierzehnten der Fall, wo die dadurch hervorgerufene Enttäuschung und Mißstimmung dem Sektenwesen und den „Ketzereien" und damit überhaupt der Grübelei einer= und der Schwärmerei anderseits so förderlich war, wo das Schisma von Avignon dem Ansehen des Papsttums so großen Abbruch that, daß anderweitige Autoritäten leichtes Spiel hatten und ein gesuchter Quell des Trostes und der Hoffnung

waren, wo Rom immer mehr verfiel und damit trübsinnigen Betrachtungen die Thore öffnete. Denn bei Abwesenheit der Päpste und zügellosem Treiben der Adelsparteien, dem Rienzi nur vorübergehend einige Ordnung hatte entgegenstellen können, war die ewige Stadt in einem so traurigen Zustande, daß wol der Anblick desselben hinreichte, den nach Rom gekommenen Urban V. zur baldigen Rückkehr zu bewegen*). Auf die Trümmer des heidnischen Altertums häuften sich solche des christlichen Mittelalters; die Mutterkirchen der abendländischen Christenheit, St. Peter, St. Paul und St. Johann im Lateran waren zerfallen oder zerstört, fast alle Basiliken und Klöster verrottet und beinahe unbewohnt. Die Plätze und Straßen starrten voll Schutt und Sumpf, Brand- und Kriegsspuren entstellten alle Stadttheile; die Erscheinung der Bevölkerung war entweder roh und wild oder verkommen und elend. Unter diesen Trümmern einstiger Größe sah man ein Jahr vor der Erhebung Rienzi's (1346) eine Frau aus dem hohen Norden erscheinen, ein lebendiges Beispiel von der mächtigen Durchdringung germanischer Innigkeit und Tiefe mit dem schwärmerischen Geiste des Christentums. Die Schwedin Birgitta, Witwe Alfs und Mutter von acht Kindern, suchte in Folge eines Gesichtes, das sie von Christus gehabt zu haben glaubte, in der Hauptstadt der Christenheit Gelegenheit, durch ihren heiligen Beruf auf Papst und Kaiser zum Heile der Kirche und des Reiches Einfluß zu gewinnen. Sie erniedrigte sich zur Bettlerin, hatte Offenbarungen und weissagte. Umsonst verbot sie kraft der ihr zu Theil gewordenen Warnungen himmlischer Stimmen dem Papste unter Todesdrohung die Rückkehr nach Avignon; auch erlebte sie es nicht, Gregor XI., den sie zur Übersiedelung nach Rom aufforderte, ihrer Einladung folgen zu sehen; denn sie starb vorher, 1373, und ihre Kinder führten ihre Leiche nach der nordischen Heimat.

Bald nach ihr trat ein Gegenbild auf die Bühne. Männer, die für die Kirche noch schwärmen konnten, gab es nicht mehr; Frauen übernahmen diese Aufgabe. Der ernsten ältlichen Matrone aus dem Norden folgte die glühende jugendliche Jungfrau südlichen Blutes, Katharina von Siena (oben S. 155) auf dem Fuße. Die Tochter eines Färbers, in Rienzi's Glanzjahr 1347 geboren, Dominikanernonne, aber vom Geiste des Stifters der Minoriten beseelt, wirkte im nämlichen Geiste wie die Schwedin, zu Gunsten der Einheit der Kirche mit Rom als Sitz, aber mit mehr Erfolg; die Rückkehr Gregor's XI. geschah nicht ohne ihre Einwirkung. Dem Papst Urban VI. stand sie, nach dem Abfalle der Franzosen, als Cherub zur Seite; „die abschreckende Gestalt dieses furiösen Neapolitaners machte ihre ätherische Erscheinung nur um so stralender. Sie ermahnte ihn mit entzückender Beredtsamkeit zur

*) Gregorovius VI. S. 429.

Ausdauer, Milde und Mäßigung; ihr sehnlichster Gedanke war die Reform der Kirche und ein Kreuzzug zur Befreiung Jerusalems.“ Im Kampfe zwischen Papst und Volk beschwichtigte sie die Wut Beider und befestigte des Erstern Herrschaft. Bald darauf (1380) brach der Kummer über die Spaltung der Kirche ihr reines und erhabenes Herz und schloß das Leben einer Schwärmerin allerdings, aber einer solchen, deren fesselnde Erscheinung geeignet war, der Macht des Geistes zu einer in rohe Sinnlichkeit versunkenen Zeit hohe Triumfe zu bereiten. Höchst bedeutsam waren die politischen Thaten dieser Heiligen. „Sie war die Gesandte von Päpsten, Fürsten und Republiken, welche die wichtigsten Friedensgeschäfte in die reinen Hände eines Mädchens ohne Erziehung, ohne Bildung, ohne Erfahrung legten, dessen Sprache nur der graziöse Dialekt des Volkes von Siena war“ *). Ihre Mission aber war, wie diejenige Birgitta's, eine vergebliche gewesen. Weder die ernste Nonne, noch die anmutige Charite, Beide in christliches Gewand gehüllt, vermochte den unvermeidlichen Sturz des Papsttums und der Kircheneinheit aufzuhalten, welche große Gedanken nur bestehen konnten, so lange der Glaube an sie als ein lebendiger und allgemeiner sich zu behaupten im Stande war.

B. Die gottesdienstlichen Übertreibungen.

Eine Darstellung des religiösen Lebens der Weltlichen im Mittelalter nach seinen durch den christlichen Glauben selbst bedingten Äußerungen ist uns durch den Umstand erspart, daß selbes in der katholischen Kirche im Ganzen noch unverändert fortbesteht und demnach als ziemlich allgemein bekannt betrachtet werden kann. Bezüglich des Genauern und Einzelnen der Geschichte des Gottesdienstes aber in dessen der Kirchenverfassung entsprechenden Schranken, d. h. also bezüglich der Entwickelung der kirchlichen Symbolik, der Seelsorge, der Sakramente, des Kirchenschmuckes u. s. w. ist auf die christliche Kunst- und Kirchengeschichte zu verweisen. Die Kulturgeschichte, welche nur die großen und wichtigen Veränderungen in der Lebensgeschichte der Menschheit zu behandeln hat, kann daher nur darauf hinweisen, daß das Mittelalter die wahre Zeit war, in welche der katholische Kult mit seiner fromme Seelen ergreifenden mystischen Messe, mit seiner schwache Seelen stützenden und haltenden Beichte, mit seiner an ihrer Fortdauer hängende Sterbende tröstenden Ölung hingehört. Im Übrigen aber kann die Kulturgeschichte aus dem Gebiete des religiösen Lebens einer noch bestehenden Gemeinschaft nur solche Punkte hervorheben, welche in ihrer Erscheinung epochemachend

*) Gregorovius VI. S. 499 f.

wirkten oder, als mit der fortschreitenden Entwickelung des Menschengeistes im Widerspruch stehend, dem Strome der Zeiten zum Opfer gefallen sind, — vorzugsweise also die auffallenden Übertreibungen des kirchlich-religiösen Lebens, welche von dem starken Vorwalten des Triebes nach dem Siege des Glaubens, wie er das Mittelalter charakterisirt, Zeugniß ablegen.

Dahin gehören vor Allem die Äußerungen überschwenglicher Verehrung der Heiligen als Vorbilder christlichen Thuns und Lassens, d. h. also namentlich der Kult der Reliquien, der Wallfahrten und was damit zusammenhängt. Denn nichts beleuchtet so sehr wie dieser Zug das damals allgemein gefühlte Bedürfniß der Anerkennung einer den christlichen Glauben und das kirchliche Leben bestimmenden und regelnden Autorität. Dieser Zug war es vorzugsweise, welcher den Glauben an Rom als das rechtmäßige Haupt der Kirche befestigte; denn mit der Gewohnheit, sich von Rom aus regiren zu lassen, ging Hand in Hand die Legende von dem Martertode der zwei größten Apostel, Petrus und Paulus unter Nero und die von den römischen Bischöfen unablässig gepflegte und betriebene Verehrung ihrer und der übrigen in Rom gefallenen Glaubenshelden Reliquien und Gräber. Es war namentlich unter dem großen, ja eigentlich dem ersten wirklichen Papste Gregor I., als Rom in diesem Sinne der Mittelpunkt der katholischen Christenheit wurde, und so viel Großes und Gutes jener Papst gewirkt (oben S. 128), so hat er doch auch, weil gänzlich ein Kind seiner Zeit, zur Verbreitung und Einimpfung kirchlichen Aber- und Wahnglaubens unter den Völkern des Abendlandes Unberechenbares verschuldet. Mit Recht hat Gregorovius darauf hingewiesen, daß gleichzeitig in Gregor I. und dem Araber Mohammed der Westen und der Osten ihre Autoritäten des Glaubens für lange Jahrhunderte erhielten, daß gleichzeitig durch sie Rom und Mekka zu Wallfahrtorten von ganzen Welten bis auf den heutigen Tag geworden sind. Damals, im sechsten Jahrhundert, wo die Menschheit durch die mit den Völkerwanderungen und neuen Staatenbildungen verknüpften blutigen Ereignisse, durch die Plünderungen und Zerstörungen von Reichen und Städten, durch die häufigen Seuchen aufgeregt war, suchte sie Hilfe und Rettung und vertauschte daher den kaum aufgegebenen reichen heidnischen Kult nicht mit dem nüchternen, einfachen und innigen Gottesdienste der ersten Christen, sondern mußte eine neue Mythologie und, da neue Götter doch nicht gestattet waren, wenigstens neue Heilige in Menge haben, bei denen auch das im heidnischen Kult wol bedachte weibliche Element seine Berechtigung fand. Es war denn auch damals, daß die Verehrung der „Mutter“ Gottes ihre Ausbildung erhielt; dem einen oder vielmehr dreieinigen Gotte mußte eine wenn auch nicht als Göttin anerkannte, doch thatsächlich gleich einer solchen verehrte hohe Frau zur

Seite stehen. Wie in den letzten Zeiten des Heidentums, so wurde Rom auch in den ersten solchen des Christentums ein Sammelplatz verehrter Wesen aus allen Theilen seines nun zersplitterten Reiches. Denn in Rom waren zur Zeit der Christenverfolgungen eine große Menge Heilige dem Tode für den Glauben geweiht worden. Damals war die Eigenschaft eines Heiligen lediglich Sache der einzelnen Kirchen; diese wählten sich ihre Heiligen, und erst in Folge damit verbundener Mißbräuche behielten die Päpste (seit 1170) die Heiligsprechung sich selbst vor*). Da somit jede Kirche im weit ausgebreiteten Gebiete des Christentums ihre eigenen Heiligen hatte, entstand von Seite der einzelnen Kirchen große Nachfrage in Rom nach Überbleibseln derselben. Dieser Nachfrage setzten die Römer anfangs spröde Zurückhaltung entgegen und sammelten die Gebeine ihrer Heiligen und Martyrer mit ängstlicher Sorgfalt aus den Friedhöfen der durch Kriege und Belagerungen verödeten Campagna und aus den Katakomben, wo sie sowol übertriebenem frommem Eifer, als habsüchtigem Wühlen nach Schätzen preisgegeben waren, und häuften sie in ihren Stadtkirchen auf**). Da hüteten sie selbe mit Argusaugen, und Papst Gregor der Große erklärte es als ein todeswürdiges Verbrechen, Gebeine von Heiligen nur zu berühren, ja nur die Absicht davon zu hegen***).

Doch änderte sich dies nach und nach. Schon Gregor begann, wenn auch nicht Gebeine, so doch andere Reliquien als besondere Gnadengeschenke auszutheilen, z. B. Feilspäne von den Ketten des Petrus, denen man seit dem sechsten Jahrhundert die Erhaltung Roms zuschrieb. Man trug solche Eisentheilchen in goldenen Schlüsseln, die man um den Hals hängte, ebenso auch solche vom angeblichen Roste des Martyrers Laurentius. Auch versandte man goldene Kreuzchen mit angeblichen Holzspänen vom Kreuze Jesu. Diese Reliquien begann man bereits als Schutzmittel gegen Krankheiten und allerlei Übel zu betrachten. Gregor I. sandte solche selbst an Könige und andere hohe Personen katholischer Länder, so z. B. dem Zerstörer des Arianismus in Spanien, Rekkared. Fernen Kirchen sandte man Öl von den Lampen, welche vor den Martyrergräbern brannten, indem man Baumwolle darein tauchte und diese in etikettirte Vasen (mit den Namen der betreffenden Heiligen) verschloß. Gregor glaubte selbst an die Wunderkraft dieses Öles. Die Zeit wurde überhaupt immer wundersüchtiger. Es häuften sich angebliche Erscheinungen der Maria, des Petrus, Auferweckungen Todter, Wolgerüche aus Leichnamen, Erblicken von Heiligenscheinen, Auftreten von Dämonen. Gregor erzählt selbst ernsthaft, daß bei Einweihung einer ehemals aria-

---

*) Alzog, Gesch. der christl. Kirche S. 454.
**) Reumont II. S. 166.
***) Gregorovius II. S. 74.

nischen Kirche durch ihn der Teufel in der „unsichtbaren, aber fühlbaren" Gestalt eines Schweines davon gelaufen sei und eine wolriechende Wolke sich, nach dreitägigem Lärm im Dachstuhl, auf den Altar niedergelassen habe. Derselbe Papst führte den Lehrsatz vom Fegefeuer in das Kirchensystem ein. Verzückte Fromme sahen in den Flammen der Vulkane und in den Dämpfen heißer Bäder die Seelen von Verdammten schwitzen.

Da die große Menge sich stets durch Wunder imponiren läßt, so vergrößerte dieser Wunderkult Roms Ruf immer mehr und im siebenten Jahrhundert wurde das Grab des Petrus ein immer stärker besuchter Wallfahrtort. Unabsehbare Pilgerschaaren bewegten sich dahin. Erblickten sie die heilige Stadt, so warfen sie sich nieder und stiegen dann unter dem Absingen geistlicher Lieder nach derselben hinab. Es erstanden Pilgerhäuser in Menge, wo alle Christen Landsleute fanden, die ihnen als Führer dienten. Die Rückkehrenden wurden häufig begeisterte Glaubensboten in ihrer Heimat. Könige in Pilgertracht erscheinen zu sehen war nichts seltenes; namentlich zeichneten sich Diejenigen der kleinen angelsächsischen Reiche durch frommen Eifer aus. Ja der noch heidnische Kadwall von Wessex kam nach Rom, um sich vom Papste taufen zu lassen, starb aber, obschon noch jung, wenige Tage nach der Ceremonie. Konrad von Mercia und Offa von Essex nahmen die Kutte in Rom und starben als Mönche. Reiche und hochstehende Pilger brachten natürlich irdische Schätze oder wenigstens kostbaren Kirchenschmuck als Gegengabe für die himmlischen, die zu empfangen sie die Zuversicht hatten.

In den folgenden Jahrhunderten stieg die Sucht nach Reliquien, Wundern und Pilgerfahrten bis zur Raserei*). Die frühere fromme Scheu vor den heiligen Leibern war im achten und neunten Jahrhundert gewichen. Die Römer trieben nun einen förmlichen Handel mit Gebeinen, Gegenständen und Bildern der Heiligen, wobei ihnen die Katakomben als unerschöpfliche Magazine dienten. Theuer bezahlten die frommen und bethörten Pilger diese Kostbarkeiten, bei deren näherer Bestimmung es so wenig genau genommen wurde, daß in der Folge von manchen Heiligen mehrere Köpfe und große Mengen von Armen, Beinen u. s. w. in verschiedenen Kirchen gezeigt und als ächt ausgegeben wurden. Übrigens trugen auch Diebe, welche sich in die Katakomben einschlichen und Betrüger, die unter der Hand Gebeine verkauften, zu dieser für den Frommen nicht bestehenden, für den Denkenden gleichgiltigen Verwirrung bei. Ja die leichnambedürftigen Kirchen ließen selbst in Rom Gebeine stehlen und bedeckten diese Thaten mit dem Mantel der Frömmigkeit. Gebeine, welche die Kirchenhäupter fortzunehmen ge-

*) Gregorovius III. S. 77 ff.

statteten, wurden von den Römern in feierlichem Zuge unter Fackelschein und Psalmengesang aus der Stadt begleitet. An Wundern, welche die heiligen Leiber bewirken sollten, war natürlich kein Mangel. Von demjenigen des Apostels Bartholomäus wurde erzählt, daß er in seinem Marmorsarge aus Indien, wo er angeblich den Martertod erlitten, nach Italien geschwommen wäre. Ja es gab fromme Raubritter, welche heilige Gebeine zusammenraubten, wie Sico und sein Sohn Sicardo von Benevent, von denen Ersterer den Neapolitanern ihren Januarius wegnahm.

Auch die Pilgerfahrten erhielten, wie ihren übertriebenen Gipfel in den bereits erwähnten Flagellanten, so ihre häßliche Kehrseite in den Büßerzügen. Schaaren der verworfensten Verbrecher machten sich auf, mit einer Bescheinigung ihres Bischofs über ihre Schuldversehen, in Rom Buße zu thun. Diese sonderbaren Empfehlungen wurden in dem sonst gegen Verbrecher so raffinirt grausamen Mittelalter überall mit Achtung aufgenommen und ihre Besitzer sorgsam verpflegt. Niemand durfte diese mit heiligem Passe reisenden Scheusale verhaften oder bestrafen. Manche trugen indessen als Buße auf Geheiß des Bischofs Ketten und Halsringe, so z. B. die Elternmörder. Am Bestimmungsorte geiselten sie sich auf den heiligen Gräbern. Es kam auch vor, daß Gauner sich für solche schwere Verbrecher ausgaben, um kostenfrei reisen und bei dieser Gelegenheit ihre Streiche verüben zu können. Manche stellten sich besessen, um dann an heiligen Orten die Geheilten zu spielen und von entzückten Frommen Geschenke zu erhalten, was natürlich zur Wiederholung ermunterte. Auch die verbrecherischen Könige blieben nicht zurück bei diesen Bußfahrten. Im Jahr 1050 erschien in Rom der blutige Makbeth aus Schottlands Hochlanden und suchte sein beschwertes Gewissen durch Almosengeben zu erleichtern.

Die Wundersucht und der Aberglaube der Zeit, verbunden mit den dieselbe erfüllenden blutigen Greueln, verleitete auch zu Weissagungen und Profezeiungen, theils in Erwartung einer bessern Zukunft, theils in Androhung des Weltuntergangs als Strafe für die herrschende Sündhaftigkeit. Es war dies namentlich in Bezug auf das Jahr 1000 nach Christi Geburt der Fall. Der Glaube an das von der Apokalypse verkündete tausendjährige Reich als Inbegriff alles Heils veranlaßte die allgemeine Überzeugung vom Eintreten der Wiederkunft Christi und des Untergangs der Welt in diesem Jahre. Der schwärmerische und asketische Charakter des damals regirenden jungen Kaisers Otto III. (oben S. 139) trug wol nicht wenig zur Hegung dieses Wahnes bei. Die Ahnung des Weltuntergangs machte sich sogar in ergreifender Dichtung geltend. Es wurde in Südfrankreich, beinahe im Tone der Edda (Götterdämmerung der Wöluspa) und des Muspilli (ein Vorbild des spätern Dies irae) gesungen:

Horch' auf, o Erde, höre, hört ihr großen Meere,
Horch' auf, o Mensch; denn es gilt allen,
Die unter der Sonne wallen,
Es kommt, es naht der Tag des Zorns, des schweren,
Der grause Tag, der bittre Tag,
An dem der Himmel weicht,
Die Sonn' wird rot, der Mond erbleicht;
Der Tag wird Nacht,
Zur Erde stürzt der Sterne Pracht.
Elende, weh! Elende, weh!
Was rennst du, Mensch, den Freuden nach?

Die Welt ging aber nicht unter. Doch behielten die Wechsel der Jahrhunderte allgemein eine große Bedeutung, namentlich im kirchlichen Leben. Diese Bedeutung hängt indessen eng mit den wichtigsten Straf-, Buß- und Zuchtmitteln der Kirche zusammen, auf die wir daher bei diesem Anlasse hinweisen müssen. Dahin gehört vorab der Ablaß (indulgentia), ursprünglich lediglich eine Abkürzung oder Milderung von Kirchenstrafen. Schon im dritten Jahrhundert finden sich indessen Beispiele der Erlassung aller Kirchenstrafen, wodurch ein Übergang zu noch laxerer Kirchendisciplin gegeben war. Noch im neunten bis elften Jahrhundert zwar mußte ein Mönch, der einen Ordensbruder ermordet hatte, 12 Jahre büßen, nämlich drei Jahre weinend vor der Kirchthüre stehen, zwei Jahre dem Gottesdienste beiwohnen, aber vom Abendmale ausgeschlossen sein und dann noch sieben Jahre zwar das Abendmal genießen, aber kein Opfer (d. h. wol Meßopfer) darbringen. Die Anhänger des Photios, d. h. die der morgenländischen Kirche, mußten zwei Jahre vor der Kirche stehen, zwei Jahre dem Gottesdienste zusehen, ohne während dieser vier Jahre Fleisch und Wein zu genießen und dann drei Jahre zu den „Stehenden“ gehören, dabei an drei Wochentagen fasten und nur an Festtagen des Erlösers das Abendmal nehmen. Als aber Pier Damiani (oben S. 178) dem Erzbischof Guido von Mailand eine Buße von hundert Jahren auferlegte, konnte sie Dieser auf jedes Jahr mit einer Summe Geltes zum Vortheile der Kirche und der Armen auslösen. Damit war der Weg zum Ablaßkaufe gebahnt. Auch der Bann oder die Exkommunikation hatte früher lediglich in der einen Theil der erwähnten Kirchenstrafen bildenden Ausschließung vom Abendmale bestanden. Als aber im neunten bis elften Jahrhundert Zuchtlosigkeit sowol unter Laien als Geistlichen immer mehr einriß und die bisherigen Kirchenstrafen nichts mehr fruchteten und ausrichteten, vielmehr das Faustrecht alle Sicherheit und Ordnung untergrub, griffen die besseren Elemente unter den Lenkern der Kirche zu dem Mittel, auf Synoden das Volk öffentlich zum Frieden zu mahnen. Dies hatte unter der naiven und gläubigen Bevölkerung eine so wunderbare Wirkung, daß Alles „Friede, Friede“ rief und

Manche sogar von einem ewigen Frieden träumten. Selber trat indessen lediglich in der Form eines allgemeinen Ruhens alles Streites mit und ohne Waffen von Mittwoch Abend bis Montag früh ein (1041) und hieß der Gottesfriede (treuga Dei). Da sich dies, wie es scheint, als zu lange erwies und wol nicht gehalten wurde, verkürzte die Synode von Clermont, auf welcher der erste Kreuzzug beschlossen wurde, 1095 den Gottesfrieden auf die Zeit von Donnerstag bis Sonntag jeder Woche, fügte aber noch die ganze Adventszeit bis acht Tage nach Epiphania und die ganze Fastenzeit bis acht Tage nach Pfingsten bei. Um dieser Vorschrift Nachachtung zu verschaffen, wurde auf ihren Bruch, sowie auch auf andere grobe Laster, außer der gewöhnlichen Exkommunikation überdies das auf ganze Städte, Bezirke oder Länder ausgedehnte Interdikt gesetzt. Das von einem solchen Fluche betroffene Land war von allem öffentlichen Gottesdienst ausgeschlossen. Nur hinter verschlossenen Kirchenthüren und vor kahlen Altären fand solcher statt. Es wurde nicht getauft, keine Ehe eingesegnet, kein Abendmal ausgetheilt, ausgenommen an Sterbende, keine kirchliche Beerdigung gestattet, außer bei Geistlichen, Bettlern (!) und kleinen Kindern. Niemand durfte Fleisch essen, Niemand die Haare kürzen oder scheeren, bis die Schuldigen durch Buße ihr Vergehen gesühnt hatten. Schauerlich war die den Kirchenbann oder das Interdikt beschließende Ceremonie, bei welcher in der Kirche feierlich die Kerzen ausgelöscht wurden. Die Geistlichkeit machte jedoch von diesem ihre Macht so sehr ausdehnenden Rechte so häufigen Gebrauch, ja wandte es so oft in leichtfertiger Weise an, ja oft schon bei ganz geringfügigen Vergehungen, daß es schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts an Wirksamkeit stark abgenommen hatte*). Die Häupter der Kirche mußten daher einlenken und einen andern Weg einschlagen. Es trat wieder größere Milde ein, die aber allzuoft in Schlaffheit umschlug. Immer mehr griff die Übung Platz, kirchliche Strafen mit Beten, Fasten und Almosen abbüßen zu lassen. Den Kreuzfahrern bewilligte man vollkommenen Ablaß, ebenso den Klöstern und Wallfahrtorten, was Innocenz III. zu beschränken suchte, doch ohne bleibenden Erfolg. Aus diesen großen Abläffen nun entwickelte sich die Veranstaltung der Jubeljahre, auf welche wir hingedeutet haben. Man glaubte nämlich zu bemerken, daß am Ende eines jeden Jahrhunderts der Zudrang von Pilgern nach Rom stärker war als sonst. Das veranlaßte den Papst Bonifaz VIII. im Jahre 1300 allen Gläubigen, welche die Kirchen der Heiligen Petrus und Paulus bußfertig besuchen würden, einen Ablaß zu ertheilen, und zwar den Römern auf dreißig, den Fremden nur auf fünfzehn Tage, Alles jedoch mit Ausschluß der

---

*) Alzog, Gesch. der christl. Kirche S. 606.

Feinde des Papsttums! In Folge dieser Zusage befanden sich jenes Jahr fortwährend zweihunderttausend Pilger in Rom, und der Eifer, daselbst Vergebung der Sünden zu erlangen, war so groß, daß trotz der Überfüllung aller Straßen mit Wallenden und gleichzeitiger Tiber-Überschwemmung weder die Sicherheit der Wege, noch die Verpflegung der Fremden irgendwie litten; doch wurden im Gedränge oft Menschen niedergetreten. An den Altären standen Tag und Nacht Geistliche, welche das dargebrachte Opfergelt mit Rechen zusammenscharrten*). Die gewöhnliche jährliche Einnahme an Opfergaben in Rom betrug über 30.000 Goldgulden, im Jubeljahr aber nach einer offenbar viel zu niedrigen Berechnung 80.000 Goldgulden (etwa 720.000 Mark). Die zeitgenössischen Gegner des Papstes warfen daher Diesem vor, mit dem Jubeljahre ein Finanzgeschäft beabsichtigt zu haben. Jedenfalls ist es bezeichnend, daß seitdem die Jubeljahre auf immer kürzere Zeiträume folgten. Clemens VI. machte schon, gleich nach den Verheerungen des Schwarzen Todes, das Jahr 1350 zu einem solchen; Urban IV. ging auf 33 und Paul II. auf 25 Jahre herab. Die Jahrhundertfeste wurden aber auch fernerhin besonders glanzvoll gefeiert. Darin zeichnete sich das Jubeljahr 1400 aus; doch in demselben riefen Menschenmengen und Unreinlichkeit epidemische Krankheiten hervor und es starben gegen 700 Menschen täglich.

Noch laxer wurde die Einrichtung des Ablasses in einer spätern Zeit, welche, gerade weil hierdurch die Lebensäußerungen des Mittelalters sich als erlahmt erwiesen, nicht mehr zu diesem zu rechnen ist, und gab damit selbst entscheidenden Anstoß zu einem empfindlichen Wendepunkte der Kirchengeschichte. Zu den Übertreibungen des gottesdienstlichen Lebens im Mittelalter rechnen wir endlich noch die Geheimnißsucht und die Überflutung mit Heiligen und Festen. Ein Geheimniß zu suchen, wo nie eines war und in die Überlieferung von der einfachsten und klarsten Handlung, die der Stifter des Christentums beim Abschiede von seinen Jüngern begehen konnte, die unnatürlichsten und vernunftwidrigsten Deutungen hineinzudichten, war eine der eifrigsten Bestrebungen des Mittelalters. Jedenfalls ist dieses sog. Geheimniß des Altarsakramentes nur nach und nach ein solches geworden, und zwar in notwendiger Entwickelung der schwärmerischen Ideen, welche das Christentum mit der Vergöttlichung seines Stifters in die europäische Welt hineingetragen hat. Kein Glaubenssatz wie dieser in seiner anthropophagischen Formulirung vom Essen des Leibes und Trinken des Blutes hat die Menschheit so sehr in Aufregung versetzt, und zwar in eine Aufregung, welche so weit ging, daß blose ritualistische Änderungen in der Übung dieses Genießens, wie z. B. der Wechsel zwischen einer

*) Reumont II. S. 649.

Gestalt und zweien solchen, sogar blutige Kriege und Länderverheerungen hervorrufen konnten. Den Höhepunkt der Vergötterung eines Menschen nicht nur, sondern einer an dessen Stelle tretenden, von Menschen gemachten Sache erreichte dieser aus krassem Mißverständniß entsprungene verhängnißvolle und fanatische Glaubenssatz unter Innocenz III., als das Niederwerfen vor der Hostie und deren Aufbewahrung in prachtvollen Gehäusen und Behältnissen (Monstranzen und Tabernakeln) aufkam*). Es war daher nur folgerichtig, als dieser Glaubenssatz 1240 auf Veranlassung einer Vision der Nonne Juliana durch Bischof Robert von Lüttich sein eigenes Fest, das Fest des „Leibes Christi“ (Fronleichnamsfest) erhielt, dessen Einführung Urban IV. in Folge eines sog. Wunders während einer Messe zu Bolsena 1264 bestätigte, was zu einer der pompösesten Feiern der Geschichte Anlaß gab, zu welcher Thomas von Aquino seinen verherrlichenden Hymnos dichtete.

In die nämliche Zeit fällt eine immer mehr steigende Verhimmelung der Maria. In der ersten Zeit der Kreuzzüge, zu Ende des elften Jahrhunderts, entstand das an sie gerichtete Gebet, das Ave Maria, das bezeichnender Weise in der katholischen Kirche als Gegenstück des Vaterunser gilt und in seinen Wiederholungen mit letzterm die Kette des Rosenkranzes bildet, dessen Idee ebenso rührend, wie seine Ausführung mechanisch und geisttödtend ist. Es häuften sich in auffallender Menge Feste zu Ehren Maria's, wie das ihrer sagenhaften Himmelfahrt, ihrer Geburt, ihrer unbefleckten Empfängniß (1140 in Lyon eingeführt), ihrer Heimsuchung u. s. w. Es entstanden Wallfahrtorte zu ihrer Verherrlichung in Loreto, wohin Engel ihr Haus aus Nazaret getragen haben sollten, zu Zell in Steiermark, zu Einsiedeln in der Schweiz, wo die Kirche von Christus und seinen Engeln mit Messe u. s. w. eingeweiht sein sollte. Eigentümlich ist ihre beliebte Darstellung mit schwarzer Gesichtsfarbe.

Von der Übertreibung der gottesdienstlichen Übungen war nur ein Schritt zu ihrer Verspottung und Verhöhnung von christlicher, und zwar nicht etwa ketzerischer, sondern streng kirchlicher Seite selbst. Außer dem mittelalterlichen Theater, dessen wir bei Anlaß der Kunstleistungen dieses Zeitraumes und manigfachen Feierlichkeiten, deren wir unter den Äußerungen des Volksgeistes gedenken werden, gehören hierher als rein kirchliche Selbstparodien des frommen Mittelalters die berüchtigten Narren- und Eselsfeste. Die letzteren wurden seit dem neunten Jahrhundert, besonders in Frankreich, Italien und Spanien, an der Weihnacht zu Ehren des Esels gefeiert, auf welchem Jesus in Jerusalem einzog, und im Juni zu Ehren desjenigen, auf welchem Maria mit ihrem Kinde nach Ägypten geflohen sein soll, haben aber vielleicht einen ältern Ursprung

*) Alzog a. a. O. S. 684 f.

aus dem Heidentum mit christlicher Deutung. Man bewahrte in Verona die Gebeine des letztgenannten Esels auf, der trockenen Fußes aus Palästina nach Italien gelangt sein sollte. Zu Beauvais war das Eselsfest am 14. Januar besonders prächtig; man führte einen kostbar aufgeputzten und mit geistlichem Gewande bekleideten Esel in die Kirche vor den Altar, wo die Messe gelesen wurde, bei welcher Priester und Gemeinde statt des Segens ein Eselsgeschrei ausstießen. Die Narrenfeste haben ihren Ursprung wahrscheinlich in den römischen Saturnalien (s. Bd. II. S. 423), den kirchlichen Charakter aber durch den Umstand erhalten, daß es der Kirche nicht gelingen wollte, jene heidnische Feier zu verdrängen, so daß sie sich genötigt sah, ihr Zugeständnisse zu machen. Die christlichen Narrenfeste, welche man seit dem zwölften Jahrhundert erwähnt findet, wurden denn auch zu derselben Zeit wie die Saturnalien gefeiert und dauerten meist von Weihnacht bis zum Sonntag nach Epiphania. Mit Erlaubniß und unter beifälligem Zusehen des höhern Klerus waren es die niederen Geistlichen, Chorknaben und Laien, welche sich betheiligten und einen Narrenbischof wählten, der unter lächerlichen Ceremonien in der Kirche am Platze des wirklichen Bischofs eingesetzt wurde und das Hochamt wie den Segen unter komischen Geberden nachahmte. Die als Narren gekleideten Theilnehmer sangen unterdessen in der Kirche Zoten, schmausten und zechten und verübten die anstößigsten Dinge. Der Schauplatz des Unfugs war Frankreich und die Rheinlande. Seit 1198 erfolgten von Seite der Päpste, Bischöfe und Konzilien zahlreiche Verbote der Narren- und später auch der Eselsfeste, die ebenfalls mit Ausschweifungen verbunden waren. Doch dauerten beide Nachäffungen kirchlicher Überschwenglichkeit bis in die Zeiten der Reformation, ja theilweise bis in das siebenzehnte Jahrhundert fort. Auch hier konnte man sagen: Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt*).

Vierter Abschnitt.

Die Feinde der Kirche.

A. Die Ketzer und die Inquisition.

Unter den vielgestaltigen Erscheinungen, welche während des Mittelalters auftauchten und in irgend welcher Beziehung als dem Streben

*) Alzog a. a. O. S. 605.

nach Macht und Einheit der Kirche feindlich oder wenigstens hinderlich sich erwiesen, steht an Einfluß diejenige Gruppe solcher Erscheinungen voran, welche sowol in ihrem Wesen und Standpunkt, als in ihren Schicksalen mit der katholischen oder rechtgläubigen Kirche sich am nächsten berührt, ja mit derselben auf das engste verknüpft ist. Wir meinen die durchaus auf dem Boden der christlich-abendländischen Weltanschauung stehenden, nur von der besondern Auffassung des Christentums, wie sie das Papsttum geltend zu machen für gut fand, mehr oder weniger abweichenden Sekten und Lehrer, welche die Kirche häretisch oder mit späterm, zuletzt völlig gehässig gewordenem Ausdrucke „ketzerisch“ nannte. So lange das Christentum unterdrückt oder wenigstens ohne öffentliche Geltung war, wurden die Urheber und Anhänger abweichender Ansichten noch nicht verfolgt; erst nachdem es Staatsreligion geworden, begann dieselbe tödtliche Glaubenswut, mit welcher die Christen von den Heiden verfolgt worden waren, von Seite der offiziellen Kirchenorgane sich gegen die Unglücklichen zu richten, deren Ansichten nicht das Glück hatten, mit den von den Kirchenhäuptern aufgestellten übereinzustimmen. Ja es geschah so früh wie nur möglich, daß die „Ketzerei“ in Blut ertränkt wurde, und zwar zuerst im Abendlande, das überhaupt zum Eldorado der Ketzermorde wurde, welche in der griechisch-katholischen Kirche höchst selten vorkamen. Es war die Sekte der Priscillianisten, dieser Geistesverwandten der Manichäer (Bd. II. S. 565), welche von sich christlich nennender Hand die Bluttaufe zuerst empfing. Priscillian und seine Hauptjünger, die in Spanien wirkten, wurden auf eine Synode nach Trier gerufen und hier auf das (erfolterte?) Geständniß nächtlicher religiöser Orgien hin 385 hingerichtet. Ithacius von Ossonuba hieß der verschollene erste Ketzerrichter, dem gegenüber die gefeierten Kirchenlehrer Martin von Tours und Ambrosius von Mailand sich kräftig gegen diese blutige Übung äußerten. Die Priscillianisten selbst verehrten ihre Blutzeugen wie Heilige und erhielten sich trotz aller Verfolgung bis ins sechste Jahrhundert. Weitere Ketzer (im achten Jahrhundert) stellten klarere Behauptungen auf, die oft von sehr praktischer Bedeutung waren. Der irische Bischof Clemens meinte, Jesus hätte bei seiner legendenhaften Höllenfahrt alle an diesem Orte Büßenden erlöst, und der Spanier Bonosus: Christus sei nicht der wirkliche, sondern nur der adoptirte Sohn Gottes, — wobei er den Zweck hatte, den spanischen Mohammedanern das Christentum annehmbarer zu machen. Nicht wenig Bischöfe sogar bekannten sich zu dieser Lehre (Adoptianismus). Im neunten bis elften Jahrhundert tauchten namentlich über die Abendmalslehre sog. häretische Ansichten auf. Man stritt sich höchst überflüssiger Weise aber mit Feuereifer um das Verhältniß zwischen der Hostie und dem wahren Leibe Christi. Berengar von Tours im elften Jahrhundert bestritt kühn eine Verwandlung des einen dieser Gegenstände

in den andern, ohne sich jedoch in diesem für schwärmerische Geister verführerischen Punkte aller Mystik zu begeben. Er mußte 1059 auf einer Synode zu Rom sein Buch verbrennen, seine Lehre widerrufen und ein Glaubensbekenntniß unterzeichnen, worin gesagt war, daß beim Abendmale der Leib Christi „in Wahrheit von den Händen der Priester gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt werde.“ Er verwarf jedoch nachher das, wie er sagte, aus Furcht vor dem Tode abgelegte Bekenntniß und entschuldigte sich mit Ahron, der das goldene Kalb gefertigt, und Petrus, der den Herrn verleugnet. Den Papst nannte er seitdem Pompifex, statt Pontifex, die katholische Kirche die satanische und wurde dann von Gregor VII. nochmals zum Widerrufe und zu einer ähnlichen Erklärung wie früher gezwungen. Er starb 1088 bußfertig, als ein getreues Abbild des mittelalterlichen Geistes, der sich so sehr in Widersprüchen gefiel. Andere Ketzer gingen am Ende des elften und am Anfange des zwölften Jahrhunderts so weit, sich für den Sohn Gottes auszugeben, so Tanchelm in Brabant (1115 bis 1124) und Eon in der Bretagne (1148 lebenslänglich eingekerkert), während Peter von Bruis in Südfrankreich (seit 1104) ohne Schwärmerei praktisch vorging, die Kindertaufe, das Meßopfer und den Bilderdienst verwarf und dafür vom bigotten Pöbel ermordet wurde.

Das waren jedoch alles nur vereinzelte Erscheinungen. Die eigentliche Blüte des Ketzerwesens mit einer ununterbrochenen Reihe hierher gehörender Erscheinungen fällt in das zwölfte bis vierzehnte Jahrhundert. Die ersten solchen dieses Zeitraumes sind ohne Bedeutung; in weltgeschichtlichen Fluß kam die Bewegung gegen den herrischen Glaubenszwang der Päpste erst nach dem Auftreten eines der größten Namen der Geschichte, des für geistige wie für bürgerliche Freiheit begeistert kämpfenden Arnold von Brescia.

In ihm verkörperte sich das Streben der italienischen Republikaner höherer Bildung und unabhängigen Strebens und Forschens auf der praktischen Grundlage bestehender städtischer Freiheiten, eines Strebens, das sich, wenn auch nicht zu den kosmopolitischen uneigennützigen Idealen unserer Zeit, doch weit über die engeren Kampfesziele der damaligen Welfen und Ghibellinen erhob. Arnold war zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in dem freiheitliebenden und verhältnißmäßig aufgeklärten Brescia geboren. In Frankreich war er Abälards Schüler und betheiligte sich nach seiner Heimkehr mit Eifer an den politischen Kämpfen seiner Vaterstadt auf Seite der demokratischen und antiklerikalen Partei. Es galt damals namentlich den Kampf gegen den Güterbesitz der Geistlichkeit, welchen Arnold unchristlich nannte, womit er den leitenden Grundsatz aller oppositionellen Sekten des zuletzt bezeichneten Zeitraums aufstellte. Wol zu Statten kam ihm die Hand in Hand mit dem Reichtum des Klerus gehende Sittenlosigkeit desselben, gegen welche Gregor VII., wie

der Geschichtschreiber des mittelalterlichen Rom sagt*), umsonst gewirkt zu haben schien. Allerdings hatte er das, Dank seiner Zwangsvorschrift zu Gunsten des Cölibats; ohne diese wäre Vieles besser geworden. Die damaligen Reformer nahmen jedoch keine Rücksicht auf diesen wichtigen Punkt und sahen die Wurzel des Übels allein im weltlichen Besitze des Papstes wie der übrigen Geistlichkeit. Das war indessen damals die gefürchtetste Ketzerei, welche den Machtkreis der Kirche in weit stärkerer Weise bedrohte, als jede solche in Glaubenssachen; denn die damaligen Kirchenhäupter waren sehr wenig glaubenseifrig und desto größere Freunde guter und fetter Einkünfte. Es war aber auch die beliebteste Ketzerei, und Arnolds Auftreten und Lehre fanden ebenso allgemeinen und begeisterten Wiederhall in ganz Italien, wie Erbitterung und wütende Entrüstung auf Seite der Kurie. Diese fühlte das Herannahen des Sturmes, der ihr Reich zu erschüttern drohte; sie erkannte mit Entsetzen, daß die Zeit allgemeiner Anerkennung ihres Ansehens vorbei und diejenige der Abnahme desselben im Anzuge war. Die durch die Kirche selbst geleitete Erziehung der Völker hatte nicht nur nicht die gewünschten Früchte getragen, sondern durch die Bildung hatten die Völker auch Selbständigkeit des Urteils gewonnen, welche sie befähigte, die Schwächen der Kirche zu erkennen, letztere bei denselben zu packen, hierdurch die Herrschaft der Geistlichen über die Weltlichen zu stürzen und der Letzteren Freiheit zu erkämpfen.

Papst Innocenz II. verdammte daher 1139 Arnold von Brescia als Schismatiker und befahl ihm Stillschweigen. Diese bequeme Kampfesweise verfing schon bei untergeordneteren Geistern nichts mehr, am wenigsten bei einem Arnold. Er begab sich zu seinem Lehrer Abälard und unterstützte ihn im Geisteskampfe mit Bernhard von Clairvaux, dem Wortführer der mönchischen Reform im Sinne äußerster Regelstrenge, der zwar selbst mit größter Schärfe gegen weltliche Bestrebungen der Kirchenhäupter eiferte, aber Arnold und Abälard als Ketzer anklagte, weil sie sich gegen den Papst auflehnten, trotzdem er Arnolds Sittenreinheit und Mäßigkeit anerkennen mußte. Während „der lebensmüde Freund Heloisens" ermattete und als Büßer starb, irrte der feurige Italiener als Apostel kirchlicher und politischer Freiheit in den Ländern um die Alpen umher und wirkte in Zürich, wo ihn der päpstliche Legat, Kardinal Guido von Castello, sein gewesener Mitschüler, selbst gegen Bernhards Fanatismus schützte. Nach einigen Jahren finden wir ihn in der Höhle des Löwen. Papst Eugen III., vorher Abt Bernhard, ein Schüler Dessen von Clairvaux, mußte vor den aufrührerischen Römern fliehen (1145), und Rom, das die Paläste der Vornehmen

---

*) Gregorovius IV. S. 457.

und der Kardinäle plünderte, wurde Republik. Da war Arnold in seinem Elemente und betheiligte sich mit Rat und That an der neuen Ordnung der Dinge. Bei dem uns bekannten Wankelmute der Römer des Mittelalters war aber selbe nicht von Dauer. Sie vertrugen sich mit dem Papste, der ihre Verfassung und ihren Senat anerkannte und die Oberherrschaft wieder übernahm, für kurze Zeit, bis sie ihn abermals zur Flucht zwangen. Arnold predigte rastlos Freiheit und Gleichheit; aber als nach Eugens Tod der auf die leonische Stadt beschränkte Engländer Hadrian IV. (1154) des Predigers Ausweisung verlangte und die ewige Stadt mit dem Interdikt belegte, da winselten die „stolzen Republikaner" nach kurzem Widerstande unter der gefürchteten Kirchenstrafe, deren Aufhebung sie durch die Vertreibung ihres treuen Ratgebers erkauften. Den bei Freunden Verborgenen gab aus Eigennutz der nach der Krönung lüsterne Friedrich der Rotbart preis, als der Papst seine Auslieferung von ihm verlangte; und der Profet wurde in den Gewahrsam der Kirche gebracht. Ein blutiger Aufstand der Römer zu seinen Gunsten beschleunigte nur sein Schicksal und er wurde 1155 als Rebell an einem Pfahl erwürgt, verbrannt und seine Asche in den Tiber gestreut. Durch seine Saat aber, die in den lombardischen Städten aufschoß, büßte der deutsche Kaiser bitter sein unbesonnenes Verfahren gegen den schuldlosen Freiheitmann.

Die folgenden Reformatoren und „Ketzer" bis zur Zeit der Reformation waren Arnolds Nachfolger und mittelbare Schüler. Der rote Faden, der durch ihre Lehre geht, war, wie schon erwähnt, der Grundsatz der christlichen Armut und der Eifer gegen die weltlichen Kirchengüter. Seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war diese Bewegung eine ununterbrochene bis zur spätern Kirchentrennung; sie war ein volkstümliches Schisma, der erzwungenen Kircheneinheit viel gefährlicher als der Bestand zweier Papsttümer. Gerade unter demjenigen Papste, der seit Gregor VII. am thatkräftigsten für die Größe der Kirche arbeitete, sollte jene Bewegung ihren Höhepunkt erreichen! Das war ein schwerer Schlag für das geträumte einheitliche Glaubensreich. Der Papst, der unter anderen Umständen vielleicht als ein Wolthäter der Menschheit dagestanden oder wenigstens als der reinste und wahrste Ausdruck der höchsten Ideale damaliger Zeit, — er wurde durch sein Auftreten gegen die Ketzer, die seine hochfliegenden Plane störten, zum blutigen Wüterich und sein Name zu einem fluchbeladenen in der Weltgeschichte, während ihm dies doch (s. oben S. 148) wie anderen Seinesgleichen nicht im Sinne böswilliger Absicht zuzurechnen ist, sondern als das Bestreben, Verbrecher gegen die Religion und Kirchenverfassung zu bestrafen, aufgefaßt werden muß. Auch wird sein Andenken gewinnen, wenn man die wirklich verworrenen und theilweise allerdings nicht nur einem gewissen Glauben, sondern sogar jeder sittlichen und staatlichen

Ordnung feindlichen Lehren mancher „Ketzer" in's Auge faßt, welche, wenn in den Besitz der Gewalt gelangt, um nichts milder verfahren wären und auch theilweise vorgegangen sind als ihre Verfolger und Unterdrücker.

Der allgemeine Name derjenigen von der katholischen Kirche abweichenden Sekten, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die christliche Welt in Bewegung und Aufregung setzten, ist derjenige der Katharer (καθαροί, die Reinen), wie sie sich selbst im Gegensatze zu der verdorbenen herrschenden Kirche nannten. Ihre Spuren gehen bis an das Ende des zehnten Jahrhunderts zurück und sind in mehreren oben schon genannten Ketzern zu finden. Auch Arnold von Brescia gehört ihnen an. Man nannte sie ferner Patarener, Bulgaren (daher das franz. bougres); die gangbarste Benennung wurde aber die aus „Katharer" (im lombardischen Dialekte gazzari) korrumpirte der „Ketzer". Außer dem ihnen allen gemeinsamen Grundsatze der christlichen Armut sind bei ihnen Elemente der Gnostiker (Bd. II. S. 563), der Manichäer und Priscillianisten (ebend. S. 565), der Arianer (oben S. 100) und vieler anderer „irrgläubiger" Sekten zu finden. Ihre Lehre war sehr oft dualistischen Charakters und bisweilen reich an den sonderbarsten Grillen. Wichtiger für uns als ihre dogmatischen Ansichten sind ihre praktischen Konsequenzen, welche fast bei Allen auf Verwerfung der römischen Hierarchie und ihrer Einrichtungen, bei Manchen auf Abschaffung des Priesterstandes, der Ehe, der Bibel als Quelle der Offenbarung, der Messe u. s. w. zielten. Ja es kam bei Manchen, in Folge ihres Dualismus, zur Annahme einer Theilung der Menschen in von Anfang an Begnadete und Verfluchte und damit zur Geringschätzung aller Sittlichkeit. Hauptsitze der Katharer waren Oberitalien und Frankreich, mehr vereinzelt auch England und Westdeutschland.

Die bedeutendste und ehrenwerteste Gruppe der Katharer bilden die Waldenser (Vaudois) in den Alpenthälern Piemonts, benannt nach ihrem Gründer um 1170, dem Kaufmann Petrus Waldus aus Lyon, doch auch bezeichnet als Leonisten (nach der Heimat des Stifters), Arme von Lyon, Sabatаten oder Humiliaten. Weil sie sich mit dem Grundsatze der Armut nicht begnügten, sondern auf eigene Faust Änderungen in der Hierarchie trafen und auch Laien in der Gemeinde auftreten ließen, überhaupt möglichst zu den Zuständen der ersten Christen zurückzukehren suchten, bannte sie Papst Lucius III. 1184. Sie mißachteten aber nicht nur den Bann, sondern verbreiteten sich trotz aller gegen sie angehobenen Verfolgungen über Theile Italiens, Frankreichs und Spaniens und weiter, so daß sie damals von England nach Rom reisend jede Nacht bei Brüdern zubringen konnten, — und verwarfen nach und nach die Sakramente, besonders die Beichte, die Fest- und Fasttage u. s. w. und, was den Klerus besonders empörte, den

Zehnten*). Die Hauptsache ihres Gottesdienstes wurde die Predigt. Da sie sich durch Achtung der Sitte und des Staates und durch rührendes treues Zusammenhalten auszeichneten, konnten sie sich, obschon später auf ihre ursprünglichen Thäler beschränkt, bis auf den heutigen Tag erhalten.

Ein merkwürdiges Gegenbild zu den ernsten und strengen Waldensern bieten diejenigen südfranzösischen (provençalischen oder languedokischen) Sekten der Katharer dar, welche man nach ihrem Hauptsitze Albi seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts unter dem Namen der Albigenser zusammenfaßte. Ihre Lehren und Thaten sind zwar ohne Zweifel von den Anhängern der Päpste arg angeschwärzt worden; sicher aber ist, daß in ihnen der Geist der „fröhlichen Kunst" der Troubadours lebte und daß sie im Ganzen ein nicht allzu skrupulöses, vielmehr in manchen Punkten über die Schnur hauendes Völkchen waren, das lebte und leben ließ, und dem nicht allzu starker religiöser und moralischer Eifer vorgeworfen werden konnte. Vor dem bekannten gegen sie ausbrechenden furchtbaren Kampfe hießen sie „gute Leute", oder „obskure Leute". Von Calixtus II. wurden sie 1119 zu Toulouse als „Toulousische Ketzer" exkommunizirt. Nach fruchtlosen weiteren Schritten gegen sie rief endlich Innocenz III. 1209 die Gläubigen zu dem berüchtigten „Kreuzzuge" gegen sie, diesem unwillkürlichen blutigen Hohn auf die wirklichen gleichzeitigen Kreuzzüge nach dem Osten, welcher zugleich den Feinden des Beschützers der Albigenser, des Grafen Raimund VI. von Toulouse einen bequemen Anlaß bot, sich wie beutegierige Raubthiere auf seine Ländereien zu stürzen. Bekannt ist dabei die Glaubenswut des von den Albigensern getödteten Legaten und Inquisitors Pierre von Castelnau und seines Nachfolgers Arnold von Citeaux, der die Stadt Beziers einnahm, wo zwanzigtausend Menschen ohne Rücksicht auf ihren Glauben niedergemetzelt wurden, während der rohe und fanatische Landsknecht Simon von Montfort an anderen Orten des Gebietes der Albigenser eben solche Greuel verübte. Mehr als hunderttausend Menschen fanden um des Glaubens willen ein grausames Ende, und die verwüstete Gegend mit ihren zerstörten Städten fand erst 1229 die Ruhe des Grabes, dessen weltlichen Besitz die Krone von Frankreich erhielt, während die Dominikaner, deren Stifter die wütenden Kreuzschaaren begleitet hatte, die Seelen zu fesseln suchten und die ihnen Widerstrebenden dem Scheiterhaufen überlieferten.

Denn diese Vorgänge hatten die furchtbare Einrichtung der Inquisition im Gefolge. Um nämlich dem kräftigen Andrange von Seite der Sekten gegen die „Glaubenseinheit" künftig vorzubeugen, hielt es der energische Papst Innocenz III. für das Beste, eine Reform der

*) Alzog a. a. O. S. 553.

geistlichen Gerichtsbarkeit vorzunehmen. In dieser hatte bis zum zwölften Jahrhundert das „Anklageverfahren“ (der Akkusationsprozeß) geherrscht, d. h. es trat nur dann kirchliche Strafverfolgung ein, wenn von bestimmten Personen über Verletzungen geklagt wurde, die in das geistliche Gebiet fielen. Dasselbe hatte sich aber, bei der zunehmenden Sittenlosigkeit des Klerus, welche unter solchen Umständen gar zu oft straflos ausging, längst als ungenügend erwiesen, und es trat daher, mittels päpstlicher Dekrete, nach und nach das „Untersuchungsverfahren“ (oder der Inquisitionsprozeß) an die Stelle des Anklageverfahrens, d. h. es wurde von nun an Strafverfolgung angehoben, wenn es die geistlichen Gerichte selbst für gut fanden. Diese Dekrete faßte Innocenz III. auf der vierten lateranischen Kirchenversammlung vom Jahre 1215 zusammen; aber er benutzte diese Gelegenheit, um in die erste Linie der von der kirchlichen Inquisition zu Verfolgenden nicht die fehlbaren Geistlichen, sondern die Ketzer zu stellen, unter welche er alle im Geringsten von den Lehren und Verordnungen der Kirche Abweichenden rechnete, und welchen er noch ihre Begünstiger sowie die Gotteslästerer, Kirchenschänder, Teufelsbeschwörer und vom Christentum Abfallenden beigesellte. Außerdem fielen in den Bereich der Inquisition: Verharren in der Exkommunikation ohne Nachsuchen der Absolution, Ungehorsam und Auflehnung gegen die Inquisition, ferner Sachwalter, welche Ketzern Rat ertheilten oder deren Schriften verheimlichten, Solche, welche Ketzern ein christliches Begräbniß veranstalteten, Juden und Mohammedaner, welche Katholiken zu ihrem Glauben zu bekehren suchten (obschon sonst Ungetaufte dem Glaubensgerichte nicht unterworfen waren); ja sogar die Todten, in welchen man nachträglich Ketzer entdeckte, wurden ausgegraben und verbrannt. Von der Verfolgung durch die Inquisition wurden jedoch ausdrücklich der Papst, die Bischöfe, die päpstlichen Officiale, die Legaten und die Inquisitoren selbst ausgenommen, konnten aber durch den Papst denselben überantwortet werden. In Bezug auf Könige und andere weltliche Würdenträger fand bezeichnender Weise keine Ausnahme statt. In der Praxis wurde nach den Anordnungen Innocenz III. Jeder als Ketzer betrachtet, der nicht wenigstens dreimal im Jahre beichtete, der nicht fastete, der die Bibel las u. s. w. Kranken, welche der Ketzerei verdächtig waren, wurde ärztliche Hilfe verweigert.

Die Organisation der Inquisition und das Verfahren derselben ruhten auf folgenden, gleich dem bereits Gesagten für die ganze Lebensdauer jenes Institutes geltenden Grundsätzen: Zur Anhebung der inquisitorischen Verfolgung waren in jeder Diöcese sowol der Bischof, als der Inquisitor berechtigt. Letztern ernannte der Papst oder ließ ihn ernennen, und zwar in der Regel aus den damals neu gestifteten beiden Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, deren Oberen jedoch die Inquisitoren als solche nicht verantwortlich waren, sondern einzig dem

Papste. Im Jahre 1232 bestellte Gregor IX. die Dominikaner zu ständigen päpstlichen Inquisitoren. Bischof und Inquisitor konnten Jeder für sich einschreiten, jedoch nur in Gemeinsamkeit foltern lassen und verurteilen. Waren sie verschiedener Ansicht, so entschied der Papst. Die weltlichen Beamten waren verpflichtet, die Inquisition nach Kräften zu unterstützen und ihren Anordnungen Folge zu leisten, widrigenfalls sie, je nach der Stufe der Unbotmäßigkeit, der Exkommunikation, einer schimpflichen öffentlichen Kirchenbuße und dem Interdikt auf ihren Amtsbezirk unterworfen wurden. Jedermann war bei Strafe der Exkommunikation verpflichtet, alle ketzerischen Anzeichen, von denen er erfuhr, dem Inquisitor zu melden; wer dies that, wurde mit Ablaß belohnt. Wer sich selbst als Ketzer anklagen wollte, durfte es nicht unter dem Siegel der Beichte thun, damit er nicht der Strafe entgehe, ausgenommen, wenn er seine ketzerischen Ansichten sonst noch Niemanden mitgetheilt hatte. Da es jedoch nicht genügte, sich auf Anzeigen zu verlassen, reisten die Inquisitoren selbst mit Schreibern, Gerichtsdienern und bewaffneten Häschern im Lande umher, um Ketzer aufzuspüren und nahmen zu diesem Zwecke die weltlichen Beamten in Anspruch, die ihnen zu der erwähnten Handlangerei verpflichtet waren.

Das Verfahren der Inquisition war vor Allem darauf gerichtet, ein Geständniß des Angeklagten zu erlangen, wozu jedes Mittel (Verstellung, Lüge, Schrecken u. s. w.) erlaubt war. Gestand der Angeklagte nicht, so wurde er meistens gefoltert. Kam dabei nichts zu Tage, so wurde er freigesprochen, jedoch nicht definitiv, sondern nur bis zum Erscheinen neuer Beweise. Erschien er als verdächtig, so mußte er je nach dem Grade des Verdachtes eine mehr oder minder schwere Kirchenbuße thun und seine „Irrtümer" abschwören. War der Verdacht stark, so wurde der Delinquent an gewissen Tagen in der Kirche mit brennenden Wachskerzen ausgestellt und an diesen Tagen in den Kirchen der Umgegend kein Gottesdienst gehalten. War der Verdacht sehr stark, so erfolgte Verurteilung zu ewigem Gefängniß, und zu zeitweiser Ausstellung in der Kirche in gelbem, von rothen Kreuzen besetztem Gewande. Ähnliche Strafen erfolgten, wenn der Gefangene gestand und Reue bezeigte. Bewies er dagegen keine Reue, oder war er rückfällig, so wurde er, wie die Formel lautete, „dem weltlichen Arme übergeben." Die Kirche nämlich, um als mild zu erscheinen, verurteilte nicht selbst zum Tode, sondern überließ dieses Geschäft dem Staate. Es wurde damit die heuchlerische Bitte an die weltliche Gewalt verbunden, kein Todesurteil zu fällen. Der weltliche Richter hütete sich jedoch wol, diese Bitte zu erfüllen; denn in diesem Falle wurde er wegen „Begünstigung der Ketzerei" selbst der Inquisition überliefert. Auch einen nicht Geständigen, aber Überführten traf die „weltliche Strafe", welche regelmäßig in Verbrennung bei lebendigem Leibe oder in Erdrosselung und

darauf folgender Verbrennung des Leichnams bestand. Hatte sich der Verurteilte bei Zeiten flüchten können, so wurde sein Bild verbrannt, was natürlich ihm selbst galt und also seine lebenslängliche Verbannung zur Folge hatte, wenn er nicht selbst der Inquisition in die Hände fallen wollte.

In den ersten Schritten zur Vollziehung der päpstlichen Inquisitionsdekrete im römisch-deutschen Reiche begegnet uns ein merkwürdiges Rätsel. Es war nämlich Niemand anders als der große Papstfeind und Freigeist, Kaiser Friedrich II., welcher am 22. November 1220 das erste weltliche Ketzergesetz erließ, das die Obrigkeiten jeder Art verpflichtete, in ihren Bezirken die von der Kirche bezeichneten Ketzereien auszurotten bei Strafe der Amtsentsetzung, und die Ketzer zu ewiger Infamie, wie ihre Begünstiger zu Zeugniß- und Testament-Unfähigkeit verdammte; ja sein besonders für die Lombardei bestimmtes Gesetz von 1224 ordnete sogar die Verbrennung der Ketzer an. All dies ließ er durch den Reichstag von Ravenna 1232 bestätigen und sämmtlichen reuigen Ketzern ewiges Gefängniß, den reuelosen aber den Tod androhen. Wie kam der Kaiser, welcher nach seinen Gesinnungen selbst als Ketzer hätte verbrannt werden müssen, zum Erlasse solcher Gesetze? Es ist darauf zu erinnern, daß Friedrich als minderjähriger, vaterloser König von Sicilien Mündel des Papstes Innocenz III., des Gründers der Inquisition, war und unter dessen Schutze nach Deutschland zog, seinen Gegner, den Welfen Otto IV. zu stürzen, daß er der Geistlichkeit bedurfte, um seine Krone zu sichern und seine Kaiserkrönung von der Hand Honorius' III. im Jahre des ersten Ketzergesetzes (1220) durch letzteres und durch bedeutende Immunitäten zu Gunsten des Klerus erkaufen mußte. Damals war Friedrich erst 25 Jahre alt und seine religiöse Überzeugung wahrscheinlich noch keine unabhängige, was sie erst später, in reiferm Alter, während seines Kampfes mit dem Papsttume, werden mochte. Seine Ketzergesetze aber konnte er weder vermeiden noch wieder aufheben zu einer Zeit, wo allgemein eine Richtung herrschte, die selbst das geachtetste Rechtsbuch Süddeutschlands, der Schwabenspiegel, mit dürren Worten bekennt*). Friedrichs II. wahrer Geist und der gesunde Sinn seines Volkes bewirkten jedoch wenigstens so viel, daß in deutschen Landen eine allgemeine Einführung der Inquisition, namentlich anderer Inquisitionsgerichte als derjenigen der Bischöfe, nie völlig gelang, besonders seit der erste Ketzermeister Deutschlands, der berüchtigte Konrad

*) „Swa man ketzere innen wirt, die sol man rugen mit geistlichem gerihte. und suln si bi dem ersten versuchen. unde alse si uberkomen werdent. so sol sich ir der weltlich rihter underwinden unde sol uber si rihten alse reht is. Daz gerihte is er sol si brennen uf einer hurde. unde beschirmet si der rihter. unde gestat in. unde rihtet nut uber si. so sol man in verbannen bi dem hoehsten daz sol tun ein bischof.

von Marburg 1235 bei Mainz vom erbitterten Volke erschlagen worden war. Dasselbe war auch im germanischen Norden, England, Dänemark, Norwegen, Schweden der Fall.

Anders im Süden. Die Scholastik warf sich sofort mit Heißhunger auf das ihr so sehr zusagende Institut, und brachte es in ein System. Ihr Haupt Thomas von Aquino folgerte auf geistreiche Weise: die heilige Schrift nenne die Ketzer „Diebe“ und „Wölfe“; Diebe aber pflege man zu hängen und Wölfe todtzuschlagen, folglich .... Ferner stellte er die Ketzer als Söhne des Satans dar und fand es nicht mehr als billig, daß sie schon auf Erden seinem Schicksale anheimfallen, d. h. brennen. Wenn der Apostel Johannes, meinte derselbe „Philosoph“, rate, daß man die Ketzer, die man zweimal vergeblich zu bekehren gesucht, fliehen solle, so geschehe dieses „Fliehen“ am besten durch ihre Verbrennung! So wurden die milderen Stimmen eines Bernhard von Clairvaux, an dessen Rechtgläubigkeit doch gewiß Niemand zweifelt, und anderer Kirchenlehrer früherer Jahrhunderte, welche sich gegen die Vernichtung der Ketzer erklärten, durch wütendes Geschrei verbrennungsüchtiger Zeloten übertäubt. Selbst milde Päpste durften es nicht mehr wagen, von dem Blutdurste ihres Vorgängers Innocenz III. abzugehen, und in Frankreich hatten die Legaten des Papstes 1229 die Minderjährigkeit Ludwigs des Heiligen benützt, ihm ein wutschnaubendes Gesetz gegen die Ketzer, das die Verbrennung Aller gebot, abzulocken. Papst Innocenz IV. erwarb sich das Verdienst, die Folter bei der Inquisition einzuführen, und in der Folge genügte schon bloser Verdacht zur Anwendung derselben, die bei dem Verfahren bald die Regel wurde. Paschalis II. bestimmte den Begriff der Ketzerei deutlich dahin, daß darunter jede Nichtübereinstimmung mit dem apostolischen Stuhle verstanden werden sollte.

Alle diese Maßregeln aber vermochten es nicht, die „Pest der Ketzerei“ auszurotten. Immer von Neuem erhob sie wieder ihr Haupt, ja sie drang selbst nach Rom, das der aus seiner Verbannung zurückkehrende Gregor IX. von Ketzern angefüllt fand. Während Tausende sich mit dem Stricke des heiligen Franciscus umgürteten, fielen andere Tausende vom „allgemeinen“ Glauben ab*). Da fuhr Gregor wutentbrannt unter sie und fügte seinen manigfachen Wolthaten (oben S. 149) auch die nach seiner Ansicht nicht minder verdienstliche eines Ketzergerichtes bei. Damals, 1230, war es das erste Mal, daß in Rom Scheiterhaufen mit Ketzern brannten. Die Inquisition tagte öffentlich, vom Volke umgafft, vor den Kirchenthüren und auf demselben Platze fanden auch die entsetzlichen Vollziehungen statt, welche die Leiter und Vertheidiger der katholischen Sache so gerne von sich abwälzen möchten.

*) Gregorovius V. S. 153.

Ein Ketzeredikt, welches der Senator Anibaldo Anibaldi 1231 auf Befehl des Papstes erließ, setzte fest, daß jeder Senator beim Antritte seines Amtes die Ketzer in der Stadt und ihre Anhänger zu ächten, alle von der Inquisition angezeigten Häretiker zu ergreifen und nach gefälltem Urtelsspruche innerhalb acht Tagen zu richten habe. Das Ketzergut sollte zwischen die Angeber und den Senator vertheilt und zur Ausbesserung der Stadtmauern bestimmt werden. Die Ketzerherbergen sollten niedergerissen werden; auf Verheimlichung der Ketzer wurde Gelt- oder Leibesstrafe und Verlust aller bürgerlichen Rechte gesetzt. Jeder Senator sollte dieses Edikt beschwören und als nicht im Amte betrachtet werden, ehe er darauf vereidet worden war. Wenn er dagegen handelte, so wurde er in Geltbuße verfällt und zu allen Ämtern unfähig. — Dieses aller menschlichen Gesinnung und aller sittlichen Grundsätze baare Gesetz ermunterte die Angeberei förmlich und machte Jeden vogelfrei, der überhaupt Feinde hatte. So ist denn Rom als die Heimat und das Papsttum als die Quelle der Inquisition in ihrer scheußlichsten Gestalt nachgewiesen. Sein Beispiel war es, welches Könige und Republiken, in welchen blinder Glaubenswahn herrschte, anfeuerte, ein Gleiches zu thun, und überall flammten von da an die Scheiterhaufen, und zwar keiner von ihnen ohne Ermächtigung und Billigung von Seite der römischen Kirchengewalt.

Auch im Norden waren die Anstrengungen der Inquisition von wenig Erfolg begleitet. Wir erwähnen als Beispiel davon nur die Stedinger, d. h. die sächsisch-friesischen Bewohner des Nordsee-Gestades an der untern Weser, welche am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in stolzem Trotze einen unabhängigen Landkanton bildeten. Mit ihrem ehemaligen Oberherrn, dem Erzbischof von Bremen, wegen Verweigerung der Abgaben in Streit geraten und darin mit den Waffen siegreich, ließen sie sich zu Gewaltthaten gegen die Kirche hinreißen und wurden, weil sie ein Kloster zerstörten, 1230 vom Erzbischof als Ketzer verdammt. Der Papst Gregor IX., den Letzterer anrief, bot gegen sie ein Kreuzheer auf, das 1233 den Ost- und 1234 den West-Stedingern das Schicksal der Albigenser bereitete. Das Land wurde von den frommen Heeren völlig verwüstet, die meisten Kämpfer niedergemacht, auch Frauen und Kinder, und die Gefangenen als Ketzer verbrannt.

Noch Jahrhunderte dauerte ungeachtet der Inquisition die Ketzerei fort, nur unter verschiedenen Gestalten. In der nächsten Zeit nach dem Falle der Albigenser und der Stedinger, dieser feurigen südlichen und steinharten nördlichen Vertreter einer vorzugsweise politisch-religiösen, von Haß gegen die entartete Geistlichkeit erfüllten Richtung, waren es mehr nach innen gewandte, philosophisch gefärbte und zwar beinahe lauter pantheistische Systeme, welchen die Ketzer huldigten. Dieselben beschäftigten sich wenig oder gar nicht mit der herrschenden Kirche und deren Zuständen, hielten sich vielmehr ferne von ihr und bildeten Ver-

einigungen für sich. Trotzdem fühlte sich die Kirche, der nach ihrer Ansicht alle Getauften angehörten, berufen, gegen sie einzuschreiten, und namentlich auch, weil sie unter anderen Christen Propaganda machten, das Gift der Ketzerei in ihnen auszurotten. Die bedeutendste Erscheinung unter den zahlreichen Sekten dieser Art sind die Brüder und Schwestern des freien Geistes, welche seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bettelnd und predigend die Welt durchzogen und sich auch nicht scheuten, Mönche und Nonnen zu sich herüberzuziehen. Wegen ihrer Lehre absoluter Trennung von Seele und Leib, nach welcher nur letzterm die Sünde zuzurechnen wäre, — ein allerdings zur Entschuldigung von Ausschweifungen sehr bequemes Auskunftmittel, — sagte man ihnen grobe Vergehungen gegen die Sittlichkeit nach. Zweige von ihnen waren die Begharden und Begutten (nicht zu verwechseln mit dem vielfach als ketzerisch verschrienen Frauenorden der Beguinen, die in den Niederlanden bis in die neueste Zeit fortlebten, und mit den um 1300 in Belgien entstandenen, der Krankenpflege und Bestattung lebenden Lollharden, welche später die Schule Wicliffe's in sich aufnahmen). Verwandt mit ihnen waren die Apostelbrüder, um 1260 durch Gerardo Segarelli aus Parma gestiftet, welcher 1300 als Ketzer endete. Sein Nachfolger Dolcino stellte 1303 eine eigentümliche Lehre vom Reiche Gottes auf, das sich nach vier Perioden ordnen sollte, nämlich denjenigen der Juden, der guten Christen, der entarteten und der nach dem Sturze Roms wieder gebesserten Christen. Seine bewaffneten Anhänger fielen 1307 um ihn auf dem Berge Zebello in Piemont durch ein gegen sie aufgebotenes Kreuzheer; er und seine Schwester wurden als Ketzer verbrannt. Mit diesen Erscheinungen endet die Geschichte der erfolglosen „Ketzereien". Erfolgreiche, weil sich den Zeitumständen gegenüber als Bedürfniß erweisende Reformschulen sind Gegenstand einer spätern, fortgeschrittenen Periode der Kulturgeschichte.

B. Der Teufels- und Hexenglaube.

Wenn schon geraume Zeit von den Organen der Kirche gehegt und gepflegt, muß der Glaube an Teufel und Hexen dennoch unter die der Kirche feindlichen Bestrebungen gerechnet werden, weil er ihr unberechenbaren Schaden zugefügt hat und von Seite ihrer Organe nur in Ermangelung anderer Mittel ein Notbehelf war, die ihrer Lehre entgegenstehenden Anschauungen zu bekämpfen. Wir haben den Teufelsglauben (oben S. 78) bei demjenigen Punkte seiner Entwickelung verlassen, wo durch die Einführung des Teufels mit seinem Gefolge heidnischer Götter und aller „Unholde" die Ausbildung dieser Gestalt als vollendet angenommen werden konnte. Unmittelbar dieser Phase auf dem

Fuße folgt die Ausbildung des Hexenglaubens, d. h. des Glaubens an die Wirksamkeit des Teufels im Innern, im Seelen- und Geistesleben gewisser Menschen. Dieser entsetzliche Wahn erfuhr das Mittelalter hindurch eine beständige und fortwährende Verstärkung, welcher erst in der neuern Zeit wieder eine Abnahme folgte, und dessen Höhepunkt im spätern Mittelalter und im sog. Reformationszeitalter zur Schmach des Menschengeistes durch die Hexenprozesse bezeichnet wurde.

Der Hexenglaube, so weit er Gegenstand dieser Ausgeburten des entsetzlichsten Wahnsinns war, erscheint als eine Vermischung von Elementen der altdeutschen Mythologie mit dem christlichen Teufelsglauben.

In der Sagenwelt des Nordens erscheinen uns, dessen düsterer, kalter Natur gemäß, die weiblichen Wesen auch ernst, finster, hart und unfreundlich, weit entfernt von der Grazie und Liebenswürdigkeit der griechischen Göttinnen. Sie sind eben dort nicht die Personifikationen der milden Zephyrlüfte, der sanft sich anschmiegenden Wogen des ägeischen Meeres und seiner Buchten, der Aloen und Tamarinden in den attischen Wäldern, sondern diejenigen der gewitterbergenden Wolken des nordischen Himmels, des in den engen Fjorden wild sich aufbäumenden und schäumenden Meeres, der fantastisch verzerrten Weidenbäume in den Sümpfen und der düstern, hohen Tannen in den deutschen Hainen. Die manigfach gestalteten Verwandlungen der deutschen Göttermutter und Erdgöttin Hel, die wir (oben S. 37 ff.) bei Anlaß des altdeutschen Götterglaubens kennen gelernt, sie alle, mit ihren nächtlichen Fahrten sind die Vorbilder der von den christlichen Mönchen daraus entstellten Hexen. Wie die Götter zu Teufeln, so mußten die Göttinnen zu den weiblichen Genossen dieser „Unholde" werden. Sämmtliche Völker nun haben zur ersten und unvollkommensten Stufe ihrer Religion den Glauben an Zauberei (s. Bd. I. S. 118) und an Zauberer, deren Künste dann vom siegenden Christentum sämmtlich dem Teufel aufgebürdet wurden. Gerade weil das Christentum selbst nicht frei von Zauberei war, — nur daß es ihr den euphemistischen Namen des Wunders gab, konnte es keine Zauberei dulden, die nicht von seinen Organen ausging und ihm daher Konkurrenz machte. Die Kirchenväter erscheinen als wahre Virtuosen in der Ausmalung dieser Diabolopoesie; sie trugen kein Bedenken, die alten heidnischen Götter, als wirklich bestehende Wesen (!), in das Reich der Dämonen zu verweisen, welcher Ansicht auch das Konzil von Leptinä im Jahre 743 unter dem Vorsitze des heiligen Bonifacius huldigte. Alle Legenden füllten sich mit riesigen Kämpfen der Heiligen gegen den oder die Teufel und deren Versuchungen unter mancherlei Gestalten. Die christlichen Geistlichen erhielten ein neues Feld ihrer Wirksamkeit im Exorcismus, durch welchen sie den Teufel aus den „Besessenen", ja sogar in der Taufe aus dem unschuldigen Kinde treiben mußten, in welches er nach der Dämonologie durch die Erbsünde gefahren war.

Der heilige Augustin suchte sogar Teufel in den „Söhnen Gottes“, deren Vermälungen mit den Töchtern der Menschen das Alte Testament erzählt, und erklärte die „Magier“ als mit den Dämonen im Bunde. Solche Magier (haruspices et mathematici) waren es, denen Kaiser Theodosius in seinen Gesetzen „das Fleisch mit eisernen Haken von den Knochen zu reißen“ befahl. Ebenso finden wir bereits bei Augustin den Glauben, daß die Dämonen menschliche Weiber verlockten, sich mit ihnen Nachts versammelten und mit der Göttin Diana oder der Herodias (vgl. oben S. 40), auch der Minerva und anderen Göttinnen durch die Luft ritten. Immer fester glaubte man an Bündnisse mit dem Bösen und seinen Schaaren und an die hierdurch verliehene Macht, Menschen in Thiere zu verwandeln oder unsichtbar zu machen. Die unreine Fantasie der Mönche, besonders der Bettelmönche war es endlich, welche den Teufeln die bekannte volkstümliche Uniform ausdachte: schwarze (auch grüne, braune oder gelbe) Farbe, Hörner, feurige Augen, krumme Nasen, Hauerzähne, zottige Haare, Schwanz, bisweilen auch umgekehrte Füße, meist aber Pferde- oder Ziegenfüße (letzteres und manches Andere offenbar in Anlehnung an die Faune, Satyrn und Kentauren des Altertums). Als Waffe kamen meist Ofengabeln und Schüreisen dazu. Hand in Hand ging diese fantastische Wesenschöpfung mit derjenigen fabelhafter Thiere, wie der Drachen, Werwölfe u. s. w. und nicht minder mit der Zunahme der Heiligen- und Reliquienverehrung. Mit dem Heere der Himmel vermehrte sich auch das Heer der Hölle und ihrer Verbündeten. Den Zauberern und Zauberinnen, welche man unter diese zählte, traute man besonders Einfluß auf das Wetter, ja sogar die Macht zu, solches zu verändern, und so auch die Früchte vom Felde weg und Ungeziefer in dasselbe hineinzuzaubern. Noch waren indessen weder die Kirche, noch die Justiz im achten bis elften Jahrhundert so verderbt, wie sie später im dreizehnten bis achtzehnten zur Schande der Menschheit waren. Sie bestraften bezeichnender Weise nicht die angeblichen Bundesgenossen des Teufels, sondern umgekehrt Diejenigen, welche Anderen vorwarfen, Hexer und Hexen zu sein. Ja, wir erfahren aus einem Beschlusse des Domkapitels von Paderborn 785, daß der Pöbel damals Solche, welche für Hexer und Hexen gehalten wurden, gewaltthätig verbrannte, beziehungsweise briet und ihr Fleisch fraß und zu fressen gab, welcher Greuel mit dem Tode bestraft wurde. Dieser Wahn war nicht zu unterdrücken. Umsonst bekämpfte in der Mitte des neunten Jahrhunderts Agobard, Erzbischof von Lyon, den Glauben an das „Land Magonia“ und dessen zauberkundige Bewohner, deren Schiffe „in den Wolken landen“, ebenso umsonst Ratherius, Bischof von Verona und Lüttich. Was konnten sie thun, wenn ein Rabanus Maurus, Erzbischof von Mainz, und ein Hinkmar, Erzbischof von Reims, wie auch andere tiefgelehrte Männer, mit dem ganzen Feuer ihrer Beredsamkeit den Aberglauben

schützten? Schon im zehnten Jahrhundert bedrohten die Canones des Reginus und im elften die Dekrete des Bischofs Burkhart II. von Worms solche Weiber mit der Exkommunikation, welche behaupteten, auf Thieren in nächtliche Versammlungen der Dämonen, welche in Weiber verwandelt und vom Volke „Hulden" genannt würden, geritten zu sein! Umsonst beschäftigten die Kreuzzüge die europäischen Völker mit anderweitigem Stoffe, umsonst stellten die während derselben auftauchenden komischen Volkspoesien, sowie jene der Troubadours, die Teufel als dumme, betrogene Kerls dar, und suchten Abälard und andere ernste Forscher die Welt aufzuklären; — der Zauberwahn tauchte stets wieder von neuem auf.

Merkwürdig ist es indessen, daß im mittlern und südlichen Italien die Idee vom „Bunde mit dem Teufel" nie Platz griff, während demselben doch die Lombardei ebensosehr huldigte, wie die Länder nördlich der Alpen. In der letztern galt das Thal Camonica am Fuße der Veltlineralpen als Hexenland, — in einer Höhle bei Nursia (Norcia) in Umbrien vermutete man wenigstens zusammen hausende Zauberinnen und Dämonen; im Übrigen aber waren diese beiden Klassen in Italien ohne Verbindung, und die Zauberinnen arbeiteten dort auf eigene Faust um Gelt, bereiteten als Buhlerinnen ihren Galanen Zaubertränke und gaben ihnen Todtenfleisch zu essen, während sie wieder die Konkurrenz von männlichen Zauberern aushalten mußten, welche als Wahrsager oft hart gestraft wurden, wenn, was sie wahrsagten, — nicht eintraf, auch oft zugleich Astrologen waren. Ebenso eigentümlich war in Italien der Glaube an Telesmata, d. h. an Gegenstände, an welchen das Wol gewisser Orte hing, wie z. B. Bildsäulen, Tempel u. s. w. So finden wir zwar, daß Dante, zu dessen Zeit der Teufelsglaube bereits ausgebildet war, wol Scharen von Teufeln in seiner Hölle schildert, in welcher auch den Zauberern als einer Gattung von Betrügern eine eigne „Bulge" in den untersten Regionen des Höllentrichters angewiesen ist; von Hexen aber und von deren Bunde mit dem Teufel weiß der große Florentiner nichts. Dessenungeachtet verharrte das italienische Volk bis auf den heutigen Tag im krassesten Aberglauben, indem ihm das Hexenwesen reichlich durch die allgemeine Überzeugung vom Dasein zauberischer Mächte ersetzt wurde, wie die Furcht vor dem mal' occhio (bösen Blicke), gegen den man sich allgemein durch irgendwie angebrachte Hörner schützt, der Glaube an die Wirkung von Liebestränken u. s. w. beweisen.

Anders entwickelte sich der Aberglaube im Norden. Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts begann man hier den zugleich dummen und gehässigen Verdacht des Bundes mit dem Teufel ganz besonders auf das weibliche Geschlecht zu werfen, und zwar wird, historisch nachweisbar, von Richard Löwenherz die erste Äußerung der Meinung erzählt, daß die Weiber der Zauberei verdächtig und Hexen wären und daher

an seiner Krönung sich nicht sehen lassen sollten. Gleich am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sprechen die beiden lichtscheuen Wunderschriftsteller Gervasius von Tilbery und Cäsarius von Heisterbach jene scheußliche Steigerung des erwähnten Verdachtes aus, daß die Teufel ihr Geschlecht wechselten, um mit den Menschenkindern zu buhlen, als Incubi mit Mädchen, als Succubi mit Jünglingen sträflichen Umgang hätten (offenbar eine Entstellung der heidnischen Sagen von liebenden Vereinigungen zwischen Göttern und Menschen), und berichten alles Ernstes, daß die von den Dämonen verführten Weiber in die Hexenversammlung flögen, ja daß Solche es sogar selbst erzählt hätten. Dummheit und Fanatismus ruhten nicht, bis jene tollen Träume eine von den herrschenden Kreisen anerkannte Wahrheit waren. Bezeichnender Weise beginnt gerade mit der von uns (oben S. 197 ff.) erzählten Einführung der Inquisition am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts und mit dem grausamen Vertilgungskriege gegen die Albigenser, Waldenser und Stedinger auch die Korruption der geistlichen und weltlichen Gerichte, ihre Umstimmung gegen die angeblichen Hexen, und damit auch die Verbrennung derselben. Zweierlei Inquisitionen wüteten nun neben einander, die der Ketzerrichter vorzüglich gegen die Männer, die der Hexenrichter mehr gegen die Frauen; denn das stärkere Geschlecht ist mehr dem grübelnden Verstande und damit dem Zweifel an den Dogmen, das schwächere mehr der schwärmerischen Fantasie und damit überwältigenden Illusionen ergeben. Beide fielen als Opfer trauriger Verblendung, nur die Ketzer für wirkliche, die Hexen für eingebildete Angriffe auf den Glauben, der über alle Angriffe erhaben sein sollte. Merkwürdiger Weise schieden sich auch beide Arten der Verfolgung nach der geographischen Lage. Der grübelnde Norden verfolgte mit Vorliebe die schwärmerischen Weiber (Hexen), der schwärmerische Süden die grübelnden Männer (Ketzer). Den ersten Hexen, wie es heißt 1230—1240 in Trier, wurde vorgeworfen, sich in Kröten verwandelt und gewissen Versammlungen beigewohnt zu haben. Ihr Los ist unbekannt. — Zu Toulouse fand unter dem Richter Hugo von Beniol die erste sicher beglaubigte Verbrennung 1275 an einer sechzigjährigen Frau statt, welche mit dem Teufel Buhlschaft getrieben haben sollte. — War es ja so bequem, Ketzer und deren Familien unter dem Vorwande dieses neuerfundenen Verbrechens zu vertilgen, und die Personen, denen man keine Ketzerei nachweisen konnte, war man sicher, als Hexen unterzubringen! Gregor IX. heiligte diesen Wahn durch die Bulle von 1233, in welcher er von der Verwandlung des Teufels in Kröten, Gänse und Katzen faselte und den Ketzermeister Konrad von Marburg auch in Sachen der Hexerei bevollmächtigte, und so fand sich natürlich jeder gute Christ verpflichtet, für das neue Evangelium Propaganda zu machen, wie dies die Mönche Vincenz von Beauvais und Jakob von Voragine,

beide Dominikaner, letzterer Ordensgeneral, thaten. Auch Papst Johann XXII. nährte in zwei Bullen, 1317 und 1327, den Teufels- und Hexenwahn auf das Eifrigste. So war auch im Processe gegen die letzten Tempelritter, obschon sie Männer waren, die Zauberei ein bequemer Vorwand, sie zu verbrennen und ihre Besitzungen der Krone Frankreich und der Kirche in die Hände zu spielen. Bereits brachte man, namentlich nachdem Bartolo, ein berühmter Lehrer des römischen Rechts, 1350 sich für den Tod der Zauberer durch das Feuer ausgesprochen, unglückliche Weiber, theils durch die Folter, theils durch eifrige Verbreitung dieses Wahns, dahin, selbst zu bekennen, daß sie Nachts bei Versammlungen der Teufel und Hexen gewesen, mit Ersteren geschlechtlichen Umgang gepflogen, einen Bock angebetet und zum Zeichen der Ergebenheit dessen Rückseite geküßt, ja sogar daß sie vom Teufel Gelt empfangen hätten, das sich aber nachher in Laub, Nußschalen, Glasscherben u. s. w. verwandelt habe. Endlich kam es auch vor, daß Personen sich selbst für Zauberer hielten oder für Solche ausgaben und unter Zaubersprüchen Gifttränke bereiteten.

Doch, das waren Alles leider blose Vorspiele der großen Hexenverfolgung, welche, gleichsam dem Fortschritte zum Hohn, gerade damals in ihre scheußlichste Periode trat, als die Wissenschaften neu auflebten. Alles, was oben berichtet ist, war harmlos im Vergleiche zu dem, was später geschah, um die krankhafte Sucht nach Wunder- und Zauberdingen zu befriedigen, wie wir im nächsten Bande sehen werden.

Und wie kam alles Das? Es war das Werk der entarteten Geistlichkeit, welche ihren höhern Beruf und die schöne Wirksamkeit einer Anzahl Klöster im achten bis zehnten Jahrhundert vergessen und sich, neben sittenlosem Leben, mit wenigen Ausnahmen beinahe ausschließlich dem Kampfe gegen den Unglauben ergeben hatte. Bei ihrem Mangel an Bildung wußte sie gegen denselben nichts anderes in das Feld zu führen, als den Aberglauben, und den übrig gebliebenen heidnischen Aberglauben nicht anders zu beseitigen, als indem sie ihm eine angeblich christliche Färbung verlieh. Systematisch wurde daher Alles, was die Fantasie des Volkes bewegte, Alles, was sein Leben berührte, Alles, was sein Denken beschäftigte, mit dem Teufel inficirt, in dessen Person die Pfaffen schlechterdings Alles vereinigten und dem sie schlechterdings Alles zur Last legten, was nicht ihr eigenes Werk oder ihnen günstig war, so daß ihre eigenen Thaten durch dieses Verfahren desto mehr mit dem Nimbus der Göttlichkeit umstralt wurden*). Wir nannten schon oben (S. 205 f.) die hervorragenden Kirchensäulen, welche den Teufels- und Hexenglauben pflegten. In kirchlichen Gesängen und Heiligengeschichten des neunten Jahrhunderts wird der Teufel schon ganz so

---

*) Roskoff, Gesch. des Teufels I. S. 296 ff.

geschildert, wie er sich später in der Fantasie des Volkes festsetzte. In Klosterannalen jener Zeit, in St. Gallen wie in Fulda, werden Legenden erzählt, in denen der Teufel als Urheber aller antichristlichen Handlungen, ja sogar von einschlagenden Gewittern und verheerenden Feuersbrünsten erscheint. Der „böse Feind" wurde aber ungescheut auch als Polizeidiener des Himmels verwendet und ließ sich zur Bestrafung ungehorsamer Geistlicher oder überhaupt unkirchlicher Handlungen verwenden. In dem Prozesse gegen den lasterhaften Papst Johann XII. 963 wurde der Teufel als Verbündeter desselben genannt, und Papst Sylvester (999—1003) galt als Schwarzkünstler, ja sogar Gregor VII. und Erzbischof Adalbert von Bremen sollten nach der Meinung von Kirchenschriftstellern ihre Thaten mit Hilfe des Teufels vollbracht haben. Namentlich aber verschrie man die Juden und die Ketzer als Teufelsdiener, zu schweigen vollends von den Heiden, bei deren Bekehrung, besonders unter den pommerschen Slawen, man die vermeintlich in den heidnischen Tempeln hausenden Teufel vor der Zerstörung derselben beschwor*). Attila mußte ein Sohn des Teufels, ja die Hunnen überhaupt Söhne von Dämonen sein. Ähnliche Ansichten brachen sich bezüglich der später in Europa einfallenden Magyaren und Mongolen Bahn. Daß Seuchen und Hungerepidemien als Werk des Teufels angesehen wurden und den Glauben an Diesen daher nährten, ist weniger zum Verwundern. Alles fürchtete daher den Teufel oder stellte sich wenigstens so. Mit Vorliebe witterte man ihn in Thieren, welche Verwandlungen von Menschen durch des Teufels Kraft und Kunst sein sollten, — ganz besonders aber in den Ketzern und Hexen und ebenso in den Geisteskranken, die man für vom Teufel Besessene hielt. Das Merkwürdigste dabei ist, daß man Gott ausdrücklich die Zulassung aller dieser Teufelsgreuel zuschrieb**). Merkwürdig ist ferner, welche Mühe sich mönchische Schriftsteller, wie z. B. der schon genannte Cäsarius von Heisterbach, gaben, das Walten des Teufels zu beleuchten, aufzuzählen, in welchen Gestalten von Thieren, Menschen, Dämonen u. s. w. er auftrete, sein Aussehen zu beschreiben, seine Kennzeichen hervorzuheben, die Mittel gegen seine Einwirkung (Ausspeien, Bekreuzen, Weihwasser, Gebet u. s. w.) darzulegen, Geschichten von seinen Erscheinungen zu erzählen und dabei seine Verworfenheit recht plastisch zu zeichnen. Doch ist bei alledem auffallend, wie man bald nur von einem, bald aber von mehreren Teufeln faselte, ja sogar die Art ihrer Vermehrung kennen wollte, nämlich durch Körperbildung aus menschlichen Exkrementen. Es bildete sich eine weitläufige Praxis der Teufelsbeschwörung mit unendlich vielen und bunten Sprüchen und Gebräuchen aus. Menschen, denen der

---

*) Roskoff a. a. O. S. 312 f.
**) Ebend. S. 305.

Teufel erschienen sein sollte, wurden nach der Legende blaß, krank oder starben gradezu.

Um dem Teufelsglauben die Krone aufzusetzen, entstand unter Geistlichen in Toledo die Sekte der Luciferianer, die sich bis nach Köln am Rhein verbreitete. Man verlästerte die Stedinger (oben S. 202) und andere Sekten in derselben Weise.

Nach dieser im dreizehnten Jahrhundert vollbrachten schrankenlosen Ausdehnung des Teufelsglaubens konnte die Sache nicht mehr weiter getrieben werden und verlor sich daher in's Kleinliche und später sogar in's Komische. Mönche wie der Abt Richalmus belauschten Gespräche von Teufeln unter sich. Teufel verhinderten Fromme an der Einnahme des Abendmals, Geistliche an der Abhaltung der Messe, bewirkten Schläfrigkeit beim Lesen heiliger Bücher, umlagerten die Menschen in so großer Menge wie die Atome der Sonne, machten die Leute häßlich, foppten sie auf alle mögliche Weise gleich den Kobolden, plagten sie unter der Gestalt von Läusen und Flöhen u. s. w. Die Klöster hatten ihre eigenen Teufelsbanden, welche unter einem Abt, Prior u. s. w. besonders organisirt waren. Auch begannen im dreizehnten Jahrhundert die Bündnisse mit dem Teufel durch Schreiben mit Blut; im vierzehnten zerstörte man Bilder aus Metall oder Wachs, um hierdurch mit Hilfe des Teufels Diejenigen zu verderben, welche dieselben vorstellten. Papst Clemens VI. erhielt ein Jahr vor seinem Tode einen eigenhändigen Brief vom Teufel, der ihn seinen würdigen Statthalter auf Erden nannte und ihn in seinem Reiche zu empfangen hoffte.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert wurde der Teufelsprozeß gebräuchlich, ein nach dem Muster gewöhnlicher Prozesse in vollem Ernste (besonders von Bartolo, oben S. 208) schriftlich ausgearbeiteter Rechtsstreit zwischen dem Teufel und der Menschheit vor dem Richterstuhle Christi, wobei Maria als Anwalt der Menschheit auftritt und der Teufel sie als Weib und als Verwandte des Richters umsonst von der Verhandlung auszuschließen sucht, — oder zwischen Christus und dem Teufel vor Salomo's Richterstuhl um die Menschheit. — Dem Teufel auf der Bühne werden wir bei Besprechung des mittelalterlichen Theaters begegnen. Durch alle diese Bemühungen, verbunden mit dem übrigen Streben des Klerus nach Macht und Ansehen, kam es mithin dazu, dem Teufel und seinem Heere eine so allgemeine Geltung und Anerkennung zu verschaffen, daß dieselbe auch bei dem Auftauchen freierer Anschauungen und wissenschaftlicher Bestrebungen nicht so leicht zu beseitigen war.

C. Der eigentliche Volksaberglaube.

Derjenige Kreis des Aberglaubens, der nicht, wie der Hexen- und Teufelsglaube nebst einer Masse anderweitigen vernunftwidrigen Glaubens von der Kirche selbst geschaffen und gehegt wurde, ist durchaus heidnischen Ursprungs und nicht, wie theilweise der erstere, nur mit Benutzung heidnischer Elemente aufgebaut. Indessen hat auch der Volksaberglaube von rein heidnischem Ursprunge vielfach christliche Färbung oder wenigstens Farbentöne angenommen. Das war auch nicht anders möglich, indem der Übergang vom Heiden- zum Christentum langsam vor sich ging und bei völliger Ausrottung aller heidnischen Gedanken und Gebräuche geradezu mißlungen wäre. Nicht nur hat, wie wir bereits andeuteten (oben S. 18), das Christentum in Mitteleuropa und in allen während der großen Völkerwanderung von Germanen eroberten Ländern einen germanischen Charakter angenommen statt seines ursprünglich jüdisch-griechischen; sogar im Mittelpunkte der abendländischen Kirche, in Rom selbst, nahm es römisch-heidnische Elemente in sich auf. Das war stets eine notwendige Folge der Verhältnisse. Wozu hätte die neue Religion, nachdem sie vom Staate anerkannt war, lauter neue Kirchen bauen sollen? Es wurden natürlich viele heidnische Tempel in christliche Gotteshäuser verwandelt, so z. B. das römische Pantheon (Bd. II. S. 503) erst im siebenten Jahrhundert; selbst auf dem Klosterberge Monte Cassino wurde ein Apollo-Tempel zu einer Kapelle. Man ging aber noch weiter; man arbeitete heidnische Götterbilder in christliche Heiligenbilder um (oben S. 102). Heidnische Feste wurden zu christlichen, wie z. B. das Mithrasfest am 25. Dezember nebst den gleichzeitigen Saturnalien zum Geburtsfeste des Erlösers (Bd. II. S. 495), im germanischen Norden das Julfest zu demselben. Wie die alten Deutschen die Minne des Wuotan oder der Freia getrunken, so tranken sie nun diejenige des Heilandes, seiner Mutter und anderer Heiligen. Wie die Götter der frühern, so erhielten die Heiligen der neuen Zeit ihre verschiedenen Wirkungskreise und die spezielle Sorge für gewisse Angelegenheiten der Menschen. Thor und Odin z. B. findet man in den Heiligen Florian und Ruprecht wieder. Die heidnische Mythe wurde zum Zwecke der meistens mit freier Bewegung der Fantasie erdichteten Legenden reichlich ausgebeutet. Wie die Heiden in Herakles und Sigfrid, so mußten die Christen in St. Georg einen Drachentödter haben. Die Anna Perenna der römischen Mythe wurde in der Umgebung Roms zur heiligen Anna Petronella. Ewige Lichter, wächserne Votivbilder und andere Dinge gingen aus dem Heidentum in die christliche Kirche über. Ja, so lange die Umwälzung nicht vollendet war, rief man abwechselnd die Gottheiten und Heiligen beider Religionen an, namentlich im skandi-

navischen und britischen Norden. Die Erzählungen aus dem alten und neuen Testament wurden in Deutschland ohne Rücksicht auf Ort und Zeit völlig mit Bezug auf deutsche Verhältnisse bearbeitet, so z. B. im Heliand, und im Muspilli vermengte man ungescheut die Götterdämmerung der Edda mit dem christlichen jüngsten Tage.

Noch mehr aber als im Gebiete der Religion und der von der Kirche gebilligten religiösen Äußerungen überhaupt ist das heidnische Element in dem von der Bahn der Kirche abseits liegenden Gebiete der volkstümlichen Vorstellungen, Reden und Gebräuche, im Reiche der Volkssitte, Volksrechte, Sprichwörter, Sagen und Märchen, vorzüglich aber des Aberglaubens bewahrt worden, welcher noch heute im Wesentlichen der mittelalterliche, aus Vermischung heidnischer mit christlichen Gedanken stammende ist*).

Der deutsche Bauer weiß kaum mehr, daß seine Vorfahren Sonne, Mond und Sterne, Blitz und Donner verehrten, und er würde sich feierlich gegen den Verdacht verwahren, dies selbst zu thun; dennoch nimmt er vor den zwei Hauptgestirnen den Hut ab und hütet sich, gegen Gestirne und Gewitter den Finger auszustrecken; er läßt an gewissen Tagen feurige Scheiben springen, welche Sonnenbilder sind und aus dem Sonnenkult stammen, und hat eine heilige Scheu vor der Verwendung von Holz, das vom Blitze getroffen worden. Eine ganz ähnliche, aus altem heidnischem Kult stammende Scheu gibt sich vor Feuer, Wasser, Erde, Bäumen u. s. w. kund.

Noch immer kennt das deutsche Volk den Gott Wuotan, wenn es auch seinen Namen vergessen oder wenigstens mit Verleugnung seiner wahren Eigenschaft korrumpirt, als wilden Jäger, geheimnißvollen Wanderer und Reiter (oben S. 30 ff.), die Göttin der Erde als Frau Holle oder Berchta (oben S. 38 ff.) oder vermischt Beide mit heiligen Personen; noch schwört es wie zur Heidenzeit beim Donner (Donar, Thor) und trägt Züge dieses Gottes auf Elias, Petrus u. A., aber auch auf den Teufel über, der z. B. Meister Hämmerlin heißt. Thiere, die im Heidentum heilig waren, sind noch immer die wunderreichen Gegenstände unzähliger Sagen, namentlich als fortlebende Gespenster und Schatzhüter, und die Dämonen der Heiden, wie Nixen, Zwerge, Riesen u. s. w. spuken noch fortwährend.

Die Zeiträume und Zeitpunkte, welche im Heidentum eine besondere Bedeutung hatten, behielten dieselbe auch im Christentum, so die Wochentage ihre Götternamen und schicksalvollen Bedeutungen, so die Jahreszeiten, die Sommer- und Wintersonnenwende, die Osterzeit u. a. Als frühere heidnische Kultplätze bewahrten zauberische Bedeutung der Haus-

*) Wuttke, Volksaberglaube S. 10 ff.

herd, die Thürschwelle, der Dachfirst, der Freithof, die Kreuzwege. Zahlen, welche den Heiden Glück oder Unglück bedeuteten, behielten diese Eigenschaft bei, ebenso allerlei Pflanzen und Thiere, und nicht minder Geräte und Stoffe von allerlei Art ihr ominöses Wirken (oben S. 26). Viel heidnischer Aberglaube blieb ferner in Bezug auf die Todten, auf Särge und Gräber, Blut und Galgen bestehen, sogar unwillkürliche Erinnerungen an ehemalige Menschenopfer; ja heidnischer Zauber ging selbst auf christlich-gottesdienstliche Sachen, wie das Weihwasser, Abendmal, Kerzen, Glocken, Bibel, Kreuz, heilige Namen u. s. w. über. Im Rufe ächt heidnischen Zaubers blieben die Schäfer, Jäger, Scharfrichter, Priester, Juden, Zigeuner, sowie in zu Zeiten erschreckender Anzahl die Weiber als Hexen; unter mancherlei schwer zu vereinigenden Bedingungen, worunter namentlich der nackte Zustand, dann Beschwörungsformeln und allerlei seltsame Gegenstände eine große Rolle spielen, wurde auch verschiedenen anderweitigen Personen ein zauberisches Wirken zugeschrieben. Was aber den Zweck des fortgesetzten Zauberglaubens und Zauberns betrifft, so bezog er sich auf Erkennen der Zukunft (Wahrsagen), sowie verborgener Dinge, besonders auf langes Leben, Liebe (bez. Hochzeit) und Schätze, wobei eine endlose Reihe von Vorbedeutungen beobachtet wurden, und Träume, sowie Zauberspiegel (wozu auch das Wasser genügt) eine besonders wichtige Rolle behielten, — auf Abwehr und Vertreibung von Krankheiten und bösen Einwirkens der Hexen (Gegenzauber), auf Verhütung von Blitzschlag, Feuer- und Wassernot, Schaden durch wilde Thiere u. s. w., auf fantastische Wünsche, wie Unsichtbarmachen, Verwandeln in Thiere, unerschöpflichen Reichtum, Unverwundbarkeit, empfindliche Rache an Feinden, Erwerbung von Gegenliebe u. s. w. Weiterer Aberglaube bezieht sich (ähnlich den Männerwochen wilder Völker) auf das Wolergehen der Kinder, bei deren Pflege, Taufe und Erziehung daher die schwierigsten und verwickeltsten Vorsichtmaßregeln zu beobachten sind, auf das Verhalten bei Tische, bei Nacht, bei der Arbeit, im Verhältniß zum Gesinde, bei Prozessen, auf Reisen, beim Spiel, in Feld und Garten, wie im Stall und auf der Weide, besonders betreffend das Gedeihen der Früchte und des Viehes, in Ausübung der Jagd, Fischerei und Schifffahrt, des Handels und der Gewerbe, im Krieg, in der Kirche und bei Sterbenden und Todten. Aber der Aberglaube überdauert auch den Tod und steht mit Gespenstern, „armen Seelen", deren Bilder die sog. Irrlichter sein sollen, mit zu Thieren verhexten und verwünschten Menschen auf dem vertrautesten Fuße und weiß zu ihrer „Erlösung" die sichersten Mittel anzugeben. Seit den ältesten Zeiten hat er in gleicher ungebrochener Stärke fortbestanden und noch jetzt nicht nur nicht abgenommen, sondern erzeugt noch fortwährend Dunstblasen, die, je toller und hirnverbrannter sie sind, desto mehr Glauben und Anhang finden, so daß man an der Fähigkeit der Menschen zum Fortschritte irre

werden könnte, wenn nicht die Wissenschaft wenigstens die ihr sich ernstlich Widmenden vor einem Zurückfallen in die Kinderschuhe der Menschheit bewahren würde.

D. Die Juden im Mittelalter.

Die Organe der römischen Kirche halten zwar unverbrüchlich fest an der allerdings nur theilweise richtigen Ansicht des Ursprungs der christlichen Religion aus dem Judentum; sie halten fest an der Verehrung eines Juden als Sohnes Gottes, einer Jüdin als Mutter Gottes, eines Juden als ersten Papstes und jüdischer Profeten als Vorherverkündiger des Christentums; aber all dieses hinderte sie seit ihrem Emporkommen zur Herrschaft im römischen Reiche (mit Ausnahmen allerdings) nicht, die Juden, weil sie an ihrem alten Glauben festhalten und nicht Den als Messias anerkennen, den die Kirche dafür hält, als ihre nach den Ketzern gefährlichsten Feinde zu verabscheuen und zu verfolgen, beziehungsweise das Volk zu ihrer Verfolgung anzutreiben.

Die von uns bei Anlaß der Zerstörung ihrer heiligen Stadt verlassenen Juden (Bd. II. S. 546) waren seitdem, wenn auch theilweise viel früher in der Welt zerstreut (ebend. S. 297 ff., 311, 543), vollständig ohne Vaterland. Ihre Versuche, sich dasselbe durch Aufstände gegen die Römer wieder zu erobern, 115 unter Andreas, 127 unter Bar Kochba und später wiederholt, mußten der ganzen Sachlage zufolge fruchtlos sein. Aber es haftete auch ein eigener Unstern an ihren Sohlen. Der Kaiser Julian der Apostat begünstigte sie aus Abneigung gegen das Christentum und gestattete ihnen den Wiederaufbau des Tempels; aber derselbe ging bald wieder durch sein altes Schicksal, das Feuer unter. Kaum war das Christentum dann Staatsreligion, so begannen schon die Verfolgungen der Juden durch die sich selbst als ihre geistigen Nachkommen bekennenden Christen; das gleiche Geschick wurde ihnen aber auch von Seite der zoroastrischen Sassaniden zu theil. Doch machte sie alles Das nicht irre in dem Glauben an ihre Sendung als auserwähltes Volk Gottes, und ihre Leiden in der Diaspora bestärkten sie nur, in ihrem Martyrertum auszuharren. Sie gründeten sogar mitten unter der Verfolgung durch Heiden und Christen Patriarchate und Akademien ihrer Religion in Tiberias (wo seit Bar Kochba ihr Synedrion saß) und Babylon. Selbe gingen zwar in den Jahren 420 und 1038 ein; doch entwickelte sich in ihnen das neujüdische System des Rabbinismus, der das Gesetz Mose's durch die Überlieferung zu stützen und zu erläutern suchte. Wir tragen unserer frühern Erwähnung der jüdischen Parteien (Bd. II. S. 538) nach, daß die Überlieferung

von den Farisäern gepflegt wurde, während die Saddukäer sie verwarfen. In der Folge wurden die Letzteren von ihren Stammesgenossen nicht nur ebenso arg unterdrückt wie Diese von Heiden und Christen, sondern die Farisäer gingen soweit, die Sadduäer bei Christen und Mohammedanern als falsche Juden, als Gottlose und Abtrünnige darzustellen, so daß sie unter der Wucht der Verfolgung untergingen, doch nicht ohne daß sich Reste von ihnen unter dem Namen der Karäer im ganzen Morgenlande zerstreut erhielten. Die Karäer anerkennen nichts als Mose's Gesetz und was dasselbe lehrt. Anders die übrigen Juden, die große Mehrheit dieses Volkes. Unter ihnen triumfirte die Überlieferung, von den herrschenden Farisäern gehalten, immer mehr. Sie sind die wahren Vertreter des neuern Judentums; was die Welt seit dem Untergange Jerusalems unter Juden versteht, sind sie; die Karäer blieben dunkel und unbekannt und sind eine Versteinerung ohne weitere Entwickelung. Desto üppiger zeigte sich diese unter den Rabbinen, welcher Name den der Farisäer in der Folge so verdrängte, daß der letztere sogar unter den Rabbinen zum Gespötte wurde. Ihre Überlieferungen pflanzten sich mündlich fort und bestanden im Wesentlichen aus einer Sucht, den Buchstaben des Gesetzes zu erläutern und auszulegen; nach der eigenen Behauptung der Farisäer und Rabbinen pflanzte sich diese Auslegung des Gesetzes von Mose auf Josua und von Diesem weiter immer auf einen hervorragenden Lehrer, welche alle mit Namen genannt werden, bis auf späte Zeiten fort. Aus allem Dem nun, was diese Bewahrer und Ausleger des Gesetzes dem letztern hinzufügten, setzte sich nach und nach das heilige Buch der jüdischen Überlieferung, der Talmud zusammen.

Der Talmud besteht aus zwei Theilen, der Mischna (d. h. Wiederholung) und der Gemara (d. h. Beschluß). Die erstere ist eine Sammlung von religiösen Verordnungen und Auslegungen des Gesetzes, beginnend etwa 400 vor und endigend etwa 200 nach Chr. Rabbi Juda der Heilige sammelte sie um 219 zu Tiberias. Die Mischna enthält in sechs Ordnungen 63 Abhandlungen. Die sechs Ordnungen handeln vom Ackerbau und seinen Rechten, von den Festen, von den Rechten der Frauen, von den Klagen vor Gericht, von den Heiligtümern und von der Unreinigkeit und Reinigung. Des Christentums und seines Stifters erwähnt die Mischna nirgends mit einem Worte (vergl. Bd. II. S. 548). Die Gemara besteht aus Erläuterungen einzelner Abhandlungen der Mischna durch angesehene Rabbinen und zerfällt wieder in jerusalemische und babylonische Auslegungen. Die jerusalemische Gemara entstand um 390 nach Chr. unter dem Patriarchen von Tiberias, die andere um 500 unter demjenigen zu Babylon. Die letztere erfreut sich bei den neueren Juden eines größern Ansehns, als die ohnehin unvollständig erhaltene erstere.

Der Talmud ist ein sonderbares Gemisch von tiefsinnigen und geistvollen Wahrheiten, namentlich in ethischer Beziehung, und übertriebenen, theilweise sogar lächerlichen Spitzfindigkeiten in Auslegung des Gesetzes. Von besonderm Interesse für uns ist nur, was die beiden Gemaren von dem Christentum und seinem Stifter sagen.

Die Stellen, in welchen eine Erwähnung dieser Art geschieht, beweisen aufs Neue, was wir bereits (Bd. II. S. 547 ff.) ausführten, daß Jesus unter seinen Zeitgenossen sehr geringes Aufsehen erregte und sogar seinen eigenen Landsleuten größtentheils ganz unbekannt blieb. Denn der Talmud wirft dem Stifter des Christentums alles Mögliche, aber gerade das allein nicht vor, was Juden ihm vorwerfen mußten, wenn es sich mit seinem Auftreten so verhielt, wie die kirchliche Überlieferung der Christenheit behauptet. Die mittelalterlichen Juden des Talmud beschuldigten ihn nämlich keineswegs, was doch nach der gewöhnlichen Annahme am nächsten gelegen hätte, das Judentum untergraben und sich zum Messias und Sohn Gottes aufgeworfen zu haben. Kein Wort von alledem. Sie warfen ihm vielmehr nur ganz gewöhnliche und für uns gleichgiltige Dinge vor, nämlich erstens einer unrechtmäßigen Verbindung zu entstammen und zweitens Zauberei getrieben zu haben, welche die Ursache seines Kreuztodes gewesen wäre. Auf Grund dieser beiden für die Juden allerdings nach damaligen Begriffen verabscheuenswürdigen Umstände wird vom Talmud aller mögliche Schimpf auf Jesus gehäuft, der aber, wie man leicht sieht, mehr ein Ausfluß der Unkenntniß über Jesu wahre Bedeutung als ein solcher bösen Willens ist. Überdies sind bezüglich der angeblichen unehelichen Geburt Jesu in verschiedenen Stellen des Talmud die widersprechendsten Angaben enthalten. In ähnlicher Weise wie im Talmud, aber noch verächtlicher ist Jesus auch in dem jüdischen, den Christen erst seit dem dreizehnten Jahrhundert bekannten Buche Toldoth Jeschu (Geschichte Jesu) behandelt.

Es ist nun sehr begreiflich, daß die Art und Weise, wie diese jüdischen Schriften sich über den Stifter des Christentums äußerten, bei den Christen die tiefste Entrüstung gegen die Juden hervorrufen mußte. Die Verfolgungen der Juden durch die Christen waren vor dem Bekanntwerden derselben höchst unbedeutend im Vergleiche mit den nachherigen, und es kann daher nur als sehr unklug, um nicht zu sagen leichtfertig, von Seite der Juden bezeichnet werden, derlei Behauptungen aufzustellen, die weder ihnen etwas nützen konnten, noch das geringste Körnchen von Gewicht oder Wahrheit enthielten. Denn ob Jesus ehelich oder unehelich geboren, ist höchst gleichgiltig, indem diese Frage über den persönlichen Wert eines Menschen rein nichts entscheidet. Zauberer aber gibt es überhaupt nicht. Folglich beschworen die Juden auf völlig überflüssige Weise und gedankenlos das Unheil gegen sich herauf. Dazu gesellte

sich dann aber ebenso kopfloser Wahnsinn auf Seite der Christen. Durch die Beschimpfungen Jesu von Seite der Juden wurde der ohnehin glimmende Haß gegen die Urheber der Kreuzigung Jesu aufs Neue angefacht, und man schrak dabei nicht vor der aller Logik Hohn sprechenden Handlungsweise zurück, Rache gegen die Urheber einer That zu üben, welche doch nach christlichem Glauben von Gott selbst angeordnet war, damit sein Sohn für die Sünden der Menschen sich opfere!

Diesem Wahnwitz kamen aber noch zwei andere Umstände zu Hilfe. Der eine war der Rassenhaß der Indogermanen gegen die in Typus, Lebensart und Glauben von ihnen abweichenden Semiten, wie er sich ja auch in den Kreuzzügen gegen die Mohammedaner kund gab, verbunden mit dem Mißtrauen gegen die höhere Bildung, deren sich die Juden durchweg erfreuten, indem bei ihnen die Kenntniß der Schrift und der Wissenschaften nicht auf die Geistlichkeit beschränkt, sondern allgemein verbreitet war. Die Höhergebildeten aber hielt der damalige Aberglaube für Zauberer, — ein Verdacht, dem ja nicht einmal die christlichen Geistlichen entgingen. Der andere der angedeuteten Umstände aber war die Empörung gegen den von den Juden als Handelsleuten und Geltwechslern geübten Wucher. Wie schon das Altertum in seinen verschiedenen Kulturstaaten, etwa jene der Phöniker ausgenommen, so faßte auch das Mittelalter das Zinsnehmen für Darlehen, weil damit doch in der Regel ein gewisser Druck notwendig verbunden ist, — aus gänzlicher Unkenntniß über die Natur des Geltes und die volkswirtschaftlichen Folgen dieser Anschauung, als etwas Unehrenhaftes auf. Das Mittelalter pflegte diese Ansicht noch weit strenger als das Altertum und brandmarkte den Wucher geradezu als ein allen Christen verbotenes Verbrechen. Obschon nun die Christen dieses Verbot keineswegs streng befolgten, so lag es doch nahe, daß die Juden, welchen der Zutritt zu allen ehrenhaften und erlaubten Gewerben durch die herrschende Unduldsamkeit verwehrt war*), sich auf dasjenige Gewerbe warfen, welches den Christen nicht gestattet wurde. So waren die Juden Jahrhunderte hindurch die einzigen Geltleiher, beziehungsweise Wucherer, und der ohnehin gegen sie waltende und stets geschürte Glaubens- und Rassenhaß verschwisterte sich mit dem Abscheu gegen ihr Gewerbe und die damit verbundene Bedrückung der Schuldner. Es war überdies bequem, durch Verfolgung oder gar Tödtung der verhaßten Gläubiger die Schulden loszuwerden, und die Fürsten, welchen jüdischer Geltbeutel aus der Verlegenheit geholfen, begünstigten daher oft Judenverfolgungen, um der Abzahlung enthoben zu sein. In Frankreich und Spanien war den Juden zu Zeiten (z. B. unter Ludwig dem Heiligen) nicht einmal das

*) Als Ärzte durften die Juden wirken, welche Erlaubniß aber natürlich auf eine kleine Anzahl beschränkt war.

Zinsnehmen erlaubt. Wie toll dieses Verbot einer Entschädigung für den Gebrauch des Geltes war, während man doch nichts schlimmes darin fand, für den Gebrauch anderer Sachen Bezahlung zu fordern, erhellt daraus, daß in Folge dessen im Mittelalter der Wucherzins viel höher geschraubt wurde, als er bei Gewährenlassen gewesen wäre, nämlich in der Regel auf 24 bis 30 vom Hundert!

Die Lage der Juden war schon vor dem Ausbruche der eigentlichen (blutigen) Verfolgungen eine höchst unglückliche. Wir haben bereits (S. 78) ihre Behandlung in den durch die Völkerwanderung gebildeten Staaten, besonders bei den Westgoten Spaniens, kennen gelernt. Dieselbe dauerte auch in den aus dem Reiche Karls des Großen gebildeten und in allen übrigen christlichen Staaten fort. Der gegen sie gerichtete Bekehrungseifer ließ nie nach; die gegen sie in Scene gesetzten Zwangstaufen, verbunden mit Erpressungen, Mißhandlungen und Vertreibungen, wüteten unaufhörlich. Nur durch starke Steuern konnten sie sich von dem ihnen zugedachten Schicksal loskaufen. In Deutschland hießen sie „des heiligen Römischen Reiches Kammerknechte“ und waren Leibeigene, zugleich aber auch Bankhalter des Kaisers oder Königs. Wo man sie in Städten duldete, mußten sie besondere Straßen oder Vorstädte (Judengassen, Judenviertel, in Italien Ghetti) bewohnen. Auch besondere Abzeichen (meist von gelber Farbe) mußten sie an ihrer Kleidung tragen. Christen durften keinen Umgang mit ihnen pflegen, und dawiderhandelnde Juden wurden gepeitscht, ja Christen, die sich mit Jüdinnen verlobten, in Frankreich und Spanien verbrannt. Zum Tode verurteilte Juden wurden mit dem Kopfe abwärts zwischen zwei bissigen Hunden aufgehängt.

Alle diese Benachtheiligungen der Juden im frühern Mittelalter verschwinden aber in Nichts, verglichen mit den Verfolgungen dieses Volkes im übrigen Theile jenes Zeitraumes. Diese Zunahme des Judenhasses nun läßt sich schon deshalb nicht durch die Empörung gegen den Wucher der Juden erklären, weil gerade zur Zeit jener Zunahme die Juden nicht mehr die einzigen Wucherer waren. Es war um die Zeit des Anfangs der Kreuzzüge, am Ende des elften Jahrhunderts, als der Verkehr auf dem Mittelmeere ein lebhafterer wurde, als er bis dahin gewesen war. Die Kreuzzüge selbst trugen dazu bei; denn es lag in der Natur der Sache, daß sie mit regem Handelsbetriebe verbunden waren. Da erwachte der Handelsgeist mächtig in den Italienern, und ungeachtet aller den Christen auferlegten Verbote wurden die „Lombarden“ mächtige Nebenbuhler der Juden und thaten es ihnen an Wucher noch zuvor. Schon im zwölften Jahrhundert folgten ihnen französische und englische Kaufleute nach; das Lateranische Konzil klagte 1179 bereits, daß der Wucher überall betrieben wurde und versuchte die Ausschließung der Wucherer von der Lossprechung, vom Abendmal und von der kirchlichen Bestattung zu erzwingen, jedoch ohne Erfolg.

Wenn nun gerade damals, als Alles, und nicht nur die Juden, Wucher trieb, der Judenhaß stärker wurde, so liegt der Grund hiervon in der Erscheinung der Kreuzzüge selbst. Der vermehrte Eifer für Christus vermehrte auch den Haß gegen seine Verfolger oder deren Abkömmlinge, und nicht wenig schürte den letztern das Bekanntwerden der schimpflichen Äußerungen über den Erlöser im Talmud und anderen jüdischen Büchern. Man vertrieb um die Wette die Juden aus den christlichen Staaten, namentlich aus England und Frankreich, und sie fanden nur unter den Mauren in Spanien eine Zuflucht, sowie in Polen, wo sie schon 1264 und dann unter Kasimir III., der die Jüdin Esther liebte, 1358 noch mehr Freiheiten erhielten. Noch viel härter aber wurden die Judenverfolgungen nach dem Ende der Kreuzzüge, vom Ende des dreizehnten an bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Es schien, als wollten sich die Christen für das Mißlingen der Eroberung des heiligen Grabes an den Nachkommen der Kreuziger des dort Begrabenen rächen, und sie haben es auch in reichlichem Maße gethan. Von da an (zuerst vereinzelt 1171 zu Blois) tauchen die entsetzlichen Beschuldigungen gegen die Juden auf, Christenkinder aufgefangen, geopfert und ihr Blut zu zauberischen oder rituellen Zwecken benutzt zu haben. So oft ein christliches Kind auf unbegreifliche Weise verschwand oder auch nur ein Gerücht dieser Art umlief, so hatten nach dem Glauben der Zeit die Juden die Blutschuld auf sich geladen. Es war dies eine aus dem Gebrauche der Schlachtung des Passahlammes hergenommene Sage, welche auch oft die Wendung erhielt, daß die Juden Hostien durchstochen haben sollten, unter allen Umständen aber mit dem blutigsten Hasse ausgebeutet wurde. Eine Judenverfolgung in diesem Geiste wurde 1287 zu Bern verübt; schon 1298 erschlug der Edle von Rindfleisch mit seinen Leuten in Nürnberg und Würzburg angeblich gegen hunderttausend Juden. Ein gräßlicher Judenmord schändete 1338 Deggendorf und wurde bis vor kurzer Zeit (wenn nicht noch jetzt) jährlich dort gefeiert! Noch entsetzlichere Gestalt nahm die Judenschlächterei in Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an, als die Seuche des schwarzen Todes (oben S. 180) Europa verheerte. Da mußten, wo selbe ausbrach, die Juden die Brunnen vergiftet haben; denn weil sie zu großem Theile im Besitze arzneilicher Kenntnisse, ja in vielen Ländern die einzigen Ärzte waren, blieben sie von der Seuche mehr verschont als die Christen, was solch scheußlichen Verdacht nährte. Damals wurden daher in vielen Städten sämmtliche Juden erbarmungslos niedergemacht und ihre Gassen, Häuser und Synagogen verbrannt, mit besonderer Wut am Rheine. Auch gegen einzelne Juden waltete barbarischer „Rechtsgang" wegen des erdichteten Verbrechens mit allen Qualen der Folter. Manche wurden zur Taufe gezwungen, verbrannten sich aber selbst mit Weib und Kind in ihren Häusern, herausrufend, daß sie als Juden sterben wollten. Auch ganze

Gemeinden kamen in dieser Weise im Synagogenbrande der Niedermetzelung zuvor. Noch am Ende des vierzehnten Jahrhunderts wütete das Judenmorden in gleicher Weise und nahm während des fünfzehnten nur langsam ab, ausgenommen in Spanien, wo sein Höhepunkt erst später noch eintrat. Die Geschichte ist es der Gerechtigkeit schuldig, anzuerkennen, daß mehrere Päpste (Innocenz III. und IV., sowie Gregor IX.) sich kräftig gegen die Judenverfolgungen ausgesprochen haben, was aber den niedern Klerus nicht abhielt, zu denselben anzutreiben. Es handelte sich eben um einen Wahn, der in der Unbildung und Glaubenstollheit der Zeit begründet lag und nur durch Fortschritte in den Wissenschaften gehoben werden konnte.

Viertes Buch.

Die weltlichen Stände des Mittelalters.

Erster Abschnitt.

Der Adel.

A. Das Lehnswesen und die Fürsten.

Da die Kultur des Mittelalters auf der Verbindung des Christentums mit den Anschauungen und Gewohnheiten der in der sog. Völkerwanderung siegreichen germanischen Völker beruhte, so war schon hierdurch als Grundzug des Lebens und Treibens in diesem Zeitraume die Theilung der Arbeit gegeben. Brachte ja das Christentum die Zweiheit der himmlischen und der irdischen Welt, wonach sich seine Jünger mit der Zeit in Geistliche und Weltliche theilten, das Deutschtum aber diejenige von Freien und Eigenen oder vielmehr die doppelte solche von Adeligen und Freien und von Hörigen und Leibeigenen, (s. oben S. 21 f. u. 80) als Mitgabe in die Verbindung! Die Folge war, daß sich eine Anzahl von Ständen bildete, die in ihrer Abgeschlossenheit den Kasten des Morgenlandes glichen, aber nicht gleich den indischen solchen unter dem Joche der Erblichkeit standen. Diese Standeseintheilung war ein Zwang, der während des eigentlichen Mittelalters von Niemanden als solcher empfunden wurde, vielmehr als selbstverständlich galt, und es entwickelte sich innerhalb der Schranken desselben eine Freiheit, namentlich im Gebiete der Sitten, welche nach unseren jetzigen Begriffen alle Schranken überschritt und richtiger als Zuchtlosigkeit zu bezeichnen wäre. Soweit jene Schranken eingehalten wurden, d. h. soweit sich nicht die Weltlichen die Befugnisse der Geistlichen, die Eigenen die der Freien, die eigentlichen Freien die der Adeligen

anmaßten, und soweit nicht ein Gewerbe in den Kreis des andern hineinpfuschte, stand dem Einzelnen die unbeschränkteste freie Bewegung offen.

Diese Abgrenzung der Wirkungskreise fand ihren Ausdruck zunächst in dem Feudalwesen. Es war dies das Gesetz des Lebens und Treibens im Mittelalter, und zwar ein nirgends ausdrücklich formulirtes oder von bestimmter Stelle erlassenes, dennoch aber allgemein geachtetes und befolgtes Gesetz. Seine Wurzeln hatte es in den gesellschaftlichen Verhältnissen der alten Deutschen, — seine Weihe erhielt es durch die Verfassung der römischen Kirche. Das Gefolge der alten deutschen Fürsten (s. oben S. 23 u. 80) war jene Wurzel; mit Zunahme der fürstlichen Macht, wie wir sie beobachtet haben, wuchs auch der Zudrang zum unmittelbaren Königsdienste. Der ältere, auf persönlichem Verdienste beruhende Adel mußte zurücktreten vor der neuen Sonne des Amts- und Dienstadels, der im größten Maßstabe der Dienerschaft eines Hauswesens nachgebildet war. Es gab da einen Haushofmeister (Senescalchus, Seneschalk, d. h. Sennenknecht), einen Oberstallmeister (Marescalchus, Marschalk, d. h. Pferdeknecht) u. s. w. Den königlichen Dienstmannen, namentlich im Waffendienste wurde zum Lohne für ihre Leistungen Land verliehen, und die übrigen Fürsten, geistliche (Bischöfe) und weltliche (Herzoge und Grafen), thaten dasselbe gegenüber ihren Dienstleuten. Die Vasallen, d. h. Besitzer solcher Lehen (bei den Geistlichen Beneficien) wurden in jeder Beziehung vor anderen Landbesitzern bevorzugt, und bereits unter den Söhnen Ludwigs des Frommen, Mitte des neunten Jahrhunderts, wurden die Lehen erblich. Außer Grundstücken wurden auch Ämter und später ganze Länder mit ihren Einkünften und ihrer Regirung verliehen. Aber auch auf kleinere Verhältnisse erstreckte sich diese im Zuge der Zeit liegende Gewohnheit, z. B. auf das Jagdrecht, auf Bienenschwärme, auf das Geleite reisender Kaufleute, auf Badestuben u. s. w. Die Kaiser und Könige liehen an die Herzoge und Grafen, diese an niedere Edelleute und diese an ihre Pächter (Meier); die Bischöfe und Äbte gelangten auf dieselbe Weise zu ihren Beneficien und verliehen sie wieder weiter. Jeder stand nur zu seinem Lehnsherrn in einer Beziehung, und zwar in durchaus abhängiger. Seit dem zehnten Jahrhundert benannte man dieses Verhältniß mit einem in Südfrankreich gebräuchlichen, seinem Ursprunge nach unbekannten Worte Feodum oder Feudum, — daher das Feudalwesen. Im zwölften Jahrhundert beherrschte dasselbe bereits die gesammte abendländische Welt mit einziger Ausnahme der Städte, welche sich davon frei erhielten und so zum oppositionellen Elemente des Mittelalters wurden, dem es mit der Zeit gelang, die eiserne Knechtschaft des Feudalwesens durch den von ihm ausgehenden Geist zu zertrümmern. Ehe es aber so weit kam, erhielt das Feudalwesen einen riesenhaften bewunderswerten Aufbau. Es gipfelte seit der Zeit Gregors VII.

nach der Meinung des größten Theiles der Zeitgenossen im Papste, der seine Gewalt von Gott hatte und über Kaiser- und Königskronen verfügte, mit denen er die würdigen und gottesfürchtigen Fürsten aus höchster Machtvollkommenheit belehnte. Die pseudo-isidorischen Dekretalen (s. oben S. 137) arbeiteten diesem wirklich großartigen Gedanken vor, nach dem somit das Lehnswesen geradezu den Charakter göttlicher Einsetzung gewann. Durch dasselbe ist aller Rest alter deutscher Volksfreiheit, soweit selbe sich nicht in Städten und kleineren Landschaften (wie in den schweizerischen Urkantonen, bei den Friesen, Stedingern, Ditmarschen u. s. w.) erhielt, vernichtet worden, während auf der andern Seite das Feudalwesen hinwieder durch die Vielheit seiner Vasallen und Aftervasallen ein Gegengewicht gegenüber der fürstlichen Alleinherrschaft herstellte, welcher ja blos ihre unmittelbaren Lehnträger, nicht aber deren weitere Solche untergeben waren. Das Volk selbst, soweit es nicht in angedeuteter Weise frei blieb, vertheilte sich daher unter eine unzählbare Menge von Lehnbesitzern und die Feudalverfassung kennzeichnet sich somit als eine Art von Aristokratie in weitverzweigter hierarchischer Abstufung, so daß ein einheitlicher Druck, welcher stets der empfindlichste ist, nicht möglich wurde, — durch die Charakterverschiedenheit der Lehnsherren aber und durch ihre Gebundenheit an die Lehnsbedingungen von selbst manigfache Mittel der Verhütung und Heilung des Druckes von oben gegeben waren. Das Feudalwesen war, wie die Hierarchie der römischen Kirche, mit der es ja eng zusammenhängt, die richtige und passende Verfassung des Mittelalters, indem es sich trefflich für eine Bevölkerung eignete, die zu wenig Bildung besaß, um freiere Zustände zu ertragen und zugleich mit zähem Sinn an den zerstreuten Herden ihrer engeren Heimatorte hing, welche auf diese Weise ihre charakteristische Eigenart bewahren konnten. Eine Zunahme der Bildung, welche die Gesichtskreise der Weltanschauung erweiterte, mußte daher, wie die Fesseln der römischen Kirche, so auch diejenigen des partikularistischen Feudalwesens sprengen. Daß aber in unserer Zeit das Feudalwesen untergegangen ist, die Papstkirche aber noch besteht, hat seine Gründe darin, daß gegen letztere nicht die Mittel der Gewalt von Seite des modernen Staates angewendet wurden, welche den Lehnsverhältnissen ein Ende machten und daß religiöse Gedanken sich immer tiefer in die Gemüter eingraben, als staatliche und gesellschaftliche.

Die Lehnsträger waren ihrem Lehnsherrn Treue und Gehorsam schuldig; verletzten sie diese ihre Pflicht, so konnte der Lehnsherr die Lehen wieder einziehen und an Andere verleihen. In den Zeiten des ausgebildeten Lehnswesens und dadurch genährten knechtischen Sinnes wetteiferten Manche, theils um ihre Ergebenheit gegen Mächtige an den Tag zu legen, theils um von Solchen Schutz oder Hilfe zu erlangen, darin, daß sie ihre Rechte solchen Mächtigen zu Lehen gaben, um sie von ihnen

wieder als solche zu empfangen. So thaten Könige von Aragon, Neapel u. A. zu Gunsten der Päpste, zu deren Vasallen sie sich erniedrigten. Könige verliehen, um ihre kirchliche Gesinnung zu bethätigen, Herzogtümer und Grafschaften an Bischöfe und Äbte.

Die Übernahme eines Lehnsverhältnisses geschah durch die Huldigung (homagium, hominium), wobei der Vasall, nach Ablegung des Rittergürtels, des Schwertes und der Kopfbedeckung, niederkniete oder seine Hände in die des Lehnsherrn oder auf das Evangelienbuch legte und ihm Treue und aufrichtige Dienstleistung nach Maßgabe der Lehnspflicht schwur. Die Belehnung geschah meist sinnbildlich durch Überreichung einer Handvoll Erde, eines Rasenstückes, eines Baumzweiges u. s. w. von dem betreffenden Grundstücke oder der Insignien des betreffenden Amtes. Der Vasall hatte die Pflicht, den Lehnsherrn aus jeder Gefahr zu befreien, namentlich im Kriege aus derjenigen des Todes oder der Gefangenschaft, sich nötigenfalls als Geisel für ihn zu stellen, sich für die Schulden desselben bis zum Wertbetrage des Lehns zu verbürgen; es war ihm untersagt, Hand an den Lehnsherrn zu legen oder dies von anderer Seite her zuzugeben, zu seinem Nachtheil Rat zu geben, seine weiblichen Familienglieder zu beleidigen, die er vielmehr schützen sollte, u. s. w. Der wichtigste Dienst des Vasallen war der Kriegsdienst, von verschiedener Länge (von einem Tag an, gewöhnlich aber vierzig Tage) und Ausdehnung (oft nur zur Landesvertheidigung). Er konnte jedoch durch Geltzahlung ersetzt werden. Dann kam die Pflicht des Erscheinens am Hofe des Lehnsherrn auf dessen Geheiß, zu Ratsertheilung, Gerichtssitzungen u. s. w., endlich die Zahlung bestimmter Hilfsgelter, und zwar: wenn der Lehnsherr gefangen war, wenn er seinen ältesten Sohn zum Ritter schlug und wenn er seine älteste Tochter zum ersten Male verheiratete. Wenn der Vasall sein Lehn verpfänden oder verkaufen wollte, so mußte er die Genehmigung des Lehnsherrn einholen und Letzterm eine Abgabe entrichten. Der Lehnsherr seinerseits war verpflichtet, dem Vasallen kein Unrecht zuzufügen, noch solches von anderer Seite zuzugeben, ihn mit Güte und dem Rechte gemäß zu behandeln, in Streitigkeiten zwischen seinen Vasallen zu richten, wobei er die unbetheiligten Lehnsleute zuzog (Lehnshof). Handelte der Lehnsherr diesen Pflichten zuwider, so konnte der beleidigte Vasall bei dem Lehnsherrn seines Vorgesetzten klagen und Recht suchen. Fand er kein solches, so durfte er nach Lehnsbrauch zum Kriege greifen. Die Rohheit der Zeit führte aber außerdem noch oft dazu, daß der vom Lehnhofe Verurteilte sich dem Spruche nicht fügte und sein Gegenpart zu den Waffen greifen mußte, um sein Recht zu erkämpfen, oder daß die Gegner überhaupt dem geordneten Rechtsgange eine Austragung durch Fehde oder gerichtlichen Zweikampf vorzogen.

Mit der Zeit vermehrten sich die Ansprüche habsüchtiger Lehns-

herren. Am Ende des zehnten Jahrhunderts begannen sie von den Erben eines Lehns bei dessen Antritt eine Abgabe zu verlangen, welche bei größeren Grundstücken in einer Geltsumme, bei kleineren in einem Thier, einer Sache u. s. w. bestand z. B. in einem Pferd, einem Hirsch, einem goldenen Sporn u. dergl. Oft forderte auch der Erbe des Lehnsherrn bei seinem Antritte der Besitzungen eine Abgabe von den Vasallen. Während der Kreuzzüge kamen besondere Steuern mit Bezug auf dieselben auf.

Die Lehnsherren und Lehnsleute zusammen, mit Ausnahme der blosen Lehnspächter (Meier), bildeten den Adel der Christenheit, welcher in unzähligen Abstufungen vom Kaiser und König bis zum kleinen Edelmann herabreichte, der oft nur eine Burg oder einen einzelnen Thurm besaß. Der Adel beschäftigte sich im eigentlichen Mittelalter beinahe nur mit dem Waffenhandwerke. Das Feudalwesen zersplitterte somit die Länder in ärgster Weise; das Königtum wurde von den Lehnsträgern zur Bedeutunglosigkeit herabgedrückt und dadurch Ruhe und Ordnung auf die empfindlichste Weise gefährdet. Darin lag denn die Unvereinbarkeit zwischen dem Feudalwesen und dem modernen Staate begründet, welche später die Beseitigung des erstern durch den letztern zur Folge hatte, wie wir in einer folgenden Periode der Kulturgeschichte sehen werden.

Wir wenden uns nun zu den höchsten Spitzen des Adels, den Königen. Diese bieten im eigentlichsten Mittelalter, d. h. in der Zeit der Blüte des Papsttums und des Lehnswesens, also vom elften bis etwa zum vierzehnten Jahrhundert, ein völlig anderes Bild dar als in der nächsten Zeit nach der sog. Völkerwanderung, wo sie nach dem Muster der römischen und byzantinischen Kaiser zu kräftigen Autokratoren geworden waren. Die schwachen letzten Merowinger wurden durch die kräftigen karolingischen Hausmeier gestützt; die Karolinger als Könige (und Kaiser) aber erfreuten sich einer kurzen Blüte. Karl der Große, dessen Erhebung zum Kaiser von Papstes Gnaden (oben S. 133) wir kennen, war der letzte abendländische Selbstherrscher im Mittelalter, indem er durch Begünstigung der Dienstmannen selbst den Grund zur Befestigung des Feudalwesens legte. Seine Nachkommen, deren Macht er selbst unwillkürlich untergraben hatte, entbehrten jedes Haltes, und in der Folge wurde das Königtum immer abhängiger vom Feudaladel, vor den Zeiten Gregors VII. aber vollends ein Spielball, der zwischen den Lehnsherren und dem Papsttum hin und her geworfen wurde. Den Ottonen kam noch die Verworfenheit der Päpste des zehnten Jahrhunderts zu Statten; umsonst aber arbeiteten die Salier für des Reiches Größe, und selbst die mit kräftiger Anlage begabten Staufer mußten ihre Stärke nutzlos verbrauchen und sich zwischen den beiden genannten Mächten wie zwischen Mühlsteinen zermalmen lassen. Erhoben haben sich aus dieser schmach-

vollen Lage die planvoll und wirksam nach Centralisation des Staates strebenden und an der Erblichkeit der Krone festhaltenden französischen und die mit ihrem Volke sich durch eine kluge Verfassung verständigenden englischen Könige, — erst später die Könige anderer Länder, — niemals aber die ihre Schwäche umsonst mit der prunkenden Kaiserkrone Roms bedeckenden Könige der Deutschen.

Ein eigentlicher idealer Luxusgegenstand ohne allen praktischen Wert und Nutzen war im Mittelalter das wieder erwachte römische Kaisertum, erst in der Hand der fränkischen, dann der deutschen Könige. Ein römischer Kaiser, der in Rom nichts zu suchen hatte, als die leere Pracht einer Krönung, befand sich schon von vorn herein im Widerspruche mit sich selbst. Das wiederhergestellte Kaisertum war lediglich ein Werkzeug zur Verherrlichung des Papsttums, an dem des letztern Weltherrschaft und Gottesstellvertretertum ad hominem demonstrirt werden sollte. Ohne den Papst hätte es nie einen Kaiser gegeben; denn Letzterer war nur der Stellvertreter des Erstern in weltlichen Dingen, und wenn er mehr sein wollte, so bekam es ihm schlecht genug. Der römische Kaiser deutscher Nation wurde allerdings dem Namen nach in der ganzen römisch-katholischen Christenheit ohne Widerspruch als oberster weltlicher Herrscher betrachtet; aber mehr als ein Schein war diese Anerkennung nicht. Als Vasallen des Kaisers bekannten sich zeitweise und durch Waffengewalt dazu gezwungen, die Könige von Dänemark, Polen und Ungarn, dauernd nur die von Böhmen, deren Gebiet von Deutschlands Grenzen eingeschlossen war. Die französischen und englischen Könige anerkannten mittelbar dadurch, daß sie zuweilen nach der Kaiserkrone strebten, die letztere als über ihren Königskronen stehend; aber Vasallen des Kaisers nannten sie sich niemals. Die entlegenen Herrscher der iberischen und der skandinavischen Halbinsel nahmen vollends nicht die mindeste Rücksicht auf das Kaisertum; ja manche der Ersteren nannten sich selbst zeitweise Kaiser, wie sie auch sonst gewissermaßen eine Welt für sich bildeten, ihre eigenen Kreuzzüge, abgesondert von den palästinischen, gegen die Sarazenen im eigenen Lande ausfochten und ihren besondern Weg der Erhebung über den Feudaladel einschlugen. In Wahrheit waren die Kaiser nur so weit als Oberherren anerkannt, als ihre Waffen reichten, auf die Dauer also nur in ihrem Königsgebiete Deutschland und aus Anlaß der Römerzüge in Italien. Mit Aufhören dieser Züge fühlte sich auch das Welschland unabhängig vom Scepter der Deutschen und die Kaiser waren thatsächlich nur noch Deutschlands Oberlehnsherren mit dem Titel römischer Kaiser, der so inhaltlos geworden war, wie derjenige eines Königs von Jerusalem, den nach dem Verluste des Gelobten Landes mehrere Fürsten führten. In der Auffassung des deutschen Volkes dagegen, welchem Spitzfindigkeiten fremd waren, ist der Kaisertitel stets nicht auf Rom und ein chimärisches Weltreich, sondern

auf Deutschland und dessen nationale Krone selbst bezogen worden, und auch jene Könige, welche sich nicht in Rom krönen ließen und die Kaiserreihe daher auf so störende Weise unterbrechen, sind vom Volke stets in gleicher Weise Kaiser genannt worden wie die Übrigen. Es machte bei dem Volke keinen Unterschied, ob die deutschen Könige (vor dem Interregnum) die römische Krone als ihre Hauptaufgabe und Deutschland nur als eine Zugabe betrachteten oder (nach dem Interregnum) ihre Hauptkraft dem Vaterlande widmeten und nur zur Stärkung ihres Ansehens noch einige Zeit nach Rom pilgerten, bis auch dies am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufgegeben und der Kaisertitel auch ohne Rom angenommen wurde. Das deutsche Volk betrachtete Italien als dem deutschen Kaiser, nicht Deutschland als dem römischen Kaiser unterworfen, wie die Italiener annahmen. Daher der Zug des letzten Staufers Konradin, dieser verspäteten Wiederholung Otto III., mit Begeisterung und ganz in der Weise aufgenommen wurde, als hätte er nicht sein Erbland Sicilien, sondern die ihm gebührende Auszeichnung in Rom holen wollen, das ihn verriet und damit unter den Deutschen nicht wenig zur Untergrabung seines Nimbus beitrug. Aber die Nemesis folgte. Umsonst suchten die Päpste in den Ghibellinen, indem sie gegen Selbe den Bann schleuderten, die Deutschen zu treffen; — bald darauf traf die Nemesis sie und brachte ihnen die Verbannung nach Avignon und später das schismatische Papsttum ebendaselbst, womit das stolze Doppelgebäude des Kirchen- und des Weltreichs, vom Wurme der Zwietracht längst innerlich zerfressen, krachend zusammenstürzte. Doch nur das römische Kaisertum. Für die Deutschen lebte ihr Reich dessenungeachtet fort und daher setzte sich der Gedanke eines deutschen (und nicht der eines römischen) Kaisertums im Volke so fest, daß er bei jeder Volkserhebung (1813, 1848 und 1870) standhaft auftauchte und keine Befriedigung zu erzielen war, bis er verwirklicht wurde.

Im deutschen Reiche des Mittelalters prägte sich das Feudalwesen am deutlichsten durch die Wahl- oder Kurfürsten aus. Weil durch das Selbstgefühl der Fürsten die Wahl aufrecht erhalten und jeder Versuch zur Einführung der Erblichkeit vereitelt wurde, behielten auch die Lehnsherren dem König gegenüber mehr Macht, als in irgend einem andern Reiche der Christenheit. Nach dem Aussterben der Karolinger war es, als die im Frankenreiche erblich gewordene Krone, die es bei den Romanen und auch bei den Angelsachsen blieb, in Deutschland wieder der alten Art der Besetzung durch Wahl anheimfiel. Es waren die weltlichen und geistlichen Fürsten ohne Beschränkung, welche den Salier Konrad I. und nach ihm den Sachsen Heinrich I. krönten. Das schloß indessen zu Zeiten eine Verbindung der Wahl mit der Erblichkeit nicht aus, seitdem Heinrichs Sohn Otto I. nach des Vaters Tode gewählt wurde. So gelangte man durch Anhänglichkeit an ein

verdientes Haus und durch dessen Einfluß zeitweise zu Dynastien, wenn auch mit wiederholten Unterbrechungen. Bei der Krönung Otto's zum König (936) erscheinen zuerst vier Herzoge als Auserwählte der Fürsten mit der ächt feudalen Verrichtung von Dienstleistungen. Der Lothringer war dabei (in Vertretung des Herzogs von Sachsen) Kämmerer, der Franke Truchseß, der Schwabe Mundschenk und der Baier Marschalk. In der Folge schuf sich jeder Fürst, geistlichen wie weltlichen Standes, diese Ämter, die nach und nach auch in bestimmten Häusern erblich wurden. Doch kam es erst im dreizehnten Jahrhundert, und zwar in der „schrecklichen" kaiserlosen Zeit, als das erste Mal ein Fremder, ein englischer Prinz, dem Namen nach die deutsche Krone erhielt, dazu, daß die Erb- und Erzämter der königlichen Bedienung auch die Wahl des Königs vornahmen. Neben den vieren des Hofdienstes hatten sich noch drei geistliche Erzämter ausgebildet, nämlich diejenigen der Kanzler für Deutschland, Burgund und Italien, haftend an den Erzbistümern von Mainz, Trier und Köln. Erztruchseß war nun der Rheinpfälzer, Erzmarschall der Sachse, Erzkämmerer der Brandenburger und Erzschenk der Böhme. Diese Ordnung wurde durch die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. 1356 zum Gesetze für den Rest des Mittelalters und bis zum westfälischen Frieden.

Die Krönung der Kaiser als Solcher in Rom kennen wir bereits (oben S. 144). Diejenige der deutschen Könige, d. h. die für Deutschland allein bedeutungvolle und maßgebende, wurde seit der Zeit, da Karl der Große in Aachen gewohnt, in dieser Stadt vorgenommen. Dort stand der Königsstuhl im Dome, den der gewählte König bestieg, ein Marmorsitz über fünf Stufen von der Höhe eines Altars. Die Krönung in Aachen war die erste, als die dem Vaterlande geltende mit der silbernen deutschen Krone; als zweite folgte gewöhnlich die in Mailand mit der sog. eisernen Krone Italiens, diesem Danaergeschenk, welches wirklich wie ein eiserner Reif das Haupt des deutschen Königs drückte, ohne es zu zieren, eine eigentliche Dornenkrone, — als dritte, glänzendste und nutzloseste die mit der goldenen Imperatorenkrone in Rom, welche zum letzten Male 1452, ein Jahr vor dem Sturze des morgenländischen Kaisertums, an Friedrich III. vollzogen wurde. Die Krönung in Aachen wurde erst seit Otto I. glänzend; zum ersten Mal werden bei Anlaß derselben die Krönunginsignien, ein Krönungmal und, wie bereits erwähnt, die Dienstleistung der Fürsten erwähnt. Die Reichskleinodien waren die Kaiser- und die Königskrone, das Schwert mit dem Wehrgehänge, der Mantel mit den Spangen, der Stab mit dem Scepter und das goldene Diadem, später (seit 1105) noch der Reichsapfel und das Kreuz, das angebliche Schwert und der Säbel Karls des Großen (ein Geschenk Harun al Raschids), dann mehrere Reliquien, wie die heilige Lanze, deren Spitze aus einem Nagel am Kreuze Christi geschmiedet sein sollte. Endlich kamen dazu die Krönungkleider:

Handschuhe, Strümpfe (aus karmoisinroter Seide), Schuhe, die Tunica oder Dalmatica (dunkelviolett), die Alba (weiße Taffetseide), der Gürtel (hellblaue Serge mit Perlen), die Stola (gelbe Seide), der Krönungmantel (hochrot-purpurne Seide mit Goldstickerei) und das Evangelienbuch Karls des Großen*). Der König, vom Mainzer Erzbischof geführt, stellte sich bei der Krönung hinter dem Altar auf. Der Erzbischof reichte ihm dann zuerst das Schwert und Wehrgehänge mit den Worten: „Nimm dieses Schwert und vertreibe mit ihm, zum bleibenden Frieden der Christenheit, alle Widersacher Christi, die Heiden wie die Ketzer, weil durch Gottes Willen alle Macht des Reiches dir übertragen ist.“ Dann legte er ihm den Mantel mit den Spangen an, indem er sprach: „Dieses bis zum Boden wallende Gewand erinnere dich, daß du von Glaubenseifer entbrennen und in Wahrung des Friedens bis zum Tode verharren mögest.“ Darauf wurde dem König Scepter und Stab mit den Worten gereicht: „Bei diesen Zeichen gedenke, daß du mit väterlicher Zucht deine Unterthanen leitest und vor Allem den Dienern Gottes, sowie den Witwen und Waisen die Hand der Erbarmung reichest, und möge auf deinem Haupte niemals das Öl der Barmherzigkeit versiegen, auf daß du jetzt und in Zukunft mit ewigem Lohne gekrönet werdest.“ Nun wurde der König gesalbt, und dann setzten die Erzbischöfe von Mainz und Köln ihm die Krone auf. Beide führten dann den König zum Trone, der zwischen zwei Marmorsäulen über einer Wendeltreppe prachtvoll errichtet war. Nach abgesungenen Preisliedern und gefeierter Messe begab sich der König zum Palaste. Das hier einzunehmende Krönungmal war auf einer Marmortafel bereitet und nach Vorschrift der Goldenen Bulle saß der König ganz allein an einer erhöhten Tafel und jeder Kurfürst an einer niedriger stehenden solchen; über allen diesen Tafeln waren „Himmel“ angebracht. Die übrigen Fürsten hatten eine gemeinsame Tafel; andere Reichsstände aber speisten in Nebenzimmern. Später kamen als weitere Gebräuche der Empfang des Abendmals durch den Gekrönten und der Ritterschlag zu Gunsten Auserwählter nach der Krönung hinzu. Als die Päpste mächtiger wurden, mußte der König sechs Fragen beantworten und die Antwort beschwören, nämlich folgende (1273 zuerst in dieser Weise formulirte): 1) den katholischen Glauben zu halten und durch gerechte Werke zu bewähren, 2) die Kirche und ihre Diener zu schützen, 3) das Reich ebenso gerecht wie seine Vorfahren zu regiren, 4) die Rechte des Reiches zu erhalten, dessen entrissene Güter wieder herbeizubringen und zu seinem Wole zu verwenden, 5) ein gerechter Richter und treuer Schützer von Armen und Reichen, von Witwen und Waisen zu sein und 6) dem Papst und der Kirche die „schuldige

*) Alle diese Kleinodien sind noch jetzt in Wien aufbewahrt.

Unterwürfigkeit und ehrerbietige Treue" zu leisten. Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde der Gekrönte auch in die Stiftsgeistlichkeit einer Kirche aufgenommen. Volkstümliche Lustbarkeiten wie in der neuern Zeit fanden im Mittelalter bei Krönungen nicht statt, wol aber außerdem bei Hoflagern, wie 1184 zu Mainz unter Friedrich Rotbart, der daselbst in Anwesenheit von Gesandten fast aller christlichen Monarchen (selbst vom Kaiser Konstantinopels) und 40000 Rittern alles Volk bewirtete und mit Liedern der besten Dichter erfreute, während die Inhaber der Erzämter in prächtigstem Staate dem Kaiser ihre Dienste leisteten. Die goldene Bulle gestattete den Kurfürsten, sich bei der Krönung durch Gesandte vertreten zu lassen, wovon jedoch erst in der neuern Zeit Gebrauch gemacht wurde. Die genannte Urkunde wurde übrigens nach ihrer Verkündigung durch ein Fest zu Metz gefeiert, wobei die Kurfürsten ihre Ämter verrichteten und noch weitere solche ausgeübt wurden, wie z. B. das des Erzjägermeisters durch den Markgrafen von Meißen, der mit Hörnern und Hunden einen Hirsch und einen Eber vor des Kaisers Tafel niederlegte, wozu noch allerlei Schauspiele und Lustbarkeiten kamen*).

Bei den Krönungen der französischen Könige, deren Schauplatz Reims war, nahmen zwölf Pairs die Stelle der Kurfürsten ein, von denen zwei den König aus dem Bette holen mußten; sie vollzogen auch die Krönung, während der dortige Erzbischof der Feier blos vorsaß. Nach der Krönung küßten die Pairs den König und Herolde warfen Gelt unter das Volk aus. Gesalbt wurde der König aus einem Ölfläschchen, welches nach der Legende bei Chlodwigs Taufe durch eine Taube vom Himmel gebracht sein sollte. Der deutschen Übung ähnlicher war die Krönung des Königs von Ungarn; nur kam hier der Gebrauch dazu, daß der Gekrönte zu Pferd mit dem Schwerte nach allen vier Weltgegenden hieb.

Was die persönliche Erscheinung der Könige im Mittelalter betrifft, so wich ihre Tracht im Allgemeinen nicht von derjenigen der Vornehmen des Landes ab, nur daß sie von kostbarerm Stoff und reicherm Besatze war. Fremde Einflüsse thaten dabei stets viel. Schon am Hofe der Merowinger waren römische Trachtzüge eingedrungen; doch trug noch Karl der Große unter römischem Mantel und solcher Tunika fränkische Beinkleider, und auch die Haartracht war die seiner Abstammung. Am Hofe Otto II. fanden durch seine Gattin Theophano byzantinische Gewänder Eingang; doch machte der Kaiser nur bei festlichen Gelegenheiten Gebrauch davon und trug sich gewöhnlich deutsch, da das fremdländische Wesen seinen Unterthanen nicht gefiel. Dessenungeachtet behielt

*) Kriegk, die deutsche Kaiserkrönung. Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. N. F. I. S. 77 ff. 133 ff.

das byzantinische Beispiel seine Nachwirkung in der Liebe zu langen Gewändern, morgenländischen Stoffen und gemusterten Zeugen, welche natürlich durch die Kreuzzüge noch mehr genährt wurde. Die Kleidungsstücke, welche die deutschen Könige bei ihrer Krönung auszeichneten, kennen wir bereits. Das Prachtgewand der französischen Könige bei festlichen Gelegenheiten war eine bis auf die Füße herabwallende gegürtete Tunika mit langen engen Ärmeln und ein auf der linken Schulter durch eine Fibel befestigter Mantel nach byzantinischem Muster, Alles von Seide, der Mantel später von Sammet, die Tunika bald weiß, bald rosa oder purpurn, der Mantel scharlachen, vom dreizehnten Jahrhundert an aber himmelblau mit eingestickten goldenen Lilien. Seit Ludwig dem Heiligen wurde der frühere Goldbesatz des Mantels durch Hermelin ersetzt und meist auch mit solchem gefuttert. Der Mantel war auf der rechten Seite offen und hatte auf der linken einen Einschnitt, durch den der Arm gesteckt wurde. Ähnliche Staatskleider, mit manigfachen Veränderungen trugen auch die übrigen abendländischen Könige. Sonst war deren häusliches Leben gleich der gewöhnlichen Tracht demjenigen des Adels überhaupt ähnlich.

Merkwürdig ist, daß im Mittelalter zwar außer dem sog. römischen (deutschen) Kaiser auch der byzantinische, als König aber niemals ein anderer als ein römisch-katholischer Fürst anerkannt wurde. Eine Chronik des vierzehnten Jahrhunderts beginnt mit einer Aufzählung der christlichen Kaiser und Könige. Als Kaiser sind zwei genannt, der römische und der von Konstantinopel, als Könige aber 22 aufgezählt, nämlich: das römische (deutsche) Reich, Frankreich, England, Schottland, Irland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Ungarn, Böhmen, Polen, Castilien, Leon, Portugal, Aragon, Navarra, Majorca, Sardinien (Insel), Neapel, Sicilien, (Klein-)Armenien und Kypros (die zwei Pflanzstaaten der Kreuzzüge). Andere Fürsten, und waren sie auch so mächtig wie der Großfürst Rußlands, dem kein abendländischer König gleichkam, wurden des Königstitels nicht gewürdigt, und das römisch-katholische Europa verhielt sich auch hierin, wie in seiner ganzen Kultur, als eine für sich abgeschlossene Welt.

B. Der niedere Adel.

Mit besonderm Bezuge auf den niedern Adel, doch ohne den höhern und selbst die Kronenträger davon auszuschließen, erhielt das Feudalwesen im Rittertum und im Minnedienste eine ideale Ausschmückung seiner trockenen Rechtsverhältnisse. Es sind dies die sprechendsten Wahrzeichen des Mittelalters auf weltlicher Seite und stellen mit dem Papsttum und dem Klosterwesen auf geistlichem Gebiete ein getreues und nahezu vollständiges Bild des bunten Lebens und Webens dieser roman-

tischen Zeitperiode dar, — ein nahezu vollständiges sagen wir; denn auf seinem glänzenden Goldgrunde fehlen dann immer noch die Seufzer und der Hunger der Leibeigenen, die Brandmale der Ketzer, Hexen und Juden, die gebrochenen Herzen der Klosteropfer, die Schmerzen der Seuchekranken, das Blut und der Brand der Fehden und die wilden Unsitten einer den Glauben als einzige notwendige Tugend preisenden Zeit. All dies sind recht häßliche Flecken und Schäden der „romantischen“ Zeit, welche Bezeichnung derselben mit vollem Rechte zukommt, da sich Alles in ihr nach Rom wandte und um Rom drehte, so daß auch alles Thun und Treiben einen an Rom erinnernden, also romantischen Beigeschmack erhielt. Freilich bezieht sich dieses bezeichnende Epitheton nicht unmittelbar auf Rom, sondern auf die romanischen Sprachen, in denen die Verherrlichung der ritterlichen und minniglichen Anschauungen und Sitten jener Zeit zuerst dichterischen Ausdruck fand, und hat somit den nächsten Bezug auf den Adel, und zwar vorzugsweise den nicht regirenden, indem die fürstlichen Kreise schon zuviel äußere Würde beobachten mußten, um allzubegierig der „fröhlichen Kunst“ des Rittertums und Minnespiels leben zu können.

Wenn wir nun nach dem ritterlichen Leben des Mittelalters forschen, so müssen wir vor Allem nach den Sitzen desselben fragen, nach den **Burgen**. Diese, neben den Klöstern die bezeichnendsten Wohnplätze jener Zeit, die deutlichsten Zeugen ihrer Unsicherheit, Streit- und Raublust, waren in älterer Zeit, da das noch mächtigere Königtum hinreichenden Schutz gegen Unordnungen gewährte, nur aus Holz und mit Zäunen umgeben. Das Feudalwesen mit der zunehmenden Macht kleiner Herren und ihrer Eifersucht untereinander, aber auch die Einfälle fremder Völker, Slawen, Magyaren u. s. w. machten erst, besonders seit dem elften Jahrhundert, eigentliche Festungen aus ihnen, die aus Stein erbaut, von Mauern mit Zinnen und Gräben umgeben und wo möglich auf Anhöhen errichtet waren. Von den kleineren Gebäuden dieser Art, den Burgställen, abgesehen, bestanden die größeren, Hofburgen genannt, aus weitläufigen Bauwerken. Durch die äußeren Befestigungen führten Thore zwischen Schutzthürmen in den Zwinger (Vorplatz) und über den Graben Zugbrücken weiter in den eigentlichen Burgplatz, den oft ein Rasenplatz, eine Linde und ein Brunnen zierten. Die verschieden angeordneten Gebäude waren bei ausgedehnten Burgen: der hohe und starke Thurm, Bergfried, dessen unterster Theil, das Burgverließ, die Gefangenen barg und oft genug nimmer wieder entließ, der mittlere zur Vertheidigung diente und der oberste zum Aufenthalte des Thurmwartes, der die Ankommenden ankündete, — der Palas, das Wohnhaus des Herrn der Burg, sammt Räumen für Wirtschaft und Dienerschaft, zu oberst die Staatszimmer für Festlichkeiten enthaltend, — die Kemenate, die Wohnung der Frauen und Kinder mit Arbeit-

räumen, — das Ritterhaus, zur Aufnahme der edeln Gäste, die Kapelle, die Küchen, Keller, Stallungen u. s. w.

Die innere Häuslichkeit der Ritterburgen, d. h. Tracht, Geräte und Lebensart ihrer Bewohner, unterschied sich in den meisten Dingen nicht wesentlich von denselben Gewohnheiten anderer Stände im Mittelalter, dessen charakteristische Züge in dieser Hinsicht wir des Zusammenhanges wegen bei Anlaß des Lebens der Städter erwähnen werden, weil die Kultur des Mittelalters in deren Wohnplätzen den höchsten Grad ihrer Ausbildung erlangte, und zwar sowol was die Hervorbringung, als was die Benutzung der betreffenden Gegenstände angeht. Für die adelig-ritterliche Gesellschaft sind im Ganzen nur die in ihrem Begriffe selbst begründeten Gebräuche und Gewohnheiten charakteristisch. Dieser eigentümliche Kulturkreis erhielt seine Ausbildung zuerst in Frankreich seit dem elften Jahrhundert. Der geistige Inhalt desselben war umschrieben durch die Ergebenheit gegen die Kirche, den Lehnsherrn und die Frauen; — Glaube, Treue und Minne bis in den Tod war der Wahlspruch des mittelalterlichen Rittertums. Natürlich blieb, da die Menschen stets Menschen sind, auch bei jenen romantischen Rittern nicht manigfacher Bruch ihrer erhabenen Pflichten aus (so wenig wie bei den Mönchen ein solcher ihrer Gelübde). Es wurden ohne viel Gewissensbisse oft genug von ihnen Gotteshäuser verletzt, Aufstände erhoben, Witwen und Waisen geplündert und die Ehe gebrochen; man machte es dann mit Beichte und anderen kirchlichen Bußen ab. Und den weltlichen Rittern thaten es in der Zeit der Entsittlichung der Priester und der Entartung der Klöster auch Bischöfe und Äbte gleich, die im Harnisch und zu Pferde auf galante sowol, als weniger edle Abenteuer auszogen. Was in jener unwissenden Zeit, wo selbst die Klosterschulen feierten und die Bibliotheken dieser Anstalten moderten, weltliche und geistliche Ritter verstanden, war wenig genug: die Gesetze der Galanterie, einige Kunde von Fabeln und Geschichten und soviel Sprachkenntniß, als zur Bestehung ritterlicher Abenteuer erforderlich schien. Und doch brachte diese Zeit die größten dichterischen Geister des Mittelalters hervor, wie wir später sehen werden. Einer der schönsten Züge der ritterlichen Zeit war die Gastfreundschaft. Da es damals keine oder nur wenig und schlechte Gasthäuser gab, so waren Klöster und Burgen die einzigen Orte, wo man mit einiger Aussicht auf behagliches Dasein einkehren konnte. In der Zeit aber, da die Klöster entweder im Verfalle oder in der Wiederaufnahme übertriebener Regelstrenge begriffen waren, mußten die Burgen, namentlich bei lebenslustigem Volk von galanten Sitten, den Vorzug vor den Klöstern genießen; sie waren auch mit ihren Stallungen ganz besonders zur Aufnahme ritterlicher Gäste eingerichtet. Den Ankömmlingen wurde ein Bad bereitet. Die gar nicht schüchternen Burgfräulein bedienten

die fahrenden Ritter. Dann folgte glänzende Bewirtung, wobei weder in Speisen noch in Getränken gespart wurde. Großer Besuch fand auch namentlich bei Hochzeiten (Hochgeziten), d. h. überhaupt bedeutenden Festlichkeiten statt. Erst in späterer Zeit verstand man darunter die Feier einer Heirat, bei welcher das ganze Mittelalter hindurch Bankette, Turniere, Tänze und andere Vergnügungen die Hauptsache waren, neben welcher die kirchliche Einsegnung so sehr verschwand, ja meist gar keiner Erwähnung gewürdigt wurde, daß die Annahme nicht ungerechtfertigt ist, selbe sei gar nicht vorgeschrieben und nur selten vorgenommen worden. Nach altem deutschem Rechte waren die Brautleute rechtmäßig vermält, sobald in Gegenwart von Zeugen eine Bettdecke sie bedeckte („ist das Bett beschritten, ist das Erb' erstritten"). Fürsten ließen diese Ceremonie (das „Beilager") bei ihren entfernten Bräuten durch einen Bevollmächtigten besorgen, der zwischen sich und die Braut ein bloses Schwert legte, wie schon das Nibelungenlied erzählt. Die Ehe war übrigens nicht nur kein Hinderniß des Minnedienstes, sondern die Ritter dienten gerade am liebsten, auch wenn bereits verheiratet, der Frau eines Andern, für die sie sich dann schlugen und zu der sie in einem schwärmerischen Verhältniß blieben, während sie zu gleicher Zeit ihre Ehefrauen wie Mägde behandelten und sogar schlugen, was ganz gewöhnlich und gesetzlich erlaubt war. Es gab indessen nicht selten Ritter und sogar ritterliche Dichter, welche der Minnedienst förmlich verrückt machte, so daß sie ihrer Dame zu Lieb oder zu Ehren oder auch auf ihre eigene mutwillige oder gar boshafte Veranlassung sich in den wahnwitzigsten und lächerlichsten Verkleidungen und Abenteuern umhertrieben. Die Blütezeit dieses Frauendienstes mit seinen schönen und häßlichen Früchten ist genau die Zeit der Kreuzzüge, und es hat dazu die Kirche mit ihrem Mariendienste (oben S. 183 u. 190) nicht wenig beigetragen. Als die Kreuzzüge ausklangen, entartete auch der Minnedienst und sank zu eigentlichen Gemeinheiten herab. Wie in der ältern Zeit dieser Periode die erhabensten und liebreizendsten Minnegedanken, so füllen in der spätern die abstoßendsten Frivolitäten und Nuditäten die von diesem Gegenstande handelnden Gedichte. Uberhaupt befand sich damals die öffentliche Moral im Niedergange, und wenn wir auch bei unbefangener Prüfung finden, daß es im gesammten Verlaufe der Geschichte schlechterdings keinen Zeitraum gibt, in welchem nicht über Verderbtheit der Sitten geklagt worden wäre, so muß doch zugestanden werden, daß weder die Kreuzzüge mit ihren gemischten Heeren und ihrem übermütigen Treiben, noch der Minnedienst mit seiner Mißachtung der ehelichen Bande auf die Gewissenhaftigkeit der Zeitgenossen in günstiger oder erfreulicher Weise einwirken konnten. Ohne uns indessen in das Einzelne damaliger Sittenlosigkeit einlassen zu wollen, so wenig wie bezüglich anderer Zeiträume, werfen wir noch einen Blick auf die Stellung adeliger Frauen im Mittelalter überhaupt. Wir wissen, wie schon im ältern Franken-

reiche Frauen einen nichts weniger als schicklichen und vortheilhaften Einfluß auf das Geschick des Volkes ausübten. Dies dauerte, zwar nicht unter dem kräftigen Karl, aber unter dessen Nachkommen im Hause der Karolinger fort. So war Ludwigs des Frommen Gattin Judith „die Veranlassung zu den Kämpfen der Söhne gegen den Vater, der Söhne dann gegeneinander, und die Folge war die Zertheilung des Reiches*)." Auch in der Folge waren Kaiserinnen häufig Mitregentinnen oder gar thatsächliche Selbstherrscherinnen. Die Geistlichkeit lieferte ihnen die dazu erforderliche Bildung und benutzte das in religiöser Beziehung stets so sehr empfängliche weibliche Geschlecht mit rastloser Thätigkeit zur Vergrößerung ihres eigenen Einflusses. Doch sehr verschieden war diese Wirkung. In Italien z. B. war der Einfluß der Theodoren und Marozien (oben S. 138) auf die Wahl und Amtsführung von Päpsten von den traurigsten Folgen. Es lösten sich dort alle Bande der Scheu und des Gewissens, wie bei dem Treiben solcher Weiber nicht anders denkbar war. Im Norden der Alpen dagegen waren in demselben zehnten Jahrhundert herrschende Frauen Wolthäterinnen des Landes und Volkes. Heinrich I. gab seiner Gattin Mathilde sterbend das Zeugniß, stets seinen Zorn besänftigt, ihm nützlichen Rat ertheilt, ihn vom Irrtum auf den rechten Weg geführt, ihn zur Unterstützung der Bedrängten ermahnt zu haben. Otto der Große gründete dem Andenken seiner ersten Gattin Editha zu Ehren das Erzbistum Magdeburg, das sich so große Verdienste um die Bekehrung der Slawen erwarb. Seine zweite Lebensgefährtin Adelheid verschaffte ihm die Kaiserkrone und übte ein halbes Jahrhundert an seiner Seite großen Einfluß aus. Seine Tochter Adelheid, Äbtin von Quedlinburg, erwarb durch ihre Bildung Ruhm in ganz Europa. Seine Schwiegertochter, die Griechin Theophano, beherrschte das Reich für den unmündigen dritten Otto. Bekannt ist der Antheil, den Heinrichs III. Gattin Agnes (oben S. 162) und Mathilde von Toscana am Werke Gregors VII. hatten. Merkwürdig ist dagegen, daß die Damen der Zeit des Minnedienstes, durch diesen gleichsam verweichlicht, im öffentlichen Leben keine Rolle spielten, sondern eine solche den gleichzeitigen Büßerinnen überließen, die sich vom schlüpfrigen Treiben der Minnehöfe zurückzogen, wie z. B. Herzogin Hedwig von Breslau, welche zur Germanisirung Schlesiens mithalf, die heilige Elisabeth von Thüringen, deren Gebiet allerdings nicht die Politik, sondern die Wolthätigkeit in ausgedehntestem Maße war, die fromme Schriftstellerin Mathilde, welche die Mutter der deutschen Mystik wurde, u. A.

Im Allgemeinen wurde bei den Frauen auch des Adels mehr auf häusliche Tüchtigkeit als auf geistige Bildung gesehen. Die Edelfrauen,

---

*) Giesebrecht, die Frauen in der deutschen Geschichte. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. Neue Folge II. S. 12.

selbst zur Zeit des Minnedienstes die an diesem Betheiligten, legten überall selbst mit Hand an, spannen und woben ihre und ihrer Männer und Kinder Kleidungstücke, sorgten für die Ordnung in Küche und Keller, Hof und Stall, besaßen arzneiliche Kenntnisse und leiteten in Abwesenheit des Gatten die gesammte Burgwirtschaft.

Die Ritter und Edeln ihrerseits lebten vor Allem dem Waffenhandwerk, auf das sie sich schon von Jugend auf vorbereiteten. Sie dienten von der Pike auf als Edelknaben (Pagen), dann als Knappen bei Rittern, denen sie unbedingten Gehorsam leisten mußten und erhielten nach guter Aufführung im einundzwanzigsten Jahre den Ritterschlag, mit welchem Prüfungen der Mannhaftigkeit und eine kirchliche Feier verbunden waren. Der neue Ritter erhielt aus der Hand einer edeln Dame Handschuhe und Sporen und durch einen Edelmann, nicht selten einen Fürsten oder gar Kaiser, drei Schläge mit dem Schwert auf die Schulter, und gelobte getreue Erfüllung der Ritterpflichten, Gehorsam dem König (Kaiser), Schutz den Witwen und Waisen, Kampf für den Glauben. Den Glanzpunkt der ritterlichen Waffenübung im Frieden, namentlich bei allen bedeutenden Festen (Hochgeziten) bildete das Turnier, zu Fuß und zu Pferd mit verschiedenen Waffen, zwischen Einzelnen und Gruppen, in beliebtester Form aber als Lanzenbrechen zu Pferde. Die Preise für den Sieger (von Damen ertheilt) bestanden in den verschiedenartigsten Kostbarkeiten. Den Vorsitz bei den Turnieren führten die Turnvögte oder Turnkönige, deren Amt es war, über Handhabung der Kampfgesetze zu wachen. Die Herolde oder Wappenkönige untersuchten die Turnierfähigkeit der Kämpfer nach Ahnen und Wappen, kündeten im Namen ihrer Herrn deren Feinden die Fehde an, bezeichneten die Sieger in der Schlacht, welche sie beobachteten, und waren unverletzlich. Die Grieswärtel mußten Unregelmäßigkeiten bei den Turnieren zu verhindern suchen. Gleich den griechischen Athleten (Bd. II. S. 47) sanken viele Ritter in der Zeit der Entartung dieses Standes (seit dem dreizehnten Jahrhundert) zu herumziehenden Klopffechtern um schnöden Lohn und Wetten herab. Seit dieser Zeit wurden die Ritter überhaupt größtentheils ihres edeln Berufes uneingedenk, und ergaben sich dem Spiel, dem Trunke, der Wollust und besonders dem mit Recht verrufenen Raubrittertum an reisenden Kaufleuten und anderen harmlosen Reisenden, sowie der wahnwitzigsten und blutigsten Fehdesucht, die oft aus den geringfügigsten oder auch ohne alle Ursachen und nicht immer nach vorheriger „Absage“ durch Fehdebrief ihre beklagenswerten Opfer forderte, so daß in dieser scheußlichen Zeit des Faustrechts, besonders im 14. und 15. Jahrhundert die durch die Blüte des Adels zum Tummelplatze gewählten Länder zu blutigen und brandigen Wüsteneien wurden. Unter diesen Liebhabereien ist der Trunksucht besondere Erwähnung zu thun, indem sie in der That verhältniß-

mäßig die meiste Zeit der Ritter in Anspruch nahm. Dieselbe ist leider ein Erbübel der deutschen Nation, wenngleich andere Völker derselben darin nicht nachstanden. Sowol von Kelten als von Germanen erzählen Sagen, daß die Kunde vom Weine sie zu ihren Zügen nach Italien bewogen habe. Wir wissen bereits (Bd. II. S. 481), daß die Römer den Wein im Norden der Alpen ansiedelten, wo indessen die Deutschen längst Meister im Vertilgen des Metes und Bieres waren. Schon zur Zeit der Völkerwanderung kannte man das Zu- und Vor-, das Gesundheit- und Wetttrinken. Des Minnetrinkens und seines Überganges vom Heiden- in das Christentum gedachten wir bereits (oben S. 211). Zur Übung der Gastfreundschaft (oben S. 233) gehörten der Willkomm- und der Scheidetrunk, von schöner Hand kredenzt. Die deutschen Kaiser wetteiferten, von ihrem Ersten, dem großen Karl an, in Beförderung und Verbreitung des Weinbaues, und die Kirche stand ihnen darin nicht nach; namentlich sorgten die Klöster immer für einen guten Tropfen. Allgemeiner wurde der Weingenuß, dem Biertrinken gegenüber, erst zur Zeit der Kreuzzüge, wo man die italienischen, ungarischen und griechischen Weine näher kennen lernte. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde der einheimische Rebensaft das eigentliche Hauptgetränke der Deutschen. Damals und später war derselbe in guten Jahren so billig, daß davon die drolligsten Geschichten erzählt werden. So kam z. B. ein Edelmann, statt seinen alten Wein zu veräußern oder gar wegzugießen, auf den Gedanken, ihn von seinen Bauern in der Frohne austrinken zu lassen. Sie mußten einen Tag zusammenkommen und trinken, bis der in ihre Köpfe gestiegene Geist sie zu einer entsetzlichen Prügelei führte. Die Strafen für die dabei vorgekommenen Wunden trugen dem „edeln Herrn“ mehr ein, als der Wein vermocht hätte. Man konnte damals für die kleinste Münze Tage lang trinken! In Folge dessen riß allgemeine Rohheit ein und Saufgelage, die aller Beschreibung spotten, erfüllten die Burgen mit wüstem Gejohle. Viele sog. Edelleute vergeudeten buchstäblich all ihr Hab und Gut durch Trinken. Man bewies, sogar nach dem Wortlaute von Lehnsurkunden, mit Trinken aus dem großen Lehnsbecher, daß man würdig war, ein deutscher Edelmann zu heißen; ja man erwarb sich durch Trinken Ansehen und Achtung. Selbst Fürsten thaten sich in dieser für uns zweifelhaften Kunst hervor, und dieser Unfug dauerte noch Jahrhunderte hindurch und trug mit zum Verfalle des Rittertums und zum Verkommen, Verarmen und Aussterben vieler Adelsgeschlechter wesentlich bei. Aehnliches wäre auch von den Höfen vieler geistlichen Fürsten und von einer Menge Klöster zu sagen.

Das Rittertum war die Quelle der Wappen im heutigen Sinn und Verstande. Wappen, d. h. bezeichnete Waffen, hatten schon Völker des Altertums, besonders die Ägypter (Bd. I. S. 347), Griechen (Bd. II. S. 109) und Römer (ebendas. S. 433). In der Eigenschaft

verschiedenartig bemalter Schilde aber sind die Wappen ein Werk des Mittelalters*), oder wenigstens ein solches der nordeuropäischen (und zwar germanischen) Völker. Schon Tacitus kennt nämlich (Germ. 6) diese Übung bei den alten Deutschen; aber wir begegnen ihr in der Geschichte erst zur Zeit der Völkerwanderung wieder, wo die verschiedenen Völker sich durch besondere Bemalung der Schilde unterschieden. Die Franken z. B. trugen im vierten Jahrhundert gelbe Schilde mit weißem Rande, die Liven rote, die Friesen braune, die Skandinavier im Frieden weiße, im Kriege rote. Aus der Stellung der Farben entstanden die Wappenbilder, erst einfache mittels bloser Farben, dann immer mehr ausgeschmückte mittels Figuren. Statt blos nach Völkern und Stämmen, unterschieden sie sich allmälig auch nach Familien und wurden in diesen erblich, namentlich vom Vater auf den ältesten Sohn. Jüngere Söhne konnten noch im dreizehnten Jahrhundert nach Belieben des Vaters Wappen oder ein neues annehmen, namentlich dasjenige der Besitzer ihrer durch Erbheirat oder Belehnung erhaltenen Besitzungen.

Die Wahl der Wappen im Mittelalter geschah ohne Befolgung eines Systems, indem es eine Kunst oder Wissenschaft der Heraldik noch nicht gab. Man wählte, ohne Zweifel mit Rücksicht auf die altgewohnten **Hausmarken**, entweder gegenstandloses Schmuckwerk oder Dinge aus der Natur (Bäume, Thiere, Sonne, Mond und Sterne) und aus dem Leben (Gebäude, Werkzeuge u. dergl.). Die Sache war schon zur Absichtlichkeit und Spielerei geworden, als man symbolische Bilder (Kreuze, Anker u. s. w.) oder solche wählte, welche mit dem Namen des Trägers zusammenhingen. Zum Wappen kam noch der Helm als Zeichen des Besitzes, des Rechtes oder der Anwartschaft, dann als solches der Turnierfähigkeit; mehrere Helme über dem Wappen wiesen auf verschiedene Rechtstitel und wurden seit dem vierzehnten Jahrhundert in diesem Sinne verliehen. Seit derselben Zeit wurde auch über Wappen und Helme letztwillig verfügt, und es wurden solche verschenkt und verkauft. Die Lehnsherren verliehen zuerst nur ihr eigenes Wappen an Eben- oder mindestens Ritterbürtige; in Mitte des vierzehnten Jahrhunderts verliehen Kaiser und Fürsten solche Wappen, welche durch das Aussterben der berechtigten Familien erledigt waren; am Ende desselben verliehen sie neu erfundene Wappen.

Neuer als die Wappen sind die mit ihnen den Zweck einer Unterscheidung der Abstammung theilenden **Geschlechtsnamen**. Die alten Deutschen kannten die römische Sitte der Familien- und Stammesnamen nicht, sondern gleich den Griechen und anderen alten Völkern nur Personennamen. Mit Einführung des Christentums wurden diese, wie

*) Seyler, der Urspr. u. die Entwickel. des Wappenwesens. Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. Neue Folge III. S. 617 ff.

schon früher bei feierlicher erster Waschung des Kindes, so nun bei der Taufe verliehen und Taufnamen genannt. Die Vornamen des ältern Mittelalters waren unendlich reichhaltiger als die verhältnißmäßig wenigen jetzt gebräuchlichen, und zwar meist in bedeutungvoller Weise, z. B. Theodorich = Volkskönig, Sigemunt = siegende Hand. Durch das Christentum kamen zahlreiche hebräische, griechische und römische, meist Heiligen-Namen auf und verdrängten leider den größern Theil der schönen deutschen Namen. Zunamen kommen schon früh bei den nördlichen Germanen (Norddeutschen und Skandinaviern) vor, besonders nach dem Vater- oder Mutternamen, wie Olaf Trygwason, Sämund Sigfusson oder nach persönlichen Eigenschaften, wie Ragnar Lodbrok, Sweno Tweskäg. Erbliche Zunamen wurden bei dem Adel seit dem zwölften Jahrhundert üblich, und zwar zuerst natürlich nach dem Stamm- oder Wohnsitze, wie Wettin, Zollern, Kiburg u. s. w. Erst im vierzehnten Jahrhundert verpflanzte sich dieser Gebrauch, was wir des Zusammenhanges wegen gleich hier anführen, theilweise mit der Annahme von Wappen, auch auf den Bürger- und noch später auf den Bauernstand, zuletzt auf die Juden. Zu Familiennamen nahm man einestheils Vornamen, sowol einfache, als den des Vaters bezeichnende (z. B. Jansen, Petersen), anderntheils Beinamen, welche wieder entweder von der Heimat (Land oder Ort) oder von persönlichen Eigenschaften, Gewerben, gesellschaftlichen Stellungen (z. B. Meier, Bürger), endlich sogar von Thieren, Pflanzen, verschiedenartigen Gegenständen oder von Sprüchen und Redensarten (z. B. Bleibtreu, Schlagintweit) herstammten, theilweise auch ihrer Herkunft nach vollständig in Vergessenheit gerieten. Nicht wesentlich unterscheiden sich in diesem Punkte die Verhältnisse der übrigen Völker des christlich-abendländischen Kulturkreises von denen der Deutschen.

C. Das Wehrwesen.

Mit dem Feudalwesen stand die Heeresverfassung des Mittelalters im innigsten Zusammenhange. Je mehr ersteres sich entwickelte und seiner spätern Allmacht zusteuerte, desto mehr verwandelte sich die früher allgemeine Wehrpflicht der Freien, das System des Heerbannes (oben S. 81 f.), das bei den Franken schon frühe einem von der Monarchie abhängigen Heere Platz gemacht, in ein nach den Ordnungen des Lehnswesens gruppirtes Wehrwesen. Schon unter den Nachfolgern Karls des Großen suchten sich die kleineren Grundbesitzer dem Kriegsdienste zu entziehen und traten zu Mächtigeren in ein Verhältniß der Abhängigkeit, um dienstfrei zu werden. Der Wehrdienst wurde so ein Vorrecht des Rittertums. Die Lehnsherren riefen die von ihnen und Diese wieder die von ihnen belehnten Mannen zur Heeresfolge auf und waren daher, bei

deren durch das Lehnswesen an Bedingungen geknüpfter Dienstpflicht, in hohem Grade von ihrem guten Willen abhängig. Die Ritter dienten, was ihr Besitz an Pferden schon bedingte, vorwiegend als Reiter, und diese Waffe lief daher dem Fußvolke den Rang ab, welch letzteres, soweit notwendig, geworben wurde. Eine Ausnahme von dieser Entwickelung des Adels als Kriegerkaste bildeten die Städte und die freien Landschaften (in der Schweiz, an der Nordsee u. s. w.), wo die allgemeine Wehrpflicht fortdauerte und das Fußvolk der Hauptteil der bewaffneten Macht blieb. Als aber die Städte und die freien Landschaften (soweit sie nicht unterdrückt wurden) an Wolstand und damit an Wehrkraft und staatlicher Bedeutung zunahmen, was im höchsten Grade in der Hansa und in der Schweiz der Fall war, da wuchs auch die Bedeutung des Fußvolkes wieder, und da sich im Kampfe mit diesen Gemeinwesen, namentlich in demjenigen Österreichs gegen die Eidgenossen, in den Schlachten am Morgarten und bei Sempach, dem ungestümen Andrang der leichtbewaffneten Hirtenheere gegenüber die Heere der Ritter als plump und unbehilflich erwiesen und in beschämender Weise unterlagen, waren auch die Fürsten genötigt, statt des unzuverlässigen und allzuoft auch unbotmäßigen Reiteradels sich auf Werbung tüchtiger Fußtruppen zu verlegen. So trefflich aber diese Söldner für den Krieg waren, so lästig und verderblich wurden sie im Frieden, wenn sie, entlassen und ohne Beschäftigung, über Länder, die noch im Frieden lebten, herfielen und sie verwüsteten, wie z. B. die englischen Söldner, welche am Ende des vierzehnten Jahrhunderts Elsaß und die Schweiz zur Beute ausersahen, aber von den Schweizern blutig heimgeschickt wurden. Aus solchen Söldnerbanden entwickelten sich im fünfzehnten Jahrhundert die Landsknechte, mit welchen eine neue Zeit im Kriegswesen anhebt. Als Zeichen der einzelnen Truppenabtheilungen kam im Mittelalter (9. Jahrhundert) die jetzt übliche Art der Fahnen (mit einer Seite an die Lanze befestigt) auf, deren Form indessen manchmal vom Viereck abweichend, z. B. rund oder zackig war. Seitdem trugen auch die Fahnen die Wappen und Farben der Truppeninhaber. Die Italiener ließen die Fahne auf einem mit Ochsen bespannten Kriegswagen (carroccio) mitfahren.

Die Bewaffnung des Mittelalters zeichnet sich durch eine beständige Zunahme der Schutzwaffen aus, welche erst in Folge allgemeinerer Einführung der Feuerwaffen sich wieder verminderten. Namentlich gilt dies von der Reiterei, dieser bevorzugten Waffengattung des Rittertums. Bis zum elften Jahrhundert war lediglich das einfache Ringhemd, ein Leder- oder Zwillichwams mit dicht aneinander darauf genähten kleinen Eisenringen, gebräuchlich. Auf selbes folgte das Schuppenhemd, indem Eisenblättchen, dicht übereinander gelegt, an die Stelle der Ringe traten. Im vierzehnten Jahrhundert kam die

Reihe an den Plattenharnisch, indem Platten starken Eisenblechs die einzelnen Seiten des Körpers schützten, in den Gelenken einander berührten, und hier durch darüber geschobene kleinere Platten gedeckt waren. Am Ende des zwölften Jahrhunderts begann man, über die Rüstung den Waffenrock anzulegen, welcher anfangs ohne Ärmel war, aber hundert Jahre später welche erhielt, die bis zum Ellbogen reichten, und an Länge erst bis auf die Mitte der Waden ging, mit der Zeit aber kürzer und auch enger wurde. Auch der Helm, in den Zeiten der Völkerwanderung eine vorn offene Kappe, nahm fortwährend an Bedeckung zu, bis er durch das vollständige Visier vor dem Gesichte geschlossen war, während auf dem Obertheile Helmschmuck und Kleinodien überhandnahmen. Die Verbindung mit dem Harnisch stellte der Halsberg her. Unter dem Plattenharnisch trug man ein gesteppte Wams und oft noch ein Panzerhemd dazu. Endlich gehörten noch die eisernen Handschuhe, Armschienen, Kniestücke, Beinschienen, Schnabelschuhe, Sporen, der vollständige Pferdeharnisch, die Schilde von wechselnder Form u. s. w. zu den Schutzmitteln im Kampfe. Angriffswaffen waren Stoßlanze, Schwert und Dolch, erstere von enormer Schwere und Länge, im Kriege spitzig, für die Turniere aber stumpf; das Schwert trug man links, den Dolch rechts. Auch die Schwerter des spätern Mittelalters wurden so kolossal, daß sie zum Anfassen mit beiden Händen eingerichtet werden mußten. Andere Trutzwaffen waren Streitkolben (wie z. B. die Morgensterne), Streithämmer und Streitäxte von furchtbarer Wirkung, Hellebarten, Partisanen u. s. w. In England kam bei der neben der Lehnsmacht bestehen gebliebenen Volkswehr, welche nach dem Einkommen von den Freisassen gestellt wurde, seit Wilhelm dem Eroberer der (mannshohe) Bogen mit (meterlangen) Pfeilen in Aufnahme. Die englischen Bogenschützen trugen 24 Pfeile im Köcher, schossen zehn- bis zwölfmal in der Minute und verfehlten auf dreihundert Schritte das Ziel nicht. Vor sich stellten sie zur Deckung einen mitgetragenen Pfahl auf. Das europäische Festland zog seit den Kreuzzügen dem Bogen die Armbrust (= Arcuballista) vor, deren Stahlbogen und Hanfsehne mit Winde oder Hebel gespannt wurden und den kurzen Bolzen mit vierkantiger Eisenspitze auf zweihundert Schritte mit Erfolg abschnellten, aber in der Minute nur zwei bis drei Schüsse thun konnten. Aus dem römischen Altertum hatte man die Wurfmaschinen herübergenommen, die man Blyden, Gewerffe, Tumler und anderswie nannte. Auch Sichelwagen wurden vielfach angewandt, aber ohne viel Erfolg, indem ihnen leicht auszuweichen war. Die Hussiten bedienten sich der Wagenburgen, die auch anderwärts Nachahmung fanden.

Alle diese Vorrichtungen wurden aber später durch die Einführung der Feuerwaffen in Schatten gestellt und schließlich über Bord ge-

worfen. Das aus Salpeter, Schwefel und Kohle gemischte Schießpulver war, wie wir wissen (Bd. I. S. 163), schon den alten Chinesen bekannt, wenn auch nicht in Verbindung mit Kriegswaffen. Von dort brachten es die Araber nach Westasien und 673 der Architekt Kallinikos als Schießmittel unter dem Namen des „griechischen Feuers" nach Konstantinopel, wo es 400 Jahre als Geheimniß bewahrt, zur Entsendung von Brandgeschossen diente. Durch die Kreuzzüge wurde es, nachdem es die Sarazenen durch Verrat kennen gelernt, nach dem Abendlande verpflanzt und zuerst zu groben Geschützen angewandt, welche erst runde Steine, dann Blei- und später Eisenkugeln schleuderten. Es waren theils kurze und weite Rohre (Bombarden, Stein- und Donnerbüchsen), theils lange und enge (Feldschlangen, Falconets); auch hatte man vereinigte Röhren (Orgelgeschütze), Alles auf Gerüsten (Laffetten), welche fest auf dem Boden standen. Bei Zeiten gab es aber auch schon Handrohre von verschiedener Einrichtung, meist Luntenflinten, aber auch im Mittelalter schon Hinterlader, sowol bei Geschützen als bei Handrohren, die jedoch nur wenig Anklang und nur ausnahmweise Verwendung fanden. Eine eigentümliche Waffe war der Schießprügel, ein Handgewehr mit vier Läufen, das, wenn die Schüsse losgebrannt waren, zum Schlagen diente. Die Kriegführung war im Mittelalter eine höchst barbarische; nutz- und zwecklos wurden Menschenleben geopfert, Felder verwüstet, Städte und Dörfer geplündert und zerstört, Frauen und Kinder mißhandelt und hingemordet. Die Kunst des Menschen, den Menschen unter dem Scheine des Rechtes zu morden, vervollkommnete sich aber immer mehr und wurde im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts, in der Zeit der Landsknechte, zur ausgebildeten Kriegskunst, mit welcher das Wehrwesen in die „neuere Zeit" überging.

Mit dem Feudalwesen steht zwar das Seewesen des Mittelalters nicht eigentlich, desto enger aber mit dem Kriegswesen desselben in Berührung. Mit dem Verfalle des römischen Reiches war auch dessen Schiffbaukunst gesunken. Die Byzantiner unter Justinian hatten nur noch kleine und schwache Kriegsschiffe, und eine Neubelebung des Seewesens mußte von anderer Seite unternommen werden. Es thaten dies einestheils die aufblühenden italischen See- und Handelsstädte, besonders Genua und Venedig, anderntheils nordische Völker, namentlich die Angelsachsen und die Normannen, und zwar beide Theile etwa seit dem neunten Jahrhundert. Doch hielten ihre Schiffe einen Vergleich mit denen der Phöniker und Griechen, Karthager und Römer nicht aus. Die herrschende Schiffsform war damals die Galeere und König Edgar von England besaß 3600 solche. Bei den normannischen Schiffen fand indessen bereits im elften Jahrhundert ein Fortschritt gegenüber dem Altertum statt, indem der früher unbekannte Unterschied in der Form des Vorder- und Hintertheils Eingang fand,

welcher die Verwendbarkeit der Schiffe wesentlich verbesserte. Es wurde jedoch damals noch so wenig Gewicht auf den Besitz einer tüchtigen Flotte gelegt, daß Wilhelm der Eroberer bei der Ankunft in England seine Schiffe verbrannte. Erst am Ende des zwölften Jahrhunderts gaben der allgemeiner werdende Gebrauch des Kompasses und die Bewegung der Kreuzzüge dem Seewesen einen kräftigen Anstoß. Die Genuesen und Venediger, wie die Araber bauten seitdem größere Fahrzeuge, im vierzehnten Jahrhundert auch die Spanier, und in Seekämpfen kamen oft mehrere hundert Schiffe zur Verwendung. Eine großartigere Entwickelung nahm jedoch das Seewesen erst im Zeitalter der außereuropäischen Entdeckungen, welches mit so manch anderen Fortschritten des Menschengeistes im fünfzehnten Jahrhundert anbrach.

Zweiter Abschnitt.

Der Bauernstand.

A. Freie und Eigene.

Sieht man von der Geistlichkeit, die wir im vorigen Buche, vom Adel, den wir im vorigen Abschnitte kennen gelernt, und vom Bürgertum, das uns als bewegendes, eine neue Zeit vorbereitendes Element später beschäftigen wird, ab, so bleibt als vierter, niedrigster und verachtetster Stand des Mittelalters der „armselige und mühsame" der Bauern, oder wie sie in jener Zeit auch amtlich genannt wurden, der „armen Leute" übrig. Die Bauern, die als meist unmittelbar Untergebene des weltlichen wie geistlichen Adels und Bewohner seiner Güter mit dem Feudalwesen im engsten Zusammenhange stehen, waren entweder Freie oder Hörige, beziehungsweise Leibeigene. Die Hörigkeit und Leibeigenschaft waren die charakteristische Form der Unfreiheit des Mittelalters, im Gegensatze zur Sklaverei des Altertums und der Kolonien unserer Neuzeit. Doch war auch dem Mittelalter die Sklaverei nicht völlig fremd. Die Kaufleute Venedigs sowol als die Römer und die Byzantiner trieben ungeachtet ihres Christentums, auch nach der Zeit Gregors (oben S. 129) im achten Jahrhundert noch Handel mit Sklaven und Eunuchen aus Italien — an die Sarazenen, und ausgehungerte Italiener gaben sich selbst zum Verkaufe als Sklaven her. Karl der Große verlangte vom Papste Hadrian Unterdrückung dieses Unfugs in Rom, der aber das Bestehen eines

solchen in der ewigen Stadt leugnete und ihn auf die Griechen und Venediger schob, die daher von Karl 785 aus der dem Papste geschenkten Pentapolis vertrieben wurden*).

Die Hörigkeit und Leibeigenschaft unterschieden sich von der Sklaverei dadurch, daß ihre Träger nicht ohne alles Recht der Selbstbestimmung und des Besitzes waren wie die Sklaven; von den Freien unterschieden sich die Hörigen und Leibeigenen dadurch, daß sie einem Freien zu eigen gehörten, an das Grundstück desselben gebunden waren, und mit diesem (in manchen Fällen auch ohne selbes) verliehen, verschenkt und verkauft werden konnten. Sie durften dagegen vor Gericht als Parteien oder Zeugen auftreten und hatten bestimmten Antheil am Grundbesitz, doch gegen die Bedingung der Unlösbarkeit von letzterm und gegen die Verpflichtung zu gewissen Dienstleistungen, welche theils urkundlich festgestellt waren, theils von der Willkür der Grundherrschaft abhingen**). Man bezeichnet diese Leistungen gewöhnlich als Frondienste, d. h. Herrendienste, und zu denselben kamen noch Zinse von den Erzeugnissen des bedingten Grundbesitzes der Eigenen. Die Letzteren befanden sich mithin in einem analogen Verhältniß zu ihren Grundherren, wie Diese zu deren Lehnsherren, nur daß sie unfrei waren. Ihren Ursprung haben sie (vergl. oben S. 22) theils in Unterwerfung durch den Krieg, theils in ehemaliger Sklaverei, deren Opfer aus ihren früheren Zuständen in das System christlich-germanischer Guts- und Lehnwirtschaft übergingen. Doch erniedrigten sich auch Freie freiwillig in Folge von Verarmung zu Eigenen. Die Leibeigenschaft war erblich und theilte sich auch Dem mit, der eine leibeigene Person heiratete. Es gab indessen verschiedene Abstufungen unter den Leibeigenen. Auf der tiefsten Stufe standen die gewöhnlich so genannten Eigenen, welche ohne Bewilligung des Herrn sich nicht verehelichen, körperlichen Strafen unterworfen, vom Gute vertrieben oder verkauft werden und über ihren Nachlaß nicht verfügen konnten. Doch gehörte der Nachlaß nicht in allen Ländern vollständig dem Herrn, sondern in manchen nur zum Theile. Ohne Einwilligung des Herrn durften ferner die Kinder der Leibeigenen keinen andern Beruf wählen, als den, in dem sie geboren waren. Eine höhere Stufe der Leibeigenschaft war die Hörigkeit. Die Hörigen waren lediglich an die Scholle, an Dienstpflicht und Zins gebunden, konnten aber im Uebrigen vom Herrn nicht willkürlich behandelt werden, was indessen wieder manigfachen Verschiedenheiten unterlag. Ihr Nachlaß gehörte nicht ganz dem Herrn, sondern ihre Erben entrichteten nur eine Abgabe aus demselben und waren mancherlei Beschränkungen der freien

---

*) Gregorovius, Rom II. S. 363 ff.

**) Falke, Joh., die Entwickl. der Volkswirtsch. im deutschen Reiche. I. Im Mittelalter. Zeitschr. f. d. Kulturg. Neue Folge II. S. 326 ff.

Verfügung darüber unterworfen. Höher standen die Ministerialen oder Dienstleute, d. h. Leibeigene, die sich zu Beamten ihrer Herren emporgeschwungen oder auch Freie, welche in solchen Hausdienst traten. Sie erhielten als Lohn Hoflehen, welche im zwölften Jahrhundert erblich wurden, stiegen so zu Freien empor und wurden vielfach Ahnen adeliger Geschlechter. Andere höherstehende Unfreie waren die Erbunterthänigen, wozu oft sämmtliche Bewohner eines gewissen Gebietes gehörten, das einem Herrn zu Leistungen verpflichtet war; sie unterschieden sich von den Freien beinahe gar nicht und wurden auch oft von Kaisern und Königen frei erklärt. Beinahe überall indessen konnten sich die Leibeigenen durch eine Geltsumme loskaufen oder durch den Landesherrn von einem sie mißhandelnden Herrn losgesprochen werden.

Was die Behandlung der Leibeigenen durch ihre Herren betrifft, so hing dieselbe sowol von dem Charakter der Letzteren, als von Rechtssatzungen ab, welche während des Mittelalters in Menge zum Schutze der Eigenen erlassen wurden. Das an verschiedenen Orten verschieden lautende „Hofrecht“ ermäßigte die Willkür der Herren bedeutend, nahm diesen das unbedingte Recht der Züchtigung ihrer Untergebenen und schützte diese gegen Unrecht. Der Menschenhandel wurde durch dasselbe beschränkt, indem Hörige nur noch mit dem ganzen Hofe verkauft werden konnten. Die Entfernung der Herren von ihren Besitzungen, deren Maier selbst Bauern waren, trug viel zur allmäligen Abschaffung früherer entwürdigender Dienstleistungen bei. Man hat oft als schreiendstes Beispiel der Behandlung Leibeigener das sogenannte Jus primae noctis aufgeführt. Was von demselben zuverlässig bekannt ist, besteht in Stellen alter „Öffnungen“ einzelner Orte, denen zufolge der Grundherr oder sein Stellvertreter (Maier) das Recht hatte, mit einer verheirateten Leibeigenen die erste Nacht zuzubringen, welches Recht jedoch der Bräutigam durch eine kleine Summe loskaufen konnte, welche durch die bei Anlaß der Hochzeit von der Herrschaft erhaltenen Geschenke weit aufgewogen wurde*). Auch abgesehen davon, daß bei den bekannten althergebrachten Sitten des Landvolkes die Brautleute sich lange Zeit vor der Hochzeit näher bekannt zu sein pflegen, sollte wol mit dieser Bestimmung, die gewiß niemals ohne die leichte Auslösung blieb, blos betont werden, daß der Leibeigene von sich aus kein Recht auf seine Braut habe, sondern solches erst von dem Herrn erwerben müsse. Daß aber trotz alledem die Leibeigenen oft genug harter Behandlung unterlagen, namentlich aber in materieller Beziehung von den Herren arg ausgebeutet wurden, geht aus den vielen Bauernaufständen, namentlich dem österreichischen im vierzehnten, dem großen deutschen im

*) Bluntschli, Staats- und Rechtsgesch. von Zürich, S. 189 ff. 197. Zeitschr. f. schweiz. Recht IV. 1. S. 46.

sechszehnten und dem schweizerischen im siebzehnten Jahrhundert genugsam hervor.

Die Freien oder Frilinge standen zwischen dem Adel und den Leibeigenen, beziehungsweise Hörigen. Sie hatten das Recht, nur von Ihresgleichen nach dem Volksrechte gerichtet zu werden, gegen Höhere Zeugniß ablegen zu können, an die kaiserlichen Gerichte Berufung einzulegen, über öffentliche Angelegenheiten sich in Versammlungen zu beraten. Unter sich galten sie als gleich an Rechten und ebenbürtig. Doch gab es verschiedene Abstufungen auch unter ihnen. Nach dem Schwabenspiegel im dreizehnten Jahrhundert zerfielen sie in die Gemeinfreien, in die Mittelfreien (Schöffenbarfreien) und in die Semperfreien (d. h. Sendbar Freien). Zu Letzteren gehörten blos die Grafen und Herren, welche mit ihrem Besitztum keinem andern Herrn als dem König (Kaiser) untergeben waren und in diesem Besitztum die Rechte eines Landesherrn übten, daher auch sowol selbst Landtage (Sende, synodi) halten, als an die Reichsversammlungen entsendet werden konnten (daher der Name). Aus ihnen sind die späteren Fürsten hervorgegangen, wie aus den Mittelfreien der niedere Adel. Handelt es sich also um den Stand der Bauern, so müssen dazu einerseits die Gemeinfreien und andererseits die höheren Stufen der Eigenen, namentlich die Erbunterthänigen und die Hörigen gerechnet werden, indem die Ministerialen zum Adel aufstiegen und die eigentlichen Leibeigenen keine selbständige Existenz hatten. Indessen ist zu beobachten, daß die Zahl der eigentlichen, d. h. nicht zum Adel aufsteigenden Freien, in Folge dieser Zunahme des Adels und der Zersplitterung des Landes in immer mehr getrennte Herrschaften, von denen die Freien immer abhängiger wurden, während des Mittelalters stetig abnahm, diese Freien daher von den Hörigen und Erbunterthänigen immer weniger zu unterscheiden waren und endlich mit ihnen nur noch einen Stand, den vielgeplagten der Landbauern ausmachten. Denn weil sie in den meisten Gegenden von den großen Grundbesitzern, von Adel und Geistlichkeit, von denen sie abhängig geblieben oder geworden, immer ärger ausgebeutet wurden, konnten sie sich selten zu einem behaglichen oder auch nur menschenwürdigen Dasein aufschwingen. Und da ihre Arbeit doch vergeblich war und keine Früchte trug, nahm auch ihre Lust ab, auf dieselbe ihre Kräfte zu verwenden, daher im Mittelalter von Fortschritten der Landwirtschaft und der mit ihr zusammenhängenden Thätigkeiten, wie Garten-, Wein- und Obstbau, so außerordentlich wenig zu bemerken ist. Auch die großen Grundbesitzer waren durch ihre hauptsächliche Beschäftigung, den Krieg, und im Frieden durch ihre Vergnügungen, Jagden, Hoffeste u. s. w., die Geistlichen aber durch den Kirchendienst verhindert, der Landwirtschaft Aufmerksamkeit zu schenken.

Dennoch blieb im Mittelalter nicht alle Sorge für den Landbau

aus. Nachdem schon mehrere Klöster der Benediktiner sich um Einführung desselben in vorher wilden und öden Gegenden verdient gemacht, wurde **Karl der Große** sein erster bedeutender Beförderer. Er sandte Pioniere der Kultur in die äußersten Marken seines Reiches, dort die Urwälder zu lichten, und belohnte sie durch Grundeigentum. Durch Gesetze regelte er die Verhältnisse der Ackerleute und Viehzüchter, mit genauem Eingehen auf den Kreis ihrer Beschäftigungen, und legte auf seinen eigenen Gütern Musterwirtschaften an, in welchen sowol dem Landbau selbst als der Vieh- und Bienenzucht Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Die Erzeugnisse des Obstbaues, der bis dahin in Deutschland nur die wilde Birne und den Holzapfel hervorgebracht, wurden vermehrt und veredelt und der von den Römern eingeführte Weinbau (Bd. II. S. 481) weiter gepflegt.

Wie eifrig auch später die Entwaldungen zu Gunsten der Landeskultur fortgesetzt wurden, namentlich durch die Klöster und freien Gutsbesitzer, zeigen die vielen alten Ortsnamen Reute (Rüti, von ausreuten) und Schwende (Schwendi, Schwanden, von schwinden) im alamannischen Südwesten, Roda in Thüringen, —hau in Schlesien u. s. w. Mit den Vortheilen des vermehrten Anbaues, der Ausrottung schädlicher wilder Thiere und des Gewinnes für geistige Bildung verband sich der Nachtheil des Holzmangels und an manchen Orten der Übervölkerung und damit der Verarmung. Indessen hatte die Entholzung auch wieder die gute Folge, daß man durch diesen Übelstand genötigt war, eine Forstwirtschaft zu schaffen und rationell fortzubilden. Außer dem zum Leben notwendigen Getreide schritt man nach und nach auch zum Anbau der zur Kleidung, zur Färberei, zur Arzenei u. s. w. dienlichen Pflanzen, wozu die inzwischen in den Städten sich entwickelnden Gewerbe Anlaß boten. Die Feinschmeckerei der späteren Klöster und der gebildeten Ritterburgen seit der Zeit der Kreuzzüge führte zum Anbau von veredelten Obst- und Gemüsearten. Wein baute man seit dem achten Jahrhundert in Deutschland eifrig, ja sein Anbau blühte an vielen Orten, die ihn jetzt längst aufgegeben. In den landwirtschaftlichen Werkzeugen und in der Art des Landbaus blieb man beim Alten, so ungefähr auf der Stufe der Römer (Bd. II. S. 379), und die Viehzucht überließ man ziemlich sich selbst, so weit es sich nicht um die Gewinnung notwendiger Stoffe, wie Hörner, Leder, Wolle, Milch u. s. w. handelte.

In dem Maße wie der Anbau des Landes vorschritt, bildeten sich unter den Ansiedlern Vereinigungen zur Beförderung gemeinsamer Angelegenheiten. Die Grundlage derselben bildeten vor Allem die **Marken**, geschlossene Gebiete meist unbebauten Landes, Wald, Weide oder Heide, welche gemeinsames Eigentum (Allmeinde) eines Vereines benachbarter Grundbesitzer, der **Markgenossenschaft** waren. Vor-

steher dieser ältesten Form der Gemeinde war der Holzgraf, welcher allein oder mit Beisitzern, dem Markgericht (Märkerding), die Rechtspflege im betreffenden Gebiete ausübte und dafür in der Benutzung der Mark Vorrechte erhielt. Markordnungen bestimmten die Rechte der einzelnen Genossen (Markgerechtigkeiten), welche sich auf Holzfällung, Weidebenutzung, Torfstich u. s. w. bezogen, wobei bestimmte Reihenfolgen und ein bestimmtes Maß der Benutzung des gemeinsamen Gutes durch die Einzelnen festgesetzt wurde. So bildeten sich Gemeinden mit eigenen Verfassungen aus, nach denen sie sich republikanisch regirten. Diese Gemeinden waren die Stütze der Gauverfassung (oben S. 22 u. 80). Die letztere fiel jedoch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert dem Feudalwesen (oben S. 221 ff.) zum Opfer, indem die Grafschaften der Gaue theils erblich, theils an geistliche Herrschaften (Bistümer und Abteien) verliehen, bald von den sich erhebenden Städten erworben wurden. So wurden denn auch die Markgenossenschaften zu größtem Theile geistlichen oder weltlichen Herren oder größeren Gemeinden (Städten) unterthan und verloren damit einen bedeutenden Theil ihrer früher beinahe unbeschränkten Rechte und Freiheiten, ja oft ihre ganze Selbständigkeit, so daß namentlich seit dem Aufblühen der Städte die ländlichen Gemeinden zur Bedeutunglosigkeit herabsanken.

Da die Gemeinden von sehr verschiedener Lage und Zusammensetzung waren, so bildeten sich auch in der Art der Vertheilung ihrer Wohnplätze manigfaltige Verhältnisse aus. Das normale solche war gewiß, wenn eine größere Vereinigung von Wohnungen den Mittelpunkt der Gemeinde ausmachte; eine solche, ein Dorf genannt, bewahrte immer ein gewisses Maß selbständigen Lebens, und ihr waren dann die kleineren die Gemeinde bildenden Wohnplätze, die Weiler und die Höfe untergeordnet, wie es namentlich in Süddeutschland zur Regel wurde. In manchen Gegenden aber behielten die einzelnen Höfe und Weiler, unter sich getrennt durch Garten, Feld, Wiese, Busch und Wald, jedes Gut gleichsam eine Welt für sich*), ihren abgesonderten Charakter und bildeten, ohne einen gemeinsamen Mittelpunkt, im Umkreise einer Gemeinde eine oder mehrere Bauerschaften, so namentlich in Norddeutschland. Doch gab es in den Gemeinden mancher Gegenden noch anderweitige örtliche Anstalten. Wir finden nämlich in Westfalen, Friesland, Ditmarsen, der Mark Brandenburg u. s. w., ja auch in Dänemark, Norwegen und Schweden und bei den Sachsen Siebenbürgens auf dem Lande sogenannte Schutzgilden behufs Unterstützung der Armen oder der durch Brandunglück und Schiffbruch Heimgesuchten, welche schon Karl der Große gestattete, während er solche Gilden, welche in das bürgerliche Leben einzugreifen oder sich außerhalb der staatlichen

*) Vgl. Kohl, Alte und Neue Zeit, Bremen 1871, S. 371 ff.

Gewalt gegen Diebe und Räuber selbst zu helfen suchten, auf das Strengste verbot. Bischof Otto II. von Münster in Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erklärte in einer Urkunde (von 1258), daß die Laienbrüder des Klosters Liesborn, welche früher von weltlichen Leuten innegehabte Güter und Häuser bewohnten, auch dem Rufe des Gaugrafen zum Gauding folgen und den Gildenschaften (Geltscap) beiwohnen müßten *). Die Gilden hatten Versammlunghäuser, welche zugleich als Gerichtslokale, sowie zu öffentlichen Vergnügungen und Schaustellungen dienten und daher in den latinischen Urkunden der Zeit auch Gymnasien oder Theater hießen. Eine Gilde reichte nicht über die Grenze einer bestimmten Bauerschaft hinaus und umfaßte innerhalb derselben eine gewisse Zahl von Erben, d. h. vollständigen Bauerngütern und von Kötterhäusern, deren Besitzer Beiträge an Bier, Butter, Käse, Hühnern, Korn u. s. w. leisten mußten, doch die Kötter weniger (gewöhnlich die Hälfte soviel) als die Erbmänner. Jährlich wurde eine Malzeit gehalten, an welcher aus den Gütern der Erbmänner alle männlichen Personen, aus den Kötterhäusern aber nur je eine Person theilnahm. Nachdem die Gildehäuser eingegangen, wechselten die Gelage der Reihe nach bei den Mitgliedern. Dem von einem Brande heimgesuchten Gildebruder mußten alle Mitglieder Beiträge an Gelt, Lebensmitteln, Baustoff und Arbeitkräften liefern, bei dem Tode eines guten Pferdes Geltbeiträge. Starb ein Mitglied oder seine Frau, so gab die Gilde Tannenbretter zum Sarge. Gleiche Theilnahme bewiesen die Gildebrüder auch bei Hochzeiten und Taufen und zündeten dem Neueingezogenen das Herdfeuer an. Diese schönen Einrichtungen der Menschenliebe erhielten sich an vielen Orten unter dem Namen der Nachbarschaften bis in die neueste Zeit, während ihr alter Name auf die geistlichen und adeligen, kaufmännischen und Handwerkergilden überging.

Auch andere gemeindliche Vereine, wie die Gerichts-, Ding- oder Hubgenossenschaften hatten neben ihren ernsten Obliegenheiten ihre fröhlichen Tage; so hielten sie jährlich am Hubtage den Hubims (= imbiß), dessen Anordnung, was den Wirt, wie das Essen und Trinken betrifft, mit deutscher Gründlichkeit getroffen wurde. Auch komische Gebräuche spielten im amtlichen Gemeindeleben mit. So war es in der Pfalz gebräuchlich, daß jährlich am Martinstage alle im verflossenen Jahre neu verheirateten Männer auf offenem Platze vor dem Rathause, im Angesichte der versammelten Einwohner, von den Gerichtsschöffen mit Nachdruck auf einen dort stehenden Stein gesetzt wurden, welche Ceremonie ihre Aufnahme in das Bürgerrecht des Ortes versinnbildlichte, worauf sie Wein, Brod und Käse oder Nüsse zu einem

*) R. Wilmans, die ländlichen Schutzgilden Westfalens. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. N. F. III. S. 1 ff.

gemeinsamen Imbiß bringen mußten. Diese Sitte dauerte bis 1842. So behielt der deutsche Humor überall das letzte Wort.

Die höchste Entwickelung erreichten aber die ländlichen Verhältnisse da, wo Bauerngemeinden dahin gelangten, freie Bünde oder Vereine zu gründen und gegen fürstliche Ansprüche ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Dies war einige Zeit hindurch in Gegenden an der Nordsee, bei den Friesen, Stedingern und Ditmarsen der Fall, auf die Dauer aber nur in einigen Hochthälern der Schweiz. Dieses einzig in seiner Art dastehende, in neuester Zeit bedeutend herabgedrückte und vor dem allgemeinen Drange nach Nivellirung vielleicht nicht mehr lange Stand haltende Verhältniß verdient an diesem Orte eine eingehendere Betrachtung. Das eigentliche Wahrzeichen der demokratischen Verfassung jener Alpenlandschaften ist die Landesgemeinde, in welcher, wie Blumer richtig sagt, „die alte germanische Volksgemeinde wieder auflebte, welche nach Tacitus ebenfalls über alle wichtigeren Angelegenheiten des Staates entschieden hatte.“ Die Verbindung zwischen der alten germanischen Volks- und der Landesgemeinde läßt sich unschwer in den Vogt- und Hofgerichten erkennen, zu welchen sich nach der gaugräflichen Verfassung ebenfalls das ganze Volk versammelte und auf Anfragen des Gerichtsherrn das Recht „fand“ und „eröffnete“, zu welchem Zwecke sich die Hofgenossen zuerst unter einander besprechen durften. Diesem Übergange gemäß hieß das in Frage liegende ächt volkstümliche Institut in Schwiz zuerst Landtag und erhielt den Namen Landesgemeinde erst etwa um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Diese Versammlung, an welcher, meist bei einer Buße, alle stimmfähigen Landleute erscheinen mußten, kam in den eidgenössischen Orten Uri, Schwiz, Unterwalden, Glaris, Zug und Appenzell vor und wurde anfangs zu der Zeit der früheren Jahrgerichte, am Sommer-Johannisfeste, später um die Zeit vor der Auffahrt in die Alpen, am letzten Sonntag im April, oder am ersten im Mai und zwar in jedem Orte regelmäßig auf einem bestimmten Platze, bisweilen auch in vorgeschriebener Gestalt eines Ringes oder Viereckes abgehalten. In einigen Orten wurde der Landmann schon mit dem vierzehnten, in anderen mit dem sechszehnten Jahre stimmfähig. Jede Landesgemeinde begann mit Vorlesung und Beschwörung des „Landbuches“, wie früher die Jahrgerichte mit der Eröffnung der Rechte. Die Minderheit mußte sich überall der Mehrheit unterziehen. Lange hatte die Landesgemeinde noch gerichtliche Befugnisse und richtete, vielleicht nur in wichtigen Fällen, über das Blut, welche Einrichtung in Nidwalden, doch mit Beschränkung auf die über dreißig Jahre alten Landleute, bis in die neueste Zeit fortdauerte. Ohne bekannte Ausnahme stand ihr das Recht der Begnadigung zu, vorzüglich aber das der Gesetzgebung, der Bestätigung kirchlicher Stiftungen, der Anordnung von Steuern, der Entscheidung über Bündnisse,

Krieg und Frieden, der Wahl des Landammanns, der höheren Landesbeamten und der Richter, der Ertheilung des Landesrechtes an Auswärtige. In Unterwalden kommen erst seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts getrennte Landesgemeinden ob und nid dem Walde vor. In Zug stimmten die Stadt und die drei Gemeinden des Amtes besonders über Gesetze ab. Aus freier Wahl ging der höchste Beamte des Landes, der Ammann, später Landammann hervor, mußte jährlich neu gewählt werden, war aber nie von einer Wiederwahl ausgeschlossen. Ihm wurde zu Handen des Landes der Blutbann verliehen; er leitete alle Gerichtsverhandlungen. Die vollziehende Gewalt theilte er mit dem Rate, welche Behörde von den Städten auf die „Länder" übergetragen war. In allen demokratischen Orten zählte derselbe sechszig Mitglieder, welche zu gleichen Theilen auf die zehn Genossamen von Uri, die sechs Viertel von Schwiz, die fünfzehn Tagwen von Glaris und die zwölf Roden von Appenzell vertheilt wurden. Eine Ausnahme von dieser Regel bildete Zug, wo Stadt und Amt besondere Räte wählten, die sich dann, und zwar 18 von der Stadt, neun von jeder Gemeinde des Amtes, zu einem Rate von 45 Mitgliedern versammelten. Der Rat war in den meisten Fällen zugleich Gericht. In Angelegenheiten, welche für den Rat zu wichtig, für die Landesgemeinde aber nicht wichtig genug waren, wurde der erstere verdoppelt oder gar verdreifacht. Außer dem Rate gab es aber noch besondere Gerichte, deren Aufzählung zu weitläufig wäre; es wird daher auf Blumers treffliches Werk verwiesen. In den demokratischen Orten verschwanden die Standesunterschiede immer mehr. Sowol Hörige als Adeliche waren im fünfzehnten Jahrhundert in den „Landleuten" aufgegangen; denn Erstere hatten sich von Letzteren und von der Kirche losgekauft. Viele adeliche Geschlechter starben auch oder wanderten aus. Einen untergeordneten Stand bildeten dagegen die „Hintersäßen", d. h. die Einwohner, welche das Landrecht (Bürgerrecht) nicht besaßen. Sie waren in diesem Orte von diesen, in einem andern von jenen Rechten der Landleute ausgeschlossen. Die Erwerbung des Landrechtes war übrigens sehr billig; in Uri mußte man persönlich die Landesgemeinde darum bitten*).

Doch sind diese höchsten Gebilde, welche Bauern in der Staatskunst geschaffen, immer kleinlich und eng begrenzt geblieben, und in späterer Zeit, namentlich im achtzehnten Jahrhundert, Schauplätze aufreibender Parteikämpfe geworden. Die weitere Entwickelung zu einer Eidgenossenschaft haben jene Bauerngemeinden aber nur mit Hilfe von Städten bewerkstelligt, daher diese Erscheinung des Zusammenhangs wegen

*) Blumer, Staats- u. Rechtsgesch. der schweiz. Demokratien I. S. 388 ff. Des Verf. Gesch. des Schweizervolkes I. S. 555 ff.

auch nur bei Betrachtung des Städtewesens besprochen werden kann. In unserer Zeit hat die geeinigte Verfassung der Schweiz die noch übrigen Landesgemeinden wieder harmloser gemacht; übrigens sind ihre Theilnehmer nicht mehr vorherrschend Bauern, sondern Glieder der verschiedensten Stände.

B. Das Leben der Bauern.

Das Leben der mittelalterlichen Bauern theilte sich zwischen viel Arbeit und Sorge und hier und da etwas Freude dazwischen. Die Seltenheit der letztern bewirkte aber, daß sie um so toller und unmäßiger ausfiel. Das war besonders an den Dorfkirchweihen der Fall. Da wurde nach der kirchlichen Feier ein Jahrmarkt gehalten. Man zechte bis zum Überdruß und spielte, schob Kegel und prügelte sich. Knaben rangen und liefen um die Wette; Erwachsene unternahmen Wettrennen, tanzten mit ihren Schönen und übten sich in allerlei Spielen.

Das war aber nur ein einzelner Zug der manigfachen Gebräuche des Volkes das ganze Jahr hindurch, wie sie durch die Feld- und Hausarbeiten, durch abergläubige Erinnerungen aus der Heidenzeit und dazu gekommene christliche Kirchenfeste bedingt waren. Alle diese Momente durchdrangen sich gegenseitig und schufen einen christlich-germanischen Bauern- oder Volkskalender, der an Reichhaltigkeit und Selbständigkeit dem griechischen (Bd. II. S. 148 ff.) und römischen Festkalender (ebenda S. 421 ff.) nichts nachgibt und seine Zähigkeit durch Fortdauer bis auf den heutigen Tag bewiesen hat. Einiges aus demselben haben wir bereits bei Anlaß der altdeutschen Religion (oben S. 42 ff.) mitgetheilt und stellen hier dasjenige zusammen, was mehr mit dem Christentum und dem mittelalterlichen Leben im Zusammenhange steht.

Dieser Bauern- und Volkskalender hat so vorherrschend altdeutsches Gepräge, daß wir ihn da beginnen müssen, wo bei den alten Germanen das Jahr anfing, bei Eintritt des Winters*).

Am Martinstage (11. Nov.) wurden von Pächtern und Schuldnern die Zinse bezahlt und die Martinsgans verzehrt. Mit dem heiligen Martin (Bischof von Tours) hat dies Alles nichts zu schaffen, wol aber mit der Thatsache der vollendeten Fruchteinheimsung und der bestellten Wintersaat und der größten Fettigkeit der Gänse und anderer Haus-

*) Haager, Vortrag über Sitten und Gebräuche am Bodensee. Schriften des Vereins für Gesch. des Bodensees und seiner Umgebung III. IV. V. VI. — Baader, Sitten und Gebräuche in Baiern. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. N. F. II. S. 521 ff.

thiere, die im Heidentum (oben S. 49) zu dieser Zeit geopfert wurden. Daher zündete man früher an diesem Tage auch große Feuer an, schlachtete die Schweine, beschenkte einander mit Fleisch und Würsten, brachte auch den Pfarrern und Klöstern Gänse und andere Thiere als Zins, worüber die geistlichen Herren selbst launige Lieder dichteten *). Das Fest war ehedem Wuotan heilig, dessen Roß und Mantel (oben S. 30) auf Martin übergingen und einen Zug christlicher Mildthätigkeit illustriren mußten. Man brachte förmlich Früchte, Eier, Butter u. s. w. dem heil. Martin zum Opfer dar und zechte und tanzte die sog. Schlamperwoche hindurch, aber immer in blosen Strümpfen. Die Dienstboten durften ihre Verwandten besuchen. Ein Bursche, mit einem Mantel und einer Schelle, leerte in den Häusern Nüsse aus, um die sich die Kinder balgten.

Mit Martini begann das Spinnen der Weiber. Zu gewissen Abenden fanden sie sich in Spinnstuben (Kunkelstuben, Lichtstubeten) zusammen, aßen und tranken zwischen dem Spinnen, sangen und lachten und erzählten grausige Geschichten. Auch die Burschen hatten Zutritt und stellten sich mit Necken und Kosen hinter ihren Mädchen auf. Wer sich ungebührlich benahm, wurde hinaus befördert. Auch örtlich gefärbte Spiele waren gebräuchlich, z. B. das Schuhschieben (Schuhschoppen) in Schwaben, wobei ein Schuh im Kreise herum geschoben wurde und Eine mit verbundenen Augen ihn suchen mußte, bis Die, bei der sie ihn fand, sie ablöste.

In der Adventszeit war es Sitte, jeden Donnerstag bei Nacht den Bekannten an die Fenster zu klopfen oder Erbsen und Steinchen daran zu werfen und Sprüche dazu zu sagen (Klöpfles- oder Knöpflesnächte); namentlich geschah dies in der Andreasnacht (29.—30. Nov.) und es stammt vielleicht aus dem Kult des Donnergottes. In dieser

---

*) Z. B.

Herbei, herbei, zur Martinsgans,
Herr Burkart mit den Bretzeln,
jubilemus,
Bruder Urban mit den Flaschen, —
cantemus,
Sanct Bartel mit den Würsten, —
gaudeamus,
Sind Alle starke Patronen
Zur fetten Martinsgans.

Oder:

Bruder Urban gib uns Wein,
so trinken wir und schenken ein,
die Gans die will begossen sein,
sie will noch schwimmen und baden,
so wird uns wol geraten
haec anseris memoria.

Nacht ließen sich auch die heiratlustigen Mädchen und Witwen wahrsagen oder holten mit Bleigießen u. s. w. Orakel ein. Im Traume sollte ihnen dann der Zukünftige erscheinen.

Am 6. Dec. folgte der lange sehnlich erwartete Nikolaus-Tag. Im finstern Hausgang ertönte die Schelle, und herein zu den harrenden Kindern trat der heilige Nikolaus im Bischofsschmuck, und hinter ihm der pelzumhüllte Klaubauf, Knecht Ruprecht, Butzemann oder gar Pelzebub. Die Kinder wurden aus dem Katechismus geprüft, die Fleißigen mit Äpfeln und Nüssen, die Faulen mit der Ruthe bedacht. Am nächsten Morgen erhielten Erstere noch allerlei Geschenke, die „der Klaus" in der Nacht gebracht hatte. In rein katholischen Gegenden hat der „Samichlaus" (wie er in der Schweiz heißt) immer noch die Stelle der Weihnacht behauptet. Auf den Straßen aber ging es an diesem Abend lärmend her; man verkleidete sich als „Kläuse" und zog mit allerlei Instrumenten rasselnd und polternd umher. Ohne Zweifel hat der herumziehende und in den Häusern erscheinende Nikolaus manche Züge Wuotans bewahrt.

Ein auf die entschiedenste Weise aus heidnischen und christlichen Elementen gemischtes Fest war aber das Hauptfest beider Religionen, das Jul-, später Weihnachtfest. Das Jul- oder Sonnwendfest begann in der heiligen, geweihten Nacht vom 21. zum 22. December, welche man durchwachte, indem man in gottgeweihten Wäldern Lichter und Feuer anzündete; es scheint daher vorzüglich der Heiligkeitder Welt gegolten zu haben, welche ja die alten Deutschen als Riesenbaum sich vorstellten. Die Bäume wurden bei ihnen (oben S. 26) durch besondere Verehrung ausgezeichnet. Die ersten Menschen waren nach ihrem Glauben aus Bäumen geschaffen, daher wir jetzt noch die Ausdrücke der „Abstammung" und des „Stammbaums" brauchen. Bei manchen Festlichkeiten stellt das Volk jetzt noch Bäume auf, so am 1. Mai, dann die Protestanten zu Pfingsten und die Katholiken am Fronleichnamsfest. An Wirtshäusern wird ein Tannbusch ausgehängt, auf neu aufgerichteten Häusern ein Bäumchen aufgepflanzt. Der Sarg heißt Todtenbaum, der Tod „Freund Hain", und in denselben Gedankenkreis gehört daher auch der Weihnachtbaum, der ohne Kenntniß seiner ursprünglichen Bedeutung zum „Christbaum" wurde, mit welchem die Geburt Jesu sicherlich nichts zu schaffen hat, der vielmehr aus dem Norden stammt und in dem früher keltischen und früh in religiöser Beziehung romanisirten Süddeutschland erst in neuester Zeit und fast nur in den Städten protestantischer oder aufgeklärter Bevölkerungen Eingang fand. Das Julfest dauerte 12 Tage, umschloß also Weihnacht und Neujahr; später wurden die „Zwölften" mit Weihnacht begonnen und endeten daher am Dreikönigstage. Denn seit Einführung des Christentums feierte man die Geburt des Erlösers, um die Heiden zu gewinnen oder die Prose-

lyten zu bewahren, am Geburtstage des Sonnengottes (Bd. II. S. 495). Die Volksvorstellungen sind und bleiben an diesem Tage daher auch zu großem Theile noch heidnisch. Nach dem Volksglauben beginnt mit der Mitternacht der heiligen Nacht in der Natur neues Leben. „Den Quellen entströmt Wein, die Bäume blühen, die Früchte reifen, die Thiere sprechen miteinander, die Todten wachen auf, verborgene Schätze erscheinen, die Zukunft enthüllt sich den Forschenden und in den Zwölften wird für die Monate des kommenden Jahres das Wetter bestimmt.“ In vielen Häusern stellt man eine Jerichorose ins Wasser; wenn alle Zweige aufgehen, gibt es ein gutes Jahr. In Schwaben, wie in Schweden steckt man vor dem Hause eine volle Fruchtgarbe auf eine Stange oder einen Baum, damit auch die Vögel sich freuen. In früherer Zeit gingen in der Christnacht Banden seltsam gekleideter Leute in den Straßen herum und sangen vor den Häusern geistliche und weltliche Lieder gegen Belohnung. Noch mehr näherte man sich dem christlichen Gesichtskreise durch die Aufstellung von Krippen mit den dazu gehörigen Figuren, deren Einführung man dem heil. Franz von Assisi (oben S. 175) zuschrieb. In Übereinstimmung damit wurden in Süddeutschland, allerdings mehr in Städten und Klöstern, Scenen aus der heiligen Geschichte dramatisch aufgeführt. Auf dem Lande gingen auch Hirten betend um den Stall herum oder zogen, den Reigen blasend und Hirtenlieder mit Bezug auf die Geburtgeschichte von Betlehem singend, durch die Straßen. Man läutete um Mitternacht mit allen Glocken und hielt in der festlich beleuchteten Kirche die Christmette ab.

Am Tage Johannes des Evangelisten (27. Dec.) wurde der St. Johannistrunk eingenommen. Man schickte roten Wein in die Kirche, ließ ihn segnen und trank ihn bei feierlicher Zusammenkunft der Familie nebst dem Gesinde nach der Reihe, vom Hausvater bis zum kleinsten Kinde. Ebenso gab man in den Wirtshäusern allen Nachbaren, Gästen und armen Leuten zu trinken. Auch schüttete man davon in alle Fässer, wovon Abhaltung aller Zauberei und alles Giftes erwartet wurde. Es war dies eine Vermengung des altgermanischen Minnetrankes mit christlichen Vorstellungen. Man kann davon mit einiger Wahrscheinlichkeit die Toaste und Kommerse ableiten.

Den letzten Tag des Jahres, der im Kalender den Namen des Papstes Silvester I. († 335) führt, bezeichnet die diesen Namen nichts angehende Sitte, den zuletzt Aufstehenden zu verspotten und wol gar mit einer Katzenmusik vor dem Zimmer zu überraschen. Der Sinn ist wol, daß der Unglückliche als der Faulste im ganzen Jahre gelten soll. Doch kann dies erst gebräuchlich worden sein, seitdem das Jahr mit dem 1. Januar anfängt, und die damit zusammenhängende Sitte, die Nacht des Jahreswechsels zu durchwachen, ist von der Weihnacht, mit welcher im frühern Mittelalter das Jahr anhob, auf diese übertragen.

In die Nachbarschaft der Weihnacht und des nunmehrigen Neujahrs fällt, in verschiedenen Gegenden an verschiedenen Tagen (30. Dec., 2. oder 6. Jan.), der altheidnische Bechten- oder Berchtentag, nach der Göttin Berchta benannt und (oben S. 42 ff.) beschrieben. Das nunmehrige Ende der „Zwölften“, der Dreikönigstag (6. Jan.), ist charakteristisch durch die Aufzüge der vermummten heiligen drei Könige, die mit ihrem Stern von Haus zu Haus ziehen, Lieder mit Bezug auf diese Sage singen und sich gerne zu essen und zu trinken geben lassen. In der Kirche ließ man Brot, Salz und Kreide weihen und gab Menschen und Vieh vom Brot und Salz, während der Rest aufbewahrt und bei Krankheiten Beider angewandt wurde, und schrieb mit der Kreide an alle Thüren die Anfangsbuchstaben der drei Könige, was Hexen und Krankheiten abhalten sollte. In der Nacht nach dem Dreikönigstage, mit welcher die „Zwölften“ schlossen, wurde allerlei Unfug getrieben. Man trug Ackergeräte auf Berge, brachte Wagen in Stuben, hing Melkkübel auf Bäume, tauchte allerlei Gegenstände in Jauche u. s. w.

Auf den 2. Febr. fiel das Fest Mariä Reinigung, im Volksmunde Lichtmeß; denn an diesem Tage werden in der Kirche sowol die daselbst zu brauchenden, als aus den Häusern dahin gebrachte Kerzen geweiht und letztere dann als zauberkräftig aufbewahrt und bei Gewittern, Krankheiten u. s. w. angezündet. In Schwaben stellten Kinder Lichter vor sich auf und beteten dabei. Wessen Licht zuerst ausbrannte, der mußte zuerst sterben und umgekehrt. Am nächsten Tage, Blasius, werden in der Kirche mit Kerzen die Hälse der Leute gegen Halsübel gefeit. In Schwaben wurden am Blasiustage auch die Pferde geweiht, gewiß ein Rest des Pferdekultes, von dem die Dachgiebel in Niedersachsen (oben S. 49) zeugen.

Im Februar folgte die christlich-germanische Fortsetzung der römischen Luperkalien (Bd. II. S. 423) und germanischen Götterumzüge (oben S. 45), der wälsche Carneval oder die deutsche Fastnacht (Nacht vor den Fasten?), auch Fasnacht (von Faseln, toll sich gebérden?), deren Gebräuche noch heute fortdauern und daher keiner Schilderung bedürfen. Sie beginnt mit dem „schmuzigen“ (d. h. fettigen) Donnerstag und wird, mit Unterbrechung am Freitag, dem Todes-, und Samstag, dem Grabestage Jesu, am Sonntag wieder aufgenommen und in stets gesteigertem Maße bis Mitternacht zwischen Dienstag und Mittwoch getrieben, wo dann der Aschermittwoch folgt. An manchen Orten finden zu dieser Zeit auch lokale Belustigungen verschiedener Art statt, unter welchen wir nur die interessantesten erwähnen. Zu Überlingen am Bodensee wird seit uralter Zeit von der Gesellschaft der „Rebleute“ nach genauer Ordnung der Schwerttanz aufgeführt, wie ihn die alten Deutschen nach Tacitus (Germ. 24, oben S. 20) übten und wie er auch bei den Ditmarsen noch vorkommt, früher auch im Elsaß. In

Stockach und anderen schwäbischen Orten hält man, ebenfalls seit alter Zeit, das Narrengericht, angeblich gestiftet auf Veranlassung Kuno's, des Hofnarren Herzog Leopolds von Österreich, zur Feier seiner klugen Rede*), welche der Herzog nicht beachtete und deshalb am Morgarten (1315) von den Schweizern geschlagen wurde; vom Herzoge soll die Stiftung bestätigt worden sein. Eine spätere Bestätigung durch Herzog Albrecht 1351 wurde im Narrenarchiv, d. h. in der Brunnensäule auf dem Markte zu Stockach aufbewahrt. Das „grobgünstige Narrengericht", durch die von Kuno gegründete Narrenzunft eingesetzt, besteht aus 20 Gerichtsnarren nebst Präsidenten, Schreiber und Büttel, richtet über die im vergangenen Jahre begangenen närrischen Streiche, ordnet die an der Fastnacht auszuführenden Mummereien, Vorstellungen und Umzüge und genießt während dieser Tage die weitesten Vorrechte. Am Aschermittwoch wird dann hier und an vielen anderen Orten die Fastnacht in Gestalt einer Strohpuppe begraben, wobei Parodien auf kirchliche Gebräuche mit unterlaufen. Allgemeiner und kirchlich sanktionirt ist die Sitte, sich am Aschermittwoch früh in der Kirche zur Buße für die durchgemachten Vergnügungen und zum würdigen Beginn der Fasten den Kopf mit Asche bestreuen zu lassen.

Am ersten Sonntage der Fastenzeit oder am Fastnachtsonntage nach dem alten Kalender findet vielfach eine Nachfeier der eben erwähnten Lustbarkeiten statt, welche dadurch ein altertümliches Gepräge erhält, daß an diesem Tage in der Schweiz und in Schwaben Feuer auf den Bergen angezündet werden (Funkensonntag), offenbar Überbleibsel eines heidnischen Frühlingsfestes. Das Holz dazu wird von Haus zu Haus mit launigen Sprüchen eingesammelt. In den brennenden Holzstoß werden Holzscheiben gehalten und unter Sprüchen den Berg hinab getrieben. Diese auch zu Johanni und anderen Festen beobachteten Gebräuche sind offenbar Reste des altdeutschen Sonnenkultes (oben S. 51).

Im Frühling wurde vom deutschen Volke stets der Storch als willkommener Bote der schönern Zeit begrüßt und das Kind, das ihn zuerst sieht, erhält einen Botenlohn. Sein Nest auf dem Kirchthurm oder Kirchdach ist heilig und wird gegen jede Verletzung geschützt.

Am Palmsonntag werden die Palmen zur Feier des Einzugs Jesu in Jerusalem geweiht, und er wird zu einem Anlaß, in Lieferung der schönsten Palmen, d. h. mit allerlei Blumen, Blättern und Früchten beladener und mit bunten Bändern geschmückter Stangen zu wetteifern, welche die Kinder in die Kirche tragen. Die Früchte verzehrt die Familie gemeinsam; von dem Übrigen wird bei Gewittern etwas verbrannt, damit der Blitz nicht einschlägt. Abgesehen von dem Esels-

*) „Ir ratet, wie ir wöllent in das Land Schwyz kommen, aber ratet nit, wie ir wieder wöllent herauskommen."

fest (oben S. 190) wurde an manchen Orten noch ein hölzerner „Palmesel" gehalten und unter Begleitung der Geistlichkeit in Procession herumgeführt (in Konstanz z. B. bis 1784, zu Art am Zugersee noch in den dreißiger Jahren).

Am grünen Donnerstag wurden (gewiß ein Rest früherer Pflanzenopfer) die Erstlinge der Früchte in der Kirche dargebracht, auch frische grüne Gemüse zum Schutze gegen Krankheiten gegessen. Am Charfreitag besucht man das heilige Grab in der Kirche und glaubt, daß was an diesem Tage gepflanzt werde, gedeihe. Am Charsamstag wird das „neue Feuer" an Stelle des ausgelöschten alten angezündet und das Taufwasser mit einer eingetauchten Osterkerze geweiht, auch vor der Kirche ein Feuer gebrannt, in welches die Leute Holzscheite halten und starkes Anbrennen für ein Glück halten. Man nennt dies auch: den Judas verbrennen; wahrscheinlich stammt aber der Gebrauch aus heidnischem Feuerkult.

Der deutsche Name des Osterfestes kann seinen Ursprung von der germanischen Frühlings- und Lichtgöttin Ostara nicht verleugnen. Osterfeuer wurden früher angezündet, und zwar, was ihr Alter beweist, ohne Stahl, durch Reiben mit Hölzern, also wie in den Urzuständen der Menschheit. Diese Feuer und das Osterwasser, das stumm aus fließenden Gewässern geschöpft wurde und womit sich Mädchen wuschen, um schön zu bleiben, dann die Osterkuchen in Gestalt von Thieren (Osterhasen, christlich Osterlämmer) und die Ostereier, die man versteckt und um deren Härte man spielt, sind entschieden heidnischen Ursprungs. Christlich gefärbt, wenn schon auf ehemalige Opfer deutend, ist der jetzt zur Feier des Aufhörens der Fasten mit Festgepränge umhergeführte geschmückte Osterochse. Am Ostermontag geht man, zur Erinnerung an den Ausgang der Jünger und ihre Begegnung mit dem Auferstandenen, nach einem benachbarten Orte und nennt dies „nach Emmaus (oberbairisch „Ebenaus") gehen." Volkstümlicher jedoch ist der Gebrauch, an diesem Tage ein Eierlesen oder einen Eierritt zu veranstalten. Am Vormittag nach dem Gottesdienste werden von den ledigen Burschen Eier gesammelt und auf einer Wiese in gerader Linie ihrer hundert bis zweihundert etwa einen Fuß von einander gelegt, beim Eierritt aber in gleichen Zwischenräumen auf Pfähle gestellt. Nachmittags ziehen die Burschen mit Musik auf die Wiese, wo sich das ganze Dorf und dessen Umgegend versammelt. Nun ergeht der Wettkampf zwischen zwei Burschen oder zwei Mädchen. Der eine Kämpfer läuft bis an einen bestimmten benachbarten Ort, von dem er ein Wahrzeichen mitzubringen hat, während der Andere (laufend oder reitend) jedes Ei auflesen und in eine mit Spreu gefüllte Wanne werfen muß. Wer zuerst seine Aufgabe beendet, hat gewonnen und erhält einen Preis. Das Fest schließt mit Zechgelage und Tanz. In den Berglandschaften der Schweiz fin-

den am Ostermontag Ring- und Schwingfeste mit Steinstoßen und anderen nationalen gymnastischen Übungen statt.

Am ersten und manchenorts auch am letzten Tage des April ist es seit uralter Zeit gebräuchlich, den Leuten eine Unwahrheit aufzubinden, die nicht gleich als solche auffällt oder ihnen in ähnlicher Weise einen unausführbaren Auftrag zu ertheilen. Wer sich so foppen läßt, wird als „Aprilnarr“ oder „Aprilbock“ verlacht. Diese Sitte soll zwar nach Ansicht Mancher erst der neuern Zeit angehören; aber der Glaube an verhängnißvolle Tage ist jedenfalls alt, und so auch die Bedeutung der Frühlingsmonate in Mythe und Aberglauben.

Der erste Mai wurde als Anfang eines Monats gefeiert, der schlimmer als sein Ruf ist. „Maien“ wurden festliche Sträuße kleinern und größern Umfangs genannt, die man den Geliebten zu Ehren aufsteckte oder um die man singend tanzte. Es wurde damit die Auferstehung der Natur gefeiert. In den Mainächten schöpft man Wasser, darin das Baden heilsam sein soll, man wäscht sich ebenso mit Maithau; bekannt ist der mit Waldmeister bereitete Maitrank. Seit christlicher Zeit hält man im Mai kirchliche Umzüge mit Kreuz und Fahnen, um für das Gedeihen der Feldfrüchte zu bitten (Öschprocessionen, Flurgänge) und zu Ehren der Maria die Maiandachten, woraus offenbar der Übergang der heidnischen Frühlingsgöttin Maia (Bd. II. S. 409) in die christliche Maria hervorleuchtet. Dafür spricht auch, daß eine Menge Pflanzen und Thiere, welche die Spur eines Kultes der Naturreligion an sich tragen, den Namen Mariens erhielten, wie z. B. Mariengras, Marienkäferchen u. s. w.

Ist es aber, aufrichtig gestanden, nicht ein fortgesetzter Kult der Frühlingsnatur, der sich von Ostern, von der Auferstehung der Blumen, bis Pfingsten hinzieht, wo sich der heilige Geist der Sommerpracht auf die Menschen herniedersenkt? Ja, der Katholizismus hat in seinem die Herzen aller Fantasiemenschen erobernden Gottesdienste in wolberechneter Weise die Eindrücke der Natur mitwirken lassen. Ohne den herrlichen Übergang vom Frühling zum Sommer, was wäre da das Auffahrtfest, was die Pfingstfeier, was das einen würdigen Schluß dieses Festkreises bildende Fronleichnamsfest? In Dorfkirchen wurde und wird noch, wie zu Ostern die Auferstehung aus dem Grabe, so die Himmelfahrt des Auferstandenen durch eine Öffnung in der Kirchendecke, aus der sich dann zu Pfingsten der heilige Geist in Taubengestalt herabläßt, plastisch-mechanisch dargestellt, und bekannt sind die auch den Nichtgläubigen ergreifenden pompösen Umzüge und Messen unter freiem Himmel bei Glockengeläute und Kanonendonner, Weihrauchduft und reichem Straßen- und Häuserschmuck zwischen aufgestellten jungen Buchen, am Fronleichnamstage!

Zu Maria Himmelfahrt (15. Aug.) werden in Feld, Wiese

und Wald Heilkräuter gesammelt, unter denen in den Alpen die Königs- oder Wetterkerze hervorragt, und im Chor der Kirche aufgestellt und geweiht, um dann als Hausmittel zu dienen.

Auf den festarmen Herbst folgen als sinniger Schluß des Festjahres, das Allerheiligen- und das Allerseelenfest (1. und 2. Nov.), auf welche beide Tage sich an verschiedenen Orten der rührende Besuch der Friedhöfe mit den reichbekränzten Gräbern der geliebten Todten vertheilt.

Wahrscheinlich wurden alle diese Feste bei dem stabilen Landvolke schon im Mittelalter mit den nämlichen Grundzügen gefeiert, wenn auch wol in mancher Beziehung etwas einfacher. Ebenso mag es sich mit häuslich-religiösen Feiern verhalten, welche auf alten Ursprung deuten und nicht ohne Mitnahme sogar heidnischer Elemente geblieben sind. Dazu gehört z. B. das Aussegnen der Wöchnerinnen, das wir in ähnlicher Weise schon bei den Eraniern (Bd. I. S. 540), Griechen (Bd. II. S. 25) und Römern (ebend. S. 369) fanden, und die Beerdigung, welche ebenfalls bei höher gebildeten heidnischen Völkern nicht mit wesentlich verschiedenen Gebräuchen begangen wurde. So z. B. hat sich das sogar schon in der Urzeit der Höhlenbewohner übliche Leichenmal (Bd. I. S. 27) durch die verschiedensten Völker bis heute fortgepflanzt. Bei der Beerdigung im bairischen Hochlande werden hinter Kreuz und Fahnen Getreide, Mehl und Brot hergetragen, nebst Wein an den Choraltar gestellt und so gewissermaßen geopfert; das Opfer von Naturgegenständen ist aber heidnisch. So berühren sich die religiösen Gedanken und Übungen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten und von der Geburt des Menschen bis zu seinem Tode in einer unendlich langen und reichhaltigen Reihenfolge der buntesten Bilder!*)

*) Die Kleidung der Bauern des Mittelalters war von derjenigen der höheren Stände ihres Landes und Jahrhunderts weniger im Schnitt, als in der Ausstattung verschieden, — natürlich höchst einfach; ihre Wohnräume dagegen mögen den noch jetzt unter ihnen in dem betreffenden Lande gebräuchlichen ziemlich ähnlich gewesen sein. Namentlich scheint das viel beschriebene und bekannte niedersächsische Bauernhaus seit dem Mittelalter schwerlich Neuerungen erlebt zu haben. Desgleichen mögen Hochzeit- und Taufgebräuche auf dem Lande in ihrer landschaftlichen Schattirung so ziemlich dieselben geblieben sein. Wir verweisen auf das reichhaltige Werk von Ploß, das Kind, Stuttg. 1876.

Dritter Abschnitt.

Das Bürgertum der Städte.

A. Geschichtliche Entwickelung.

War im Mittelalter die Geistlichkeit das am Alten festhaltende Element in geistlichen und der Adel dasjenige in weltlichen Dingen, und stellte der Bauernstand die von der Geistlichkeit bevormundete und vom Adel gedrückte Bevölkerung des sog. platten Landes dar, so erblicken wir neben diesen drei Ständen als emporstrebendes, bewegendes und vorschreitendes Element dasjenige der Bürger in den Städten. Geistlichkeit und Adel mußten auf Erhaltung ihrer Stellung bedacht sein, weil diese die höchste war, für erstere auf dem Gebiete des Geistes, für letztern auf dem des Leibes; denn einen (gleichviel wie) erworbenen Besitz wird selten ein Mensch aufzugeben willens sein. In diesem Sinne sind denn auch alle Menschen konservativ; sie sind revolutionär, so lange sie nicht haben was sie wünschen und werden Feinde aller Umwälzung, sobald ihr Ziel erreicht ist. Auch mit den Bauern verhielt es sich so. Diejenigen, denen es gelang, ihre unabhängige Stellung zu bewahren, wie Schweizer, Friesen u. A., wetteiferten an Erhaltungsgeist mit Adel und Klerus, während ihre weniger glücklichen Standesgenossen, wie Stedinger, Ditmarsen u. A. nur nach verzweifeltster Gegenwehr für ihre Rechte unterlagen. Sie und ihre überzahlreichen Schicksalsgenossen ertrugen das Unabwendbare nur mit Knirschen, so lange die Augenzeugen der Unterdrückung lebten; ihre Nachkommen, als Unterworfene erzogen, wurden stumpf und träge, bis ein Antrieb von außen, wie wir im nächsten Bande sehen werden, sie zum Theil aufrüttelte. Auch die Städter endlich wurden, nachdem sie sich mühsam eine geachtete Stellung erkämpft, völlig von dem Streben nach Erhaltung derselben beherrscht und erbitterte Gegner aller wider ihre zünftischen Einrichtungen auftauchenden Gedanken. Die Stadtbürger waren daher durchaus von demselben Geiste beseelt, wie die übrigen Stände des Mittelalters und wie alle Menschen mit seltenen Ausnahmen. Daß sie im Mittelalter als das bewegende Element erscheinen, hat seinen Grund einzig darin, daß sie später auf den Schauplatz der Geschichte traten, als die übrigen Stände, und zwar zu einer Zeit, als Letztere die Welt bereits unter sich vertheilt hatten. Die Städte des Mittelalters mußten größtentheils ihre Entwickelung von vorne beginnen; denn soweit das römische Reich geherrscht hatte, waren die Städte entweder durch die Stürme der Völkerwanderung vernichtet oder hatten während dieser Krisis durch Entvölkerung, Verwüstung oder

irgend eine ihre Rechte niederdrückende Zwingherrschaft gelitten, wol nur sehr wenige ausgenommen. Außerhalb des römischen Reiches aber, namentlich in Germanien östlich vom Rhein und nördlich von der Donau, gab es zur Zeit der Völkerwanderung überhaupt (wahrscheinlich) noch keine Städte. Die Entwickelung des Städtewesens in Deutschland gibt somit ein treffenderes Bild dieses wichtigen Faktors der neuern Kultur als in irgend einem andern Lande, wo alte römische Städte oder Kolonien nach einem durchlebten Wendepunkte ihrer Geschichte mit Benutzung alter Erinnerungen und stehengebliebener Bauwerke, also in theilweiser Fortführung antiken Lebens (so namentlich in Italien) in eine neue Periode ihres Daseins eintraten.

Städte konnten zu allen Zeiten nicht ohne eine gewisse Höhe, welche das betreffende Volk in Gewerben und Handel erreicht hatte, entstehen. So lange die Deutschen blos Ackerbau und Viehzucht trieben, lebten sie zerstreut in Gehöften, sogar ohne eigentliche Dörfer*). Die Berührung mit den Römern jedoch und später die Verbreitung des Christentums unter ihnen weckte ihre geistigen Anlagen und vermehrte ihre Bedürfnisse. Die Zugehörigkeit Westdeutschlands zum fränkischen Reiche und die Gewohnheit der älteren Monarchen überhaupt, ihren Wohnsitz zu wechseln und auf Wanderungen durch das Reich ihre Amtshandlungen auszuüben, ließ an verschiedenen zerstreuten Orten königliche Pfalzen entstehen, zuerst allerdings in ehemaligen Römerstädten mit Benutzung ihrer Mauern. Da ließen sich um des Königs Haus dessen Beamte, Dienerschaft und Krieger nieder, und der Platz wurde gegen feindliche Angriffe befestigt. Dazu kamen noch Handwerker und Kaufleute zur Befriedigung der Bedürfnisse des Hofes. Zugleich aber entstanden in diesen Stationen, welche zur Römerzeit wol meist hatten christliche Martyrer sterben sehen, über deren Gräbern nach dem Siege des Christentums Kirchen, Klöster und Sitze von Bischöfen oder sonstigen höheren Geistlichen mit ihrer Hierarchie und Dienerschaft, welche ebenfalls der Gewerbe und des Handels bedurfte. Dieser Doppelcharakter von Hof- und Kirchensitz führte demnach eine Bevölkerung verschiedener Herkunft zusammen, die sich durch regen Verkehr bei Kauf und Verkauf auf den Plätzen vor Hof und Kirche näher trat. Ein Beispiel dieser Art ist Mainz, welches, nach vorheriger Verödung seit der römischen Zeit, um die Mitte des achten Jahrhunderts als ummauert erwähnt wird. Aber auch in dem vom römischen Reiche nicht umfangenen Deutschland folgten Städtegründungen bald. Während bei den einen der höfische, überwog bei anderen der kirchliche Charakter. So sammelte sich z. B. Münster in Westfalen um den 792 gegründeten Dom, wurde aber erst

---

*) Chr. Meyer, die Entwickl. uns. städtebürgerl. Freiheit. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. N. F. I. S. 389 ff.

zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ummauert, das ähnlich entstandene Hildesheim schon im elften und St. Gallen, das sich um sein Kloster schaarte, gar schon im neunten. Nürnberg, Ulm, Frankfurt am Main u. a. hatten dagegen eine mehr weltliche Entstehung auf königlichem Boden. Weitere weltliche Stadtgründungen waren die eigentlichen „Burgen“, d. h. ursprüngliche Waffenplätze, errichtet im Kampfe gegen heidnische, besonders slawische Nachbaren, und die fürstlichen Städte, welche eine Stütze der Herrschaft einzelner Fürsten werden sollten.

In ihrer ältesten Zeit waren daher die deutschen Städte keine Orte von irgend welcher Selbständigkeit, sondern von Hof oder Kirche oder beiden abhängig. Es waren Komplexe von Wirtschaften, und zwar noch vorwiegend ländlichen Charakters; ihre Mauern umfaßten noch Felder, Wiesen, Gärten und Weinberge. Die Handwerker waren sogar Leibeigene, welche je nach ihrem Fache Innungen unter Aufsehern oder Meistern (magistri) bildeten, die für ihren Unterhalt und Arbeitstoff sorgten; ihre Arbeit war auch ausschließlich für ihre Herren, den Hof oder die Kirche bestimmt. Anders befanden sich die freien Grundbesitzer und Kaufleute, welche sich um Hof oder Kirche ansiedelten; sie standen lediglich unter dem König, während die Leute des Hofes und der Kirche, dieser zwei „immunen“ Körperschaften, von deren Vögten gerichtet wurden. Als nun unter den letzten Karolingern, am Ende des neunten Jahrhunderts, das Ansehn der Kaiser-Könige am tiefsten gesunken war, und die Fürsten dies benutzten, um ihre Macht zu stärken und zu diesem Ende die freien Stadtbewohner drückten, da wandten sich diese an die Kirche und begaben sich unter den Schutz der Bischöfe. So wurden die Städte großentheils Gegenstände bischöflicher Rechte, und die Kaiser-Könige des sächsischen Hauses ertheilten im zehnten und am Anfange des elften Jahrhunderts den Bischöfen nicht nur die Freiheit ihrer Güter von fremder Gerichtsbarkeit, wie sie schon früher bestand, sondern auch die unmittelbare eigene Gerichtsbarkeit auf ihren Gebieten. Dazu kam noch das Recht der Münze, des Zolles, der Abgaben u. s. w., und so wurden die Bischöfe am Ende des zehnten Jahrhunderts beinahe Alle wirkliche Reichsfürsten. Die Könige suchten sich nämlich durch Begünstigung der Kirchenfürsten ein Gegengewicht gegenüber den immer unbotmäßiger und selbständiger auftretenden weltlichen Lehnfürsten zu schaffen, und weil die Würden der Bischöfe und mit bischöflichen Rechten ausgestatteten Äbte in Folge des Cölibates nicht erblich werden konnten, sahen die Könige in ihnen gewissermaßen eine Fortsetzung der alten gewählten Gaugrafen (oben S. 22 und 80).

Die Zeit, in welcher die Städte an Stelle ihrer frühern zwitterhaften Verfassung lediglich der Kirche unterstanden, beförderte ihren Wolstand; denn im Mittelalter war „unter dem Krummstabe gut wohnen“, wenn man dessen Glauben theilte. Die Abgaben und Dienste, welche

die freien Stadtbewohner dem geistlichen Herrn zu leisten hatten, waren gering und nicht drückend, ja nicht einmal persönlich, sondern im Allgemeinen berechnet. So z. B. thaten die Kaufleute von Straßburg dem Bischof Botendienste, doch auf seine Kosten; die Augsburger zahlten dem ihrigen von ihren Höfen einen Grundzins von 4 Pfund Pfennigen, daneben aber auch außerordentliche Abgaben u. s. w.

Auch die Verhältnisse der Handwerker hatten sich verbessert; sie lieferten dem Stadtherrn nur eine gewisse Abgabe und bezogen im Übrigen den Gewinn ihrer Arbeit für sich, welche letztere durch den Wetteifer unter ihnen vervollkommnet wurde. Jene Abgabe bestand indessen gewöhnlich auch aus der Frucht einer Arbeit, indem jede Innung dem Bedürfnisse des bischöflichen (fürstäbtlichen) Hofes Das liefern mußte, was sie hervorbrachte, doch den Stoff dazu auf des Hofes Kosten erhielt. Die Kürschner Straßburgs z. B. mußten die Felle und Pelze für ihren Bischof bereiten, der ihnen jedoch den Stoff dazu aus Mainz und Köln kommen ließ. Die Schuster lieferten Lederfutterale zu Leuchtern und anderen Geräten, die Schmiede Hufeisen, Nägel u. s. w. und die Schwertfeger mußten ihr Handwerk für den Hof des Bischofs üben. Dagegen kamen auch Leistungen vor, welche nicht nur nichts mit dem betreffenden Gewerbe zu thun hatten, sondern mit demselben in unangenehmer Weise kontrastirten. Die Weinwirte in Straßburg z. B. mußten auf des Bischofs Verlangen ihm die Aborte und Vorratskammern reinigen u. s. w. Weniger günstig als die Handwerker standen die Kirchenhörigen, welche arme Ansiedler, Tagelöhner und Gesinde umfaßten. Doch fiel ihr Nachlaß nur dann an den geistlichen Herrn, wenn keine Erben vorhanden waren.

Die Herrlichkeit des Glückes der Städte unter dem Krummstabe schwand jedoch, als die zwei Mächte des abendländischen Reiches, Kaiser und Papst, im elften Jahrhundert sich entzweiten. Die Bischöfe traten, ihrer Stellung gemäß, auf die Seite Canossa's; die Städter aber erinnerten sich, daß sie Deutsche waren und standen zu ihrem König. Ohnehin waren sie zu solchem Wolstande gelangt, daß sie der gnädigen Herren vom Krummstabe nicht mehr bedurften. Die Städte wuchsen mehr und mehr; um die ältesten Theile (Altstädte) schaarten sich neuere (Neustädte). Es ließen sich jüngere Söhne der Edelleute, sowie Bauern und Hörige in den Städten nieder. Und Alle lernten erkennen, daß es die eigene Arbeit war, welche sie vorwärts brachte und daß sie sich die Mühe des Arbeitens für die Kirche ersparen konnten, das ohnehin oft genug einen demütigenden Beigeschmack hatte. Die Innungen der Städte sandten daher ihre wehrhaften Mannen dem deutschen Könige zu Hilfe gegen seine sonderbündischen und römischen Feinde, und der König dankte ihnen und belohnte sie mit Rechten und Freiheiten. Die Freien der Städte strebten nach Antheil an der Regirung, die Handwerker und

Unfreien nach voller persönlicher Freiheit. Das wurde ihnen der Hauptsache nach am Anfange des zwölften Jahrhunderts gewährt und Kaiser Friedrich I. (Rotbart) fügte dazu noch die Freiheit aller Städter vom Besthaupt und Gewandrecht, d. h. von dem den Bischöfen und Fürstäbten zustehenden Rechte auf das beste Stück Vieh oder Gewand der Verstorbenen. Die Städte erhielten eigene Gerichtsbarkeit und die früher leibeigenen Handwerker ihre Freiheit; wenn daher das Verhältniß zur Kirche die Bürger wolhabend gemacht, so machte dasjenige zum Reiche sie reich, und die Luft in der Stadt machte von da an Jeden frei. Der bischöfliche Rat, in welchen immer mehr Bürger Eingang gefunden, wurde zum Stadtrate; in der Folge aber wurde derselbe vervielfältigt, und ein engerer Ausschuß („kleiner Rat") besorgte mit den jährlich wechselnden Bürgermeistern die dringenderen Geschäfte und berichtete darüber an den weiteren („Großen") Rat, der meist aus 100, 200 oder 300 Mitgliedern bestand und das eigentliche Haupt, auch Obergericht der Stadt war. Titel, Zusammensetzung, Wahlart, Amtsdauer und Befugnisse der beiden Räte waren übrigens in den einzelnen Städten sehr verschiedenartig. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts war der Sieg der Städte gegenüber geistlicher Obergewalt entschieden, und sie wurden, unter der Oberhoheit des Reiches, selbständige Staatswesen, durch welche zwar die politische Zersplitterung des Reiches vergrößert, aber auch der Sinn für Freiheit genährt, die der Geistlichkeit abhanden gekommene Bildung gepflegt und dem Handel, sowie den Gewerben willkommene Brennpunkte geschaffen wurden, während dagegen die Bürger die Landwirtschaft immer mehr den Bauern überließen. Ehe jedoch dies gelang, war noch manch harter Kampf in den Stadtmauern auszufechten, und zwar nicht nur etwa zwischen den Bürgern und den sie bisher beherrschenden geistlichen Herren, sondern auch zwischen Parteien der Bürger selbst. Das Nebeneinanderwohnen in die Stadt gezogener freier Grundbesitzer und Kaufleute und ehemals höriger Handwerker, unter welchen die Ersteren von den Herren der Städte natürlich begünstigt wurden, schuf Eifersucht und Reibungen. So gab es geraume Zeit, namentlich im dreizehnten Jahrhundert, dieser kritischen Gärungzeit der Städte, in vielen derselben drei Parteien: Bischof, Adel und Zünfte, wobei mancherlei Schwankungen nicht ausbleiben konnten. Als z. B. in Köln 1263 Adel und Bürger der Stadt die übertriebenen Anforderungen des Erzbischofs zurückzuweisen einig zusammenstanden, reizte Engelbrechts geistlicher Rat Anselm von Justingen die Zünfte gegen den Adel auf, dessen Druck abzuschütteln er sie ermahnte, und nachdem die Bürger, obschon durch erzbischöfliche Truppen verstärkt, zweimal der Macht des Adels erlegen, wurde zwischen einzelnen Geschlechtern des letztern, den Overstolzen und ihren Feinden, alter Groll aufs neue geschürt. Durch einen tückisch geplanten Überfall der Erzbischöflichen und ihrer

städtischen Anhänger (1269) wurden aber die Handwerker auf die Seite der Overstolzen getrieben. Im fortgesetzten Kampfe wurde Erzbischof Engelbrecht von den siegreichen Bürgern gefangen und in einem eisernen Käfig dem Hohne des Volkes preisgegeben *). Der ob dieser Kirchenschändung gegen Köln geschleuderte Bannfluch fruchtete nichts und der Kirchenfürst wurde erst in Freiheit gesetzt, als er die Freiheiten und Rechte der Stadt nimmer zu kränken versprach. Nachdem aber die geistliche Herrschaft vollends abgeworfen, brachen in Köln und Mainz und allen bischöflichen Städten die Streitigkeiten zwischen dem Adel (oder den Geschlechtern, auch Patriziern) und den Zünften aufs Neue aus und wüteten, bis Vereinbarungen ihnen ein Ende machten. In Köln wurde 1370 der Friede dadurch hergestellt, daß der enge (vollziehende) Rat dem Adel, der weite (gesetzgebende) aber den Zünften überlassen wurde. In Mainz führte die Hartnäckigkeit des Streites nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Rückkehr unter das erzbischöfliche Joch herbei. In Straßburg dagegen gelangten die Zünfte durch allmälige friedliche Entwickelung im vierzehnten Jahrhundert zur Mehrheit im Rate.

Auch in denjenigen deutschen Städten, welche, wie erwähnt, niemals geistlicher Herrschaft unterlegen, sondern auf königlichem Boden erwachsen waren, entbrannte der nämliche Kampf zwischen Patriziat und Bürgern. Es kamen dabei, wie in den bischöflichen, so auch in den königlichen Städten, sowol erhebende Züge des Mutes der bislang Benachtheiligten, als erbärmliche Beispiele von Feigheit und Hinterlist vor. So waren es z. B. in Nürnberg im Jahre 1349 nicht hochherzige Volksmänner, sondern catilinarische Naturen, welche die Bewegung gegen das Patriziat einleiteten, — Menschen, welche der Volkswitz selbst nach Merkmalen ihrer äußern Erscheinung mit Spitznamen bezeichnete. Ein Schwertfeger, genannt Geißbart und ein Grundbesitzer, Pfauentritt geheißen, spannen eine Verschwörung, welche aber den Regirenden verraten wurde, die sich nun in feiger Flucht zu retten suchten, worauf der Pöbel, dem allerlei Herrlichkeit vorgespiegelt worden, das Rathaus und die Häuser der Patrizier plünderte, alles Geräte zertrümmerte, Frauen und Töchter mißhandelte, Schuldscheine verbrannte, lärmte und zechte und eine neue Stadtregirung unter Geißbart und Pfauentritt einsetzte. Da jedoch unter derselben arge Zuchtlosigkeit herrschte, Handel und Gewerbe aber stockten, griff König Karl IV. die Stadt an, die sich ohne Gegenwehr ergab und nach nur zwölftägiger Herrschaft der Demagogen, die empfindliche Strafe erlitten, das alte Regiment wieder annehmen mußte. Jedoch brachte 1378 ein gütlicher Vertrag Theilnahme der Zünfte an der Besetzung des Rates zu Stande. In Augsburg wurde 1368 in Folge eines Volksauflaufs ohne Blutvergießen die Geschlechterherr-

*) Kortüm, Gesch. des Mittelalters II. S. 4 ff.

schaft durch eine zünftische Verfassung mit theilweiser Vertretung der Geschlechter ersetzt. In Zürich schwang sich 1335, nach Art der griechischen Tyrannen, der Ritter Rudolf Brun zum Bürgermeister auf und rief eine zünftische Verfassung mit halbjährlich neu zu wählendem Rate ins Leben. So demokratisirten sich in geringerm und höherm Grade nach und nach fast alle nicht wieder unter Fürstenmacht fallenden Städte des deutschen Reiches, und um so auffallender ist daher eine Ausnahme unter denselben, welche die an der Südwestgrenze des Reiches liegenden Städte der westlichen Schweiz (oder Klein-Burgunds) betrifft. In derselben Zeit der städtischen Parteigärung, wo das eben Erwähnte vorfiel, im vierzehnten Jahrhundert, fand in Bern eine umgekehrte Entwickelung statt, indem die bereits seit dem vorhergehenden Jahrhundert völlig demokratisch eingerichtete Stadtgemeinde immer seltener versammelt wurde und ihre Befugnisse nach und nach an den Rat übergingen, in welchen dann, einer Gewohnheit zufolge, die endlich sogar zum Gesetze wurde, nur eine Anzahl der ältesten Geschlechter wählbar wurden, die sich auch selbst ergänzten. So wurde dort das Extrem des Patriziates, ein starres Junkertum herrschend, und diesem Beispiele folgten auch Berns Nachbaren und Verbündete, Freiburg und Solothurn; eine ähnliche Richtung wurde auch in Luzern herrschend*).

Zu gleicher Zeit mit diesem die Geschichte Roms wiederholenden Ringen zwischen Patriziern und Plebejern verpflanzte sich das Streben der Letzteren nach Gleichberechtigung auch weiter abwärts, indem die „Knechte" der Handwerker (im 14. und 15. Jahrhundert) sich erhoben, um zu „Gesellen" emporzusteigen. Sie gründeten selbständige „Gesellenladen", und ihre Schaaren wurden so beachtenswert, daß sowol der Adel als die Zünfte sie an sich zu ziehen und gegen die feindliche Partei zu benutzen suchten. So gelang es ihnen auch, sich aus der Knechtschaft zu befreien, wie früher ihre Meister aus der Hörigkeit sich losgerissen hatten.

Eine bedeutsame Erscheinung in der Entwickelung des Städtewesens bieten die städtischen Bündnisse dar. Das größte, mächtigste und älteste derselben war die norddeutsche Hansa. Aus Handelsbetrieb auf den Meeren Nordeuropa's, der Nord- und Ostsee hervorgegangen, zeigt sie ihre ersten Spuren auf fremder, wenn auch stammverwandten gehörender Erde, in der Hauptstadt der Angelsachsen an der Themse und auf dem Eilande der Goten nahe der Küste Schwedens. In London gehörte ihr die Gildenhalle (Guildhall) und sie hatte schon von Wilhelm dem Eroberer an Vorrechte aufzuweisen, die ihr die Könige ertheilt. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war es, als sich in der

*) Näheres s. in des Verf. Geschichte des Schweizervolkes I. S. 299 ff. 557 ff.

britischen Hauptstadt die deutschen Kaufherren, die bis dahin nach ihren Heimatstädten besondere Vereine gebildet, in eine einzige Gesellschaft vereinten. Im Jahre 1287 aber beschlossen die deutschen Kaufleute auf Gotland eine gemeinsame Ordnung, welche dem Seeraub und Strandrecht ein Ende zu machen bestimmt war. Zu derselben Zeit entstanden auch auf dem deutschen Festlande Bünde von Städten mit dem nämlichen Ziele. So verbanden sich 1241 Hamburg und Lübeck; unter dem Zwischenreiche schlossen sich Bremen, Stade, Minden und die meisten Städte Westfalens an, während Braunschweig an der Spitze eines ähnlichen Bundes gegen das Unwesen der Raubritter und des Fehdewesens stand. Gegen diesen Unfug richtete sich auch der Bund der vier westfälischen Städte Münster, Soest, Dortmund und Lippe 1253, gegen den Seeraub wieder der von Lübeck, Wismar und Rostock 1256, dem 1293 Stralsund und Greifswald beitraten. Lübeck und Wisby auf Gotland verbanden sich überdies 1280 für den Schutz der Handelsstraße auf der Ostsee und bis nach Nowgorod. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts aber verschmolzen die genannten Bündnisse alle in eines, die deutsche Hansa (Hansa Teutonicorum) und stellten eine gemeinsame Bundes- und Kriegsordnung auf. Lübeck, als leitender Vorort der Hansa, richtete sein Hauptaugenmerk gegen das eroberungsüchtige Dänemark und brachte gegen selbes einen Bund zusammen, der (1361) nicht nur die Städte Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Anklam, Stettin, Kolberg, Hamburg, Bremen und Kiel, sondern auch Schweden und Norwegen, Holstein und Mecklenburg umfaßte. Dänemark rief gegen die unbändige Hansa die Reichsacht und den Papstfluch an, was aber den Bund nicht nur nicht entmutigte, sondern stärkte und ihm den Beitritt der Holländer und Rheinländer verschaffte, so daß ein Tag zu Köln die Demütigung Dänemarks und des zu diesem abgefallenen Norwegen bewirken konnte (1370).

Der innere Ausbau der Hansa als eines einheitlichen Bundes ist niemals vollendet worden, wie sie auch, schon ihrer natürlichen Lage nach, niemals ein zusammenhängendes Gebiet bilden konnte. Aus den Abgeordneten der theilnehmenden Städte bildete sich die Bundesversammlung, welche allgemein verbindliche Satzungen aufstellte, die Streitigkeiten mit auswärtigen Mächten oder einzelnen Bundesgliedern entschied, die Beiträge an Mannschaft, Schiffen und Gelt bestimmte, Krieg erklärte, Frieden und Verträge schloß. Die fünf sog. Wendenstädte (Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswald) bildeten nach Herkommen den Ausschuß, welcher die Tagfahrten und Unternehmungen betrieb, die laufenden Bundesgeschäfte besorgte, die Bundesversammlung ordentlicher Weise alle drei Jahre um Pfingsten und außerordentlicher Weise je nach Bedürfniß, in der Regel nach Lübeck, einberief und für sie die Gegenstände der Verhandlungen entwarf, den Briefwechsel führte, wie auch ihre Be-

schlüsse vollzog. In den Vorsitz theilte sich Lübeck mit Köln und Hamburg; die Ausfertigungen geschahen mit dem Lübecker Sigel. Meistens wurden die Versammlungen nur schwach besucht; denn es fehlte nicht an Eifersucht und Widersetzlichkeiten und das Verhältniß war überhaupt ein sehr lockeres. Strafen gegen Widersetzlichkeit waren Geltbußen zu Gunsten des Bundesschatzes, der „kleine Bann", welcher vom Bundestage, und der „große Bann", welcher die „Verhanseten" von jedem Verkehr ausschloß. Die Einkünfte wurden durch Strafgelter, Beiträge der Verbündeten und Zölle gespeist. Eingetheilt wurde der Bund bei früherer geringerer Ausdehnung in drei Drittel, das wendische, sächsische und westfälische, bei späterer, weiterer in neun Quartiere mit den Hauptorten Lübeck, Hamburg, Magdeburg, Braunschweig, Münster, Nimwegen, Deventer, Wesel und Paderborn. Den Angehörigen der Bundesstädte war unmittelbarer Handel mit Fremden untersagt und sie durften nicht in zwei Städten zugleich Bürger sein. Aufrührer gegen eine Stadt durften von keiner andern aufgenommen werden. Ganze aufrührerische Gemeinden konnten gegen Buße und Abbitte Verzeihung erhalten. Zum Zwecke des auswärtigen Handels hatte die Hansa Comptoirs oder Residenzen in London, Bergen, Brügge und Nowgorod (Neugarten genannt), mit Waarenhäusern und Beamtenwohnungen, welche eigene, je aus mehreren „Höfen" bestehende Gemeinden bildeten. Jeder Hof umfaßte wieder eine Anzahl Gesellschaften, jede unter Leitung eines Hausvaters (Husbonde) und mit den Abstufungen der Meister, Kaufmannsdiener, Gesellen, Lehrjungen und Bootsknechte. Über Klagen und Streitigkeiten in der Residenz entschied der Kaufmannsrat, der z. B. in Bergen 18 Beisitzer und zwei Aldermänner zählte und jährlich von den Meistern neu gewählt wurde. Die Gesammtheit der Niedergelassenen betrug in Bergen dreitausend Köpfe. Alle Bewohner der Residenzen mußten ehelos leben und den Oberen unbedingt gehorchen, was aber wie in den Klöstern vielfach gebrochen wurde. Große Zuchtlosigkeit riß namentlich in späterer Zeit ein, und man unterwarf die in einen höhern Grad Aufsteigenden theils lächerlichen, theils rohen Proben (Untertauchungen im Meer, Räucherungen, Auspeitschungen u. s. w.). Der großartigste Verkehr waltete wol in Brügge, wo Italiener aus allen Gauen, Griechen, Spanier, Portugiesen und Franzosen mit den Hanseaten und Engländern Waaren tauschten und reger Verkehr selbst mit dem entlegenen Nowgorod gepflogen wurde (s. oben S. 113 f.).]

Während die Hansa das freistädtische Element in den Niederungen und an den Küsten Norddeutschlands vertrat, that dasselbe in den Hügelgeländen des mittlern und südlichen Landes der schwäbische Städtebund und in den Hochgebirgen der Alpen die schweizerische Eidgenossenschaft. Ersterer war die notgedrungene Frucht der Fehdelust des dortigen Adels im vierzehnten Jahrhundert, als dessen Typus sich namentlich der

Städtebedränger Eberhard der Greiner von Würtemberg hervorthat, sowie der Ohnmacht des Reiches, das unter den Luxemburgern namentlich dem niedern Adel gegenüber immer ohnmächtiger wurde. Als die Städte das Treiben dieser Herren, die sie stets schädigten und drückten, nicht mehr ertrugen, stifteten sie 1376 den sog. „großen Bund"; die Theilnehmer waren Ulm, Konstanz, Rottweil, Weil, Reutlingen, St. Gallen, Überlingen, Memmingen, Biberach, Ravensburg, Lindau, Kempten, Kaufbeuren und Eßlingen; später traten Mainz, Straßburg, Speier, Worms, Frankfurt, Hagenau, Weißenburg und andere bei, bis es 42 verbündete Städte waren, welche 1381 in Speier sich eine Art von Verfassung gaben. Das Beispiel ahmte die adelige Gegnerschaft nach und gründete Rittergesellschaften, von denen die bedeutendste, die vom Löwen in 14 Kreisen Elsaß, Breisgau, Schwaben, Baiern, Franken und Theile Thüringens umfaßte. Furchtbare Fehde entspann sich zwischen beiden Parteien, mit Mord, Brand, Raub und entsetzlichen Greuelthaten aller Art. Obschon sich während des wechselvollen Kampfes der Städtebund auch über Baiern, Franken und Rheinland ausdehnte und Verbindungen mit den Schweizern anknüpfte, so daß er auf 51 Bundesglieder stieg, obschon er zweitausend Reiter, tausend Armbrustschützen und zweitausend Fußknechte ins Feld stellte, — die Adeligen konnten ihm bei Döffingen 1388 unter Eberhard siebentausend Mann entgegenstellen und brachen seine kurze Blüte, und nach weiteren Niederlagen wurde er durch den auf Geheiß des wortbrüchigen und lüderlichen Königs Wenzel abgeschlossenen Landfrieden von Eger 1389 als „wider Gott, das heilige römische Reich und das Recht für ewige Zeiten aufgehoben, abgethan und abgesagt", die Einigung des Adels und der Fürsten aber (so verstand man im Mittelalter die Gerechtigkeit) für gültig und gesetzmäßig erklärt und den Städten die Annahme von Eigenleuten und Pfahlbürgern bei schwerer Strafe untersagt. Damit ging im mittlern Kernlande des Reiches, zwischen dem Alpenlande und der Ebene, das bündische Wesen unter; das Städtetum lebte nur noch in vereinzeltem Spießbürgertum fort, und das fürstliche Element, obwol kleinstaatlich zersplittert, gewann die Oberhand.

Anders entwickelte sich die Sache im helvetischen Lande, wo die Weltgeschichte das erste und einzige Beispiel eines aus Städten und Bauernlandschaften zusammengesetzten und gegen Fürstenmacht auf die Dauer siegreichen Bundes erlebte. Daß dieser Bund erreichte, was dem schwäbischen und dem der Hansa nicht beschieden war, hat seinen Grund in seiner günstigen Lage, zwischen zwei Gebirgen, Alpen und Jura, und an der Grenze des Reiches, das in den Zeiten seiner Schwäche dortige neue Staatenbildungen nicht verhindern konnte, vor Allem aber in der Vorsicht der Betheiligten, sich bei Zeiten ein zusammenhängendes Gebiet zu schaffen, das die zwischen den theilnehmenden Städten und Bauer-

schaften sich ausbreitenden Fürstenbesitzungen aufsog. Daraus geht klar hervor, daß Städte ohne Landgebiet keine Aussicht auf dauernde Freiheit haben konnten. Erleichtert wurde diese Entwickelung allerdings durch das Aussterben der Zäringer 1218, welche in der Eigenschaft von Rektoren Burgunds und Besitzern zahlreicher Allode und Vogteien auf dem Wege gewesen waren, aus der Schweiz, dem Schwarzwald und Breisgau ein großes Fürstentum zu bilden, dessen manigfache Theile aber nun in buntester Weise zersplittert waren. Die bedeutendste Schöpfung der Zäringer in der Schweiz, Bern (1191 gegründet, seit 1218 Reichsstadt), stand schon in Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an der Spitze einer Städteverbindung Kleinburgunds, deren Glieder zum ersten Male den Namen „Eitgnoze" (Eidgenossen) führten. Besser beglaubigt ist der Bund, den Bern, Freiburg, Solothurn, Murten und Biel 1318 schlossen, und der bereits eine Grenzlinie gegenseitiger Hilfeleistung annahm, welche auch die zwischen jenen Städten liegenden Fürstengebiete umschrieb. Doch war dieser Bund nur von geringer Dauer und Ausdehnung gegenüber einem andern inzwischen entstandenen, der zuerst freilich blos stadtlose Bauernthäler umfaßte, aber mit der Zeit von solcher Wichtigkeit geworden ist, daß wir hier auf ihn näher eingehen müssen, und dies namentlich auch deshalb, weil wenig Theile der Geschichte so sehr mit Sagen untermischt worden sind, wie diese Episode, und auch die Art und Weise dieser Sagenbildung und ihr Verhältniß zur wahren Geschichte für die Kultur des Mittelalters sehr bezeichnend sind.

Den Schauplatz der Entstehung einer Eidgenossenschaft im Alpenlande bilden bekanntlich die drei sogenannten Waldstätten im Flußgebiete der Reuß und des von ihr durchströmten Sees: Uri, Schwiz und Unterwalden. Es läßt sich nicht nachweisen, daß diese zur Zeit ihrer ersten Erwähnung als „Thäler" bezeichneten Landestheile früher als im achten Jahrhundert bewohnt gewesen wären. In der Mitte dieses Jahrhunderts wird Uri zum ersten Male genannt, Schwiz und Unterwalden erst weit später. Im Jahre 853 schenkte König Ludwig der Deutsche dem Frauenkloster zu Zürich das Ländchen Uri (pagellum Uroniae), d. h. seine dortigen Besitzthümer, welche nicht den ganzen heutigen Kanton dieses Namens umfaßten. Diese wurden von den jeweiligen Kastvögten jenes Klosters verwaltet, welche Würde nacheinander die Nellenburger, Lenzburger und Zäringer bekleideten. Als Letztere 1218 ausstarben, zog Kaiser Friedrich II. die Kastvogtei an sich und verlieh Uri dem Grafen Rudolf von Habsburg, von dem es aber sein Sohn Heinrich (VII.) wieder kaufte, indem er zugleich (1231) Uri reichsunmittelbar machte und von jeder fremden Gerichtsbarkeit entband.

Schwiz wird zuerst 970 genannt (Suuites); es stand unmittelbar unter dem Reiche. Aber die Habsburger, welche zahlreiche Besitzungen dort hatten und zugleich Grafen des Zürichgaues waren, zu welchem

Schwiz gehörte, waren nahe daran, aus Beschützern der Schwizer zu deren Herren zu werden, als die Letzteren das Zerwürfniß zwischen dem Grafen Rudolf und Kaiser Friedrich II. benutzten, sich von diesem vor Faenza in Italien (1240) einen ähnlichen Freiheitbrief geben zu lassen wie die Urner. Als aber Rudolf von Habsburg König wurde, hielt er die Schwizer im Zaume und duldete ihre Freiheiten nur, soweit er nicht anders konnte, wie er denn seine Stellung als Graf des Zürichgaues, unter welchem auch Uri stand, überdies benutzte, seine amtlichen Befugnisse in Privatrechte zu verwandeln, wie es damals allgemein unter den Vornehmen gebräuchlich war.

Ein Land Unterwalden gab es im 13. Jahrhundert noch nicht, sondern nur zwei besondere Thäler von Sarnen und Stans, in welchen sowol freie Leute als Unterthanen verschiedener weltlicher und geistlicher Herren lebten. Ein Freiheitbrief wurde hier nicht gegeben, aber als König Rudolf gestorben war, schlossen am 1. August 1291 die drei Thäler von Uri, Schwiz und Stans ihren ersten Bund, um sich von nun an gemeinsam von jeder fürstlichen Macht frei zu erhalten. Zugleich gingen Uri und Schwiz noch ein dreijähriges Bündniß mit der Stadt Zürich ein. Unter der Regirung König Adolfs von Nassau wurde ihre Freiheit nicht angetastet; ja Adolf bestätigte und erneuerte sogar den Freiheitbrief von Schwiz, den er auch auf Uri übertrug. Sein Feind und Nachfolger Albrecht, Rudolfs Sohn, bestätigte natürlich, als Habsburger, diese Briefe nicht; aber er unternahm auch nichts gegen die Waldstätten, um die von ihnen gekränkten Rechte seines Hauses wiederherzustellen; keine zeitgenössische Geschichtquelle zeugt von einer Spur solcher Eingriffe von seiner Seite. Warum er dies unterließ, wissen wir freilich nicht; aber wir haben urkundliche Beweise, daß er sich als König um verschiedene Angelegenheiten der Waldstätten bekümmerte, ohne irgendwelche Ansprüche als Herzog von Österreich dort zu erheben. Nach seinem Tode verlangten die Waldstätten Bestätigung ihrer Freiheiten von seinem Nachfolger Heinrich VII. (von Luxemburg), und er that dies (1310) nicht nur in Bezug auf Uri und Schwiz, sondern auch auf Unterwalden. Nun rührten sich aber auch die Habsburger, Albrechts Erben, und verlangten, daß der Kaiser ihnen zu ihrem Rechte verhelfe. Er stellte Schiedrichter auf, um die Sache zu untersuchen; allein es geschah kein Schiedspruch; der frühe Tod des Königs unterbrach den Fortgang des Processes. Da suchten sich die Habsburger selbst zu helfen, und Herzog Leopold unternahm 1315 den Krieg gegen die Eidgenossen, welcher bekanntlich mit dem glänzenden Siege der Letzteren am Morgarten endete.

So lautet die wahre, weil urkundlich bewiesene, obschon prosaische und reizlose Geschichte des Ursprungs der schweizerischen Eidgenossenschaft. Wo bleiben da die Vögte, welche Albrecht sandte, wo die Gewaltthaten

eines Geßler und Landenberg, wo Tell's Apfelschuß, die Fahrt über den See und die That in der hohlen Gasse? Das sind alles spät entstandene Sagen, und es kann sich nur darum handeln, wie und wann und durch wen sie gedichtet worden sind. Die zeitgenössischen Chronisten aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Johann von Victring in Kärnten, Matthias von Neuenburg im Breisgau, Johann von Winterthur und ein anonymer Züricher kennen die Schlacht am Morgarten sehr genau, wissen aber nichts von Vögten, deren Gewaltthaten und einem Aufstande gegen sie, während sie doch aus anderen Zeiten und von anderen Orten genug Anekdoten zu erzählen wissen. Justinger von Bern ist der erste Chronikschreiber, welcher (etwa 1420) von Gewaltthaten österreichischer Amtleute in den Waldstätten, namentlich gegen das weibliche Geschlecht spricht, aber ohne eine Zeit zu nennen, in welcher, noch Namen von Personen, gegen welche solches verübt worden.

Die erste Lokalisirung der hier in Frage kommenden Sagen geschah durch den Chorherrn Felix Hemmerlin aus Zürich, welcher in der Mitte des 15. Jahrhunderts, als Zürich sich mit Österreich gegen Schwiz verband, eine Schmähschrift gegen letzteres verfaßte und den Schwizern darin vorwarf, einen Burgvogt zu Lowerz, der ein Mädchen ihres Landes verführt hätte, getödtet zu haben, aber ohne eine Zeit anzugeben. Nun war das Zeichen zu Dichtungen gegeben, welche den trockenen und magern Bericht vom Ursprunge der durch glänzende Thaten berühmt gewordenen Schweizer ausschmücken sollten. Uri wollte nicht hinter Schwiz zurückbleiben, und zum ersten Male im Jahre 1470 ertönt in einem Liede der Name Tell. Es ist hier nur vom Apfelschusse die Rede, der Tod des Vogts wird nicht erzählt und keine weiteren Nebenumstände erwähnt. Geschöpft werden konnte diese Erzählung nur aus derjenigen des dänischen Chronisten Saxo vom Schützen Toko am Hofe des Königs Harald — ein Zug übrigens, welcher in vielen Gegenden mit germanischer Bevölkerung spielt und entschieden mythologischen Ursprungs ist (oben S. 37). Weiter ausgeführt erscheint die Sage bei dem Luzerner Chronisten Melchior Ruß (1482—88), welcher den Schützen, ohne einen Zeitpunkt anzugeben, die ihm angethane Schmach, auf sein Kind schießen zu müssen, durch die Tödtung des Vogts (der keinen Namen trägt) rächen läßt, und zwar unmittelbar nachdem er aus dem Nachen gesprungen ist.

Gleichzeitig jedoch bildete sich eine Überlieferung aus, welche den Urnern die ausschließliche Ehre der Gründung des Bundes nicht ließ, sondern solche auf alle drei Länder zu vertheilen suchte. Dieselbe tritt zu Tage in der Chronik des Weißen Buches (angeblich schon 1470 geschrieben), worin nun endlich alle Züge der später ausgebildeten Sage erscheinen: Stauffachers Haus, Baumgartens Weib und Melchthals Ochsen (man vergleiche den Wortlaut des zehnten mosaischen Gebots,

er weist wirklich überraschend auf diese drei angeblichen Gewaltthaten hin), dann das Rütli und die That in der hohlen Gasse. Der Verfasser leitet den Namen Tell von der Ortsbezeichnung „Tellen“ ab, welche der Platte zukam, auf die man den Sprung aus dem Schiffe verlegte, und in ähnlicher Form (Telligen, Tellenburg) noch anderswo in der Schweiz vorkommt, und welche mit dem Ausdrucke „Thall“, der einen beschränkten Menschen bedeutet, zusammentraf. Die Überlieferung erhielt nun weitere Modifikationen und Zuthaten durch die Chronisten Etterlin, Schilling, Mutius, Stumpf, und durch ein zu Uri im 16. Jahrhundert aufgeführtes Schauspiel, ihre endliche Fixirung aber durch den berühmten Ägidius Tschudi, dessen mit merkwürdiger Zuversicht erzählte Daten Johannes Müller und Schiller benutzt und weiter ausgeschmückt haben.

Der Bund der drei „Stätten im Walde“, welcher 1315, nach dem Siege am Morgarten, in Brunnen auf ewige Zeiten erneuert wurde, hätte wahrscheinlich keine lange Lebensdauer gehabt, wenn er sich nicht bei Zeiten durch Städte vergrößert hätte. Der erste Zuwachs war das österreichische Luzern; es folgten die freien und bedeutenden Städte Zürich und Bern, dazwischen das ländliche Glaris und das kleinstädtische Zug. Seitdem (1353) war eine nicht geringe Eifersucht zwischen Stadt- und Landkantonen im Bunde wahrzunehmen, die so weit ging, daß keine der beiden Gruppen eine Vergrößerung der andern zugeben mochte. Ja die Entfremdung gedieh 1385 soweit, daß die Städte ohne Rücksicht auf die Länder sich dem großen schwäbischen Städtebunde anschlossen. Zwar knüpften die gemeinschaftlichen Eroberungen österreichischen Gebietes, indem sie alle fremden Besitzungen, die die Bundesglieder trennten, hinwegräumten, die Bande zwischen Städten und Ländern unlösbar; aber die reicheren Städte, die auch an eigenem Gebiete immer mächtiger wurden und dies als rechtloses Unterthanenland behandelten, gewannen im Bunde die entschiedene Oberhand. So konnten sie es nach dem siegreichen Burgunderkriege erzwingen, daß zu den bisherigen „acht alten Orten“ noch vier Städte (Freiburg, Solothurn, Basel und Schaffhausen) nebst nur noch einem „Lande“ (Appenzell) aufgenommen wurden, welche Zahl bis zum Sturze der alten Eidgenossenschaft bestehen blieb (1513—1798). Hingegen wurden andere benachbarte „Länder“, wie namentlich Wallis und Graubünden, die selbst wieder für sich Bünde kleinerer Bezirke mit gemeinsamen Hauptstädten (Sitten und Chur) bildeten, sowie einzelne Städte (St. Gallen u. a.) und geistliche Fürsten (wie der Abt von St. Gallen) als „zugewandte Orte“ oder Schutzverwandte angenommen. Sonderbare Gebietseintheilungen gab es dabei, indem z. B. das Kloster St. Gallen rings von der von ihm unabhängig gewordenen Stadt gleichen Namens und diese wieder rings von dem dem Kloster erhalten gebliebenen Gebiete eingeschlossen war.

Die Schweizer (welch letzteren Namen das Volk der Eidgenossen erst seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erhielt, als die Schwizer an der Spitze aller Übrigen gegen das mit Österreich verbündete Zürich kämpften und siegten, so daß Alle ihren Namen und ihr Wappen annahmen) blieben trotz ihrer errungenen Macht und Selbständigkeit in inniger Beziehung zum deutschen Reiche und zu dessen Oberhaupte, dem Kaiser, von dem sie sich ihre Freiheiten stets auf's Neue bestätigen ließen. Das Reich war der Eidgenossen Schutz und Schirm, und keinem Bundesgliede derselben fiel es ein, sich von dem großen Verbande deutscher Stämme abzulösen. Die Eidgenossenschaft war übrigens auch unter sich kein abgeschlossenes Gemeinwesen; denn nicht nur waren nicht alle ihre Glieder mit allen, vielmehr nur einzelne mit einzelnen verbündet, — sondern es durften sich auch einzelne ihrer Glieder mit anderen, außerhalb des Bundes stehenden Ländern und Städten verbinden; doch wurden Bündnisse mit dem Landesfeinde (wie z. B. dasjenige Zürichs mit Österreich) nicht geduldet.

Das gemeinsame Organ der Eidgenossen waren die Tage oder Tagsatzungen. Es waren dies keine festen Behörden, sondern regellose Zusammenkünfte, an denen die Gesandten bald einiger, bald aller Orte, bald auch der zugewandten Bundesglieder theilnahmen. Sie wurden bald da, bald dort gehalten und ihre Verhandlungen den „Boten" unter der Benennung Abschiede mitgegeben. Dieselben betrafen: das Verhältniß zum Auslande, das Kriegswesen, Streitigkeiten zwischen den Orten und die Verwaltung der „gemeinen Herrschaften".

Letztere, eine Einrichtung ganz einzig in ihrer Art, erhielten zwar, da sie vor dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts (1415) nicht vorhanden waren, eine Organisation erst in der sog. neuern Zeit; sie sind aber so sehr mittelalterlichen Charakters, daß wir dieser eigentümlichen Erscheinung politischer Kultur hier gedenken müssen. Die Verfassung der „gemeinen Herrschaften", von denen jede, je nach der Art der Erwerbung, zwei, drei, sieben, acht oder zwölf Kantonen gehörte, hatte folgende Grundzüge: Die Gesetzgebung wurde durch eine besondere Tagsatzung ausgeübt, welche die Gesandten der regirenden Orte bildeten. Jährlich hielt dieselbe zu Baden im Aargaue die „Jahrrechnung" ab. Aussteller der letztern und Stellvertreter der regirenden Orte war der Landvogt, welcher alle zwei Jahre abwechselnd von einem der Orte aus dessen Angehörigen gewählt wurde. Er hatte bedeutende Kompetenzen im Finanz-, Polizei- und Justizwesen und besorgte namentlich die höhere Gerichtsbarkeit. Im Thurgaue, dessen Verwaltung sieben, dessen „Landgericht" aber zehn Orten gehörte, war die niedere Gerichtsbarkeit unter eine Masse von „Gerichtsherren" vertheilt, die in Weinfelden jährliche Zusammenkünfte hielten. Der auf ihren Vorschlag von den regirenden Orten gewählte „Landeshauptmann" leitete ihre Verhand-

lungen. In Sargans bestand ein „Landrath“, in den jede Kirchgemeinde zwei Mitglieder wählte; nur der Landvogt aber konnte ihn versammeln. Ein von Letzterm ernannter „Landammann“ präsidirte das Landgericht und stand mit dem „Landschreiber“ und „Landweibel“ dem Landvogte in der Fällung von Bußen und in der appellativen Behandlung bürgerlicher Streitfälle bei; diese Behörde hieß das „Oberamt“. Ein solches hatte auch die Vogtei Baden. In den „freien Ämtern“ wohnten die Landvögte nicht selbst, sondern erschienen blos zweimal jährlich. In der Zwischenzeit besorgte der Landschreiber ihre Geschäfte. Die Angelegenheiten der tessinischen Landvogteien der zwölf Orte besorgte das „ennetbirgische Syndikat“, welches aus einem Gesandten jedes Ortes bestand und sich jährlich einmal, erst in Lugano und dann in Locarno versammelte. Den in der Verwaltung der „gemeinen Herrschaften“ eingerissenen Mißbräuchen mußte durch eine Verordnung der Tagsatzung begegnet werden, nach welcher die regirenden Orte keinen Landvogt (wie man es nannte) „aufreiten“ oder einen Gesandten neben sich sitzen lassen sollten, der seine Wahl durch Gelt oder Umtriebe zu Stande gebracht, — keine Buße von den Landvögten ohne die Anwesenheit von Räten aus den beherrschten Landschaften ausgesprochen werden, die Landvögte und ihre Beamten für Urteile u. s. w. keine Bestechungen annehmen, ebenso keine ungerechten Steuern auflegen, die Processe nicht weiter, als bis auf das dritte Gericht hinausschieben sollten u. s. w. Das hatte aber wenig Erfolg, und unter der argen Willkür der Landvögte mußten die Unterthanenländer Namenloses leiden, keine aber mehr, als die italienischen, den jetzigen Kanton Tessin bildenden. Wurde es ihnen zu dick, so pilgerten die geplagten Unterthanen, um gegen die Urteile ihrer Landvögte zu appelliren, über den Schnee des Gotthard zu ihren gestrengen Herren und kauften, in offenkundiger Weise, die Stimmen der einzelnen Orte, — so allgemein war die Bestechung. Auch die Bestätigung der „Privilegien“ ihrer Gemeinden kostete den Tessinern unsäglich vieles Gelt. Das waren die Folgen des mittelalterlichen Systems der Landesregirung, welches darin bestand, daß jedes öffentlich auszuübende Recht gleich einem Privatrechte betrachtet wurde und daher wie ein solches vom Verkäufer an den Käufer, vom Verleiher an den Empfänger überging. Von einer gleichmäßigen Stellung aller Landesangehörigen, von einem Staatsbürgerrechte hatte das Mittelalter keinen Begriff.

Nur im deutschen Reiche und den mit diesem geschichtlich verbundenen Ländern spielten die Städte eine bedeutende und maßgebende Rolle, indem sie sonst überall von den nach Centralisation strebenden Staatsregirungen nach und nach ihrer Macht unterworfen wurden. Außer den deutschen Städten kommen also hier nur die italienischen in Betracht. Während jene sich seit Beginn des Mittelalters völlig neu entwickelt hatten, konnten diese meist eine Laufbahn fortsetzen, die sie schon

unter dem römischen Reiche begonnen hatten. Der Unterschied ging aber noch tiefer, wie es bei dem grell von einander abstechenden Volkscharakter beider Länder nicht anders möglich war. Die Haupttriebfeder des Handelns der deutschen Städte war das gemeinsame Interesse, welchem sich die deutschen Bürger so sehr unterordneten, daß unter ihnen wenig oder beinahe keine hervorragenden Köpfe auftauchten. In Italien dagegen waren es gerade einzelne Häupter, welche den Gang der Ereignisse im Städteleben lenkten. Während ferner im Leben der Städte Deutschlands die Arbeit zuvorderst stand und nur die Frage nach dem Wol derselben politische Punkte in's Feld führte, indem die Städte ja nur deshalb Unabhängigkeit erstrebten, um den Lohn ihrer Arbeit selbst zu genießen, war es in Italien gerade umgekehrt die städtische Freiheit, um welche es sich zuerst handelte. Demgemäß finden wir statt der deutschen Parteien des Patriziates und der Zünfte, zwischen welchen es sich um das der Arbeit zukommende Recht handelte, nur politische Parteien, die Welfen und die Ghibellinen (s. oben S. 144), welche zwar je nach Ort und Zeit verschiedene Benennungen annahmen, aber im Ganzen doch dieselben Grundzüge beibehielten. Örtliche Selbständigkeit war das Ziel der Ersteren, Anschluß an ein großes Ganzes das der Letzteren. Verbündete und Schützer waren der Papst, später Frankreich dort, der Kaiser und Deutschland, später Spanien hier. In diesem Kampfe war es denn auch, daß die Erscheinung, welche wir bei Anlaß der deutschen Städte wiederholt auftauchen sahen, zum ersten Male seit den Zeiten der alten Griechen auftrat, nämlich in Gestalt des 1167 gegen die Vergewaltigung von Norden her gestifteten lombardischen Städtebundes, welchem im verborgenen Kloster Puntido auf zwanzig Jahre beitraten: Mailand, Bergamo, Cremona, Brescia, Verona, Mantua, Ferrara, Treviso, Vicenza, Padua, Parma, Piacenza, Modena, Bologna und Venedig. Die erste löbliche That des Bundes war der Wiederaufbau des frevelhafter Weise auf Andringen der italienischen Ghibellinen zerstörten Mailand. Eine weitere Schöpfung war die Festung Alessandria. Die Dauer des Bundes war aber keine lange und sein Friede mit Kaiser Friedrich I. zu Konstanz (1183), durch den er sich dem Reiche unterwarf, aber auch das Recht seiner Erneuerung erwarb, war sein letztes Lebenszeichen von Bedeutung. Auch seine Organisation blieb lückenhaft. Die Oberbehörde bildeten die jährlich aus den Konsuln der Städte erwählten Rektoren, welche die Konsuln der Städte zu einem Parlament, meist nach Piacenza beriefen. Übrigens litten auch die an Heftigkeit zunehmenden Parteikämpfe keinen nationalen Bund. Im dreizehnten Jahrhundert brach das heftigste Ringen der Ghibellinen und Welfen los. Beständiger Kampf trennte die feindlichen Brüder, Söhne desselben Landes und derselben Städte, so daß zwischen Andersdenkenden alle Gemeinsamkeit aufhörte. Selbst „Farbe und Schnitt der Kleider,

Tracht des Haares, Gang, Sprache, Haltung und Geberde, selbst die Art zu grüßen, das Brot zu schneiden", verriet den Parteimann dieser und jener Seite. Die Straßen wurden von der einen Partei der andern durch Ketten gesperrt; die Häuser wurden zu Burgen im Parteikampfe; Plünderungen, Zerstörungen, Brandstiftungen, Überfälle der Einen durch die Anderen, blutige Schlachten im Innern der Städte, Ermordungen politischer Gegner waren nichts seltenes. Selbst die Heiligkeit der Kirchen und Klöster wurde nicht geachtet. Siegte die eine Partei, so waren Verbannungen, Hinrichtungen der Unterlegenen und Niederreißen ihrer Häuser an der Tagesordnung. Ja oft entzweiten sich in Folge der Eifersucht nebenbuhlerischer Geschlechter die Angehörigen einer Partei und befehdeten sich ebenso heftig wie die früheren Gegner. Dazu trat endlich noch, wie auch in Deutschland, der Kampf um die Herrschaft zwischen Adel und Bürgern, zwischen denen es aber niemals, wie nördlich der Alpen in den meisten Fällen, zum gütlichen Vergleich, sondern zur Vernichtung oder wenigstens blutigen Unterdrückung der Besiegten kam. Unterlag der Adel, so war die Zugehörigkeit zu demselben ein Schimpf. Pistojas siegende Zünfte führten 1285 Eintragung in das Adelsbuch als entehrende Strafe ein. Florenz zwang 1361 die des politischen Einflusses wegen in die obenaufgekommene Bürgerschaft übertretenden Adeligen, allem Verkehr mit ihren Verwandten zu entsagen, ja Namen und Wappen zu ändern; ähnlich verfuhren auch Modena, Bologna, Padua, Brescia, Genua, Pisa u. a. War aber der Adel nicht mehr zu fürchten, so theilten sich wieder die Bürger (z. B. in Lucca, Pistoja und Mailand) in die Fetten (Reichen) und Magern (Armen) und befehdeten sich als neue Parteien. Landherren sowol als Stadtregirungen besoldeten Condottieri, deren Aufgabe die möglichste Schädigung der Gegner war, ein zuchtloses Gesindel, das in Wahrheit weder Freund noch Feind schonte und Italien an den Rand des Verderbens brachte. Ein solcher Bandenführer, leider ein Deutscher, Werner von Urslingen, nannte sich (1342) auf silbernem Brustschilde „Feind Gottes, der Frömmigkeit und des Mitleidens", womit diese Sorte Menschen genugsam gekennzeichnet ist. Die Folge dieses Treibens war, daß seit dessen Überhandnehmen (namentlich seit dem vierzehnten Jahrhundert) überall die stärkere Partei, d. h. jene, welche mehr Söldlinge und rücksichtslosere Condottieri auftreiben konnte, in der betreffenden Stadt und deren Gebiet siegte, daß die stärkeren Städte die benachbarten schwächeren unterwarfen und gleich den späteren Schweizern als rechtlose Unterthanen drückten (wie z. B. Como, Pavia, Bergamo, Cremona u. a. unter Mailand, Pisa und Siena unter Florenz gerieten) und daß endlich die kräftigsten und erfolgreichsten Parteiführer, welche theils die Condottieri in Dienst genommen, theils selbst solche waren, sich die Herrschaft anmaßen, sie behaupten und auf ihre Nachkommen vererben konnten, wie

die Visconti in Mailand, die Gonzaga in Mantua, die Scala in Verona u. A., so daß die früheren vielen Republiken Italiens sich mit der Zeit in immer wenigere Fürstentümer verwandelten. Wie diese kleinen aber gern-großen Monarchen schalteten, wollen wir an dem Beispiel Galeazzo Visconti's von Mailand (1354—78) zeigen. Dieser mittelalterliche Domitian ließ, um den stets leeren Staatsschatz, den er natürlich als sein Eigentum betrachtete, zu füllen, Steuern und Abgaben aller Art eintreiben, saumselige Beamte hängen oder am Schweif eines Esels zum Galgen schleppen, siebenzig fahrlässige Söldner auf einmal dem Strick übergeben, alle aufständischer Gesinnung nur verdächtigen Unterthanen unter schauderhaften Qualen tödten, z. B. 41 Tage lang foltern und den Leib zerstückeln und am letzten Tage den noch lebenden Rumpf auf das Rad flechten. Man mußte mit ihm um Gelt spielen und verlor natürlich, — und wer seine Lieblingsgerichte pflückte, fischte oder jagte, unterlag schwerer Buße. Und doch war dieser Unmensch ein Freund der Wissenschaften, mildthätig gegen Arme und gewissenhaft in Erfüllung aller religiösen Pflichten eines Katholiken! Dieselben unbegreiflichen Gegensätze des Charakters zeigte auch sein Bruder und Mitregent Bernabo.

Während so in der Lombardei durch rohe Gewalt die stadtbürgerliche Freiheit kriegerischen Häuptlingen unterlag, geschah dasselbe durch lange Zeit hingesponnene Ränke zu Gunsten geschäftgewandter Kaufleute in Toscana, vorab in dessen wichtigster Stadt Florenz. Der politische Charakter derselben gab sich im dreizehnten Jahrhundert in scharfer Weise kund durch Stellung der gewerblichen Zünfte an die Spitze des Staates (1267), indem sie allein die oberste Behörde, den „Rat der guten Leute“ (buon' uomini) und die eigentliche Regirung, den „Volkshauptmann“ mit zwölf Gehilfen aufstellten. Daneben bestand eine gemeinsame Organisation des Adels und der Bürgerschaft mit Podesta, kleinem und großem Rate, und endlich noch eine besondere Staatseinrichtung mit zwei Räten aus Mitgliedern beider Stände, zur Besorgung der Angelegenheiten der Welfenpartei, deren Zwecke mit Hilfe von öffentlichen Anklägern und heimlichen Angebern ebenso eifrig von Staatswegen verfolgt wurden, wie zur Zeit der französischen Revolution diejenigen der Demokratie. Doch dauerte diese bezeichnende Verirrung nur bis zu der Vermittelung, welche Papst Nikolaus III. 1278 zwischen den beiden Parteien zu Stande brachte. Es folgte 1292 förmliche Aufhebung des Adels, veranlaßt durch dessen ordnung- und freiheitwidriges Gebahren, und wer im Adelsbuche stehen wollte, mußte zweitausend Pfund Sicherheit bieten und einen Bürgen für gesetzliches Verhalten stellen, durfte in der Nähe von Thoren und Brücken weder Haus noch Thurm besitzen, bei Familienfesten keine bewaffneten Aufzüge halten, bei Unruhen seine Wohnung nicht verlassen, gegen Bürgerliche

ohne Erlaubniß der Prioren (Zunftmeister) kein Zeugniß ablegen u. s. w. (s. oben S. 278). Seitdem traten die Adeligen, welche nicht alle politischen Rechte verlieren wollten, als Kaufleute, Wechsler oder Schreiber in eine Zunft. Was aber jetzt regirte, war, wie überall, wo das Volk zu regiren wähnte, nicht das Volk. In Florenz waren es folgerichtig die reicheren Kaufleute und Gewerbsleute; es bildete sich mithin ein Geltadel aus (die Weißen, früheren Ghibellinen), gegen den der zusammengeschmolzene Geburtadel (die Schwarzen, früheren Welfen) im Bunde mit dem gemeinen Volk umsonst reagirte, und der daher seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts (1415) beinahe ununterbrochen herrschte. Seine Verdienste, namentlich aber die seiner mächtigsten nachmals an die Spitze des Staates tretenden Familie Medici um Kunst und Wissenschaft werden uns im nächsten Bande beschäftigen.

So siegte die Monarchie in Ober- und Mittelitalien. Andere Republiken erlebten diese Katastrophe nicht, indem sie vor deren Eintritt ihre Unabhängigkeit verloren, so viel Macht sie auch vorher entwickelt hatten. Es waren die beiden Seestaaten P i s a und G e n u a, welche sich, ersteres ghibellinisch und letzteres welfisch, während des dreizehnten Jahrhunderts um die Herrschaft im Mittelmeere stritten. Pisa verlor Corsica und Sardinien, einst Zankäpfel zwischen Karthago und Rom, 1288 an Genua durch die Schuld des in tragischer Weise berühmt gewordenen Welfen Ugolino Gherardesca, den die erbitterten Ghibellinen mit Söhnen und Enkeln im Hungerthurme büßen ließen, und sank 1407 unter das Joch der Florentiner. Genua, das seit Pisa's Fall seine mächtigen Arme bis nach dem asowschen Meere ausdehnte, in Byzanz selbst eine Vorstadt besaß, und 1378 das stolze Venedig zu seinen Füßen sah, verlor seine kurze Seeherrschaft gerade bei diesem Anlasse durch eine plötzliche Wendung des Schicksals (1380) und später (1464) sogar seine Freiheit an Mailand. Erst in der „neuern Zeit“ lebte es wieder auf, aber ohne Ruhm und in seinen Besitzungen auf das kleine Corsica beschränkt.

Ganz anders als alle diese italienischen Republiken entwickelte sich V e n e d i g, das allein unter allen Städten des Wälschlandes seine Verfassung bis zum Ende seiner Unabhängigkeit, ein halbes tausend Jahre lang bewahrte und so eine im übrigen Italien unbekannte Stetigkeit an den Tag legte. Diese Verfassung, 1297 entscheidend festgesetzt, war eine versteinerte Adelsherrschaft mit lebenslänglichem aber machtlosem Haupte, — in Wahrheit keine Republik, sondern eine Oligarchie im schlimmsten Sinne der Alten, welche die Verfassung Sparta's mit dem Berufe Athens verband, aber gleich dem alten Rom eiserne Ordnung und Zucht handhabte. Nur selten, aus Kriegs- oder Geltnot, wurde das „goldene Buch“ plebejischen Geschlechtern geöffnet. Der Senat Venedigs, 120 aus dem großen Rate gezogene Glieder der edelsten Geschlechter zählend,

führte unter Vorsitz des Dogen die eigentliche Regirung; das ähnlich den Ephoren ihn überwachende peinliche Gericht von 40 Männern minder alter Geschlechter saß ihm zur Seite, und der entsetzliche Ausschuß der Zehn übte unerbittliche Rechtspflege und konnte nach Belieben die Beschlüsse der übrigen Behörden aufheben. Die Lust nach Umwälzungen wurde durch ein furchtbares Spionirsystem unterbunden, und Jeder konnte Angebereien in die Marmorrachen von St. Markus werfen. Je drei der Zehner bildeten seit 1454 die Staatsinquisition, welche jeden Bürger, selbst Kollegen, in Strafe nehmen und bei Einstimmigkeit sogar zum Tode verurteilen konnte. Volksversammlungen wurden zum Scheine noch bis 1423 gehalten. Bezeichnend war Venedigs Haltung gegenüber der Kirche. Nirgends sah man die Religion mit mehr Pomp gefeiert; aber auch nirgends hatte die Geistlichkeit, vom Mönch bis herauf zum Papste, weniger Einfluß als hier. Die Oligarchie wollte das Volk beschäftigen und zerstreuen, aber von ihrer Herrschaft kein Iota abgeben; kein Geistlicher konnte das geringste Staatsamt erlangen. Kein Regirender durfte Handel oder Gewerbe treiben, Keiner im Auslande Besitz erwerben oder von Fürsten Geschenke annehmen. Doch war der Handel, den die nichtregirende Bürgerschaft trieb, eine Goldquelle für den Staat und erstreckte seine Arme von Spanien bis Persien. Von der Regirung angeordnete Handelszüge unternahmen nach einem strengen System geordnete regelmäßige Reisen, ein jeder nach Ländern einer bestimmten Richtung. Eine Kriegsflotte mit 26,000 Matrosen schützte diese Unternehmungen. Venedigs Politik, in Folge ihrer Klugheit bewundert und gefürchtet, gewann ihm ein ausgedehntes Gebiet, die östliche Hälfte Oberitaliens, Dalmatien, die ionischen Inseln, zeitweise Theile Griechenlands, Kreta und später Kypros. Ungeheuere Reichtümer strömten nach der Lagunenstadt, deren Paläste in Gold und Marmor prangten, und deren Bürger bei höchst mäßigem Leben in Ketten und Ringen stolzirten. Erst das Hinausdringen eines Genuesen, gleichsam eines Rächers seiner Vaterstadt, in den atlantischen Ocean untergrub das stolze Gebäude der in unbegreiflicher Verblendung die Welt mit dem Mittelmeer abgeschlossen wähnenden „Phöniker des Mittelalters.“

B. Das Leben der Städter.

Es ist bereits (S. 233) angedeutet worden, daß hier der Ort ist, von den Trachten des Mittelalters zu sprechen, indem selbe in den Städten den sprechendsten Ausdruck und die vollendetste Form erhielten. Wir können annehmen, daß im Wesentlichen die Trachten der Bauern sich nur durch größere Einfachheit, die des Adels aber durch größern Aufwand von denen der Stadtbürger unterschieden. Die Zeit, welche

hier in Betracht kommt, beginnt etwa mit der Regirung Karls des Großen, vor welcher ohnehin (vergl. oben S. 86) nicht viel von der Tracht bekannt ist, mit welcher aber die ersten Bestrebungen hervortraten, dem eingerissenen Aufwande in der Kleidung zu steuern. Doch hatte Karl, den seine eigenen Hofleute an Kleiderpracht weit überboten, damit so wenig Erfolg, wie die späteren Kleiderreformatoren; denn der Geschmack der Menschen läßt sich so wenig nach Belieben modeln, wie die Interessen des Handels und der Gewerbe sich unterdrücken lassen. Die Entwickelung dieser beiden Berufszweige aber erhielt namentlich durch das Aufblühen der Städte einen Antrieb, mit dem ein vergrößerter Aufwand in allen Bedürfnissen des menschlichen Lebens notwendig verbunden war.

Die Kleidung im fränkischen Reiche unter den Karolingern, ja eigentlich fast im ganzen mittlern und westlichen Europa, bis zur Zeit der Kreuzzüge, war eine Fortbildung der römischen mit nordischen (keltischen und germanischen) Elementen. Die Männer trugen sehr enge, unter den Knieen gebundene Beinkleider oder lange Beinlinge, welche durch eine Schnur mit dem Leibgurte zusammenhingen, — eine weite Tunika, die bis unter die Mitte der Waden reichte, mittels des Gürtels bis über die Kniee aufgeschürzt wurde und lange ziemlich enge Ärmel hatte, — einen oblongen, auf der Schulter durch eine Fibel gehaltenen Mantel nach Form der antiken Chlamys, und Halbstiefel bis an die Mitte der Wade*). Die Frauen trugen einen langen, den Oberkörper eng umschließenden, nach unten weiter werdenden Rock, darunter ein Unterkleid mit langen und weiten und unter diesem ein solches mit kurzen und engen Ärmeln. Darüber warfen sie einen Mantel und an den Füßen trugen sie Schuhe. Kopfbedeckungen wurden allgemein im Frieden noch immer nicht getragen; bei nassem Wetter schlug man den Mantel über den Kopf. Frauen legten ein Kopftuch um das zusammengebundene Haar, welches Jungfrauen frei herabhängen ließen.

Im Laufe der Zeit erlitten diese Grundzüge der Tracht mancherlei Veränderungen und Zusätze, jedoch keine solchen von Bedeutung. Doch ist, wahrscheinlich in Folge der an den Höfen eingedrungenen byzantinischen Tracht (oben S. 230), ein fortwährendes Streben nach Verlängerung der Oberkleider zu bemerken, welches namentlich zur Zeit der Kreuzzüge im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Nahrung erhielt, wo die Röcke der Männer oft gar bis auf die Füße herabreichten. In der Regel lagen selbe in dieser Zeit oben ziemlich fest am Körper an und wurden erst von den Hüften nach unten hin allmälig weiter. Doch wurden die langen Röcke niemals recht beliebt, und schon im zwölften

*) Köhler, die Trachten der Völker in Bild und Schnitt. II. S. 75 ff.

Jahrhundert beschränkte man sie, namentlich in Frankreich, auf feierliche Anlässe und trug sonst kurze, ja sogar immer kürzere, die zuletzt kaum noch den Oberleib bedeckten. Die Adeligen erschienen indessen meist gegürtet, die Bürgerlichen dagegen meist nicht, während die Röcke der Leute aus den geringeren Ständen kurz und um den Leib gegürtet waren.

Seit der Zeit Karls des Großen, wol auch schon früher, liebte man sehr die grellen Farben, scharlachrot, himmelblau, schwefelgelb u. s. w., welche man erst seit der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts durch Mischung etwas zu mildern suchte. Doch blieb der Anzug bunt; ja gegen Ende desselben Zeitabschnittes riß die Liebhaberei ein, den Rock seiner Länge nach in Mitte des Vorder- und Hintertheiles und ebenso die Hose nach beiden Beinen zu theilen und jede Seite von andersfarbigem Zeuge zu fertigen (was bis in das fünfzehnte Jahrhundert beliebt war und mit Anwendung auf die Landesfarben bei den Amts- und Ratsdienern der kleineren Schweizerkantone bis auf die neueste Zeit vorkam). In Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurde es Gebrauch, den Rock mit einer Kapuze zu versehen, deren man sich bei ungünstiger Witterung bediente; zu gleicher Zeit trug man aber auch Überzieher mit Kapuzen; sie waren weiter und kürzer als die gewöhnlichen Röcke. Im elften bis dreizehnten Jahrhundert trug man lederne Schuhe, die meist bis an oder über die Knöchel, oder Halbstiefel, die bis an die Waden reichten. Im dreizehnten Jahrhundert fing man in Frankreich an, sie mit Schnäbeln zu versehen, die erst schlaff, dann aber zierlich nach oben gekrümmt erschienen. Damals fing man an, Kopfbedeckungen zu tragen, und zwar zuerst eine den ganzen Kopf umschließende, eng anliegende Kappe, oft mit Wangenstücken versehen und unter dem Kinn zugebunden, dann auch breitkrempige Hüte. Die Kleider der F r a u e n erlitten keine wesentlichen Veränderungen und wir verweisen bezüglich ihrer und der Einzelheiten in den Trachten der Männer auf reichlich vorhandene Bilderwerke. Doch wollen wir erwähnen, daß sie es, namentlich in Frankreich zur Zeit der Kreuzzüge, liebten, die Gewänder mit ihren und ihrer Männer Wappen oder anderen Figuren besticken zu lassen. Ebenso läßt sich nichts allgemeines über den S c h m u c k sagen, der in sehr manigfaltigen Formen und Stoffen angewendet wurde. Das H a a r der Männer wurde gewöhnlich kurz getragen, im dreizehnten Jahrhundert aber bis auf den Nacken herab und vorn gescheitelt. Diese Tracht des Zeitalters der Frauendiener und Minnesänger hatte überhaupt etwas Weibisches, wie denn auch damals die früher seltenere Unsitte des Bartscherens allgemein herrschend wurde. Die Frauen liebten es in der Zeit des Minnedienstes, Kränze frischer Blumen oder goldene, mit Edelsteinen besetzte Stirnreifen, auch in Blumenform, im Haar zu tragen, während die Bürgerfrauen das ihrige

immer züchtiger und immer geschmackloser mit allerlei Mützen und Hauben verhüllten.

Schon im dreizehnten Jahrhundert gaben, wie wir gesehen, die Franzosen, in Folge des ihrer Nationalität eigenen feinen Geschmackes, in der Kleidertracht den Ton an. Doch ging die Nachahmung desselben auf Seite der übrigen Völker Europa's langsamer von Statten als in neuerer Zeit. Es war namentlich das vierzehnte Jahrhundert, während dessen die in Frankreich im dreizehnten aufgekommenen Trachten im Abendlande herrschend wurden, zuerst in England, erst später in anderen Ländern. Zugleich nahm damals die Vorliebe für prächtige Kleidung stark zu, besonders als Folge des stets wachsenden Reichtums der Städte. Namentlich wurde der Gebrauch der Seide, deren Weberei man seit dem dreizehnten Jahrhundert in Ober-Italien stark betrieb, damals neben der sonst vorherrschenden Wolle und Leinwand sehr verbreitet. Der in den Kreuzzügen eingesogene morgenländische Geschmack machte sich in der Vorliebe für eingewobene Arabesken, Buchstaben, Blumenstücke geltend, wozu sodann auch Thiergestalten kamen. Auch liebte man mit Gold- und Silberfäden durchwirkte Stoffe. Die Männer trugen damals meist kurze Röcke, die Reichen und Vornehmen weite Überzieher darüber, oder auch blos Mäntel, an den Beinen noch immer Beinlinge, welche zugleich als Strümpfe dienten und an welche man nicht selten, statt der Schuhe, blos Sohlen befestigte. Am Gürtel trug man eine Tasche und ein Dolchmesser. Später blieb der Gürtel nur bei den Rittern in der Mode. Als Feierkleid wurde die lange, auf der Seite statt der Ärmel aufgeschlitzte Soutane beliebt. Die Schuhe wurden manigfaltiger und aus Leder, Filz, Tuch, Sammt oder Seidenzeug, auch in allen möglichen Farben gefertigt, wobei sich die Schnäbel stets erhielten. Was die Kopfbedeckung betrifft, so wurden die Zipfel der Kapuzen länger, die Kappen erhielten Aufschläge, die Hüte Krempen verschiedener Breite und Güpfe verschiedener Höhe, sowie allerlei Formen und Farben, auch goldene oder seidene Fransen, nebst anderweitigem Schmuck. Auch nahm damals der Gebrauch der Handschuhe überhand, welche man auf der Außenseite gern mit Stickereien versah. Als eigentümliche Zuthaten kamen im vierzehnten Jahrhundert die an allen Theilen der Kleidung angebrachten Zacken oder Zaddeln und die am Halsausschnitt, Gürtel u. s. w. angehängten Glöcklein oder Schellen (die Schellentracht) auf. Bei den Frauenkleidern jener Zeit riß die Vorliebe für starke Ausschnitte auf der Busenseite stark ein. Das Haar kräuselte man; den Bart begann man um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts allmälig wieder wachsen zu lassen.

Schon damals trugen die Beamten der Höfe, Staaten und Städte bei festlichen Gelegenheiten ein nach Schnitt, Form und Farbe genau vorgeschriebenes Feierkleid, eine Art von Uniform, oder auch nur an

demselben angebrachte bezeichnende Figuren und Bilder, so auch die Handwerksgenossenschaften und gewisse Berufsarten, — zur Ehre sowol als zur Schande, wie die Juden, die öffentlichen Dirnen, die Henker, die Bankerotten u. s. w. Die Juden mußten in allen römisch-katholischen Ländern etwa seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein langes Gewand, auf Schultern oder Brust einen Ring aus rotem oder orangefarbenem Tuch, einen hohen spitzen Hut von roter, gelber oder weißer Farbe oder ein farbiges Tuch, und durften keinerlei Schmuck tragen. Auch andere Auszeichnungen waren üblich, wie z. B. der Sporn für die Adeligen, Schwert und Dolch für bevorrechtete Zünfte u. dergl. Die Gelehrten, wie Ärzte, Juristen, Lehrer u. s. w. trugen ein dem Priestergewande ähnliches weites und langes Kostüm von verschiedenen Farben, je nach ihrem Fache, auch oft geschornes Haupthaar. — Die priesterliche Kleidung blieb im Ganzen die morgenländische und zeigte übrigens in einzelnen Theilen den Rang an, wie dies im kirchlichen Ornate noch jetzt der Fall ist. Auch die einzelnen Insignien, namentlich der Bischöfe, wie die Mitra, das Pallium, der Ring, der Stab, das Brustkreuz u. a. sind noch jetzt im Wesentlichen die mittelalterlichen. Seit Mitte des dreizehnten Jahrhunderts kamen die roten Hüte der Kardinäle auf und wurden in schwarzer Farbe bald auch bei anderen Geistlichen üblich. Seit Innocenz III. wurden die liturgischen Farben bestimmt: die weiße für hohe Festtage, die blaue für solche Maria's, die rote für Tage der Martyrer, die gelbe für solche der Engel, die grüne für gewöhnlichen Gottesdienst, die violette oder schwarze für Traueranlässe. Die Farben der Mönchsgewänder kennen wir schon (oben S. 173 ff.). Was die Entfernung des Haares betrifft, so wurde im siebzehnten Jahrhundert im Abendlande die sog. Tonsur des Petrus, — rund auf dem Scheitel — vorgeschrieben, während das Morgenland die des Paulus, mit rasirtem Vorderkopfe, behielt. Im Jahre 1074 wurde sämmtlichen Geistlichen das Scheren des Bartes befohlen, fand aber erst im vierzehnten Jahrhundert allgemeinen Gehorsam.

Die **Bauart** der Städte des Mittelalters kann, mit Ausnahme von dessen früheren Jahrhunderten, noch jetzt an manchen Orten beobachtet werden. In der ersten Zeit des Lebens der Städte, soweit solche nicht aus römischen Wohnplätzen hervorgegangen, waren deren Häuser noch höchst einfach und nicht viel von bäuerlichen Wohnungen auf dem Lande unterschieden. Die mittelalterlichen Städte gleichen mit etwas anderer Bauart sehr dem Bilde, das wir oben (II. S. 15) vom alten Athen entworfen. Ja das ganze Mittelalter und bis weit in die sog. Neuzeit hinaus, in manchen kleineren Orten noch bis vor kurzem dauerten in den Städten Unbequemlichkeiten fort, die uns jetzt unbegreiflich erscheinen. Die Straßen waren eng und krumm, unbepflastert und unbeleuchtet, mit vorspringenden Stockwerken, Thüreingängen, Kellerhälsen,

Bänken, Pfählen, Bäumen u. s. w. Auch nachdem das Pflastern begann, war es im Mittelalter der Willkür der Hausbesitzer überlassen, so daß hieraus dem Verkehre die ernstesten Schwierigkeiten erwuchsen. Dabei warf man allen möglichen Unrat ohne Umstände auf die Straße hinaus. Die Häuser waren in den früheren Zeiten, ja bis in die neuere herab, meist von Holz, klein, schmal, spitzgiebelig, mit hohen Schornsteinen und vielen Fenstern. In früherer Zeit waren sogar die Kirchen aus Holz. Die Folgen dieser Bauart waren die zahlreichen Feuersbrünste des Mittelalters, mit denen die Chroniken aller Städte angefüllt sind. Die Kirchen waren (etwa im neunten Jahrhundert) die ersten Gebäude, die man aus Steinen aufführte, daher sie auch damals zu Archiven, Bibliotheken, Arsenalen u. s. w. benutzt wurden. Große Mühe hatten die Stadtbehörden, zu bewirken, daß die Schornsteine und Öfen aus Stein, statt aus Lehm gefertigt wurden. Nur langsam ging die Verwandlung der Dächer aus Stroh und Schilf erst in solche aus Schindeln und dann aus Ziegeln über. Ziegelhütten werden erst seit dem Jahre 1358 (in Görlitz) genannt. Im dreizehnten Jahrhundert noch nisteten Schwalben und andere Vögel, sowie Mäuse in den Strohdächern der Städte. Dachrinnen kamen erst sehr spät in Gebrauch, und so lange strömte das Regenwasser herab, wo es eben konnte, nämlich meist mitten auf die Straße. In manchen Städten wurde es sogar geflissentlich, durch Röhren mit Drachen-, Hunde- und Löwenköpfen am Ende, dahin geleitet, und zwar bis in das achtzehnte Jahrhundert, so daß bei Regenwetter Löcher in die Straßen geschwemmt wurden, und die Pferde ob dem Rauschen scheu wurden und durchgingen. Die im frühern Mittelalter in den Städten betriebene Landwirtschaft (oben S. 263) war noch in späterer Zeit nicht ganz entfernt. Heerden landwirtschaftlicher Thiere machten noch lange die Straßen unsicher. In Bremen mußte man noch 1489 verbieten, Schweinekofen unter die Fenster zu setzen. Doch gab es deren noch im siebenzehnten Jahrhundert, selbst in den besseren Straßen. Die Schweine lebten mit den geringeren Leuten traulich im Hause. Man mußte Vorsichtmaßregeln treffen, daß mit Hauern bewehrte Eber nicht auf der Straße Unheil anrichteten. In diesem Falle bestrafte man den Besitzer mit drei Pfunden und den Eber — mit dem Tode.

Im ganzen Mittelalter gab es keine Anordnungen zum Zwecke der Straßenbeleuchtung und nur höchst mangelhafte nächtliche Straßenpolizei. Nach Belieben walteten Lärm, wüstes Geschrei, Streit, Unfug aller Art, Raub und Mord bei Nacht in den Städten, soweit nicht der bessere Charakter der betreffenden Bevölkerung diesem Unwesen Einhalt that. Noch im fünfzehnten Jahrhundert klagte der Rat von Nürnberg, daß Nachts in der Stadt mit Armbrusten und Büchsen geschossen und die Bürger, besonders die Wöchnerinnen und Kranken, mit solchem

Schießen beunruhigt wurden, und gebot, daß wer zur Kurzweil schießen wolle, solches vor den Thoren der Stadt thun möge. Freilich verboten die Behörden wiederholt, in den Schenken Nachts zu trinken und zu spielen und ohne Licht (Fackeln und später Laternen) auszugehen; aber es wurde wenig befolgt. Wenn die Nacht einbrach, so verriegelte man die Stadtthore und ließ keinen Fremden mehr herein, und die Bürger verrammelten ihre Häuser und schlossen Thür und Thor ab. Die Nachtpolizei, seitdem es (im spätern Mittelalter) eine solche gab, wurde von den Nachtwächtern besorgt, welche mit einem Spieß, einer Laterne und einer Art Klapper (Rättel) bewaffnet waren. Von Feuerspritzen oder irgend einer Feuerpolizei war im Mittelalter keine Rede, ebensowenig von Dämmen und anderen Anordnungen gegen Überschwemmungen, Sturmfluten und andere Wassersnot, die in Meer- und Stromgegenden so häufig waren, wie die Feuersbrünste. Ein drittes Übel waren in Folge mangelhafter arzneilicher Kenntnisse, fehlender Reinlichkeit, frischer Luft, Bewegung und Wasserbenutzung die häufigen Seuchen und Pestilenzen des Mittelalters. Namentlich hat sich der „große“ oder „schwarze Tod“ der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein grauenvolles Andenken bewahrt (s. oben S. 180). Dazu trug namentlich die im Mittelalter herrschende Gewohnheit der Stadtbürger bei, auch nach gethaner Arbeit, am Abend und an Feiertagen, in ihren Häusern zu lungern und höchstens zum Fenster heraus zu schauen. Die Kinder spielten auf der Diele, auf Treppen und Böden oder höchstens auf dem Plätzchen der schmuzigen Straße dicht vor dem Hause.

Die innere Anlage der Stadthäuser war noch bis in das vierzehnte Jahrhundert die für den Betrieb der Landwirtschaft angelegte, wie sie noch in den niedersächsischen Bauernhäusern gefunden wird. Erst seitdem Handel und Gewerbe in den Städten zu blühen begannen und die Bürger erkannten, daß in diesen Thätigkeiten ihre wahre Aufgabe und der Keim einer bessern Zukunft liege, wurde demgemäß das Stadthaus umgestaltet. Die Flure verengerten, die Zimmer vergrößerten und vermehrten sich, wenn auch erstere noch lange nicht zu den darmartigen, dunkeln und engen, luft- und lichtlosen Tunneln wurden, wie in unseren heutigen Mietkasernen, sondern, in Erinnerung an ihre frühere landwirtschaftliche Bestimmung als Garben- und Dreschboden, noch den Kindern des Hauses hinlänglichen Raum als Spielplatz boten. Wo der Raum für die Flur aber fehlte, da legte man einen unbedeckten Hof an, auf dessen Vorderseite die Familie wohnte, während die Waarengewölbe bei Kaufleuten, die Werkstätten bei Handwerkern die Hinterseite einnahmen. In reichen Häusern gab es wol auch mehrere Höfe und wurden auch die inneren Räume verschwenderischer ausgestattet, wie wir in späteren Jahrhunderten sehen werden.

Die Fenster waren im ältern Mittelalter klein, ohne Verschluß

und zum Schutz gegen den Regen unter dem vorspringenden Dache angebracht. Im Winter schützte man sie überdies mit Läden, Vorhängen, geöltem Papier, Hornplatten u. s. w. Glas wurde schon seit dem neunten Jahrhundert in Mitteleuropa gefertigt, aber blos für Kirchenfenster, die überdies gemalt wurden. Bürgerhäuser erhielten erst im fünfzehnten Jahrhundert Glasfenster, und zwar lediglich kleine runde, unebene Scheiben.

Der Fußboden bestand im frühern Mittelalter aus festgestampfter Erde, wie sie für landwirtschaftliche Verrichtungen paßte, in alten Burgen aus dem geebneten Felsen selbst, bei Vornehmen später aus gebrannten und gemusterten Thonplatten, die mitunter bunt glasirt waren. Rohen Boden bestreute man mit Binsen. Die Wände bekleidete man mit Holzgetäfel oder mit Kalkbewurf, seit dem vierzehnten Jahrhundert bei Reichen mit kostbaren Gobelins-Tapeten. Die Decke bildeten früher lediglich die Dachsparren, später Balken und Bretter, die endlich Malerei und Schnitzwerk erhielten. Die Heiz- und Waschapparate, die Schlafstätten, Mobilien und anderen Geräte des Mittelalters bildeten einen allmäligen Übergang von der äußersten Einfachheit altgermanischer Zustände bis zu der reichen Ausstattung unserer Zeit, immerhin mit bedeutender Unterscheidung nach der Gegend und nach dem Stande der Bewohner. Im eigentlichen Mittelalter, d. h. in der Zeit der Kreuzzüge und einige Jahrhunderte vor- und nachher, hatte die ganze bürgerliche Ausstattung etwas Schwerfälliges und Plumpes, ohne besondern Charakter und mit noch weniger Geschmack, welcher überhaupt erst durch das Wiederaufleben der Kenntniß des klassischen Altertums im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert eine Rolle zu spielen begann. Unsere Bauernhäuser in noch unverfeinerten Gegenden mögen noch ziemlich den Charakter des mittelalterlichen Hausrates darstellen. Statt der Schränke z. B. dienten eisenbeschlagene Truhen, statt der Stühle an den Wänden befestigte Bänke. Man speiste noch lange ohne Besteck (Löffel kamen zuerst in Gebrauch, dann Messer, erst im sechszehnten Jahrhundert Gabeln), ja ohne Teller (statt deren kleine Brote oder Kuchen dienten) und trank aus Hörnern, Elefanten- und Walroßzähnen, in Metallfassung und auf Fußgestellen, Arme aus Thongefäßen, seit dem vierzehnten Jahrhundert aus glasirten irdenen Krügen; erst seitdem bediente man sich allgemeiner der Gläser. Bis ziemlich tief in das Mittelalter herein lebten überhaupt die Vornehmen und Reichen nicht oder wenig kostbarer und bequemer als Arme und Gemeine. Die größten Leckerbissen im 13. Jahrhundert waren fetter Schweinebraten, Schafgehirn, gefüllte Hühner, geröstete Nieren, mit Eiern und Gewürzen gefüllte Schweinsmagen, Hechte, Aale, Forellen u. s. w. Man war mehr geneigt, viel als fein zu essen und die Obrigkeiten hatten viel zu thun, die Gastereien bei Hochzeiten und anderen Festen zu beschränken, jedoch mit wenig Er-

folg. Damit war denn auch arge Rohheit verbunden, die sich in einer für uns beinahe unbegreiflichen Weise Luft machte. Als aber in Folge der Kreuzzüge morgenländische Verweichlichung in Europa Eingang fand, nahmen die thierischen Anlagen der Menschen eine raffinirtere Gestalt an. Eine für das Mittelalter und dessen sittliche Begriffe höchst bezeichnende Äußerung dieser Richtung sind die Frauenhäuser. Die Prostitution hatte wahrscheinlich von Byzanz und Rom her, wo sie sogar bisweilen den Tron bestiegen, bei den Germanen der neuen Reiche Eingang gefunden. Karl der Große suchte alle lüderlichen Dirnen aus Paris zu verbannen, verurteilte sie zum Staupbesen und ihre Wirte dazu, sie auf dem Rücken bis zur Gerichtsstätte zu tragen. Spätere französische Herrscher aber zogen das System der Duldung vor, anerkannten die Dirnen (filles folles de leur corps) als Gesellschaft, auferlegten ihnen Abgaben und setzten ihnen Richter und Statuten vor. Ja dieselben hielten jährlich am Magdalenentage eine öffentliche Procession. Es wurden ihnen besondere Straßen und Häuser angewiesen, in welchen sie den Tag, nicht aber die Nacht zubrachten. Eigene Dirnen waren zum Dienst am Hofe bestimmt und hatten als Vorgesetzten den Roi des Ribaults. Im Jahre 1226 wurde für die reuigen Sünderinnen der Orden der Filles Dieu gestiftet. In London erhielten die Hetären 1180 durch Heinrich II. den ersten Freiheitbrief. In Hamburg erscheinen Frauenhäuser 1292, in Regensburg 1306, in Zürich 1314, in Basel 1356, in Avignon 1347, in Wien 1384 als schon längere Zeit bestehend; ihre eigentliche Blüte jedoch hatten sie im fünfzehnten Jahrhundert. Sie hießen auch Töchterhäuser oder Jungfrauhöfe, und es gab ihrer in allen bedeutenderen, ja sogar in vielen sehr kleinen Städten; sie waren Eigenthum der letzteren und wurden vom Magistrate gegen gewisse Summen und unter der Bedingung, zu diesem Zwecke erlassene Verordnungen genau zu beobachten, an Wirte und Wirtinnen auf ein bis vier Jahre verpachtet. Doch nicht überall beschützte man sie auf die vorhin angegebene Weise. An vielen Orten waren sie gehalten, besondere Kleidungstücke oder Mützen von auffallender Form und Farbe zu tragen. Zu ihren Kennzeichen gehörten auch Blumensträuße, deren Überreichung einer Herausforderung gleich kam. Der Eintritt in die Frauenhäuser war Verheirateten, Geistlichen und Juden untersagt, an Sonn- und Festtagen jedoch meist Jedermann, welche beide Vorschriften wol nicht immer strenge eingehalten worden sein mögen. Wenigstens sah sich der Rat von Nördlingen 1472 genötigt, den Geistlichen den Besuch der Frauenhäuser bei Nacht zu verbieten und nur am Tage zu gestatten. In Leipzig traten die Dirnen in öffentlichen Aufzügen als Korporation auf und ohne Scheu wurde in solchen Häusern auch gezecht, gespielt und getanzt. Zu Würzburg mußte der Frauenwirt jährlich an St. Johanns Tag den Schultheiß und dessen Büttel be-

wirten. Auch mußte derselbe einen Eid leisten, „der Stadt treu und hold zu sein und Frauen zu werben. (!)“ Außer den privilegirten Frauenhäusern gab es auch Winkelhäuser, welchen die amtliche Berechtigung fehlte. Im Jahre 1492 beschwerten sich die privilegirten Dirnen Nürnbergs beim Rate gegen ein solches, und 1508 erlaubte ihnen derselbe, ein Winkelhaus zu stürmen, was auch richtig geschah.

Während man diese Anstalten heutzutage kaum anders als flüsternd, und gewiß nie in Gegenwart von Damen nennen darf, waren sie damals ein Gegenstand der ungescheutesten Unterhaltung und ihr Besuch für Männer jedes Alters und Standes etwas sich ganz von selbst Verstehendes. Diese Auffassungsweise ging so weit, daß man ohne Scheu den Ertrag dieser Häuser vergab und verlieh, z. B. in Deutschland der Kaiser den Grafen von Henneberg und Denen von Pappenheim, während ihn der Papst in Rom sich selbst vorbehielt. Der Lordmayor von London und der Senat in Venedig hielten es im fünfzehnten Jahrhundert nicht unter ihrer Würde, für die Bordelle ihrer Städte Mädchen aus der Fremde zu verschreiben und hiefür Aufkäufer zu bestellen, welche umherreisten und besonders Schwäbinnen auffingen. Überall befolgte man die Regel, Fremde zu dieser Berufsart herbeizuziehen, verlieh ihnen aber im Falle guter (!) Aufführung oft das Bürgerrecht, steuerte sie aus, wenn sie heirateten, und begünstigte sogar ihren Eintritt in Klöster, deren es eigene für „Büßerinnen“ oder „Reuerinnen“ gab.

Eine eben so weitgetriebene, aber im Ganzen doch harmlosere Ausschweifung des Mittelalters als die Frauenhäuser boten die Trinkgelage dar, welche wir bereits bei den Rittern (S. 236 f. oben) kennen gelernt. Nicht weniger aber als Letztere waren die Stadtbürger dem Trinken ergeben, wozu namentlich die erwähnte Billigkeit des Weines vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts an viel beitrug. Der Übermut gedieh dabei so weit, daß Bauende den Mörtel mit Wein anrühren ließen. Die Einwirkung des Weingenusses auf das Leben der Städte wurde von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung. Einerseits verschaffte sie den Bürgern einen neuen reichen Erwerbszweig und anderseits gab sie Anlaß zu jener reichen Entfaltung des Humors, durch welchen sich das Schrifttum des spätern Mittelalters so sehr auszeichnet. Haupthandelsplatz für den Wein war Ulm und hatte hierin einen großartigen Verkehr. Doch ging neben diesem Geschäfte, wie neben jedem andern, auch eine kolossale Weinfälschung her, nicht nur mit Wasser und Apfelmost, sondern mit verschiedensten, sogar giftigen Ingredienzien, was nicht selten den Leuten Krankheiten oder den Tod brachte. Die Obrigkeiten ordneten daher strenge Untersuchungen des Weines und Bieres an. Man liebte es ferner im Mittelalter, den Wein mit Kräutern, Beeren, Honig und allerlei Gewürzen, wie auch das Bier mit Wein und allerlei Stoffen vermischt zu trinken. Auch verfertigte man verschiedene Würz=

weine, während dagegen der Branntwein bis zum sechszehnten Jahrhundert nur als Arznei diente und von den Apothekern aus reinem Wein hergestellt wurde. — Weniger als im Süden und Westen Deutschlands wurde im Norden Wein getrunken, der dort das Bier nicht zu verdrängen vermochte. Als besondere Bierarten waren namentlich die Braunschweiger Mumme und der Hamburger Bräuhahn berühmt. Im weinerzeugenden Deutschland dagegen suchte man das Bier sogar zu unterdrücken. In den Städten hatte die Entwickelung des Genusses geistiger Getränke diejenige der Wirtshäuser, Trinkstuben und Kneipen zur Folge; ja sie fand hier erst ihre Heimstätte. Vor dem Aufblühen der Städte hatte es nur die herrschaftlichen Weinschänken gegeben, welche ein Monopol des Grundbesitzers waren. In den Städten wurde das Ausschenken ein Gewerbe, welches nicht nur etwa Trinklust und Ausschweifung, sondern auch das gesellige Leben und den freien mündlichen Austausch der Meinungen über öffentliche Zustände beförderte. Die Obrigkeit war dabei auf das Gedeihen der Wirtschaften in ihrer Stadt so eifersüchtig, daß sie die Errichtung von solchen innerhalb einer Meile im Umkreise (Bannmeile) untersagte. Jede Zunft hatte ihr Zunfthaus oder ihre „Trinkstube", wo sich die Genossen des Handwerks versammelten und sich oft mehr zu Hause fühlten als in ihren Familien; ja zu Zeiten speisten sogar Familienväter regelmäßig im Zunfthause. Selbst die Gebräuche der Zünfte wurden reich an Beziehungen auf das Trinken. Es liegt hierin der Ursprung der eigentümlichen deutschen Sitte des Stammgasttums, wie des Kneipens verschiedener Vereine und Gesellschaften. Außer den Trinkstuben der Zünfte hatten aber die Stadtbürger auch ein gemeinsames Trinklokal im Ratskeller, dem eigentlichen Mittelpunkte des geselligen Verkehrs und aller Neuigkeiten, wo auch alle Stadtgeschäfte vorberaten wurden, und wo Sachverständige den Wein prüften und beurteilten. Man kam auch mit Frauen und Töchtern dort zusammen und hielt Hochzeiten und andere Feste. Besuchende und durchreisende hohe Gäste wurden besonders durch Geschenke an Wein aus dem Ratskeller geehrt, dessen Maß nach dem Range Jener abgestuft war. Auch war der Ratskeller ein dem Frieden geweihter Ort, dessen Entheiligung durch Excesse von besonderen Richtern, den Weinherren, streng bestraft wurde.

So schlaff im Ganzen die Polizei der Städte den sinnlichen Ausschweifungen gegenüber sich verhielt, so eifrig war sie auf der andern Seite bedacht, ihr Ansehen aufrecht zu erhalten, und wenn dies auch nur durch die kleinlichsten Einmischungen in das häusliche und sonstige Privatleben der Bürger geschah. Wir geben als Beispiel eine Übersicht der im vierzehnten Jahrhundert in der damals noch österreichischen, später schweizerischen Stadt Luzern bestehenden polizeilichen Anordnungen.

Der Rat von Luzern versammelte sich jeden Freitag. Wer in

der Sitzung nicht eintraf, während noch die Glocke läutete, wurde gebüßt, ausgenommen wenn er der Messe oder einem Leichenbegängnisse beiwohnte. Es war untersagt, während eines Vortrags darein zu reden, Jemanden zu überschreien, gegen ihn aufzuspringen oder im Zorne auf ihn einzudringen. Ein wöchentlich neu gewählter Ratsherr zog die Bußen ein. Schultheiß und Ammann durften den Rat nicht verlassen. Wer gegen Beschlüsse sprach, welche Rat oder Gemeinde mit Mehrheit erlassen hatten, wurde gebüßt und mußte, wenn er nicht bezahlen konnte, die Stadt für immer meiden. Wer Jahr und Tag mit Weib und Kind ohne des Rates Urlaub aus der Stadt abwesend war, verlor das Bürgerrecht. Wer das letztere nicht erhalten wollte oder konnte, den durfte Niemand in sein Haus oder seinen Hof aufnehmen. Juden konnten das Bürgerrecht erhalten und Beleidigungen gegen sie wurden gleich gebüßt, wie solche gegen andere Bürger; sie hatten jedoch nicht den vollen Umfang der Rechte zu genießen, die den Bürgern zukamen. Beauftragte des Rates untersuchten das zu verkaufende Brot und Fleisch. Kein Metzger durfte mehr Vieh kaufen, als er selbst schlachten wollte, und geschlachtet werden durfte nur im Schlachthause. Fische durfte man nicht auf Gewinn kaufen, auch nicht an Fremde verkaufen. Es war verboten, aus Korn Bier zu brauen, aus Obst Obstwein zu bereiten; man trank nur Wein, der jedoch vor dem Verkaufe amtlich gekostet wurde. Ein Weinschänk durfte nicht zugleich einheimischen und fremden Wein ausschänken, nicht zugleich mehr als ein Faß anzapfen, nicht verschiedene Weine mischen, mußte Arme und Reiche gleich halten, die Maße voll geben und sie wöchentlich einmal waschen. Ein Saum durfte nicht für mehr als sechs Schillinge gegeben werden. Nach der Feierglocke war Niemanden mehr erlaubt, Wein zu schänken; aber nach Hause durfte man solchen kommen lassen. —

Wie die Wirtschafts- und Marktpolizei, so regelte der Rat auch die Reinlichkeit- und Feuerpolizei. Kein Schwein wurde in der Stadt gehalten; kein Unrat und Abgang durfte auf der Straße, im Stadtgraben oder von der Reußbrücke ausgeschüttet werden. Alle feuergefährlichen Handlungen waren bei Nacht verboten; selbst einheizen durfte man Nachts nicht. Zu Hause hatte jeder Bürger einen Feuereimer und Nachts ein großes Faß voll Wasser. Niemand ging Nachts ohne ein Licht durch die Stadt, das bei Wind verschlossen sein mußte. Brach Feuer aus, so mußte Jedermann sein Haus öffnen, widrigenfalls er die Stadt auf ein Jahr zu meiden hatte. Auch in die Religion mischte sich der Rat. Bei der jährlichen Procession um die Stadt mußte aus jedem Hause eine Person erscheinen. Kinder über sieben Jahre mußten die Schule besuchen und durften keinen Privatunterricht erhalten. Gegen die Fenster der Herren im Hofe und der Barfüßer durfte man nicht werfen oder schleudern (gegen andere wol?). Arme wurden nur erhalten,

wenn sie in der Stadt erzogen waren. Es war verboten, Nachts zu tanzen, zu schießen, zu rennen, mit Schnee zu werfen, beim Spiele auf Pfänder und Bürgen Gelt zu leihen, in den „offenen Frauenhäusern“ und Badstuben Fremde über Nacht zu behalten, in der Stadt Waffen zu tragen, in die Stadtmauer Lücken zu brechen, den Harnisch (den jeder Bürger haben mußte) zu verkaufen u. s. w.

Dieser theilweisen Kleinlichkeit gegenüber, die sich auch sonst im ganzen Leben der Bürger in unendlichen Zügen kundthat, waltete aber in den Städten des Mittelalters auch schon ein großer Sinn. Solcher zeigte sich, außer in der selbstverständlichen Liebe zur Vaterstadt und ihrer Freiheit und in dem daraus hervorgehenden Opfergeist, namentlich in dem warmen und aufrichtigen Gefühle für das Unglück und in der Bereitwilligkeit, demselben abzuhelfen. Der Grund hiervon lag offenbar in der oft betonten Verbindung zwischen dem innigen deutschen Gemüte und dem Geiste des Christentums, wie ihn noch die Priester der ältern Zeit verkündeten und verbreiteten. „Die jener mittelalterlichen Zeit entsprungenen Handlungen der Menschenliebe und des Gemeinsinns waren so häufig und umfassend, daß damals ein Staat oder eine Stadt keine laufenden Ausgaben für Kirchen, Schulen und Armenpflege zu machen hatte, sondern nur in einzelnen Fällen eine Spende ertheilte. Für alles dies genügte dasjenige, was die einzelnen Bürger als freiwillige Handlungen verrichteten, und was als eine unabläßige Äußerung des herrschenden Geistes immer wieder vorkam*).“ Diese und andere schöne Züge zeigen deutlich, daß man unrecht thut, von einem „finstern Mittelalter“ zu sprechen, statt von einzelnen finsteren Seiten desselben, an welchen auch die neuere Zeit keinen Mangel hat. Nicht nur was für die Kirche und die Armen, sondern auch was für weltliche Zwecke und solche des Staates geschah, betrachtete man in dem frommen Geiste der Zeit als ein Gott wolgefälliges Werk. Diese Richtung geriet aber oft genug in ein Extrem, welches uns heute komisch vorkommt, damals aber heiliger Ernst war und zu den Merkmalen des unwillkürlichen naiven Humors gehörte, wie sie im Mittelalter so häufig vorkamen; man vermachte nämlich bisweilen neben Beträgen zu wolthätigen Zwecken auch solche zum Vertrinken durch Soldaten, Weinknechte, Zunftmitglieder u. a. Stifter von Kirchen waren ohne Bedenken auch fähig, Narrengesellschaften zu gründen. Damals berührte sich eben Alles, Ernstes wie Heiteres, sehr eng und ging Hand in Hand miteinander.

Zu den wolthätigen Stiftungen und Anstalten gehörten auch die einen annähernd geistlichen Charakter tragenden „Brüderschaften“, welche meist die Namen von Heiligen oder von religiösen Gegenständen

---

*) Kriegk, Geschichte von Frankfurt am Main, S. 162.

trugen. So hatten z. B. die zahlreichen Annen-Brüderschaften überall den Zweck der Krankenpflege, der jedoch oft sehr wenig in Ausführung kam, sondern vor den kirchlichen Übungen zurücktreten mußte. Die meisten dieser Vereine scheinen im vierzehnten Jahrhundert gegründet zu sein. Sie hatten ihre besonderen Gottesdienste, Altäre, Vorsteher, Kassen, Versammlungen, Ceremonien u. s. w. Manche überdauerten sogar die Reformation, indem sie alles Katholische abstreiften und die Wolthätigkeit zum Hauptzwecke erhoben, während die schon früh üblichen gemeinsamen Malzeiten und Gelage fortdauerten und die Archive namentlich reich an Bechern wurden. Eine solche Brüderschaft waren auch die Kalandsbrüder, welche seit dem 13. Jahrhundert in ganz Mitteleuropa (Deutschland, Frankreich und Ungarn) verbreitet waren, Wolthätigkeit übten, unentgeltlich Seelenmessen besorgten, bei ihren Zusammenkünften aber sich den Freuden der Geselligkeit überließen. Diese Versammlungen fanden am ersten Tage des Monats (Calendae, s. Bd. II. S. 419) statt, woher der Name der Verbindung kam. Die Mitglieder waren Männer und Frauen, Geistliche und Weltliche, — nur nicht Mönche und Nonnen. Daß die Kalandsbrüder trotz ihrer Seelenmessen keine blassen Asketen und abgehärmten Selbstquäler waren, zeigt ihr gereimtes Tischgesetz, welches also lautet:

Der Wirt soll geben zur Not
Gut Bier und gut Brot;
Vier gute Schüsseln zurichten,
Die er mit Nichten
Darf gar übermehren.
Kuchen, Käse, Nüsse, Beeren,
Dergleichen reicht man wol hintendrein,
Sonst nichts. — Auf keinerlei Weis soll man Wein
Zum Kaland schänken,
Ihn irgendwie durch Willkür kränken.

Es möchte sehr zu bezweifeln sein, daß diese Enthaltsamkeit vom Wein streng durchgeführt wurde. Wenigstens würde dazu nicht stimmen, daß man in späterer Zeit die Kalandsbrüder „nasse Brüder“ und einen üppigen Schmaus einen „Kaland“ nannte, und „kalandern“ sagte für „lüderlich sein“. Nach der Reformation verfiel die Brüderschaft, und im 16. und 17. Jahrhundert löste sie sich auf.

Die bedeutendsten Werke des wolthätigen Gemeinsinnes im Mittelalter waren aber Einrichtungen und Anstalten, welche die Linderung irdischen Elends und menschlicher Not zum Zwecke hatten. Die ältesten Spitäler wurden von den Klöstern errichtet. Die Städte waren es aber ganz besonders, welche dieselben förderten und unterstützten. Namentlich in der Zeit der furchtbaren Seuchen, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erhielten die Spitäler große Schenkungen, und da

in dieser Zeit die Klöster von Stufe zu Stufe sanken und sich um ihre wolthätigen Zwecke wenig mehr kümmerten, gingen jene Anstalten nach und nach ganz in den Besitz der Städte über, von denen zugleich, wie auch von einzelnen Bürgern, neue solche gegründet wurden. In Köln z. B. gab es im vierzehnten Jahrhundert nicht weniger als neun ältere, aus geistlichen Stiftungen hervorgegangene und neun neu entstandene Spitäler. Zweck dieser Anstalten war ursprünglich lediglich derjenige, Kranke zu verpflegen. Nach und nach aber verlieh man aus Gunst einzelnen Personen sogenannte Pfründen darin, was aber erst in der neuern Zeit allgemeiner wurde.

Andere wolthätige Anstalten waren die öffentlichen Bäder. Die Heimat derjenigen des Mittelalters sind recht eigentlich die Städte, deren Bewohnern sie mit der Zeit, besonders seit den Kreuzzügen, unentbehrlich wurden. Den Armen suchte man durch milde Stiftungen die Benutzung zu erleichtern, und so entstanden die sog. Seelbäder, welche gleich den auch als „Seelhäuser" bezeichneten Spitälern sich durch ihre Namen als solche Stiftungen ankündigten, welche zum Seelenheile sowol des Stifters als der sie Benutzenden gereichen sollten. Die Stifter waren Einzelne und Familien verschiedener (bürgerlicher, adeliger und fürstlicher) Herkunft, bisweilen auch geistliche und weltliche Körperschaften. Die Stiftungen bestanden meist darin, daß in den bestehenden Bade-Anstalten den Armen jährlich so und so viel mal oder wöchentlich einmal Bäder bereitet werden mußten, und der Rat der Stadt sorgte dann für pünktliche Vollziehung. Im vierzehnten Jahrhundert wurden jedoch die öffentlichen Badeanstalten, welche meist Eigentum einzelner Unternehmer (Bader) waren, die auch die Verrichtungen der niedern Chirurgie (Blutentziehung und Haarentfernung) besorgten, vielfach zu Orten der Ausschweifung und erlagen daher im sechszehnten Jahrhundert dem Schicksale der Frauenhäuser, welches wir kennen lernen werden, womit dann auch die wolthätigen „Seelbäder" aufhörten, die in Naturalleistungen verwandelt wurden.

C. Die Beschäftigungen der Städter.

Die Grundlage und Lebensbedingung des Bürgertums der Städte im Mittelalter war, wie erwähnt, die Arbeit. Durch die Arbeit errangen die ehemals eigenen oder hörigen Handwerker der Städte ihre Freiheit. Den Wolstand der Städte jedoch begründete der durch bereits Freie in denselben eingeführte Handel. Diesen nährten zuerst die bei Anlaß des Kirchenbesuchs von den Producenten auf den Kirchplatz zum Verkauf gebrachten Waaren (daher der Ausdruck „Messe" für Markt), was an gewöhnlichen Orten, denen nachher das Markt-

recht ausdrücklich verliehen wurde, wöchentlich, an größeren jährlich geschah. Noch bedeutendere Verkehrsmittelpunkte wurden an großen Festen längere Zeit hindurch des Waaren- und Geltverkehrs wegen besucht und diese Veranlassungen vorzugsweise „Messen“ benannt. Das Heimatland des Handels war im Mittelalter Italien, und zwar erscheinen als die ersten Träger dieser Thätigkeit in weitgreifender Weise die ehemals griechischen Kolonien am Golf von Neapel, welche zwar das griechische Leben und dessen Sprache längst aufgegeben, aber den griechischen Handelsgeist beibehalten hatten. Neapel, Gaëta und Amalfi zeichneten sich seit dem neunten Jahrhundert durch ihre Rührigkeit und Seefertigkeit aus und trugen durch ihre Galeeren zur Befreiung Italiens von den Einfällen der Sarazenen wesentlich bei. Unter ihnen ragte aber am meisten die Republik Amalfi hervor, deren Verkehrsleben Unteritalien und Sicilien beherrschte und sich nach Ägypten und Konstantinopel verzweigte. Ihre 50,000 Bürger lebten in Üppigkeit und ihre Seegesetze galten im ganzen Mittelmeer. Dort verbesserte Flavio Gioja im zwölften Jahrhundert den Kompaß. Der Neid war aber ein häßlicher Zug im gegenseitigen Verhältniß der unabhängigen Handelsstädte des Mittelalters, und die Rohheit der Zeit kam demselben durch Waffengewalt zu Hilfe. Amalfi erlag 1135 und 1137 der Übermacht Pisa's, seine Straßen verödeten und sein Hafen versandete. Pisa, dessen politische Bedeutung wir bereits kennen, hatte seine Blütezeit während der Kreuzzüge, lieh seine Flotten zu den Kriegsthaten derselben und zog aus denselben Nutzen für seinen Handel. Wir wissen bereits, daß Pisa dasselbe Schicksal, welches es Amalfi bereitete, durch Genua erlitt; auch sein Handel überlebte seine Seemacht nur, bis Florenz ihm seinen Hafen Livorno nahm und darauf auch Pisa selbst unterjochte. Genua's Handelsflor dauerte, trotz der Unterdrückung seiner politischen Bedeutung bis in spätere Zeiten fort, erreichte aber nicht denjenigen Venedigs. Die Lage dieser Stadt machte sie zum natürlichen Mittelpunkte der Verbindung zwischen Abend- und Morgenland. Schon im achten Jahrhundert war ihr Handel wichtig. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde er eine Goldgrube, und Konstantinopel, den eigentlichen Stapelplatz der morgenländischen Erzeugnisse, wußten sich die Venediger so zu sichern, daß dort Pisa und Genua stets hinter ihnen zurückblieben. Als aber Kaiser Manuel, dem Venedig Hilfe gegen die Normannen verweigert, 1171 sämmtliche im byzantinischen Reiche befindliche Venediger, gegen 20,000, verhaften, ihr Eigentum aber mit Beschlag belegen ließ, da war die Rache der beleidigten Handelsrepublik furchtbar; denn Venedig stürzte jenes Reich (1204), wenn auch nicht für immer, doch wenigstens für mehr als ein halbes Jahrhundert. Venedig beherrschte seitdem Griechenland und dessen Inseln, den Seidenhandel und die Seidenfabrikation; es dehnte seine Verbindungen nach dem Schwarzen und Asowschen Meere, dem Kaspisee und bis nach Sibi-

rien aus, welche Handelsstraße ihm aber durch die mongolischen Eroberungen in Rußland und den Sturz des latinischen Kaisertums wieder verloren ging und Genua zu gute kam, dessen Emporion Kaffa das venetische Tana verdunkelte, bis in Folge seiner Eroberung durch die Türken Genua's Handel im Morgenlande den Todesstoß erlitt. Große Handelsvortheile erlangten die Venediger auch in dem durch die Kreuzzüge entstandenen kleinarmenischen Reiche und in dem nahen Aleppo, wo sie die Waarenausfuhr aus Persien und Syrien in die Hände bekamen. Im vierzehnten Jahrhundert faßte Venedigs Handel auch Fuß in Ägypten und vermittelte die Wanderung der Erzeugnisse Indiens, China's, Ostafrika's und Arabiens, die es mit seinen Seidenwaaren bezahlte, auf dem Roten Meere über Alexandria nach Europa, indem es in dieser Stadt von den Mamelukensultanen Zollfreiheiten und Niederlassungen erwarb. Die Venediger waren es dann ferner, welche die Alpenstraßen dem Handel mit Deutschland und Nordeuropa eröffneten; aber auch zur See besuchten ihre Galeeren Flandern und England. Überall aber befolgten sie ein engherziges Monopolsystem und legten dem freien Handel mit einer zahllosen Menge von Geboten und Verboten unerträgliche Fesseln an. Das hatte denn auch jene Kurzsichtigkeit zur Folge, durch welche sich die Lagunenstadt die eigene Auffindung des Seewegs nach Ostindien entgehen ließ und wodurch ihrem Handel das Grab gegraben wurde.

Frankreich trieb seit den Kreuzzügen, welche dem Hafen Marseille's jährlich 1500 Pilger entführten, über diese Stadt Handel mit dem Morgenlande und sandte dahin die geschätzten Tuchfabrikate seiner Städte, besonders Perpignan, Arles, Paris, Reims u. s. w. Die Messen von Troyes wurden aus weiter Ferne besucht und das dortige Gewicht galt in Frankreich, England und Spanien. Im vierzehnten Jahrhundert lief, begünstigt durch den Papstsitz, Avignon Troyes den Rang ab, sank aber wieder, als die Päpste nach Rom zurückkehrten. Spaniens bedeutendster Handelsplatz im Mittelalter war Barcelona, wo die Waffen und Tuche von Toledo und Sevilla, die Seidenstoffe von Granada und Malaga, die Lederarbeiten von Cordova und aus Marokko nach den französischen Messen, nach Italien und dem Orient ausgeführt wurden. Seit Sicilien unter aragonische Herrschaft kam, standen dort als Handelsleute die Barceloner obenan. Die Schiffe dieser Stadt wurden zur Reise nach Flandern und nach Ägypten gemietet, und Papst Clemens IV. verpfändete ihr gegen eine halbe Million Goldstücke seine dreifache Krone. Auch deutsche Kaufleute wohnten in Barcelona (15 zu Anfang des 15. Jahrhunderts) und sandten Früchte gegen Pelzwerk und Leinwand nach Hause.

Der früheste Handel Deutschlands bewegte sich auf der Donau, vorzüglich von Regensburg und Passau aus nach dem Orient. Im

zwölften Jahrhundert wurden dort Seide, Purpur, Öl, Gewürze u. s. w. ein- und Leinwand, Wolle und Metallarbeiten ausgeführt. Diese Handelsstraße wurde jedoch seit dem dreizehnten Jahrhundert zu Gunsten derjenigen über die Alpen (den Brenner) und Italien aufgegeben. Auf derselben wetteiferten aber die Nürnberger Spielwaaren, die Augsburger, Memminger, Ulmer u. a. Leinwand, später auch Baumwollwaaren mit den Erzeugnissen der Donaustädte und überflügelten letztere. Augsburg wurde seitdem der deutsch-italienische Haupthandelsplatz. Eine andere Alpenstraße ging vom Rhein her über den Julier und Septimer nach Italien, auf welcher besonders Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Köln eine Rolle spielten. In der Zeit des Interregnums traten über 90 Rheinstädte zusammen und rüsteten 600 Schiffe aus, um das Raubritterwesen auf dieser Straße zu bändigen; doch wurde dauernder Erfolg durch ihre wieder ausbrechende Eifersucht vereitelt. In politischer Beziehung haben wir bereits auf den Handelsstädtebund des Nordens, die Hansa hingewiesen (oben S. 268 f.) und auch der gemeinsamen handelspolitischen Maßnahmen dieses großartigen Vereines gedacht. Bevor derselbe das Licht der Welt erblickte, wurden im zwölften Jahrhundert die älteren Handelsstädte Norddeutschlands, Julin und Vineta an der Oder- und Gidanie an der Weichselmündung durch Lübeck, Hamburg und Bremen auf die Seite gesetzt, neben denen das später ebenfalls verschollene Bardewiek blühte. Doch wurden sie damals noch von Wisby auf Gotland weit übertroffen, wo die deutschen Kaufleute einen eigenen Handelsstaat bildeten. Den bedeutenden Handel der Hansa mit Rußland kennen wir bereits (oben S. 113 f.). Mit Dänemark wurde besonders Fischhandel, und zwar in dem damals dänischen Schonen getrieben, und dieser Handel war im Mittelalter wegen der Fastengebote ein ganz besonders wichtiger. Wie in Wisby, bildeten auch in den schonenschen Marktorten die deutschen Kaufleute einen Staat im Staate mit eigener Gerichtsbarkeit. Aus Norwegen, wo Bergen der Haupthandelsplatz war, wurden Holz, Pech, Tran und Harz für den Schiffbau, Felle und Fische ausgeführt und dagegen Mehl, Getreide, Hülsenfrüchte, Wein und Bier, woran das unfruchtbare Norwegen Mangel hatte, sowie Tuche, Metallwaaren, Salz und aus Italien und dem Orient Gewürze und Südfrüchte gebracht. Die Fahrt nach den Orkaden, Faröern und Island war den Hanseaten verwehrt und die Norweger vermittelten den dortigen Handel. Auch England, welches damals im Handel noch keine Rolle spielte, war gleich den nordischen Ländern in demselben von Deutschland abhängig. Es erzeugte Wolle und Zinn Felle und Leder und ließ diese durch Deutsche, von denen sich Kölner zuerst am Ende des zehnten Jahrhunderts in London niederließen, ausführen, später auch durch Franzosen, Spanier, Italiener u. A., durch die es Wein, sowie die bekannten Produkte des europäischen Nordens

und Südens erhielt. Erst im vierzehnten Jahrhundert, als Eduard III. durch Niederländer die Tuchfabrikation nach England verpflanzte, nahm der englische Handel einen selbständigen Anlauf; doch wußte ihn die Hansa, so lange sie noch stark war, durch Berufung auf ihre verbrieften Vorrechte in England, sogar durch Waffengewalt zu hintertreiben.

Den weitaus lebhaftesten Verkehr pflogen aber die Hansastädte mit den Niederlanden, besonders mit den Provinzen Flandern und Brabant, deren schon seit Karl d. Gr. schwunghaft betriebene Wollenweberei den hauptsächlichsten Anlaß dazu bot. Die flandrischen Tücher waren im Mittelalter die geschätztesten in ganz Europa; ihr Hauptsitz war Gent, mit welchem Brügge, Ypern, Dendermonde, Oudenarde, Lille, Arras und andere Städte wetteiferten. Die Tuchweber von Gent stellten 30,000 Mann in's Feld, während in und um Brügge (s. S. 269), welches 180,000 Einwohner zählte, die größte Stadt Europa's nördlich der Alpen war und ungeheuren Aufwand trieb, das Handwerk 80,000 Menschen nährte. Im vierzehnten Jahrhundert zog sich dasselbe, in Folge bürgerlicher Händel, mehr nach Brabant, wo nun Löwen, Mecheln, Brüssel und Antwerpen es den Flamändern gleich thaten. Auch die Tuchfärberei erstieg in beiden Provinzen eine hohe Stufe. Die Wolle wurde meist aus England, die Färbestoffe aus Deutschland eingeführt. Als auch Brabant zu unruhig wurde, begannen Holland und England sich auf die Tuchfabrikation zu legen; doch blühte selbe in Belgien noch lange. Antwerpen war am Ende des Mittelalters mit 200,000 Einwohnern der erste Wechselplatz Europa's; aber der spanischen Inquisition gelang es, den ganzen Wolstand der südlichen Niederlande auf einen Schlag mit blutig-brandigem Griffe zu erdrücken, worauf sich der Niederlande Handel und Gewerbe nach dem freigewordenen Holland zogen.

Der Handel des Mittelalters geschah größtentheils durch Waarentausch; das baare Gelt, welches schon früh, ja seit der Römerzeit ohne Unterbrechung geprägt wurde, diente in der Regel nur dem Kleinverkehr. Überdies war dasselbe solchen großen Veränderungen nach Ort und Zeit unterworfen, daß es sich nicht zum allgemeinen Wertmesser eignete. Dieser Umstand war es denn auch, welcher dem Bank- und Wechselwesen seinen Ursprung gab. In Italien entstand, wahrscheinlich zur Zeit der Kreuzzüge, das Wechslergeschäft; es waren vorzüglich Lombarden, diese ersten Nebenbuhler der Juden, welche an den Handelsplätzen den Kaufleuten das erforderliche Gelt in die Landesmünze umwechselten und in der nächsten Zeit nach den Kreuzzügen ihre Geschäfte zu Bankhäusern entwickelten. Die dabei in Briefform ausgestellten Anweisungen führten den Gebrauch der Wechselbriefe herbei. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts war dieses Geschäft auch den deutschen Handelsleuten bereits geläufig, zu welchen es durch Lom-

barden gebracht wurde. Bei den Wechslern wurden auch Gelter angelegt, und dieselben Geistlichen betheiligten sich daran zu hohen Zinsen, bis auf fünfzig vom Hundert, welche gegen das Zinsnehmen als eine unchristliche Sünde predigten und eiferten, wie wir bei Anlaß der Judenverfolgungen erwähnt haben. Damit brach sich indessen die Ansicht der Straflosigkeit des Wuchers Bahn und man nahm bald keinen Anstand mehr daran, daß jene Bankhäuser öffentlich gegen Zinsen Gelt ausliehen. Die erste öffentliche Handelsbank wurde 1402 zu Frankfurt am Main errichtet. Im Schose der Hansa war es, wo 1310, in Brügge, die erste Versicherungsanstalt entstand.

Nach dem Handel waren es, wie wiederholt bemerkt, die Handwerke, welche den Wolstand der Städte begründeten, doch erst in späterer Zeit als jener. Die Handwerker, erst Leibeigene oder Hörige (oben S. 263), mußten erst frei werden, ehe sie etwas Löbliches schaffen konnten, und sie wurden das erst seit der Zeit, da die Kaiser und Könige, nach ihrer Entzweiung mit der Kirche (oben S. 265), die Städte durch Freiheitbriefe an sich zogen. Durch diese Freiheitbriefe wurden in der Regel auch die Handwerker ausdrücklich frei erklärt, so z. B. von Heinrich VI. 1111 in Worms. Seitdem bildeten sich die früher zwangsweise errichteten Innungen arbeitender Knechte zu den Zünften freier Männer aus, welche in den einzelnen Städten von Königen und Fürsten besondere Freiheitbriefe erhielten und im spätern Mittelalter so oft mit ihrem unbändigen Trotze die Geschicke der Städte umgestalteten. Die urkundlich nachgewiesenen Stiftungen von Zünften umfassen das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, und im vierzehnten schon traten die Zünfte als geschlossene Macht dem Patriziate gegenüber und siegten in dem ausgebrochenen Kampfe meist, spätestens in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Während dieser Kampfzeit schritten aber auch die Handwerke an sich in ihren Leistungen vorwärts, wie wir, stets mit Rücksicht auf die Benutzung derselben durch die Bevölkerung, in den hauptsächlichsten Zügen darlegen wollen.

Unter den Gewerben, welche für die menschliche Nahrung sorgen, sind die Müller und Bäcker wol die ältesten*). Bischof Salomo von Konstanz (oben S. 169) besaß einen Backofen, in welchem tausend Brote zugleich gebacken werden konnten. Doch herrschte im Mittelalter nach ländlicher Sitte lange der Gebrauch vor, daß sich jede Familie durch die Hände der Frauen und Mägde ihr Brot selbst buk. Es war meist aus Gersten- oder Hafermehl oder aus Dinkel und das Mehl grob gemahlen. Doch hatte man (für besondere Anlässe) auch Weizenbrot (Weißbrot, Schönbrot) in Kuchengestalt. An vielen Orten gab es (und gibt noch jetzt) besondere lokale Brotgestalten unter manigfaltigen

*) Rehlen, Gesch. der Handwerke u. Gewerbe, Leipz. 1856, S. 44 ff.

Benennungen, welche sich oft auf mythische Bedeutung zurückführen lassen. Je mehr indessen die Städte aufblühten, desto mehr kam das Bäckerhandwerk empor und das Hausbacken ab; 1387 gab es in Frankfurt a. M. bereits 99 Bäcker. Da man jedoch schon früh über Betrügereien von Seite der Bäcker klagte, wurden schon im dreizehnten Jahrhundert öffentliche Bäckereien eingeführt oder wenigstens von der Obrigkeit öffentliche Brotwaagen oder Brottaxen aufgestellt und Brotschauen angeordnet. Auch beschränkte man die einzelnen Bäcker auf gewisse Tage, ließ sie unter sich abwechseln und schrieb ihnen auch die täglich zu backende Menge vor. Unredliche Bäcker wurden zu Gefängniß, Verweisung, Pranger oder zum „Schnellgalgen" verurteilt, welcher letztere darin bestand, daß sie auf ein Gerüste oder in einen hängenden Korb über einer Pfütze gesetzt wurden, aus welcher Lage sie sich nicht anders retten konnten, als daß sie unter dem Hohngelächter der Menge in die Pfütze sprangen und nach Hause eilten (kam im 13. bis 15. Jahrhundert vor). Doch wurde das deutsche Brot so berühmt, daß man es zu Rom im 15. Jahrhundert allem andern vorzog und deutsche Bäcker in allen größeren italienischen Städten sich niederließen. Das Gewerbe der Fleischer kommt, da früher jede Familie selbst schlachtete, wenn sie es vermochte, erst im zwölften Jahrhundert in den Städten vor (urkundlich zuerst 1248 in Basel). Seitdem durfte (in der Regel) Niemand mehr Fleisch verkaufen als die Metzger, deren Frankfurt a. M. 86 im Jahre 1387 zählte. In den bürgerlichen Streitigkeiten betheiligten sie sich höchst eifrig mit ihren gefährlichen Instrumenten; es gab welche, die zu Bürgermeistern emporstiegen. Der erste Viehmarkt wird 1350 in Wien erwähnt. Fleischschaugerichte wurden 1276 in Augsburg, 1306 in Bamberg u. s. w. aufgestellt. Es geht aus statistischen Angaben hervor, daß im Mittelalter viel mehr Fleisch gegessen wurde, als gegenwärtig, und bei mancher Hochzeit, namentlich im fünfzehnten Jahrhundert, wurden hunderte von Ochsen, Kälbern, Schweinen und tausende von Hammeln, welche besonders beliebt gewesen zu sein scheinen, verzehrt. An manchen Orten hielten die Fleischer jährliche Umzüge mit stattlichen Ochsen (oben S. 258), ungeheuren Würsten (eine wird erwähnt von 596 Ellen Länge und 434 Pfund Schwere) u. s. w. Das sanftere Gewerbe der Gärtner blühte besonders in den Klöstern; einen neuen Aufschwung nahm es durch während der Kreuzzüge eingeführte morgenländische Obst- und Blumengattungen. Kaiser Friedrich I. sprach alle Obstgärten vom Zehnten frei und strafte das Umhauen der Obstbäume gleich dem Mordbrande, die Stadt Augsburg mit Abhauen der Hand u. s. w. Doch blieb das Gewerbe auf die Notdurft beschränkt und erhob sich erst in der neuern Zeit zum kunstvollen Betriebe.

Unter den für die Kleidung sorgenden Gewerben blühte im Mittelalter außer der bereits (S. 299) erwähnten belgischen Tuchweberei

besonders die Leineweberei, namentlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in Schwaben, wo nachher (in Augsburg) die Fugger aus dieser Zunft hervorgingen. Die ebenfalls in den Niederlanden blühende Färberei kam von dort 1208 nach Wien, 1390 nach Augsburg; sie erreichte aber kaum das, was in diesem Fache in Italien, besonders in Venedig geleistet wurde. Von besonderer Wichtigkeit wurde sie in Folge des Tragens bunter Farben im Mittelalter, gegenüber der heutigen Vorliebe für Miß- und Mischfarben (s. oben S. 283). Schneider als städtisches Gewerbe finden sich 1152 in Hamburg, 1244 in Helmstädt und nachher öfter. In Nürnberg erlangten sie erst 1378 Zutritt zu den Ämtern. In Breslau und anderen Orten theilten sie sich im 14. Jahrhundert in Manns- und Frauenschneider; in anderen Städten gab es Nebengewerbe der Schneider für besondere Verrichtungen. In den städtischen Kämpfen zeichneten sich die Schneider durch ihre Rührigkeit aus. Im 14. Jahrhundert verpflichteten sich zu Schweidnitz die Schneider von 25 Städten zur Ehrlichkeit und versprachen, keine Zeugreste in die „Hölle" wandern zu lassen. Doch verstanden sie sich auf Reklame, machten sich öfter neue Kleider und zeigten sich in denselben öffentlich, um Kunden anzulocken. Ein Geselle erhielt damals einen Groschen Wochenlohn (was natürlich in jener Zeit weit mehr war als heute). Die Schneider arbeiteten mit sehr unvollkommenen Werkzeugen, bis 1360 die Nadeln mit Öhren und die metallnen Fingerhüte aufkamen. Schon damals indessen wurden sie vielfach verspottet, wie sehr auch die ganze Geschichte der Kleidertrachten ihre Unentbehrlichkeit und kulturgeschichtliche Wichtigkeit beweist. In Folge des manigfaltigen und malerischen Charakters der mittelalterlichen Tracht waren auch die Gerber, Sattler, Kürschner oder Säckler, Beutler, Handschuhmacher, Schuster und Hutmacher von Bedeutung.

Die Gewerbe, welche für die Wohnung der Menschen wirken, hatten seit alter Zeit die Steinmetzen und Maurer an der Spitze, namentlich aber in dem frommen Mittelalter, das die Erbauer der Kirchen sogar allen Gewerben voranstellen mußte, daher wir auch ihnen, in welchen das Handwerk zur Kunst emporstrebt, besondere Aufmerksamkeit widmen.

Die Steinmetzen, bei den Römern und im frühesten Mittelalter Caementarii, im 13. Jahrhundert sculptores lapidum liberorum (Behauer freier Steine), im 14. bereits Freimaurer (altenglisch freemasons, eigentlich Freimetzen; latinisch liberi muratores) genannt, traten als geschlossenes Gewerbe seit der Völkerwanderung zuerst, dem religiösen Charakter der Baukunst gemäß, in den Klöstern auf, deren Angehörige die Gebäulichkeiten, deren sie bedurften, selbst errichteten, wie sie auch für alle übrigen Bedürfnisse selbst sorgten. Jedes Kloster hielt Handwerker aller Art, welche, ohne Geistliche zu sein und oft ohne die Ge-

lübde abzulegen, in den Räumen desselben wohnten. Unter solchen Bauarbeitern nun soll zuerst der Abt Wilhelm von Hirschau, welcher am Ende des elften Jahrhunderts lebte, einen Verein zur Pflege der Baukunst errichtet haben. Es dauerte dies Verhältniß, so lange sich die Klöster und ihre Mönche überhaupt mit Kunst und Wissenschaft beschäftigten. Sobald letzteres aufhörte, im elften und zwölften Jahrhundert, sahen die Bauarbeiter auch nicht mehr ein, warum sie ferner Mönchen dienen sollten, die für nichts als für Wein, Jagd und Krieg Sinn hatten, ihre Tempelhallen zerbröckeln und ihre Pergamentschätze vermodern ließen. So entstanden auch außerhalb der Klöster Vereine von Bauleuten, namentlich in den Städten, und die Klosterkirchen blieben an Größe und Pracht hinter den Stadtkirchen zurück. Es geschah dies namentlich seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts, und die stattgefundene Veränderung in der Leitung der Bauvereine, die sich nun selbst regirten, zeigte sich auch durch das Aufkommen eines neuen Baustiles, des gotischen, an der Stelle des romanischen, wie die Kunstgeschichte des Mittelalters näher zeigen wird.

Die Versammlungsorte der Steinmetzenvereine in den Städten waren die Bretterhütten (englisch lodges, Logen), welche in der Nähe der im Baue begriffenen Kirchen errichtet waren, um unter Dach die zum Baue bestimmten Steine bearbeiten zu können. Diese Vereine hießen daher Bauhütten. Schon frühe finden wir sie zu einem großen Bunde vereinigt, dessen Mitglieder, in Erinnerung an ihren klösterlichen Ursprung, sich Brüder und ihre Vereinigung Brüderschaft nannten, und ihren Vorstehern die geistlichen Prädikate ehrwürdig, hochwürdig u. s. w. beilegten. Wann dieser Bund entstanden, ist in tiefe Dunkelheit gehüllt; als die Zeit seiner völligen Ausbildung wird vielfach das 13. Jahrhundert angenommen und als Beförderer desselben der damals lebende gelehrte Dominikaner Albertus, genannt der Große (magnus), Graf von Bollstädt (geb. 1205, gest. 1280), welcher meist in Köln lebte und sich durch manigfache Schriften über Theologie, Philosophie, Mathematik und Physik, sowie durch seine Kenntniß und Beförderung der Baukunst auszeichnete. Am berühmten Dome von Köln dürfte sich daher vorzugsweise der große Verein der Bauleute genährt und gekräftigt haben. Schon im 13. und 14. Jahrhundert errichteten seine in die Welt ausgewanderten Glieder bedeutende Bauwerke in England, Frankreich, Italien und Spanien.

Für diesen Bund nun wurde von Abgeordneten der Bauhütten, welche sich „kapitelsweise" (auch dieser Ausdruck stammt vom Klosterleben her) in Speier, Straßburg und Regensburg versammelten, auf Grund ihrer alten Gewohnheiten 1459 eine gemeinsame Handwerksverfassung unter dem Titel: „Ordnung und Vereinigung gemeiner Bruderschaft des Steinwerks und der Steinmetzen" ausgearbeitet und

als sich im Bruderkreise darob „Irrungen" ergeben hatten, auf neuen Versammlungen in Basel 1497 und in Straßburg 1498 revidirt und von Kaiser Maximilian I. im letztern Jahre bestätigt. Man nannte dieses Werk im Schoße der Vereinigung: das Bruderbuch. Aus dieser und anderen gleichzeitigen Urkunden der Steinmetzen-Brüderschaft geht bezüglich ihrer Organisation Folgendes hervor: Die Brüder unterschieden sich in Meister, Parlirer und Gesellen, wozu noch, nicht als Bundesbrüder, wol aber als Angehörige, die Diener (Lehrlinge) kamen. — An der Spitze jeder Bauhütte stand ein freigewählter Werk- oder Baumeister. Die Werkmeister der drei Bauhütten zu Straßburg, Köln und Wien waren die obersten Richter des Bundes, unter denen wieder der Werkmeister von Straßburg (der Haupthütte) den Vorrang hatte. Zum Gerichtskreise von Straßburg gehörte das linke Rheinufer abwärts bis zur Mosel und auf dem rechten Schwaben, Franken, Hessen, Thüringen und Sachsen, zu dem von Köln das Land jenseit der Mosel, zu dem von Wien Österreich, Ungarn und Italien. Abgesondert unter einem eigenen Meister war die Schweiz, nämlich unter dem von Bern, an dessen Stelle später der von Zürich trat. Die Bauleute Norddeutschlands rechts vom Rhein (Thüringens, Sachsens u. s. w.) waren aber nur dem Namen nach Glieder des Bundes. In Wirklichkeit ordneten sie sich keiner dieser Bauhütten unter, sondern beschlossen 1462 in Torgau eine eigene „Ordnung". In diesen Ordnungen finden wir manche rührende Züge wackerer Gesinnung der Bauleute. So war ihnen z. B. verboten, verstorbene Meister und ihre Werke zu schmähen, ebenso ihre Kunst Andere um Gelt zu lehren, — sie mußten es gegenseitig aus Freundschaft thun; — ein Meister allein durfte einen Gesellen nicht vom Handwerk wegweisen, er mußte hierin nicht nur zwei andere Meister beraten und mit ihnen einstimmig sein, sondern auch die Mehrheit der Gesellen mußte ihre Einwilligung ertheilen; Streitigkeiten der Meister unter sich durften nur von Schiedrichtern aus dem Bunde selbst geschlichtet werden.

In den Baubrüderschaften spielte überhaupt die brüderliche Geselligkeit eine hervorragende Rolle. Monatlich fanden Versammlungen statt, deren Verhandlungen mit einem Trinkgelage endigten. Jährlich feierte jede Haupthütte ein „Hauptgedinge" und als Feste des Bundes galten die Tage Johannes des Täufers und der „sogenannten vier Gekrönten". In der spätern entarteten Zeit des Bundes hielten Meister und Gesellen besondere Versammlungen, Erstere halb- oder vierteljährlich, Letztere monatlich. Jede Zusammenkunft wurde mit Fragen und Antworten des Meisters und der Hüttenbeamten feierlich eröffnet und geschlossen. Dem Gesellen wurden, sobald er seine Wanderschaft antrat, die geheimen Erkennungszeichen der Brüderschaft mitgetheilt, welche in einer Grußformel, einem Zeichen und einer besondern Art des

Händedrucks bestanden. Damit wies er sich, wohin er kam, als Bruder Steinmetz aus und hatte so das Recht, die Kunst unentgeltlich zu erlernen. Wenn er zu einer Hütte kam, wo gemeiselt wurde, machte er zuerst von außen die Thüre zu, um nach der Weise der Steinmetzen anklopfen zu können, trat dann ein und fragte: Arbeiten deutsche Steinmetzen hier? Sofort räumten die Gesellen in der Hütte auf, schlossen dieselbe und stellten sich in einem rechten Winkel auf. In einen solchen stellte der Wanderer auch seine Füße, nahte sich den Gesellen mit drei Schritten und sprach: Gott grüße den ehrbaren Steinmetz. Die Antwort war: Gott danke dem ehrbaren Steinmetz, und so weitere, oft sich wiederholende Fragen und Antworten, unter anderen auch folgende: Wer hat dich ausgesandt? — Mein ehrbarer Lehrmeister, ehrbare Bürgen und das ganze ehrbare Maurerhandwerk zu N. — Worauf? — Auf Zucht und Ehrbarkeit. — Was ist Zucht und Ehrbarkeit? — Handwerksgebrauch und Gewohnheit. — Wann fängt sie an? — Sobald ich meine Lehrzeit treu und ehrlich bestanden habe. — Wann endigt sie? — Wenn uns der Tod das Herz abbricht — u. s. w. Während sodann der Wandergeselle seine Wanderzeit fortsetzte, ließ er sich in irgend einer Bauhütte, beziehungsweise in der Herberge derselben, in die Brüderschaft aufnehmen, wodurch er aus einem „Grußmaurer" zu einem „Briefmaurer" wurde. Die Ceremonien der Aufnahme sind uns nicht bekannt. Zwar hatten die Steinmetzen dieselben Erkennungszeichen und dieselbe Art des Klopfens, wie noch heute die Freimaurer-Lehrlinge; allein die Ceremonien bei Aufnahme der Letzteren setzen notwendig eine moralische Deutung des Bauhandwerkes und eine Bekanntschaft mit philosophischen Begriffen voraus, die den Steinmetzen fremd waren. Wahrscheinlich ist vielmehr, daß bei der Aufnahme der Wandergesellen das Handwerk selbst und dessen technische Eigentümlichkeiten und Geheimnisse die Hauptrolle spielten, wie der Aufgenommene denn auch bei dieser Gelegenheit das Handzeichen erhielt, das er in seine Handarbeiten einzuhauen hatte. Außerdem wurden an diesen Arbeiten häufig die Symbole der Steinwerkkunst, Hammer, Zirkel, Winkelmaß u. s. w., sowie mystische Figuren, z. B. der flammende Stern, (das pythagoreische Pentagramm oder zwei in einander geschobene Dreiecke), die zwei Säulen im Tempel Salomo's, Weinblätter, Kornähren, verschlungene Schnüre u. s. w. angebracht. Der Aufgenommene mußte das Erfahrene geheim zu halten beschwören. — Beim Trinken an den Gelagen durfte kein Glas mit der Hand dargereicht, sondern mußte vor den Trinkenden auf den Tisch gestellt, durfte ferner nur mit der rechten Hand, und zwar ein Ehrentrunk insbesondere nur mit einem weißen Handschuh oder einem reinen Tuche angefaßt werden; auch durfte Niemand mehr Wein oder Bier verschütten, als er mit der Hand bedecken konnte.

Die Steinmetzen-Brüderschaften waren eine vorzugsweise christ-

liche Anstalt; ihre Mitglieder waren durch die „Ordnungen" zur Befolgung der Kirchengebräuche verpflichtet. Es war dies ein Überbleibsel ihres klösterlichen Ursprunges. Gerade dieser letztere aber hatte ihnen, die durch den Verfall der alten Klosterzucht selbständig geworden, die schwachen Seiten der Geistlichkeit hüllenlos gezeigt. Die überall trotz blutiger Verfolgung auftauchenden Sekten und die von einem Theile derselben verbreitete Aufklärung trugen das ihrige dazu bei, daß die Mitglieder der Bauhütten, besonders im 14. und 15. Jahrhundert, vielfach, vielleicht sogar größtentheils, von einem Geiste der Opposition gegen das römische Kirchentum erfüllt wurden, der sich in ihren Bilderwerken oft genug auf ziemlich derbe Weise Luft machte, aber ganz den Charakter des mittelalterlichen Sektenwesens, d. h. den einer Auflehnung ohne einen fruchtbringenden Gedanken der Reform trug. Es spricht daraus eine Satire, wie sie nicht beißender gedacht werden konnte, und zwar um so mehr, als diese Einfälle des Meisels in den Kirchen selbst Platz fanden. So sehen wir am Münster zu Bern in einer Darstellung des jüngsten Gerichts einen Papst mit der goldblitzenden Tiara kopfüber in die Hölle stürzen und unter den am Portal Wache haltenden klugen und thörichten Jungfrauen tragen die Letzteren Kardinalshüte, Bischofsmützen und Priesterkäppchen. Die Kirche von Doberan in Mecklenburg zeigt uns eine Mühle, in welcher die kirchlichen Dogmen verarbeitet werden, ein anderes gotisches Bethaus eine Abbildung, auf welcher vom heiligen Geiste als Taube herab ein Schlauch unter das Kleid der Maria führt. In Straßburg sah man eine Procession aller möglichen Thiere mit brennenden Kerzen und einen Esel, welcher Messe las, in Nürnberg einen Mönch, der eine Nonne auf unanständige Weise berührte u. s. w. Indem aber die Steinmetzen der Aufklärung, und zwar einer blos negativen, für den verlornen Glauben keinen Ersatz bietenden huldigten, untergruben sie selbst die Einrichtungen, denen sie das Leben zu verdanken hatten und arbeiteten ihrer Auflösung in die Hände. Zum Verfalle der Steinmetzenbrüderschaft bot (wie wir hier vorausschicken müssen) die Reformation den nächsten Anlaß dar. Indem durch dieselbe die katholische Kirche geschwächt wurde und die protestantische schon in Folge ihres einfachen Kultes und ihrer bescheidenen Organisation weniger kirchlicher Gebäude bedurfte, wurden natürlich von nun an beinahe keine neuen Kirchen mehr gebaut und verloren daher die Steinmetzen ihre Beschäftigung und damit ihre Bedeutung größtentheils. Die Gräuel der Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts, besonders des 30jährigen, gaben der Baukunst noch einen empfindlichern Stoß; völlig entscheidend für die Baukorporationen war aber die verräterische Einnahme ihrer Haupthütte Straßburg durch Ludwig XIV. von Frankreich. Es war natürlich, daß die deutschen Fürsten die Abhängigkeit ihrer Angehörigen

von auswärtigen Vereinen nicht dulden mochten, und der Reichstag untersagte daher 1707 allen Verkehr mit der Haupthütte in Straßburg. Da aber Uneinigkeit und Schwäche die deutschen Steinmetzen verhinderten, eine neue Haupthütte aufzustellen, so hob der Kaiser 1731 kurzweg alle Haupt- und Nebenhütten und die eigene Gerichtsbarkeit derselben auf und verbot die Ablegung eines Eides auf Geheimhaltung der Eigentümlichkeiten des Steinwerkes, sowie die Beobachtung der (wie sich das Dekret ausdrückte) „läppischen“ Grußformeln und des Unterschiedes zwischen Gruß- und Briefmaurern. Die Bauhütten bestanden jedoch im Geheimen als ächte Überbleibsel des Mittelalters fort und bestehen noch heutzutage an vielen Orten, obschon ihnen die Gewerbefreiheit der neuern Zeit alle Bedeutung genommen und den Boden unter den Füßen weggezogen hat.

Ein ganz anderes Bild als die deutschen bieten uns die französischen Handwerksverbindungen dar. Während wir dort reges Streben nach Vervollkommnung in der Kunst, Pflege des Schönen und eine grundsätzliche, sowol moralisch edle, als religiös freie Gesinnung erblicken, tritt uns hier nur wildes, rohes Treiben, schwach gemildert durch einige erfreuliche Züge, entgegen. Im Schoße des französischen Handwerkes waltet scharfe Trennung zwischen den Zünften der Meister und den Vereinen der Gesellen. Jene haben weder ein gemeinsames Band, noch besondere Eigentümlichkeiten; diese aber bilden mächtige Verbindungen mit geheimen Verfassungen und Gebräuchen. Die feste Ansäßigkeit der Ersteren und das Wandern der Letzteren von Ort zu Ort begründen diese Verschiedenheit im Verhalten beider Stufen, die als solche durchaus nichts mit einander zu schaffen haben.

Verbindungen der französischen Handwerksgesellen (Compagnonnages) gibt es mehrere, die sich jedoch nicht nach Gegenden, sondern nach ihrer angeblichen Gründungsart und nach den Handwerken unterscheiden. Sie zerfallen zunächst in die zwei großen Parteien der Compagnons du devoir und der Compagnons de liberté. Erstere zerfallen wieder in die Enfants de Maître Jacques und in die Enfants de Maître Soubise, während die Letzteren sich gemeinsam Enfants de Salomon nennen. Sowol zwischen den Gesellen der Pflicht und der Freiheit, als wieder zwischen den Kindern Jakob's und Soubise's waltet die grimmigste Feindschaft und der tödtlichste Haß, der sich auch in ihren Mythen und Überlieferungen abspiegelt. Diejenige der Pflichtgesellen lautet: Bei der Erbauung des Tempels Salomo's in Jerusalem habe der aus der Bibel bekannte Baumeister Hiram unter seinen zahlreichen Arbeitern zur Erhaltung der Zucht und Ordnung Gesellschaften mit besonderen Losungswörtern und geheimen Gebräuchen gestiftet. Dies sei jedoch die Veranlassung seines Todes geworden, indem einige Ge-

sellen das Losungswort der Meister von ihm erfahren wollten und auf seine Weigerung, es mitzutheilen, ihn erschlagen hätten. Diese Übelthäter nun seien die Stifter des Gesellenbundes der Freiheit. Unter den pflichtgetreuen Arbeitern dagegen seien auch zwei französische Meister gewesen, Jakob, ein Steinmetz und Soubise, ein Zimmermann, welche nach der Vollendung des Tempels nach Hause zurückgekehrt seien, wo sie, der Erste in Marseille, der Zweite in Bordeaux landend, Verbindungen nach dem Vorbilde jener Hirams gestiftet hätten, welche sich nach und nach auch über andere Handwerke, als jene des Bauens, ausbreiteten, unter sich jedoch in beständigem Hader lebten, weil sowol die Steinmetzen, als die Zimmerleute, die älteren sein wollten. Jedes dieser beiden Gewerke versetzt nämlich, aus welchen Gründen ist unbekannt, seine Stiftung in das Jahr 558 vor und diejenige des andern in das Jahr 550 nach Christus, und beide wollen hierfür Urkunden besitzen, die jedoch noch Niemand gesehen hat. Was nun die Gesellen der Freiheit betrifft, so haben sie dieselbe Überlieferung, nur daß sie dieselbe umkehren. Nach ihrer Meinung sind sie, von Salomo selbst in's Leben gerufen, die Abkömmlinge der guten Arbeiter und ihre Gegner stammen von den Mördern Hirams. Zu ihnen gehören vier Handwerke, die unter sich im Frieden leben, die Steinmetzen, Zimmerleute, Tischler und Schlosser. Die Genossen der Pflicht dagegen zählen 28 Handwerke, und zwar gehören davon zu den Kindern Soubise's die Zimmerleute, Dachdecker und Gipser, zu den Kindern Jakob's aber die Steinmetzen, Tischler, Schlosser und 22 andere später errichtete Gewerke, welche sämmtlich für die menschliche Wohnung, für die Bearbeitung von Rohstoffen und für die Verfertigung von Gerätschaften sorgen. Nur die Hutmacher kommen noch dazu, während alle übrigen Gewerke, welche für die Kleidung und Nahrung arbeiten, zu keinem der Compagnonnages gehören, sondern für sich vereinzelte Vereine bilden, die von jenen nicht anerkannt werden. Namentlich werden die Schuster und die Bäcker von den Compagnons verachtet und auf alle Weise verfolgt und angefeindet, wie hinwieder unter den Kindern Jakob's selbst die Bauhandwerker ihre jüngeren Genossen verachten und theilweise nicht anerkennen; denn jene betrachten sich als die vollkommensten Gewerke, leiten in ihrer Unwissenheit das Wort Compagnon von Compas (Zirkel), dem Symbole der Baukunst ab und sehen daher in ihrem Dünkel auf die übrigen Handwerke als auf solche herab, die keiner Kunst und Geschicklichkeit bedürfen.

Auch die Genossen des gleichen Gewerkes von den beiden Parteien der Pflicht und der Freiheit legen sich in den Weg, was nur immer möglich ist. Die Pariser Zimmerleute haben dem Hader dadurch einstweilen ein Ende gemacht, daß sie die Weltstadt unter sich theilten. Die Gesellen der Pflicht arbeiten auf dem rechten, jene der Freiheit

auf dem linken Seine-Ufer, und kein Angehöriger der einen Partei darf es wagen, in das Gebiet der andern überzugreifen. Unter den übrigen Handwerken und in der Provinz ist es schlimmer. Da lieferten sich die feindlichen Bünde im Laufe der Zeit und sogar bis in unser Jahrhundert herab, manche Überfälle, Straßenkämpfe und sogar Schlachten auf freiem Felde, wobei besonders die Zirkel der Bauhandwerker eine furchtbare Waffe bildeten und nicht nur Verwundete, sondern auch zahlreiche Todte die Feindschaft der Compagnons besigelten. Beide Parteien überhäufen sich beständig mit Schimpfwörtern. Die bezeichnendsten darunter sind: Chiens, Hunde, wie die Gesellen der Pflicht (weil Demut die Übertreibung der Pflicht) und Loups, Wölfe, wie die Gesellen der Freiheit (weil Wildheit die Übertreibung der Freiheit) von ihren Gegnern genannt werden.

Aber sogar unter einem und demselben Handwerke einer und derselben Partei kommen Feindschaften vor, und zwar veranlaßt durch die untergeordnete Stellung der Neuaufgenommenen oder Aspiranten, welche verschiedene Namen führen; bei den Zimmerleuten z. B. heißen sie, wie bei den deutschen Studenten, Renards, Füchse, und werden, gleich Diesen, auf alle Weise geplagt und mißhandelt. Als sie sich dies einst nicht mehr gefallen lassen wollten, traten sie aus und bildeten unter dem Namen der Compagnons Renards de la liberté eine eigene Gesellschaft, fanden es aber nicht inkonsequent, nun ihre Aspiranten ebenso zu behandeln, wie sie früher selbst behandelt worden waren.

Wahrscheinlich sind unter den französischen Handwerks-Korporationen diejenigen der Bauleute, besonders der Steinmetzen, um dieselbe Zeit entstanden, wie die deutschen Bauhütten. Einen Anhaltspunkt hierzu gibt die Gesellschaft der Brückenbrüder, welche im Mittelalter das südliche Frankreich zu Gunsten der Pilger nach dem heiligen Lande und der Reisenden überhaupt mit Brücken, Straßen und Gasthäusern versah. Ihre erste bekannte Urkunde wurde 1189 vom Papste Clemens III. erlassen, der sie, gleich seinem Vorgänger Lucius III. in seinen Schutz nahm. Sie trugen als Abzeichen einen Spitzhammer auf der Brust, und es wird erzählt, daß sie im Johanniter-Orden aufgegangen seien. Wahrscheinlicher dürfte sein, daß durch sie jene Brüderschaften entstanden. — Die übrigen Compagnonnages sind urkundlicher Weise nicht vor dem 14. Jahrhundert in's Leben getreten. Den ältesten glaubwürdigen Ursprung unter ihnen haben die Gerber aufzuweisen, welche ihre Gesellschaft von 1330 datiren.

Die Aufnahme in diese Vereine geschieht mittels verschiedener Ceremonien, welche denen der katholischen Kirche nachgeahmt sein sollen, weshalb im J. 1645 die Schneider und Schuster dem geistlichen Gerichte zu Paris angezeigt und ihre Versammlungen von der theologischen Fakultät verboten wurden. Es sollen jedoch, wie behauptet wird, Grund-

säte unter den Compagnons herrschen, welche ziemlich von der Kirchenlehre abweichen und die Religion mehr vom moralischen, als vom dogmatischen Standpunkte auffassen, obschon ihre Streitigkeiten mehr dem Vorbilde der dogmatischen Parteien, als dem moralischen Ideal angemessen sind. Im Innern der einzelnen Vereine herrschen jedoch trotzdem „unverbrüchliche Treue, Verschwiegenheit, Brüderlichkeit, Aufopferung selbst von Gut und Blut“, und sind Lüderlichkeit und gemeine Vergehen und Verbrechen streng verpönt, wodurch die Ehre des Gesellenstandes eifersüchtig gewahrt wird.

Während die deutschen Handwerksvereine von der Reichsgewalt unterdrückt wurden und die französischen wenigstens ein dunkles, der Geschichte des Landes unbekanntes Leben führen, sind dagegen die englischen Bauhütten zu einer Bedeutung emporgestiegen, welche eine weltgeschichtliche genannt werden kann. Auch auf den britischen Inseln wurden, wie in Deutschland, die Kirchenbauten durch die Geistlichkeit geleitet, unter welcher Dunstan, Erzbischof von Canterbury, als eifriger und geschickter Baumeister genannt wird, während seit dem Aufkommen des gotischen Baustils auch dort weltliche Hände das Bauwesen übernahmen und wahrscheinlich deutsche Bauleute dasselbe vervollkommneten. Durch sie muß auch die deutsche Bauhütte in England Eingang gefunden haben; denn wir finden dort Vereine von Bauleuten, deren Einrichtungen und Gebräuche ganz den deutschen nachgebildet sind, obschon daneben auch wieder eigentümliche Züge in Aufnahme kamen, wie die, daß der Meister seinen Platz stets im Osten einnahm, daß man sich bei schönem Wetter im Freien, wenn auch in einsamer Gegend, versammelte, daß rings umher Wachen aufgestellt wurden, um Uneingeweihte fern zu halten, daß man unberechtigte Lauscher unter die Dachtraufe stellte, bis ihnen „das Wasser aus den Schuhen lief“ u. s. w. Auch wichen die englischen Handwerker überhaupt darin von den deutschen ab, daß sie als Gesellen nicht wanderten und also ohne dies Meister werden konnten, wogegen jedoch ihre Lehrzeit zwei Jahre (sieben statt fünf) länger dauerte.

Die englischen Steinmetzen nannten sich zur Unterscheidung von den gewöhnlichen Maurern, welche rough masons (rohe Maurer oder Metzen) hießen, free-stone-masons, d. h. Bearbeiter zum Bauen bestimmter (freier) Steine, oder auch abgekürzt: free-masons, Freimaurer. In einem Parlamentsbeschlusse vom Jahre 1350 kommt dieser Name zum ersten Male vor; denn die englischen Maurer unterlagen polizeilicher Vormundschaft, und wurden, wie damals die Handwerker überhaupt, als Hörige behandelt, von der Krone und dem Adel unterdrückt; ja es war ihnen sogar verboten, Versammlungen zu halten und Erkennungzeichen anzuwenden.

Die alten englischen Freimaurer bestanden jedoch trotz dieser An-

feindungen fort und gaben sich Gesetze, die zum Theil noch vorhanden sind. Sie betrachteten sich untereinander Alle als gleich, als fellows, Genossen, Gesellen, und kannten in ihren Logen (der englische Name für die deutsche Bauhütte, vom latinischen locus, Ort, gebildet) die im öffentlichen Handwerksleben geltende Abstufung in Meister, Gesellen und Lehrlinge nicht. Meister hieß in der Loge blos der freigewählte Vorsteher der Gesellen; Lehrlinge wurden überhaupt noch nicht zu Mitgliedern aufgenommen. Die Mitglieder sorgten unter sich sowol für die technische Ausbildung, als für das moralische Wolverhalten der Einzelnen, waren duldsam gegen abweichende religiöse Ansichten und unterstützten einander im Unglück und Mißgeschick. Auch nannten sie sich Brüder wie die deutschen Steinmetzen.

Nur nach und nach verbesserten sich die Verhältnisse der englischen Maurer. Eduard III. (1327—76) war der erste König, welcher ihnen wol wollte, wenn es ihm auch nicht möglich war, allen Schritten des Parlaments gegen sie Einhalt zu thun. Das Verbot ihrer Versammlungen wurde in der Folge wenigstens dahin gemildert, daß solche während der Gegenwart von Beamten, des Sheriffs der Grafschaft oder des Mayors der Stadt abgehalten werden durften; aber später kamen wieder neue Verbote aller Versammlungen vor, die indessen wenig oder gar keine Vollziehung fanden. Aus so kümmerlichen und gedrückten Zuständen erhob sich aber, wie wir später sehen werden, mit Beibehaltung des Namens, der Gebräuche und sogen. Geheimnisse der Maurer, eine Gesellschaft, welche eine Ausdehnung gewonnen hat, deren sich wenig andere rühmen können.

Da, wie wir wissen, die Städte im Mittelalter noch meistens Holzhäuser enthielten, so mußten die Zimmerleute ein wichtiges Gewerbe bilden. Nicht nur die Holzhäuser aber, sondern auch die Gerüste und Dachstühle der Kirchen und nach Einführung des Ziegelbaues das Gerippe und das Innere der Häuser erforderten ihre kunstgeübte Hand, daher auch die Zimmerleute in ihren Handwerksgebräuchen den Steinmetzen am nächsten kamen. Zum Behufe der innern Ausstattung des Hauses entwickelte sich ebenfalls mit der Zeit zu kunstreicher Vollendung das Gewerbe der Schreiner oder Tischler, das sich wol von dem der Zimmerleute erst trennte, als das Mobiliar sich nicht mehr auf die dringendsten Bedürfnisse beschränkte, sondern auf Eleganz Anspruch zu machen und sich überhaupt von Wand und Boden loszulösen begann, woran früher Bänke und Tische befestigt waren. Im eigentlichen Mittelalter bildeten daher die Schreiner auch noch keine eigene Zunft. Dagegen erfreute sich das verwandte Handwerk der Drechsler schon früher seiner Selbständigkeit. Dieselben werden bereits unter Karl dem Großen genannt (Tornatores) und thaten sich in Elfenbein-, Horn- und Holzschnitzereien hervor. Seit dem dreizehnten Jahrhundert nahmen solcherlei

Arbeiten besonders in Nürnberg überhand; aber ihre Blütezeit sah erst ein späterer Zeitraum. Das Böttchergewerbe nahm seinen Anfang, als zur Zeit Karls des Großen hölzerne Gefäße zur Fassung und Aufbewahrung der Getränke statt der antiken thönernen Vasen aufkamen. Das Aufsteigen der Böttcher zur Zunft ging ohne Zweifel mit dem Überhandnehmen des Trinkens in den Städten (oben S. 290 f.) Hand in Hand, und der wachsende Durst leitete zu an Größe wachsenden Fässern, die jedoch erst im 16. Jahrhundert ihren Gipfelpunkt erreichten. Ungeachtet aber die Töpfer durch das Aufkommen der Böttcher ihre umfangreichsten Leistungen verloren, schwangen sie sich doch empor und schritten dafür in der Zierlichkeit ihrer Arbeiten fort. Im 13. Jahrhundert kam die Glasur in Gebrauch, im 14. die glasirten Kacheln der Stubenöfen, im 15. die schön gearbeiteten Bier- und Weinkrüge mit allerlei Bildwerk und Inschriften, und in Folge der umsichgreifenden Feinschmeckerei auch schöne Schüsseln und Platten. Ebenso arbeiteten sich auch die Glaser empor. Im 13. Jahrhundert kamen die Spiegel (früher waren nur metallene bekannt), Lampengläser, gläserne Vogelkäfige(!) und andere Geräte auf.

Von den Metallarbeitern hatten die Eisenschmiede besonders mit den Rüstungen (oben S. 240 ff.) zu thun; es gab besondere Zünfte der Sporer, Nagler, Hufschmiede, Waffenschmiede, Feilenhauer, Messerschmiede, Sägenschmiede, Klempner oder Flaschner u. s. w. Das Gewerbe der Wagner war im Mittelalter noch wenig entwickelt, da die schlechten Straßen und Brücken, an deren Verbesserung niemand dachte, einen Fortschritt derselben verhinderten. Im 13. Jahrhundert gab es Frachtwagen für ein bis zehn Pferde; aber Personen dachten noch nicht an Fortbewegung auf Rädern, sondern blieben beim Gehen, Reiten und Sänftentragen. Die Schlosser entwickelten gegen Ende des Mittelalters Kunstfertigkeit in Beschlägen, Klopfern, Gittern u. s. w., besonders an Kirchenthüren. Die Schlüssel jener Zeit waren fast durchweg hohl und zwar rund oder eckig. Zinngießer gab es seit Mitte des 13. Jahrhunderts in den Niederlanden, gegen Ende desselben auch in Deutschland (besonders Böhmen, dessen Zinnbergwerke mit den englischen wetteiferten, und Österreich), im 14. in Nürnberg u. s. w. Die Kupferschmiede, Stück- und Glockengießer erscheinen im 14. zuerst in Augsburg und Nürnberg. Höhere Vollendung erreichte das Gold- und Silberschmiedegewerbe, welchem besonders der Aufwand in Kirchengeräten zu Statten kam, später aber ebenso sehr die Vorliebe nicht nur der Frauen, sondern auch der Männer für schmückende Ketten, Spangen, Ringe und andere Zierrate. Begünstigt wurde dieses Gewerbe auch sehr durch die schon seit Karl dem Großen, besonders aber seit dem zwölften Jahrhundert ausgebeuteten Bergwerke der zwei edelsten Metalle in Böhmen und Sachsen und

im Harz. Namentlich in Nürnberg und Augsburg, wo im dreizehnten Jahrhundert die ersten Goldschmiede als Zunft erwähnt werden, wurde großartiger Aufwand in Geschmeiden getrieben. Umsonst waren die wiederholten Gesetze aller Obrigkeiten der Christenheit gegen diesen Zug der Zeit. Das Gewerbe der Uhrenmacher bestand im Mittelalter als solches nicht. Man kannte Sonnen-, Wasser- und Sanduhren. Boethius im 6. und Pacificus im 9. Jahrhundert erfanden neue Wasseruhren, und kunstreiche solche sandten Papst Paul I. dem König Pipin und Harun Arraschid Karl dem Großen. Für Kirchthürme wurden ferner noch im Mittelalter Räder- und Gewichtsuhren erfunden, welche die Stunde sowol durch Zeiger anzeigten, wie durch Glockenschläge verkündeten. Die Zeit ihrer Entstehung ist unbekannt; ihre Einführung fand erst im 14. Jahrhundert statt, in Frankreich zu Dijon 1332, in Italien zu Padua 1344, in Deutschland zu Augsburg 1364. Ein deutscher Uhrenmacher, Heinrich von Wick, wurde 1364 an den französischen Hof berufen, um eine solche Uhr zu verfertigen, welche 1370 vollendet wurde.

Die Glocken wurden im 6. Jahrhundert zu Nola in Campanien zuerst gebraucht und ersetzten seit dem 7. die frühere Art und Weise, den Anfang des Gottesdienstes durch Trompeten oder Hammerschläge anzuzeigen. Im 11. Jahrhundert wurde ihr Gebrauch allgemein und im 15. gefiel man sich bereits darin, ungeheuer große Glocken zu gießen, wie die zu Erfurt (1477) von 276 Zentnern.

Die Uhren und Glocken sind ein Anlaß, der Zeiteintheilung des Mittelalters zu gedenken. Man unterschied damals die große und die kleine Uhr, d. h. eine Theilung des Tages in zweimal zwölf und in vierundzwanzig Stunden, welche letztere in Italien noch bis auf die neueste Zeit üblich war. An manchen Orten theilte man jeden Tag und jede Nacht ohne Unterschied der Länge in zwölf Stunden ein, an manchen aber, wie z. B. in Nürnberg, zählte man an jedem Tage und in jeder Nacht soviel wirkliche Stunden ab, als der betreffende Zeitabschnitt enthielt, z. B. am kürzesten Tage von 1 bis 8 und in der darauf folgenden längsten Nacht von 1 bis 16. Die Glocken erinnern uns ferner an die musikalischen Instrumente. Zur Begleitung des Gesanges war besonders die Harfe beliebt und wurde vom Sänger selbst gespielt. Zur Kriegsmusik gehörten Pfeife, Trompete, Posaune, Horn, Trommel, Pauke u. s. w. Die Kirchenmusik wird mit ihrer Orgel bei Anlaß der Kunst zu erwähnen sein. Wandernde Musikanten spielten die Geige oder Flöte; diese beiden, sowie Trompete und Tamburin ertönten zum Tanze, der sowol in den Höfen der Burgen und der Bauern, als in den Sälen der Stadt- und Zunfthäuser eifrig gepflegt wurde; er bestand theils in schleifendem Gange der symmetrisch gruppirten Paare mit Gesang und Geberdenspiel, theils in „Reigen“, d. h. springenden und hüpfenden Fortbewegungen.

Optische Instrumente wurden einestheils erst mit zunehmender Verweichlichung, anderntheils mit fortschreitender Wissenschaft erforderlich. In ersterer Beziehung entstanden 1285 in Italien die ersten Brillen; im 15. Jahrhundert gab es Brillenmacher in Nürnberg, und es scheint, daß das Lesen zuerst die Augen schwächte, indem man die ersten Brillen blos zu dieser Beschäftigung benutzte. In letzterer Beziehung tauchten erst im 15. Jahrhundert Geräte zum Zwecke astronomischer Beobachtungen auf, deren Verbesserung in einen spätern Zeitraum der Kulturgeschichte fiel. Auch die mechanischen Bemühungen jener Zeit waren nur Vorübungen auf spätere Leistungen.

Diejenigen Gewerbe, welche der Verbreitung von Gedanken dienen, waren noch nicht organisirt, so lange nur eine Klasse, die der Geistlichen, sich dieser Aufgabe widmete. Erst seit dem 13. Jahrhundert griffen die Künste des Lesens und Schreibens auch unter den Weltlichen Platz. Man schrieb erst auf Pergament, daneben bis zum 6. Jahrhundert auch auf Papyros, seit dem 8. aber auf Baumwollenpapier, bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts das Papier aus Leinenabfall erfunden wurde, das 1308 zuerst erwähnt wird. Papiermühlen gab es 1340 in Italien (Mark Ancona), 1390 in Augsburg und Nürnberg. Außer dem Schreiben selbst kannte man bis Ende des 14. Jahrhunderts noch keine Art der Vervielfältigung schriftlicher Arbeiten (s. oben S. 168). Im Mittelalter bediente man sich dabei allgemein jener eckigen Abart der latinischen Schrift, welche man, weil sie vorzugsweise von den Deutschen beibehalten wurde, die deutsche genannt hat. Als Zahlzeichen dienten die römischen, bis im 7. und 8. Jahrhundert durch die Araber die alten indischen Decimalzahlen in neuer Form bekannt und seit 1200 (wo sich ein Domherr zu Regensburg ihrer bediente) nach und nach in den Gebrauch eingeführt wurden.

So war das Mittelalter auf gewerblichem und damit verwandtem Gebiete nicht ohne Fortschritt, der allerdings gegenüber späterm solchen noch sehr bescheiden zu nennen ist. Wie es mit dem geistigen Schaffen unseres Zeitraums sich verhielt, das theilweise jene gewerblichen Leistungen als Grundlage benutzte, werden wir im nächsten Buche sehen.

Fünftes Buch.

Das geistige Leben des Mittelalters.

Erster Abschnitt.

Der Staat.

A. Die Idee und Organisation des Staates.

Der mittelalterliche Staat bildet nicht nur der Zeit, sondern auch dem Wesen nach den Übergang vom antiken zum modernen Staat und damit ein Mittelglied in der Geschichte der Entwickelung des Staates überhaupt. Wir wissen (Bd. I. S. 79 ff.), daß der Staat eine organische Weiterbildung der Familie ist. Bei den morgenländischen Völkern, deren Kultur wir kennen gelernt, den Chinesen, Indern, Ägyptern, Assyrern=Babyloniern und Medern=Persern, war der Staat noch eine Familie, in welcher der König die Stelle des Vaters einnahm oder einnehmen sollte. Bei den ältesten Griechen verhielt es sich immer noch so (s. Bd. II. S. 60 ff.). Einen Schritt weiter waren die alten Hebräer, welche den Stamm, und die Phöniker, welche die Gemeinde zum Staat erhoben hatten. Letzterer Schritt wurde von den Griechen nach Entfernung der patriarchalischen Monarchie weiter ausgebildet, und bei den Römern stieg die Gemeinde als Staat vollends zur Weltbeherrscherin empor. Unter den römischen Kaisern geschah hierin eine gewaltige Umwandlung, nicht aus Absicht, sondern durch die Macht der Umstände. Die Gemeinde war unfähig geworden zur Weltherrschaft, und ihre Aufgabe wurde von Einzelnen übernommen, welchen die patriarchalischen Monarchien des Morgenlandes als Muster dienten. Doch fand keine völlige Umkehr zur orientalischen Despotie statt; denn dem Cäsar fehlte zu seiner väterlichen Eigenschaft die Abstammung von Monarchen,

— er war ein Emporkömmling. Die römischen Imperatoren vertraten daher nicht mehr die Gemeinde, sondern den Staat als Ganzes; aber es fehlte diesem Staate die Richtung auf das Wol des Ganzen, und es handelte sich nur um das Wol des Kaisers, der für das allgemeine Wol blos dann sorgte, wenn es sein persönlicher Charakter bedingte. Diese Staatsform wurde nun auch die der ältern Zeit des Mittelalters, in den aus der Völkerwanderung entstandenen Reichen, und weil sie diejenige des byzantinischen Reiches war, wurde sie auch diejenige des russischen Zartums. Doch nahm letzteres durch die mongolische Eroberung auch wieder Züge der orientalischen Despotien an, die indessen im Laufe der Zeit durch die moderne Kultur wieder abgeschwächt worden sind.

Da nun aber die Reiche der Völkerwanderung die deutsche Nationalität und damit die Heeresfolge dieses Stammes zur Grundlage hatten, so mußte die römische Staatsidee in diesen Kreisen ebenso sehr mit germanischen Zügen ausgestattet werden, wie es das griechisch-jüdische Christentum in denselben wurde. Aus dieser Notwendigkeit entwickelte sich die Staatsform der zweiten oder mittlern Periode des Mittelalters, nämlich diejenige des Feudalwesens. Diese Zwischenstufe mußte erklommen werden, um den Gedanken des modernen Staates, denjenigen der Zusammengehörigkeit und des Zusammenwirkens aller Staatsangehörigen, den Gedanken eines Staatsbürgertums zu zeitigen. Dazu trug bei, daß sich in dieser Phase die verschiedenen Stadien der Staatsentwickelung wiederholen zu wollen schienen. Die geistlichen Herrschaften der Bischöfe und Äbte erneuerten mit ihrem väterlichen Regiment den Familienstaat Asiens und Afrika's, die Gebiete der freien Städte und Landschaften den Gemeindestaat der Phöniker, Griechen und Römer, und die Erbländer der weltlichen Fürsten die römische Imperatorenwirtschaft.

Die staatlichen Zustände der feudalen Zeit oder des Mittelalters im engern Sinne sind überhaupt (auf die Dauer freilich nur in Deutschland) charakteristisch durch die Zersplitterung der Länder in kleine Gemeinwesen von dreierlei Art: geistliche und weltliche Herrschaften und freie Gemeinden, — wie sie eben im Laufe der Zeit durch Vergabungen mittels des Lehnrechtes und durch Freiheitbriefe gebildet worden waren. Der Zug der Zeit ging dahin, öffentliche Rechte zu Privatrechten zu stempeln, und letzterer Charakter trat denn auch überall zu Tage. Wie jetzt die Güter von Privatleuten in verschiedenen Gegenden und selbst Staaten liegen können, waren damals die Gebiete einzelner Herren (wovon die Ex- und Enklaven in Mitteldeutschland noch heute zeugen) in Folge der system- und regellosen Verlehnungen weit herum zerstreut. Ja es waren in einem und demselben Gebiete gewisse Rechte dem einen, andere einem andern Herrn übertragen, z. B. die höhere (kriminelle) Gerichtsbarkeit einem Grafen, die niedere (civilrechtliche) einem

Kloster, und so in manigfachen Verquickungen. Im Ganzen kann eigentlich nicht genau gesagt werden, welche politischen Gebilde damaliger Zeit als Staaten betrachtet werden können. Zwar kann als Regel angenommen werden, daß das Münzrecht, welches nach Ansicht des Mittelalters das wichtigste Regal war, den Staat ausmachte; aber dasselbe wurde vielfach an kleine Herren und an blose Körperschaften wie Städte, Kirchen, Klöster u. s. w. übertragen, welchen keine Landeshoheit zustand. Doch führte gerade diese Zersplitterung und Verwickelung nach und nach zu dem einheitlichen Gebilde des modernen Staates, indem die verschiedenen Rechtebesitzer in einem beständigen Verhältnisse zu ihren Lehnsherren blieben und so der ganze Wirrwarr von Rechten trotz seiner scheinbar unheilbaren Ordnunglosigkeit in einer höhern Einheit aufging. Es war die Kleinstaaterei innerhalb des werdenden Großstaatentums, und letzteres rettete sich mit merkwürdiger Zähigkeit aus den wirklichen Großstaaten der Völkerwanderung oder der alten Staatsordnung des Mittelalters durch dessen mittlere, das Feudalwesen, in die neuere, welche zum modernen Staate führte. Letztere Umwandelung vollzog sich durch die Einrichtung der Stände, mittels welcher sich die Lehnsleute ihre Stellung zu retten glaubten, durch welche sie aber in Wahrheit vielmehr erfuhren, daß ihre vermeinten Privatrechte öffentliche und daß sie untergeordnete Glieder großer Nationalvereine waren. Die Stände entwickelten sich theils aus den Volksgemeinden der alten Deutschen (oben S. 22), theils aus den Verhältnissen des Lehnrechtes. Ihre Theilnehmer waren gewöhnlich die Vertreter der drei Gruppen mittelalterlicher Staatsform, die Adeligen (Ritter), Geistlichen und Städte, wozu bisweilen noch die freien Bauern kamen (zusammen: die Landschaft). Die Rechte der Stände erstreckten sich oft sehr weit, z. B. im vierzehnten Jahrhundert in Baiern auf Bewilligung der Steuern, Zustimmung zu Krieg und Frieden, Bevormundung unfähiger Fürsten, Bestätigung von Landestheilungen und Wahl der an solchen theilnehmenden Regenten. Ihr Widerstand gegen Bruch oder auch nur Nichtachtung ihrer Rechte war von den Fürsten verbrieft und anerkannt, und von Letzteren mußten die Rechte der Stände vor jeder Huldigung feierlich beschworen werden.

Da sich in Folge des Feudalsystems und der aufrechterhaltenen Einsetzung der deutschen Könige durch Wahl, das deutsche Reich in unzählige Kleinstaaten zersplitterte, konnten die Stände derselben um so weniger große Bedeutung erlangen, als sie in vielen Staaten, wo Herrschsucht die Regirenden erfüllte, nicht mehr versammelt wurden und eingingen, manche Stätchen aber wieder zu winzig waren, um der Entwickelung einer Ständeverfassung nur Raum zu bieten. Zwar hatte das römisch-deutsche Reich einen Reichstag, auf welchem neben den geistlichen und weltlichen Fürsten seit 1309 auch Abgeordnete der freien Städte Zutritt fanden, und welcher auf Vorschlag des Kaisers über Gesetze, Bündnisse,

Kriege und gemeine Steuern des Reiches entschied; allein bei dem großen Maße von Selbständigkeit, welches sich die einzelnen Reichsglieder zu verschaffen und zu bewahren wußten, konnte die Wirksamkeit des Reichstages keine großartige sein.

Anders verhielt es sich in denjenigen Staaten Europa's, wo es der Krone gelungen war, durch Erblichkeit ihre Macht und damit die politische Einheit des Landes zu befestigen. Die Größe des einem Monarchen gehorchenden Gebietes bedingte hier auch den Einfluß und die Bedeutung seiner Stände. In keinem Reiche sind letztere indessen so wichtig geworden, wie in England, wo schon unter den Angelsachsen derartige Einrichtungen (oben S. 82) in Kraft waren.

Jahrhunderte hindurch bestanden die englischen Stände blos aus den angesehensten Geistlichen und Laien, zu welchen Letzteren seit der Ausbildung des Lehnswesens natürlich nur die höchsten Lehnträger des Königs gehörten. Simon von Montfort, Graf von Leicester war es, welcher 1264 aus jeder Grafschaft zwei Ritter und Abgeordnete der Städte neben den bisherigen Ständen zum Reichstag entbot. Doch ordnete erst König Eduard I. 1295 die regelmäßige Einberufung der bis dahin stiefmütterlich und von oben herab behandelten neuen Stände und ihre Gleichberechtigung mit den alten in Bewilligung der Steuern und Hilfegelter an. Eduard II. verordnete sodann 1312 die verbindliche Abhaltung einer oder im Notfalle zweier jährlicher Parlaments-Sitzungen. Unter Eduard III. schieden sich endlich (1343) die Stände in zwei Häuser; die größeren Barone (150 an der Zahl), die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte bildeten das Haus der Herren (House of Lords), — die Abgeordneten der Grafschaften (Ritter), der Städte und Flecken das Haus der Gemeinen (House of Commons). Zur Befugniß des Parlaments gehörte die Entscheidung über den Haushalt des Reiches, die Gesetzgebung im Vereine mit der Krone und die richterliche Gewalt über die höchsten Staatsbeamten (Minister), wobei die Gemeinen als Kläger, die Lords aber als Richter mitwirkten.

In Spanien, wo ebenfalls schon die Westgoten (oben S. 82) eine Reichsversammlung eingerichtet hatten, fand selbe zwar durch die arabische Eroberung ihr Ende, aber die Erinnerung daran blieb so lebendig, daß auch in den neu gebildeten und sich unaufhaltsam ausdehnenden christlichen Reichen ähnliche Anstalten Fuß faßten. Es ist sehr bezeichnend, daß in dem auf seinen Hochebenen für sich abgeschlossenen Castilien die Geistlichen und Edelleute, in dem gegen das Meer geöffneten und Handel treibenden Aragon (mit Catalonien) aber die Grundbesitzer (der niedere Adel) und die Städte das Übergewicht in den Ständen erhielten. Im letztern Lande hatten diese „unteren“ Stände bereits seit dem zwölften Jahrhundert ihren Sitz auf den Reichsversammlungen (Cortes). Die letzteren verfügten über Krieg und Frieden,

Bündnisse und Verträge, Steuern und Münzen, alte und neue Gesetze und Urtelssprüche der unteren Gerichtshöfe. Alfons III. von Aragon mußte 1287 die jährliche Berufung der Cortes nach Saragossa als Grundgesetz anerkennen und denselben das Recht des pflicht- und gesetzmäßigen Widerstandes für den Fall, wenn der König die Sicherheit und Ehre der Stände verletzen würde, zugestehen. In diesem Falle durften die Cortes den König entsetzen und ein anderes Oberhaupt wählen. Der Eid bei der Huldigung der Cortes lautete: „Wir, die wir ebenso viel wert sind, wie ihr, machen euch zu unserm König, mit der Bedingung, daß ihr uns unsere Rechte und Freiheiten bewahret; wo nicht, ist die Wahl ungiltig." Pedro IV. jedoch brach diese für das Königtum entwürdigende Fessel durch den Sieg über das Heer der Cortes bei Epila 1348 und zwang die Letzteren, auf das erwähnte Recht zu verzichten, stellte aber zugleich unter dem Titel „Justicia" einen Gerichtshof (Einzelrichter) auf zur Entscheidung über Streitigkeiten zwischen König und Ständen und über die Pflichterfüllung beider. Derselbe war unverletzlich und über seine Amtsverwaltung urteilte eine Behörde von Inquisitoren nach Anhörung aller gegen ihn erhobenen Beschwerden mittels Kugelung und verhängte im Falle seiner Schuld schwere Strafen über ihn. Die Cortes bildeten jedoch keinen einheitlichen Körper, sondern berieten getrennt in den vier Kammern (brazos, Arme) der Geistlichkeit, des hohen Adels (Herzoge, Grafen und Barone), des niedern Adels (wozu alle unbescholtenen Sprößlinge alter Geschlechter gehörten), und der Städte. Es zeichnet jedoch wieder den stolzen Geist der mittelalterlichen Einrichtungen, daß Handwerker und Kleinhändler von der Mitgliedschaft ausgeschlossen waren. Noch schlimmer aber stand es in Castilien, wo die Städte gar nicht zur Gleichberechtigung mit den übrigen Ständen gelangten, sondern eine untergeordnete und schwankende Stellung behielten, was jedoch die zwei vornehmsten, Toledo und Burgos, nicht abhielt, um den Vorrang im Sitze zu hadern. Mit der Zeit jedoch ermannten sich die castilischen Städte und errichteten 1282 einen Bund zu Schutz und Trutz, selbst gegen Übergriffe des Königs, — hermandad, d. h. Brüderschaft genannt, dem es aber nicht gelang, sich auf die Dauer geltend zu machen.

In einem ähnlichen Verhältnisse wie in Castilien blieben die Städte in F r a n k r e i c h, wo unter den Franken eine Reichsversammlung nicht bestanden, vielmehr der Stand der Freien immer schwächer geworden war. Die zur Zeit des Feudalwesens bestehenden Reichsstände (Etats généraux) bestanden aus drei Ständen, den zwei oberen, Adel und Geistlichkeit, und dem namenlosen dritten des Bürgertums (tiers état). Die Boten des letztern mußten in der Versammlung stehen und Bittschriften kniend überreichen, während Edelleute und Geistliche mit dem König auf e i n e r Bühne Platz nahmen. Doch behaupteten die Reichs-

stände das Recht der Entscheidung über Gesetze, Steuern, Bündnisse, Krieg und Frieden und der Untersuchung über Mißbräuche in der Verwaltung und Fehlgriffe der obersten Beamten, wie zu gleicher Zeit die Obergerichtshöfe (Parlements) Reichstagsbeschlüsse und königliche Befehle nur dann für verbindlich zu erklären hatten, wenn sie förmlich in die gerichtlichen Register eingetragen waren. Während der Gefangenschaft des Königs Johann (1356) verlangten die Stände von dem Dauphin Karl Aufstellung eines bleibenden Ausschusses von 4 Prälaten, 12 Rittern und 12 Bürgern, der dem Könige beratend zur Seite stehen sollte; der Krieg aber verhinderte die Ausführung, welcher überdies die gegenseitige Eifersucht der Stände und das Streben der Krone nach unumschränkter Herrschaft entgegen waren. Um diesen Gang der französischen Geschichte, die man einen Marsch zur Centralisation nennen kann, zu erklären, müssen wir in der Zeit etwas zurück greifen.

Rom hat auf die Bezwingung keines Landes, mit Ausnahme Italiens, so viele Mühe und Opfer verwendet, wie auf jene Galliens; daher wurzelte auch in keinem Theile des römischen Reiches der römische Geist so fest, wie in jenem. Die Folge davon war aber, daß dieser römische Geist mit Ausschließung jedes andern wucherte, d. h. daß materielle Blüte und politisch-militärische Machtentfaltung zu Gunsten Roms jedes eigentümlich nationale und jedes höhere ideale Leben erstickten, so daß bald weder von der föderalen Einrichtung des alten Gallien, noch von der ursprünglichen, keineswegs geringfügigen gallischen Kultur irgend welche Spuren mehr vorhanden waren. Die Römer haben in Gallien wol Ackerbau und Industrie und damit Reichtum befördert; aber durch die hartnäckige Unterdrückung der gallischen Volks-Individualität verliehen sie der Civilisation, welche sie brachten, den Charakter einer blos materiellen, rücksichtlos nivellirenden, keine bestimmte volkstümliche Färbung tragenden. So gut wie die von den Römern nicht unterjochte germanische, wäre auch die gallische Nation zur Schöpfung einer eigentümlichen Bildung und Gesittung tüchtig gewesen, und die Verdienste Cäsars um die Civilisation Mitteleuropa's sind daher zum Mindesten höchst zweifelhafte.

Durch die römische Herrschaft mußte Gallien notwendig zur Centralisation erzogen werden; denn unter derselben hörte jeder sociale Unterschied im Lande auf. Weder in Italien, wo noch immer ein wenn auch zuletzt nur nomineller Unterschied zwischen Bürgern, Bundesgenossen und Unterthanen bestand, noch in einer der übrigen Provinzen, welche niemals vollständig bis in's Innerste romanisirt wurden, erreichte das Nivellement aller Unterschiede den Gipfel, den es in Gallien erstieg. Es half nichts, daß der Feudalismus des Mittelalters dasselbe durch eine rückgängige Bewegung zu zerstören und die in ganz Europa künstlich aufgezogene Länderzersplitterung und Ständezerreißung auch nach Gallien

zu verpflanzen suchte. — Schon die merowingischen Könige vertauschten das altdeutsche Königtum mit der römischen Imperatorenwürde und wurden aus Volksführern Reichsbeherrscher. Das gleiche Streben erhielt sich in ihren Nachfolgern, oder, wenn diese unfähig waren, in deren Ministern. Die französische Geschichte des Mittelalters ist ein Kampf zwischen dem centralisirenden und nivellirenden Königtum und dem gegen diese Tendenz reagirenden Adel. Einen nicht geringzuschätzenden Bundesgenossen hatte das Königtum in diesem Kampfe an der Kirche, deren ebenfalls centralisirende und nivellirende Tendenzen in den Feudalherren das größte Hinderniß erkannten. Die Orthodoxie, welche die französischen Könige seit Chlodowig stets zur Schau trugen, knüpfte diesen Bund noch fester und ließ ihn zugleich als einen solchen gegen die mit dem Papsttume um die Herrschaft der Welt ringenden deutschen Kaiser erscheinen. Neben den durch ihre Geistesgaben hervorragenden Königen erscheinen daher stets Priester als Apostel der französischen Reichseinheit und als Bekämpfer des vielköpfigen Drachen der Feudalität.

Der erste dieser Centralisationsheroen war ein Benediktiner-Abt aus jener entarteten Zeit der Klöster im zwölften Jahrhundert, wo die Mönche gestiefelt und gespornt, den Falken auf der Faust und den Hund an der Leine, auf die Jagd zogen oder im Panzer hoch zu Rosse, mit Schwert und Schild bewehrt, die Gegner ihrer Rechte und Ansprüche befehdeten.

Abt Suger von St. Denis, der erste geistliche Patriot und Politiker Frankreichs, war ein Zeitgenosse des Verfechters der freien Forschung, des unglücklichen Abälard, und des Vertheidigers blinder Gläubigkeit, des heiligen Bernhard von Clairvaux. Von seinem Kameraden in der Klosterschule (die vor dem Lärm der tonsurirten Ritter in eine abgelegene Priorei geflüchtet war), dem Könige Ludwig VI., zum Ratgeber auserkoren, wandte der prachtliebende, mehr weltliche als kirchliche Abt sein Leben daran, die Anarchie des Rittertums durch die zunehmende Macht der Krone zu brechen, die er genialer Weise durch Unterstützung des geknechteten Volkes gegen dessen adelige Dränger zu stärken suchte. Es brauchte damals wahrlich Mut, sich den Kreuzzügen zu widersetzen; aber Suger that es, weil er darin eine Schwächung der Kräfte des Reiches sah, und nur mit Widerstreben besorgte er während des unglücklichen Zuges, den der unbesonnene Ludwig VII. nach dem Morgenlande unternahm, die Verwaltung Frankreichs. Suger starb in hohem Alter; aber in seinem Geiste wurde weiter gewirkt durch die selbstbewußte Ausdauer Philipp Augusts und Ludwigs des Heiligen und der ihnen ergebenen Beamten, durch die sich rasch folgenden Abtretungen geschwächter Lehnfürstentümer an das Reich, durch die rastlos wachsende Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit, durch das allmälige Verschwinden des Raubrittertums, durch die langsam, doch sicher

fortschreitende Gleichberechtigung der Franzosen vor dem Gesetze. Der dämonische Charakter Philipps des Schönen konnte es im vierzehnten Jahrhundert bereits wagen, auch die Kirche als ausgenütztes Werkzeug bei Seite zu werfen und das Papsttum im avignonischen Exil zu demütigen (s. oben S. 152).

Wir werfen noch einen Blick auf die politischen Verhältnisse, wie sie sich bei dem Volke der Lechen oder Polen gestalteten, welches durch seine slawische Nationalität mit den östlich wohnenden Russen, durch seine römisch-katholische Religion aber mit den westeuropäischen Völkern zusammenhängt und daher zwischen beiden Völkergruppen ein Verbindungsglied hätte bilden können, was aber bedauerlicher Weise nicht geschehen sollte. Schon zu der Zeit der Bildung eines polnischen Staates in Mitte des neunten Jahrhunderts schied sich eine vornehmere Klasse aus der übrigen Bevölkerung, welche sich Z-lechcic oder Z-lachcic, d. h. „aus den Lechen hervorgegangen" (im Lateinischen aber nobilis) nannte, woraus nachher szlachcic (Schlachziz) wurde. Die Könige seit Kasimir (um 1040) vermehrten diese Klasse fortwährend durch tapfere Krieger, welche sie auf diese Weise und zugleich mit Güterverleihung belohnten*). Diesem Adel gehörten meist die Staatswürdenträger an, deren Abzeichen eine goldene Kette war. Die nichtadelige Klasse des Volkes, die der Kmetonen, war vor dem Gesetze der adeligen gleich und besaß vererbbares Eigentum. Manche aber traten in ein Lehnverhältniß zu Adeligen, deren Güter sie gegen gewisse Abgaben benutzten, theils auf beschränkte, theils auf Lebenszeit. Die Kriegsgefangenen dagegen und die wegen Verbrechen oder Schulden zur Dienstbarkeit Verurteilten bildeten die Klasse der Sklaven, mit welchen, wie auch in Böhmen und Ungarn, offen Handel getrieben wurde. Sogar Juden besaßen damals christliche Sklaven, welche die Königin Judith, Mutter Boleslaws, 1085 kaufte und freigab, während sie dagegen Klöstern selbst Sklaven schenkte. Aber es kamen schon im elften Jahrhundert Aufstände der Sklaven gegen ihre Herren, wie der Freien gegen die Adeligen vor, welche mit blutiger Gewaltthat verbunden waren, aber 1042 unter Anführung Maslaws vom König Kasimir niedergeschlagen wurden. Es ist bezeichnend, daß die Aufständischen noch Heiden, die Gewalthaber dagegen Christen waren, wie auch, daß Erstere ihre Hauptmacht in dem blühenden und volkreichen Masowien, dem noch unabhängigen Asyl aller Bedrängten, Letztere die ihre im verödeten eigentlichen Polen hatten. Die Folgen waren die Unterjochung und gewaltsame Entvölkerung Masowiens, der Sieg der eigentlichen Lechen und des Katholizismus und die Befestigung aristokratischer Zustände in Polen. Die Lage der Sklaven und der abhängigen Freien wurde schlimmer, Abgaben und Frondienste nahmen zu, nach Be-

*) Lelewel, Betracht. über d. polit. Zustand des ehem. Polens, S. 7 f.

lieben entzogen die Vornehmen den Leuten vom Volke ihr Eigentum, namentlich die Pferde, wenn sie deren zu ihren Reisen bedurften. So wuchs die Macht des Adels, und um die Mitte des zwölften Jahrhunderts überstieg sie diejenige des Königtums, und konnte dies um so mehr, als damals, in Folge des Wahns, das Land als Eigentum der herrschenden Familie anzusehen, die Sitte einriß, dasselbe unter die Söhne des verstorbenen Königs zu vertheilen. Um diesen auch in Rußland (oben S. 117) auf die Spitze getriebenen Unfug, der die Macht des Adels zu zersplittern drohte, abzuwenden, nahmen die Schlachzize die Wahl des Königs in Anspruch, doch lange Zeit ohne Erfolg. Inzwischen fiel ein Stück des zersplitterten Polenlandes an dessen Westgrenze nach dem andern dem mächtig gegen Osten vordringenden Deutschtum anheim. Durch die massenhaft in Polen sich niederlassenden Deutschen gewann auch das Städtewesen Grund und Boden in dem sonst vorzugsweise ländlich-dörflichen Slawengebiete. Die Deutschen, deren Gewerbfleiß man schätzte, weil man ihn selbst nicht zu üben wußte, erhielten das Vorrecht, nach ihren heimischen Gesetzen zu leben und sich an ihre vaterländischen Gerichte zu wenden. Das alte Lechenland hatte keine selbständigen Gemeinden, sondern nur befestigte Gerichtsplätze (grod) gehabt; erst jetzt erstanden Städte (mjasto) mit Bürgern (mieszczanie), im Gegensatze zu den blosen Staatsbürgern (obyvatel). Die Städte mit ihrem deutschen Rechte bildeten wahre kleine Republiken, und dies erleichterte den Anfall von Westpolen (Pommern, Brandenburg, Schlesien u. s. w.) an Deutschland; denn schon im Mittelalter begann die Theilung Polens. Um weitern Zerfall abzuwenden, standen Adel und Geistlichkeit zusammen und bildeten einen das Land vertretenden Senat, welcher sich seit dem Jahre 1331 zum Reichstage (ziem) entwickelte.

Polen hatte unter diesen Umständen in seiner staatlichen und gesellschaftlichen Verfassung einen andern Gang der Entwickelung als die westlichen Staaten Europa's. Das Feudalsystem, dessen Geburtstätte das fränkische Reich war, und das darum in Frankreich seinen reinsten Ausdruck fand, hatte um so weniger Einfluß, je weiter die Entfernung von da aus wurde. Die Länder, die entweder theilweise zum fränkischen Reiche gehört hatten oder von demselben aus erobert waren, wie das christliche Spanien in jener, die britischen Inseln und Neapel-Sicilien in dieser Beziehung, nahmen das Feudalwesen nach Frankreich am vollkommensten an. Ebenso rein wie hier hätte es sich folgerichtig auch in Deutschland und Ober-Italien ausgebildet, wenn es hier nicht an den freien Städten eine Schranke gefunden hätte. Viel schwächer und viel später machte es seinen Einfluß in Skandinavien, Polen und Ungarn geltend. Je reinern Ausdruck das Feudalsystem fand, desto mehr Vorschub leistete es daher auch der Erblichkeit des Königtums; je weniger es durchdringen konnte, desto mehr griff die Wahl der Monarchen

Platz. Die Theile Polens, in welchen das Feudalsystem (zugleich mit dem Städtewesen) von Westen her Eingang fand, waren auch jene, welche sich ablösten und theils an Deutschland fielen, theils, wie Preußen, Lithauen, Kurland, Osweicim und Zator und andere eigene Fürstentümer wurden. Der eigentliche polnische Adel trat in kein Lehnsverhältniß zur Krone, sondern entwickelte sich vielmehr während des vierzehnten Jahrhunderts, durch einen Zustand der Anarchie hindurchgehend, zur gesetzgebenden Macht und zur Wahlbehörde, von der die Krone seit dem Aufkommen der jagellonischen Dynastie im Jahre 1374 gänzlich abhängig wurde. Seitdem war Polen ein Staat mit völlig centralisirter Verwaltung wie Frankreich, nur daß es nicht, wie hier, eine einzelne Person, sondern die Gesammtheit des Adels an seiner Spitze hatte, von welcher, wie in Venedig der Doge, der König, zwar mit Pracht umgeben, aber gleich einer Figur oder Maschine behandelt wurde. Es gab keine königlichen, sondern nur nationale Beamte, und Polen nannte sich im Verkehre der Völker „Republik". Wo der Reichstag war, da befand sich auch die Republik, und außerhalb des Ortes seiner Versammlung gab es keine Hauptstadt des Landes. Die Mitglieder des herrschenden Adels waren unter sich an Rechten vollkommen gleich und unterschieden sich von anderen Ständen durch Anhängen der Silbe —ski oder —cki (= de, von) an ihren Namen. Nächst dem Adel und der höhern Geistlichkeit wurde bisweilen auch die Bürgerschaft der (wie wir sahen dem polnischen Wesen ursprünglich fremden) Städte zu den Beratungen des Reichstages zugezogen; aber dies war nicht vorgeschrieben und hing von vielfachen erschwerenden Umständen ab. Früher waren Adel und Bürger keineswegs kastenartig geschieden; es gab Bürger, welche Landbau, und Adelige, welche in den Städten Gewerbe trieben. Aber im fünfzehnten Jahrhundert wurde dies in Folge gegenseitiger Reibungen aufgehoben, beide Stände scharf getrennt und Adelige, welche ein Gewerbe ergriffen, verloren den Adel. Endlich nahm die herrschende Klasse den Städten auch noch ihre deutschen Zunftgesetze und demütigte sie auf jede Weise. Wolstand und Freiheit waren zuletzt nur noch ein Vorrecht der Schlachta; der Bürger kämpfte verzweifelnd um den Rest seiner Rechte; die Bauern aber vegetirten rechtlos dahin, waren den empörendsten Bedrückungen und sogar Verhöhnungen preisgegeben, verloren am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auch das Recht des Grundbesitzes, von dem sie zum Theil gewaltsam vertrieben wurden, und hundert Jahre später band man sie vollends an die Scholle und machte sie so zu Leibeigenen, auf welche sich öffentliche Lasten und Frondienste mehr und mehr häuften. Die Gesetze verboten sogar, bis auf die lächerlichsten Kleinigkeiten eingehend, allen Verkehr zwischen Edelleuten und Kmetonen. Bürger und Kmetonen wurden Chlopi (Abschaum) genannt, was zugleich als verächtliches Schimpfwort für den Edelmann

galt. Bei dieser Behandlung verkam das Volk in Armut, Schmutz und Unwissenheit. Hohe Geistlichkeit und Adel wetteiferten in Mißhandlung desselben und tödteten Bauern wie Hunde gegen geringe Geltbußen*). Unter diesen Umständen war der Untergang Polens nur eine Frage der Zeit und ein wolverdientes Schicksal; denn eine Adelsanarchie hatte keine Berechtigung zum Fortbestande und keine solche zur Anerkennung als Staatsform eines civilisirten Volkes.

B. Die Rechtspflege.

Unter den verschiedenen Rechten und Pflichten des Staates, welche großentheils in besondere, für einen größern Kreis wenig Anziehendes bietende Fächer einschlagen, werden wir nur einen Punkt, der von der größten Wichtigkeit für Jedermann ist, einer nähern Betrachtung unterziehen, nämlich die Rechtspflege.

Die von uns (oben S. 83 ff.) erwähnten Rechtsbücher der deutschen Völker, welche während der Völkerwanderung, theilweise mit Benutzung des römischen Rechtes, entstanden waren, nämlich der Salier, Ripuarier, Franken, Alamannen, Baiern, Angeln, Sachsen, Friesen, Langobarden, Westgoten und Burgunder, kamen während des Mittelalters außer Gebrauch. Bis in das dreizehnte Jahrhundert galt vorzugsweise ungeschriebenes Recht. Es bestand in Schöffensprüchen, wurde in zweifelhaften Fällen durch Aufnahme von Weistümern der betreffenden Orte, d. h. dort geltender Rechtsgewohnheiten, festgestellt, über welche rechtskundige Männer Zeugniß ablegten, und war nach den Örtlichkeiten in's Unendliche zersplittert. Man faßte die Lokalrechte zusammen im Lehnrechte, welches für die Feudalherren und die von ihnen Belehnten vor dem Lehnsgerichte Beider, im Landrechte, das in den öffentlichen Gerichten der Grafschaft und des Cents (der Hundertschaft), im Hofrechte, das für Streitigkeiten der Grundherren und ihrer Bediensteten, und im Stadtrechte, das in den Städten galt. Eine Stadt, deren Recht von einer andern angenommen wurde, blieb dann Mutterstadt und wurde in zweifelhaften Fällen stets um Rat gefragt. Außerdem hatten sich in einigen Herrschaften, in welche sich die ehemaligen Stammgebiete schieden, gemeinsame Territorialrechte ausgebildet.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert kam wieder geschriebenes Recht in Aufnahme. Die ersten Proben desselben sind die Reichsgesetze, deren welche schon im zwölften Jahrhundert vorkommen, und welche entweder Verfassungsgesetze waren, welche die allgemeinen Verhält-

*) Näheres s. Lelewel a. a. O. S. 138 ff.

nisse des Reiches, namentlich des Kaisers und der Kurfürsten feststellten, oder Strafgesetze, welche in Folge der vielen Fehden von Zeit zu Zeit unter dem Namen eines „Landfriedens" erlassen wurden. Das berühmteste Verfassungsgesetz ist die goldene Bulle Kaiser Karls IV. von 1356, der berühmteste Landfriede der „ewige Landfriede" unter Kaiser Maximilian I., 1495 zu Worms erlassen. Nach den Reichsgesetzen traten die Rechtsbücher auf, d. h. wissenschaftliche Bearbeitungen geltenden Rechtes. Das erste erschien 1230 in Sachsen unter dem Titel des Sachsenspiegels, verfaßt von dem Ritter Eike von Repgow, erst in latinischer, dann in niederdeutscher Sprache. Er zerfällt in das Landrecht und das Lehnrecht. Bald darauf entstand eine Umarbeitung des landrechtlichen Theils dieses Rechtsbuches in Süddeutschland, mit dem Anspruche, allgemein deutsches Recht zu enthalten, unter dem Titel: Spiegel der deutschen Leute, in oberdeutscher Mundart, und fügte noch das süddeutsche Lehnrecht bei, blieb jedoch unvollendet. Die Vollendung besorgte ein unbekannter Verfasser, dessen Werk der Schwabenspiegel heißt. Beide, Sachsen- und Schwabenspiegel, erlangten großes Ansehen und galten im vierzehnten Jahrhundert als kaiserliches Recht bei allen Gerichten, wurden auch in verschiedene Sprachen übersetzt und vielfach nachgeahmt und umgearbeitet. In Hessen folgte ihnen 1320 das „kleine Kaiserrecht", später die „Richtsteige" des Land- und des Lehnrechts u. s. w.

Wie die Macht über Krieg und Frieden, so wurde auch die Rechtsprechung im Reiche vom Kaiser abgeleitet. Derselbe hielt jedoch in früheren Zeiten kein ständiges Gericht, sondern sprach, wenn er in den Fall kam, sein Recht auszuüben, im Vereine mit den eben an seinem Hofe anwesenden Fürsten und Hofbeamten. Erst 1235 stellte Friedrich II. einen ständigen Hofrichter auf, an dessen Seite im fünfzehnten Jahrhundert das seit dessen zweiter Hälfte ihn ganz verdrängende Kammergericht trat, welches 1495 zum Reichskammergerichte wurde.

Neben der kaiserlichen Richtergewalt hatte sich aber auch diejenige der Landesherren, sowol auf Kosten der erstern, als der Volksrechte, immer mächtiger ausgebildet und überwucherte endlich beide. Im Laufe der Zeiten war beinahe das ganze Reich unter solche mittelgroße und kleine Landesherren geraten, und die reichsunmittelbaren Landschaften wurden stets kleiner und seltener. Fast am längsten erhielt sich die Reichsunmittelbarkeit und die Freiheit von kleinstaatlichem Joche in Westfalen, auf der sogenannten roten Erde, und dort erhielten sich aus diesem Grunde auch länger als anderswo die alten Gaugerichte der Freien, welche nur den Kaiser über sich anerkannten. Ein „Freigraf" richtete dort immer noch als kaiserlicher Bevollmächtigter, und das Gericht der Freien befestigte seine Stellung so sehr, daß selbst dann, als auch Westfalen unter kleine Landesväter vertheilt wurde, der Freigraf seine Stellung

beibehielt, von dem nunmehrigen Landesherrn als „Stuhlherrn“ dem Kaiser vorgestellt werden mußte und der Stuhlherr nur dann selbst Freigraf werden konnte, wenn ihm der Kaiser unmittelbar den Gerichtsbann ertheilte. Die Beisitzer der Freigrafen hießen Freischöffen; die aus ihnen gebildeten Freigerichte aber, wie sie sich selbst nannten, wurden in der Folge bekannter unter dem Namen der Femgerichte*). Diese westfälischen Gerichte erfreuten sich, als einzig übrig gebliebene kaiserliche Gerichte (vor der Einführung der erwähnten Central-Reichsgerichte), solchen Ansehens und Einflusses, daß nicht nur die Gerichtsbezirke ihrer ursprünglichen Sitze, der Freistühle, die Freigrafschaften, der Schauplatz ihres Wirkens blieben, sondern letzteres sich auch weiterhin, ja mit der Zeit über das gesammte deutsche Reich ausdehnte. Ihr Sitz war und blieb zwar die rote Erde; nur auf ihr konnte geurteilt werden. Vorladen hingegen konnten die Freischöffen Jedermann, er mochte sein wo er wollte, und die Urteile der Femgerichte konnten überall vollzogen werden. Ebenso waren ihre Mitglieder auch außerhalb Westfalens überall zerstreut, indem die Macht der Feme so gefürchtet war, daß sich aus allen Theilen Deutschlands Männer herbeidrängten, um auf der roten Erde als Freischöffen oder „Wissende“ aufgenommen zu werden, deren es mehrere Tausende gab, unter ihnen Ritter, Fürsten, ja Könige. Der Aufzunehmende mußte ein Freier von unbescholtenem Rufe sein. So wurde die Feme zu einer Art von geheimem Bunde, dem das Mittel des Geheimnisses wol zu Statten kam, um in jener Zeit des Faustrechtes den flüchtigen Verbrecher mit Erfolg aufspüren zu können. Ungeachtet ihres heimlichen Charakters wurden aber die Femgerichte an den alten Stätten der freien Gerichte, den Freistühlen, deren es in Westfalen über hundert gab, und als deren berühmtester Dortmund galt, unter freiem Himmel und am hellen Tage abgehalten. Ja, sie waren in gewissen Fällen sogar öffentlich, so daß den Verhandlungen Jedermann beiwohnen konnte. Dagegen gab es wieder andere Fälle, wo das Gericht sich als heimliches erklärte und jeder Nichtwissende sich entfernen mußte. Wer, freiwillig oder unfreiwillig, der heimlichen Verhandlung beiwohnte, wurde kurzweg an dem nächsten Baume aufgehängt. Ebenso wurde der Wissende mit dem Tode bestraft, der die Losung und die Zeichen verriet, an denen sich die Mitglieder der Feme erkannten.

Jedes Femgericht bestand aus dem Freigrafen und wenigstens sieben

*) Dieser Ausdruck ist verschieden gedeutet worden. Am wahrscheinlichsten ist seine Ableitung vom latinischen fama, Gerücht, Ruf, und damit auch vom griechischen φημί (ich sage, spreche); Femgericht heißt also einfach: Spruchgericht oder auch gerichtliches Verfahren auf Gerüchte hin, und falsch ist offenbar die Schreibweise: Vehmgericht.

Freischöffen; der Erstere mußte ein Westfale sein, gleichviel welchen Standes. Übrigens war jeder Freigraf und Freischöffe zur Anwesenheit und in diesem Falle auch zur Theilnahme am Rechtspruche berechtigt. Den Tisch, an welchem die Richter saßen, nannte man die rote Tafel, ihre Bank die rote Bank, das Gerichtsprotokoll das rote Buch u. s. w. Zu ihren Kompetenzen, welche in gewissen Satzungen verzeichnet waren und „femrügige Sachen“ hießen, gehörten alle sogenannten Verbrechen; diese zerfielen in die offene und die heimliche Acht, deren Scheidung verschieden angegeben wird. Jedenfalls aber gehörten zur heimlichen Acht bezeichnender Weise auch Hexerei, Zauberei und Ketzerei.

Das Verfahren vor den Femgerichten war der alte deutsche Anklageprozeß, nach welchem das Verbrechen nicht als Beleidigung des öffentlichen, sondern eines Privatrechtes aufgefaßt wurde und daher nur auf Klage des Verletzten hin in Untersuchung und Strafe gezogen wurde. Dieser Prozeß war derjenige des gesammten Mittelalters, und zu seinen Beweismitteln gehörten u. A. die schon 1215 von der Kirche verbotenen, aber trotzdem noch später vorkommenden Ordalien oder Gottesurteile, die Zweikämpfe und der Eid in verschiedenen Formen. Nur der letztere kam bei den Femgerichten vor. Der Ankläger bei diesen mußte ein Freischöffe sein. War die Sache eine femrügige, so wurde der Angeklagte vorgeladen, und zwar, wenn er ein Wissender war, vor die geheime, wenn er es nicht war, vor die offene Acht. Die Ladung vor die heimliche Acht wurde schriftlich durch zwei Freischöffen besorgt, und zwar auf eine Frist von sechs Wochen und drei Tagen. Leistete der Geladene nicht Folge, so luden ihn vier Freischöffen, und wenn auch dies erfolglos war, sechs Freischöffen und ein Freigraf auf die nämliche Frist vor. War er ein Freigraf, so betrug die Zahl der vorladenden Freischöffen sieben, vierzehn und einundzwanzig, nebst zwei, vier und sieben Freigrafen. Die Ladung Nichtwissender geschah in der Regel blos durch den Fronboten, und ihnen wurden blos zwei Fristen bewilligt. War der Aufenthalt des Angeklagten unbekannt, so wurden vier Vorladungen ausgefertigt und an vier Orten, wo er sich möglicher Weise befinden konnte, angeheftet, und eine Königsmünze dazu gelegt. Wenn der Angeklagte zu fürchten war, so konnte die Vorladung Nachts an das Thor der Burg oder Stadt, wo er sich befand, geheftet werden. Die Schöffen begaben sich in diesem Falle vor das Thor, hieben aus dem Querbalken oder Riegel drei Späne, behielten die Stücke, steckten die Vorladung in die gemachte Kerbe und riefen dem Thorwächter zu: „Wir haben einen Königsbrief in den Grindel (Kerbe) gesteckt und eine Urkunde mit uns genommen; sagt Dem, der in der Burg ist, daß er seines Rechtstages warte an dem freien Stuhl, bei den höchsten Rechten und des Kaisers Bann.“ Hatte ein angeklagter Wissender dem freien

Gerichte Trotz oder Widerstand bewiesen, so wurde er in der Vorladung gleich einem Nichtwissenden behandelt.

War der Tag des Gerichtes da, aber der Geladene nicht erschienen, so wurde die Anklage wiederholt und der Beweis für die geschehene Vorladung geleistet. Der Freigraf rief dann den Angeklagten mit Namen auf und fragte, ob Jemand für ihn auftreten oder ihn vertheidigen wolle. War dies nicht der Fall, so konnte der Ankläger durch „Übersiebnung" eine Verurteilung herbeiführen. Dies geschah, indem er knieend zwei Finger der rechten Hand auf das vor dem Freigrafen stets liegende bloße Schwert legte, die Schuld des Angeklagten betheuerte, und sechs Freischöffen die Wahrheit seiner Aussage eidlich bekräftigten. Dann stand der Freigraf auf und „verfemte" den Schuldigen; d. h. er sprach gegen ihn eine Formel aus, mittels welcher er ihn „echtlos, rechtlos, sigellos, friedlos" machte, seinen Hals dem Stricke weihte, seinen Leichnam den Vögeln und Thieren zu verzehren gab, seine Seele Gott, sein Lehen und Gut den Lehnsherren befahl, sein Weib als Witwe, seine Kinder als Waisen erklärte. Dann warf er einen Strick über sich weg, die Freischöffen spieen aus, und der Name des Verfemten wurde in das „Blutbuch" eingetragen. Alle Freigrafen und Freischöffen waren nun befugt, den „Verfemten", wo sie ihn fanden (doch mußten ihrer drei beisammen sein), zu ergreifen und zu richten. Das Letztere geschah, indem man ihn am nächsten Baume aufknüpfte und in dessen Stamm zum Wahrzeichen der Feme ein Messer steckte. Doch durfte man ihm nichts abnehmen, was er trug, damit nicht Raubmörder die Rolle der Feme fingirten. Wenn dagegen der Angeklagte erschien und seine That gestand, oder derselben überführt wurde, so traf ihn der Tod sofort in der Nähe des Freistuhls. Eine andere Strafe als den Strang kannte die Feme nicht. Erwies sich der Verfemte als unschuldig, so konnte er unter gewissen Bußceremonien vom Femgerichte wieder entfemt werden, jedoch nur der Wissende; dem Nichtwissenden wurde lediglich das Leben geschenkt; keine Herstellung seiner Ehre erfolgte. Eine Appellation an den Kaiser anerkannte die Feme nie, obschon sie sich „kaiserliches Gericht" nannte. Der Kaiser konnte einen Verfemten nur retten, wenn er ihn in seine Dienste nahm; denn des Kaisers Diener waren von der Feme frei, wie auch Frauen, Kinder und Geistliche.

Die Blüte der Femgerichte fällt in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Als aber das Faustrecht am Ende des letztern abnahm, entarteten sie, verirrten sich in Parteilichkeit, Willkür und unwürdiges Verhalten und wurden endlich durch Einsetzung des Reichskammergerichtes überflüssig. Die Freistühle wurden von den betreffenden Fürsten aufgelöst oder in ordentliche Gerichte verwandelt; am Ende des sechszehnten Jahrhunderts gehörte eine Todesstrafe der Feme zu den Seltenheiten, und am Ende des siebenzehnten waren die Freistühle beinahe verschwunden.

Freigrafen und Freischöffen aber gab es noch fortwährend, und der Letzte der Ersteren starb in unserm Jahrhundert.

Eine andere dem Mittelalter eigentümliche Organisation war die der Sendgerichte (nicht von „senden“, sondern korrumpirt aus synodus). Dieselben wurden von der Kirche angeordnet und urteilten über Vergehen gegen Religion und Sittlichkeit. Ursprünglich aus den jährlichen bischöflichen Visitationen hervorgegangen, sollten sie das kirchliche Leben der Gemeinden erforschen und diejenigen Verbrechen bestrafen, welche vom weltlichen Arme nicht getroffen wurden. Mit den Geltbußen, welche sie aufzuerlegen begannen, waren oft Gelterpressungen verbunden, so daß Papst Alexander III. diese Anstalt 1180 verwarf. Innocenz III. aber gestattete sie wieder. Mit der Zeit zerfielen sie in bischöfliche, archidiakonale und erzpriesterliche und wurden zu ständigen Gerichten, deren Erpressungen viel zur Nährung des Rufes nach einer Reform der Kirche beitrugen. Zu ihren Befugnissen gehörten vornehmlich die Fälle von Fluchen und Schwören, Zauberei, Versäumniß des Kirchenbesuchs, Bruch der Fasten, Nichtbenutzung der Sakramente, Arbeit an Sonn- und Feiertagen, Unglauben und Ketzerei, Konkubinat, Mißhandlung der Eltern und Gattinnen, Ehebruch, Unzucht und Kuppelei u. s. w. Alles das konnte in der Regel mit klingender Münze abgethan werden!

Über schwere Verbrechen und über Streitigkeiten um Eigentum urteilten die Schöffengerichte, mit denen auch ein Appellations- und ein Lehnshof verbunden sein konnte. Vorsitzender war in geistlichen Gebieten der Schirmvogt des Klosters, sonst ein vom Herrn angestellter Richter; Beisitzer waren die Schöffen oder Schöppen, Männer aus dem Volke, und zwar aus dem erblichen Stande der Schöffenbaren, der aus freien Gutsbesitzern bestand, welche kein Unebenbürtiger an Leib, Ehre und Leben strafen konnte. In den Städten wurden die Schöffen oft vom Schultheiß oder Vogt auf Lebenszeit gewählt. Die Schöffen bezogen einen Theil der Strafgelter.

Jedes Gericht mußte im Mittelalter „seine eigene ordentliche oder gemeine Hegungstätte haben“, neben welcher allerdings für außerordentliche Fälle eine Nebenstätte im Gebrauche sein konnte*). Das war die „rechte Malstatt“ oder „ächte Dingstatt“ und bis zum vierzehnten Jahrhundert konnte sie nicht verändert werden, ausgenommen unter ganz besonderen Voraussetzungen. Es gab offene und geschlossene Gerichtsstätten, erstere unter „heiterm Himmel“, wahrscheinlich auf ehemaligen heidnischen Opferplätzen. Sie wurden unter gewissen Gebräuchen zur Malstatt eingeweiht, z. B. man grub den Platz auf eine Elle tief aus; die Freien des Gerichts warfen Asche, Kohle und

*) Gengler, deutsche Gerichtsstätten im Mittelalter. Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch., Neue Folge II. S. 649 ff.

Ziegelsteine hinein und dann bedeckte man die Grube wieder und ließ sie von Gras bewachsen. Wenn später Jemand an der Ächtheit der Stelle zweifelte, so grub man den Boden auf, um die eingegrabenen Stoffe zu finden, und wenn man sie nicht fand, so waren alle an dem betreffenden Orte gesprochenen Urtele ungiltig. Der Sitz der Richter wurde besonders abgesteckt und in Form eines Kreises, später eines Vierecks mit natürlicher Hecke oder künstlicher Umzäunung eingefriedigt. Letztere mußte der Höhe nach so beschaffen sein, daß man die Richter vom Kopfe bis zur Schulter bequem sehen konnte. Tisch und Stühle oder Bänke der Richter bestanden bald aus Holz, bald aus oft rohen Steinblöcken. Den Platz zu offenen Gerichtsstätten wählte man am liebsten in Wäldern, auf Bergen, in Gruben, in freiem Gefilde, an Fluß- oder Seeufern, (sogar auf Brücken) und an stark begangenen Straßen. Andere Gerichtsstätten befanden sich auf bereits aus anderer Veranlassung umfriedigten Räumen unter freiem Himmel, nämlich in den Höfen von Burgen und Schlössern, von Kirchen und Klöstern, vor Thoren und an Gräben u. s. w., manchmal ausdrücklich auf Treppenstufen solcher Plätze. Offene Gerichtsstätten hatten stets ein Merkmal, an dem man sie erkannte, meist einen Baum oder Stein, auch Brunnen, Gebäude, Kreuze, Mühlen, Wege u. s. w. Dazu gehörten auch die Steinbilder, z. B. die Rolande, welche als Wahrzeichen der Markt- und Gerichtsfreiheit auf öffentlichen Plätzen der Städte errichtet wurden. Zu den geschlossenen Gerichtsstätten endlich gehörten Gerichtslauben, Kirchen, Pfalzen, sog. Spielhäuser, Rathäuser, zuletzt eigentliche Gerichtshäuser, und in diesen wieder die der Gerichtshandlung besonders gewidmeten Räume, Säle, Kammern (Kemnaten) u. s. w.

Es gereicht dem ältern deutschen Strafrechte zur ewigen Ehre, daß seine Ausübung von den Makeln eigentlicher Barbarei frei war. Was bei derselben gegen Leib und Leben der Menschen geschah, trägt im Ganzen den Charakter zugleich entschiedener, kräftiger Männlichkeit und naiver, rührender Kindlichkeit. Schon daß nach dem deutschen Rechte auch im Strafprozesse sich Ankläger und Angeklagter gegenüberstanden wie die zwei Parteien des Civilprozesses, befreite den Angeklagten von Willkürlichkeit und Grausamkeit; ja es war Gebrauch, daß Letzterm der erste Beweis vor Gericht zustand. Die Mittel, welche dazu dienten, seine Schuld oder Unschuld zu beweisen, waren der Eid und die Ordalien oder Gottesurteile. Beide stammten aus dem Heidentum; der erste fand im Civil- und Strafprozesse Anwendung, die letzteren nur im Strafprozesse. Geschworen wurde allein oder mit Zeugen oder blosen Eideshelfern (vergl. oben S. 85), welche Letztere keine Zeugen des Thatbestandes, sondern blos von der Unschuld ihres Freundes überzeugt zu sein brauchten, — und zwar immer mit Berührung irgend eines Gegenstandes, bei Männern des Schwertes (daher die Ver-

wandtschaft dieses Wortes mit „schwören"), des Bartes, bei Frauen der Brust, des Haarzopfs u. s. w. Die Ordalien (Or dael, Urspruch, ein Wort mit Urteil, Urtel) bestanden in einer Probe auf Leibes- oder Lebensgefahr, welcher sich der Angeklagte freiwillig unterzog. Ging er unversehrt daraus hervor, so war er unschuldig, sonst aber schuldig. Man entzog sich durch diese Probe dem oft unzuverlässigen Urteile der Menschen und glaubte fest, daß Gott den Ausgang derselben bestimmte. Die christliche Kirche ertheilte diesem aus Indien (s. Bd. I. S. 263) stammenden Heidenbrauche ihre Weihe. Die hauptsächlichsten Arten desselben waren: die Wasserprobe, entweder in siedendem Wasser, in das man die Hand steckte oder aus dem man einen Gegenstand hervorholte, oder in kaltem Wasser, in das man geworfen wurde, wobei der Untersinkende unschuldig, der Schwimmende schuldig war; die Feuerprobe, bestehend im Schreiten über glühende Kohlen, im Tragen solcher, im Gehen zwischen oder durch Scheiterhaufen, oft in einem wächsernen Hemde, im Gehen über glühendes Eisen oder Berühren von solchem, im Anziehen eines glühenden eisernen Handschuhs; die Kreuzprobe, weit unschädlicher als die vorigen, bei welcher man mit aufgehobenen oder ausgebreiteten Händen an einem Kreuze stand, bis einige Messen gelesen waren und Der schuldig war, der sich zuerst bewegte, oder bei welcher von zwei Würfeln, deren einer ein Kreuz trug, einer gezogen wurde, von denen der mit dem Kreuze die Unschuld bewies. Noch abergläubiger war die Probe des geweihten Bissens, den der Schuldige angeblich nicht verschlucken konnte, und die des Abendmals, von dem dasselbe angenommen wurde; beide kamen meist nur bei Geistlichen vor. Unschädlich, aber schauerlich war das Bahrrecht, das noch im siebenzehnten Jahrhundert häufig vorkam und darin bestand, daß die eines Mordes Verdächtigen den auf der Bahre liegenden Todten berühren mußten; bei der Berührung des Mörders sollte der Leichnam bluten. Das häufigste und am längsten, außerrechtlich noch jetzt fortdauernde Ordal aber ist der Zweikampf oder das Duell, bei welchem sich nicht nur der Angeklagte, sondern auch der Ankläger der Lebensgefahr aussetzte und auf Seite des Siegenden das Recht vermutet wurde, während der Unterliegende, wenn er am Leben blieb, der Strafe des Meineids verfiel. Dieser Gebrauch bestand, wie Tacitus und Vellejus bezeugen, schon bei den alten Germanen. Als rechtliches Gesetz erscheint er zuerst bei den Burgunden. Wenn hier der Beklagte die Schuld eidlich ablehnte, stand es dem Kläger frei, diesen Eid zu verwerfen und den Zweikampf zu verlangen. Letzterer kam aber auch im bürgerlichen Rechtsstreite vor. Bei den Baiern und Alamannen konnten zwei Ansprecher desselben Grundstückes um dasselbe kämpfen, nachdem sie in Gegenwart des Grafen etwas Erde und einige Zweige von demselben

in einen Sack gesteckt, den der Graf versigelte und den sie dann mit den Schwertern berührten. Der Sieger erhielt das Grundstück. Die Waffe des gerichtlichen Zweikampfes waren in der Regel Schwerter zu Fuß oder Speere zu Pferd. Nicht nur Männer aber, sondern auch Frauen konnten sich an diesem Gottesurtel betheiligen. Wurde z. B. eine Frau ohne Zeugen genotzüchtigt, so konnte sie den Reinigungseid des Beklagten mit dem Zweikampfe abweisen. Der Beklagte wurde bis zur Mitte des Leibes in eine Grube gestellt und mit einem blosen Stabe bewaffnet, die Frau aber mit einem in ein Tuch eingebundenen Steine. Machte sie den Gegner wehrlos, so wurde er als überführt betrachtet und in die Grube lebendig begraben. Im entgegengesetzten Falle traf dasselbe Schicksal die Frau. Nach anderen Vorschriften wurde der unterliegenden Frau die Hand, dem besiegten Manne der Kopf abgeschlagen. Die Stadtrechte von Augsburg und Freising vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts enthalten dieses Rechtsmittel, welches sich bis zum Ende des Mittelalters erhielt.

Eine Ausartung des Rechtsmittels der Zweikämpfe waren das Faustrecht und die Fehde, gegen welchen Unfug das Recht nun selbst wieder einschreiten mußte.

Im Strafrechte des Mittelalters, besonders im deutschen, trat nicht der Staatszweck wie heutzutage, sondern der Einzelmensch in den Vordergrund*). Verbrechen waren damals, bei weniger geordneten staatlichen Zuständen und geringerer Bildung, weit häufiger als gegenwärtig, wenigstens die groben, mit Gewaltthat verbundenen Verbrechen. Das am meisten berücksichtigte war die Tödtung, die natürlich bei den häufigen Fehden nichts seltenes war. Es kam dabei vor allem darauf an, ob sie als eine ehrliche oder unehrliche angesehen werden sollte. Bei einer Tödtung im ehrlichen Kampfe oder aus Fahrlässigkeit schritten die Behörden vorerst gar nicht ein; denn noch galt die Blutrache von Seite der „Freundschaft“ (Familie) des Erschlagenen. Ihr war des Thäters Leib erlaubt und dessen Tödtung straflos. Manchmal aber verständigten sich die beiderseitigen Familien, mittels Erlegung einer Geltsumme an diejenige des Getödteten, gütlich, und zwar kamen solche „liebliche Richtungen“ oder „Thädigungen“ bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts vor. Bis dieser Vergleich zu Stande kam, mußte sich der Thäter vom Anblick der Verwandten seines Opfers ferne halten, sie zu „Weg und Steg“ scheuen.“ Im Vergleiche wurde dann gewöhnlich auch die Buße vorgeschrieben, welcher sich der Thäter zu unterwerfen hatte. Er mußte z. B. während des Gottesdienstes im blosen Hemde vor dem Altar der Kirche knien, in der einen Hand eine brennende

*) Osenbrüggen, die kulturhistor. Entwickelung des deutschen Strafrechts. Zeitschr. f. deutsche Kult.-Gesch., Neue Folge I. S. 329 ff.

Kerze, in der andern die tödtliche Waffe, nach beendigter heiliger Handlung mit beiden Gegenständen auf das Grab des Erschlagenen gehen, auf demselben sich niederwerfen, ihn dreimal laut rufen und um Verzeihung bitten, dann sich auf das Rathaus begeben und sein Urtel erwarten und endlich am Orte der That ein steinernes Kreuz oder eine Kapelle errichten lassen, der Kirche aber eine Buße an Wachs geben. Bis zur Abbüßung war ihm auch das Ehrenzeichen des freien Mannes im Mittelalter und bis in die neueste Zeit herab, das Tragen des Schwertes untersagt. Die Obrigkeit leitete selbst den Gang des Vergleiches und sorgte für dessen Vollzug. Bis zur Beilegung der Sache blieb der Erschlagene oder wenigstens dessen abgeschnittene Hand unbeerdigt und wurde dann feierlich nachträglich bestattet.

Unter allen Umständen als unehrlich galt der Diebstahl. Ein Vergleich wurde hier gar nicht gestattet, ja sogar Der, welcher solchen einging, dem Diebe gleich bestraft. Noch erhielt sich der (S. 85 erwähnte) Gebrauch, daß der Bestohlene selbst die Todesstrafe am Diebe vollziehen mußte. Es kam aber auch vor, daß ein verurtelter Dieb gegen die Verpflichtung, als Henker zu dienen, begnadigt wurde; an einigen Orten schnitt man ihm jedoch bei diesem Anlasse die Ohren ab!

Die gewöhnlichste Todesstrafe war im Mittelalter das Hängen, daher auch der Scharfrichter bis heute vorzugsweise Henker heißt; doch kamen auch die Enthauptung und das Ertränken und bei Ketzern und Hexen das Verbrennen häufig vor. Weder die Folter aber, noch ein System raffinirt grausamer und blutiger Strafarten waren im eigentlichen Mittelalter (bis Ende des vierzehnten Jahrhunderts) so ausgebildet, wie die spätere verknöcherte und herzlose Justiz sie handhabte (die wir im nächsten Bande werden kennen lernen). Im Mittelalter war noch kein Justiz-Fanatismus herrschend wie im fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert; vielmehr wurde die Rechtspflege nicht nur mit altdeutscher Gemütlichkeit, sondern sogar mit Humor betrieben. Das zeigt sich namentlich in der Rolle, welche das damalige Hauptwerkzeug der Todesstrafe, der Galgen, im deutschen Sprichworte spielt. Die ältesten Galgen waren Bäume, an denen schon die Germanen des Tacitus ihre Verräter und Überläufer aufhängten; noch im sechszehnten Jahrhundert nannte man daher den Galgen „grün". Der künstliche Galgen war meist dreibeinig mit drei Querhölzern und einem darüber erhöhten solchen für den „Erzdieb"; er bot in der Regel für sieben Übelthäter Raum. Er war das Sinnbild der Gerichtsbarkeit über Leben und Tod und der „Galgenberg" das unvermeidliche Wahrzeichen jedes größern Ortes.

Bei der Errichtung eines neuen Galgens mußten sämmtliche im Gerichtsbezirke wohnende Handwerker mitwirken, damit Keiner dem Andern aus dieser unehrlichen Beschäftigung einen Vorwurf machen konnte. Jedes Handwerk hatte einen bestimmten Beitrag zu liefern, z. B. die

Schmiede die Klammern, die Zimmerleute die Nägel, die Müller die Leiter u. s. w.

Außer der Todesstrafe spielten Geltbußen die größte Rolle im mittelalterlichen Strafrechte, statt welcher auch, bei der Unzulänglichkeit umlaufender Münzen in damaliger Zeit, Wertgegenstände, meist Lebensmittel oder lebende Thiere als Buße vorgeschrieben und gegeben wurden. Bezeichnend sind die Körperstrafen des Mittelalters. Ziemlich allgemein galt als Recht, daß derjenige Körpertheil, mit welchem man gefehlt, abgeschnitten werden sollte, z. B. die Zunge bei Gotteslästerung, die Schwurfinger bei Meineid, die Hand bei Forstfrefeln, u. s. w. Ein Verrücker von Marksteinen sollte in die Grube gegraben werden, in welcher der entfernte Stein sich befand, und man sollte dann mit dem Pfluge über ihn hinfahren. Eine häufig angewandte Strafe, besonders für politische Vergehen, für die sie auch gut paßte, war die Verbannung.

Es ist von Interesse, das Verhältniß in's Auge zu fassen, in welchem die Kirche zum Strafrechte des Mittelalters stand. Osenbrüggen sagt darüber: „Daß die christliche Kirche in ihrer großen Mission für die Kulturentwickelung der germanischen Völker auch zur Veredlung des Strafrechtes beitrug, ist gewiß, aber eben so sehr, daß sie dem konsequenten Fortschritte des öffentlichen Strafrechtes vielfach hemmend entgegengetreten ist und sich in der Strafrechtspflege eine Rolle angemaßt hat, die ihr nicht zukam. Während sie die Blutrache als unchristlich verwarf und zur Mäßigung ermahnte, während sie das Motto hatte: „die Kirche dürstet nicht nach Blut,“ zündete sie die Scheiterhaufen an, und während sie die heidnischen Ordalien zurückdrängte, ließ sie die Folterung in allen Formen und Steigerungen für sich ausbilden. Während sie der gewaltthätigen Eigenmacht und Selbsthilfe gegenüber den Verfolgten ihre Thore öffnete, hat sie oft genug Verbrecher geschützt und der gerechten Strafe entzogen, welche auch nach dem kanonischen Rechte den Schutz nicht beanspruchen konnten. Während sie anfangs die Sonderung der beiden Gebiete der Kirche und des Staates in der Weise geltend machte, daß sie die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen, auch in allen Straffällen, ausübte und über Laien in den Fällen der Delicta ecclesiastica, wie Abfall vom Glauben und Ketzerei richtete, zeigte sie ihre Macht auch bald bei Delikten, welche eine Übertretung kirchlicher und staatlicher Ordnung enthielten, wie Ehebruch, Incest und Meineid, und von hier aus war ein weiteres Vordringen ganz im Charakter der Hierarchie. Die Kirche wußte den Arm der weltlichen Macht sich vielfach dienstbar zu machen, wie kaiserliche Konstitutionen zeigen; aber es entstand auch eine langdauernde Rivalität der geistlichen und weltlichen Gerichte und diese Rivalität ist ein nicht geringes Stück des großen Kampfes der Kirche und der weltlichen Macht im stürmischen Mittelalter.“

Das mittelalterliche wesentlich deutsche und volkstümliche Recht verlor seinen Einfluß und seine allgemeine Geltung durch das Eindringen des römischen und des kanonischen oder des weltlichen und geistlichen gelehrten Rechtes seit dem dreizehnten Jahrhundert. Das römische Recht war im byzantinischen Reiche seit Justinian (oben S. 95) gesammelt und im zwölften Jahrhundert zu einem abgeschlossenen Werke (Corpus juris civilis) gediehen, dessen Theile die Institutionen, die Pandekten oder Digesten, der Codex und die Novellen bildeten. Das kanonische Recht erhielt sein Gesetzbuch (Corpus juris canonici) nach und nach durch Konzilienbeschlüsse und päpstliche Verordnungen, worunter selbst gefälschte Aufnahme fanden (oben S. 137) und erhielt seinen Abschluß 1313 durch die Beschlüsse des Konzils von Vienne. Mit der Einführung dieser beiden Sammlungen trat an die Stelle des altdeutschen Strebens nach Gerechtigkeit für jeden Einzelnen dasjenige nach Geltendmachung abstrakter, unerbittlicher Theorien, ohne Rücksicht auf das Wol und Wehe der Menschen. Die Rechtspflege, bis dahin eine Anstalt des Volkes für das Volk, reich an Poesie und Humor, wurde eine solche für grämliche Rechtsgelehrte, eine Maschine von Papier und Blut, mit dem entsetzlichen Wahlspruche: „Fiat justitia et pereat mundus!“

Zweiter Abschnitt.

Die Wissenschaft.

A. Theologie, Scholastik und Mystik.

Das Mittelalter ist die Zeit der Entstehung einer Theologie als Wissenschaft. Das Christentum und das spätere Judentum haben diesen Begriff geschaffen. Naturreligionen kennen keine Theologie; ihnen ist die Religion gleich der Natur, aus welcher sie entnommen ist, eine feststehende Thatsache, deren Begründung Niemand für notwendig oder auch nur für denkbar hält. Die Naturreligion ist Poesie und kann daher nicht zugleich Wissenschaft sein, wie es die geoffenbarte Religion sein will; denn sie ist aus der Einbildungs- und nicht wie letztere aus der Denkkraft entsprungen. Die griechischen Philosophen, deren heimische Religion als eine dichterische zu keiner Untersuchung sich eignete, stellten daher selbständige Ansichten über die Entstehung und Leitung der Welt auf, welche mit denen der Götterlehre nichts zu thun hatten. Im monotheistisch gestalteten Judentum dagegen und im Christentum hielten

sich die Denker an die Überlieferungen ihres Glaubens, weil selbe aus der Forschung nach der Wahrheit hervorgegangen waren. Die Wissenschaft des Mittelalters war daher vollständig durch den Glauben beherrscht; denn der Glaube galt als Wissen. Weil aber das angebliche Wissen aus denkender Thätigkeit herrührte, unterlag es dem Zweifel, ohne den es kein Denken gibt, und bedurfte daher der Begründung und Vertheidigung. Aus diesem Bedürfniß ist die Theologie hervorgegangen. Nur allmälig bildete sie sich aus den verschiedenen Erklärungen der heiligen Schrift und der kirchlichen Überlieferung heraus, deren erste Versuche und ihr Schwanken zwischen Häresie und Rechtgläubigkeit wir kennen (s. Bd. II. S. 563 f. und oben S. 100 ff.). Der Wahn, über Dinge, wie die Entstehung und das Ende der Welt, die außerhalb aller Forschung liegen, etwas wissen und die eigene Ansicht durch dunkle oder schwer verständliche Stellen der Schrift und der Kirchenväter begründen zu wollen, führte zu den verschiedensten und sonderbarsten Ansichten. Doch erhoben sich die ausgezeichneteren Kirchenväter, von denen wir Origenes und Tertullian schon kennen, auch zu erhabenen Systemen der Glaubenslehre, in denen sich Goldkörner aus den Schlacken unfruchtbarer Glaubensstreitigkeiten scheiden lassen. Unter ihnen sind in der Zeit des zur Herrschaft gelangten Christentums Augustinus und Hieronymos als die verdienstvollsten hervorzuheben. Beide waren „Barbaren" von Geburt; aber Rom war der Mittelpunkt ihres Denkens und Strebens. Hieronymos, aus Stridon in Dalmatien (331 oder 342—419 oder 420), 360 in Rom getauft, seit 374 Einsiedler in der syrischen Wüste, dann Priester und auch wieder Hörer großer Theologen in Antiochia, Konstantinopel und Alexandria, lebte seit 383 wieder in Rom als Lehrer und wirkte dort unter der verkommenen Bevölkerung der gesunkenen Stadt, für welche es längst keine Römergröße mehr gab, zu Gunsten des Asketen- und Eremitenwesens, dem er blasirte Männer und Frauen gewann. In seinen Briefen schilderte er mit drastischen Farben das Treiben dieser Leute, welche das Christentum nicht zu bessern vermocht hatte, geiselte ihre Heuchelei, Scheinheiligkeit, Erbschleicherei, sowie das galante Leben priesterlicher Gecken (Diakonen), welche im seidenen Gewande und von wolriechenden Wassern duftend, das Haar wolfrisirt, die Finger voll Ringe, in ihren Wagen dahinfuhren, nach Stadtneuigkeiten jagten und solche verbreiteten und den Hof eleganter, aber frömmelnder Damen bildeten, bei denen sie auf die bettelnden schmutzigen Mönche vornehm herabsahen, selbst aber gerne Geschenke annahmen. Diese Gecken waren blos geistlich geworden, um zu jenen schönen Damen freien Zutritt zu haben, welche ihrerseits wieder, von einer Schaar Eunuchen begleitet, unter großem Aufsehn und Geräusch ihre kirchlichen Gebräuche beobachteten. Mit nicht minder scharfen Strichen zeichnete Hieronymos die damaligen, dem christlichen

Ideale wenig entsprechenden Ehen, so daß er ein Paar namhaft machen konnte, von dem jeder Theil schon zwanzig Gatten begraben hatte, der Mann aber bei dem Tode der Frau vom Pöbel als „Sieger“ begrüßt wurde*). Doch war der Sittenschilderer von der herrschenden Verdorbenheit, in welcher sich die Überbleibsel der heidnischen Unsitten mit der Unreife christlicher Tünche verbanden, nicht unberührt. In seinen Schriften spricht sich große Eitelkeit aus; sein Abfall von Origenes, nachdem die Kirche dessen Lehre verworfen, wirft ein eigentümliches Licht auf seinen Charakter, und man weiß nicht, was man davon denken soll, daß er die von ihm zur Askese bekehrte Römerin Paula mit nach Palästina nahm und aus ihrem bedeutenden Vermögen bei Betlehem ein Kloster gründete, in dem er auch starb. Doch ist es sein Verdienst, die griechische und römische Hälfte der Christenheit durch seinen Geist in einer Einheit umfaßt zu haben; sein Werk ist auch die latinische Übersetzung der Bibel (Vulgata). Seine Eigenschaft als Geschichtschreiber kennen wir bereits (S. 90). — Aurelius **Augustinus**, ein Afrikaner aus Tagaste (354—430), Sohn eines Heiden und einer Christin, Monica, deren Glaube und edle Gesinnung für ihn später bestimmend wurden, war nacheinander leichtfertiger Student in Karthago, Philosoph, Manichäer, Neuplatoniker, lebte seit 383 (wie Hieronymos) in Rom, später auch als Schüler und Bekehrter des edeln Ambrosius (oben S. 110) in Mailand, wo er erst 387 zugleich mit seinem natürlichen Sohne getauft wurde. Er verkaufte nun seine Güter, schenkte den Erlös den Armen und lebte an der Spitze einer asketischen Gesellschaft in Afrika, wo er 395 Bischof zu Hippo wurde. Sein Wirken als Schriftsteller bestand in dem Kampfe gegen damalige Sekten und in der Ausbildung der Lehren von der Dreieinigkeit und der Gnadenwahl. In seinen „Bekenntnissen“ enthüllte er sein Vorleben mit Freimütigkeit; sein theologisches Hauptwerk ist das berühmte „de civitate Dei“. Obschon nach der später gestalteten Kirchenlehre entschiedenster Ketzer, hat er sich die Verehrung der Katholiken bewahrt. Da die Kirchenväter keine andere Quelle der Erkenntniß gelten ließen, als Dasjenige, was sie für göttliche Offenbarung hielten, so kann von anderen als theologischen Ansichten bei ihnen nicht die Rede sein. Dennoch machte Augustinus insofern eine Ausnahme, als er philosophische Systeme der Heiden nicht schlechthin verwarf, sondern dem platonischen Einfluß auf sich gestattete, was freilich mit seinem Alter und der Verknöcherung seiner Prädestinationslehre ein Ende nahm. Daher war denn auch den Theologen der folgenden Jahrhunderte, von denen sich Keiner dem Geiste eines Hieronymos und Augustinus vergleichen läßt, sowol Philosophie, als jede Erfahrungswissenschaft ein Gegenstand des Abscheus, nur wenige hervorragende

*) Gregorovius, Rom I. S. 135 ff.

Geister, und auch diese nur in bescheidenem Maße ausgenommen, wie z. B. Papst Gregor der Große (S. 128), Isidor von Sevilla (S. 90) und dessen Schüler Ildefons von Toledo (667), Beda der Ehrwürdige, Mönch in Northumberland und dessen Landsmann Alkuin. Der Letztere führt uns in eine auf lange Jahrhunderte der Unwissenheit und der Feindschaft gegen jede höhere Bildung endlich folgende bessere Zeit wieder zu Ehren kommender Geisteskultur. Als Mittelpunkt derselben, — eine ehrfurchtgebietende erhabene Mannesgestalt, mit der diamantenen Krone auf dem gelockten und bärtigen Haupte, das wundersam glühende Purpurgewand um die Schultern, — um ihn blendend leuchtender Goldgrund, eingefaßt von dem gewölbten Portale eines romanischen Doms, — erscheint uns der erste Kaiser der Deutschen, der Beherrscher Mittel-Europa's, Karl der Große. Um ihn sammeln sich alle die großen Ideen, welche nach Überwindung der mit der Völkerwanderung einherbrausenden, alles Geistesleben erstickenden Stürme, den Gesichtskreis des eigentlichen Mittelalters, d. h. der Zeit von ihm bis zum Ende der Kreuzzüge erfüllten. Karl der Große ist nicht nur bestimmend und maßgebend geworden für das neugegründete Reich, welches die weltliche und die geistliche Macht auf Erden in ein Gleichgewicht zu bringen bestimmt war, — er hat mehr als irgend Einer dazu beigetragen, die seiner Regirung vorangehende Periode der Barbarei zu überwinden und eine künftige Wiederaufnahme des bei dem Untergange des klassischen Altertums unterbrochenen geistigen Fortschrittes der Menschheit zu ermöglichen. Um ihn gruppiren sich alle die Zweige geistiger Thätigkeit, in welchen damals das Wirken für das Wahre, Schöne und Gute wieder frisch in Angriff genommen wurde. Durch ihn erhielt die Baukunst und mit ihr die Bildnerei und Malerei, durch ihn die Kirchenmusik, namentlich aber die nationale Dichtkunst und die forschende Wissenschaft neues Leben und einen Aufschwung zu höherer Entwickelung.

Die Grundlagen, auf welchen Karl baute und nach der Sachlage bauen mußte, waren die Kirche und sein Reich, und die Mittel zum Baue in der erstern die römische Hierarchie, welche sein Reich geweiht hatte (oben S. 133) und daher ihn stützte und durch den Zauber ihres Kultes die Völker im Gehorsam erhielt, im Reiche aber der Beamtenadel, den er an die Stelle der frühern persönlichen Auszeichnung für Tapferkeit im Kriege setzte, und welcher sich später zum Träger des Lehnswesens entwickelte (oben S. 222). Karl war durch die traurigen Zustände, die er auf allen Gebieten seines großen Wirkenskreises vorfand, gezwungen, überall Ordnung zu schaffen, und er hat diese Aufgabe so redlich erfüllt, daß eine Zeit, auf welche wir jetzt mit Unrecht verächtlich zurücksehen, so weit sie auch hinter unseren Errungenschaften nicht nur, sondern in manchem auch hinter denen des Altertums zurückblieb, welche aber viel Tüchtiges geleistet hat, ihn als ihren geistigen

Vater betrachten muß. Wir kennen bereits seine Bemühungen zur Verbesserung des Lebens der Geistlichkeit (oben S. 161); hier handelt es sich darum, auch diejenigen zur Verbesserung des Wissens der Geistlichen sowol als der Weltlichen kennen zu lernen. In denselben nun hat ihn kaum Einer mit so regem Eifer und großem Erfolg unterstützt, wie der erwähnte Alkuin. Dieser (eigentlich Alhwin, d. h. Freund des Tempels, in Frankenland Albinus)*), 735 zu York geboren und im Kloster erzogen, wurde dort 766 Leiter der nicht unbedeutenden erzbischöflichen Schule und wurde 780 in Rom, das er im Auftrage seines Erzbischofs besuchte, mit Karl dem Großen bekannt, der ihn mit seinen Plänen bekannt machte und ihn anging, die Ordnung und Oberleitung der im Frankenreiche zu gründenden Schulen zu übernehmen. Alkuin folgte dem Rufe mit mehreren englischen Freunden. Sein Unterhalt wurde ihm nach damaliger Sitte, welche Gehalte nicht kannte, durch die nicht zu verachtende Verleihung zweier Abteien angewiesen. Die nächste Aufgabe Alkuins war die Leitung der von Karl gegründeten Hofschule und der geistigen Ausbildung des Königs selbst. Dieser, der seinen Namen durch eine Blechschablone schreiben mußte, war nach geistiger Nahrung äußerst begierig und ließ sich, wenn er nicht gelehrte Männer zu Gästen hatte, während der Malzeit vorlesen. Alkuin mußte ihn acht Winter hindurch in den freien Künsten (oben S. 168), wie auch seine Kinder in allen wissenswürdigen Dingen unterrichten. Dies geschah in latinischer Sprache und in der Form von Fragen und Antworten, welche namentlich Definitionen von Begriffen enthielten. Es herrschte in dem gelehrten Kreise am Hofe, der sich oft als „Akademie" bezeichnet findet, die Sitte, den einzelnen Personen Namen berühmter Männer zu geben; so nannte Alkuin den König selbst „David," seinen gelehrten Freund Angilbert „Homer," sich selbst „Flaccus" u. s. w. Auch Karls Schwester und Töchtern, die ihn in gelehrten Dingen berieten, gab er römische Namen. Alkuin war überdies der Berater Karls in allen kirchlichen Dingen, — sein Kultminister. Hinsichtlich unterworfener Völker ermahnte er den Monarchen zur Milde und zu ihrer Bekehrung mittels der Lehre, nicht der Gewalt. Er starb 804 als Abt des Martinsklosters zu Tours, wohin er sich zurückgezogen hatte. Auch hier hatte er als Lehrer eifrig gewirkt, sowol in der heiligen Schrift, als in den Klassikern des Altertums. Er trug nicht wenig zur Beförderung der Schönschreibekunst in den Klöstern des Festlandes bei, indem er aus England, wo man darin schon weiter war, Musterabschriften von Büchern kommen ließ, worauf die hübscheren römischen Buchstaben an die Stelle der eckigen fränkischen traten. Er wirkte auch für Verbesserung der damals sehr im Argen liegenden Rechtschreibung. Von

*) Werner, Alkuin und sein Jahrhundert, Paderborn 1876, S. 9 ff.

großer Bedeutung war es ferner, daß Alkuin Schüler herangezogen hatte wie Hrabanus genannt Maurus, den spätern Abt von Fulda (822—842) und Erzbischof von Mainz (847—856), durch welchen seine große Mission einen Apostel für Deutschland (daher primus praeceptor Germaniae genannt) erhielt. Karl selbst unterstützte dies durch die Bibliothek in Fulda, zu welcher er den Grund legte. Hraban arbeitete in der Folge auf der Grundlage der Lehren Alkuins seine Enkyklopädie (de universo) in 22 Büchern aus (844 in seiner Zurückgezogenheit auf dem Petersberge bei Halle), von welchen die ersten fünf von geistlichen Dingen aller Gebiete, das 6. und 7. vom menschlichen Körper, das 8. von den Thieren, das 9. vom Himmel (Astronomie), das 10. von der Zeitrechnung, das 11. vom Wasser, das 12. und 13. von den Ländern der Erde, das 14. von den Städten und Wohnungen, das 15. von den Tempeln der Heiden, das 16. von den Sprachen, das 17. und 18. von den Mineralien, Maß und Gewicht, Zahlen, Tönen und Arzneien, das 19. vom Feld- und Gartenbau, das 20. vom Kriegs- und Seewesen, das 21. vom Bauwesen und von den Gewerben, das 22. von Küche und Keller handeln. Das Ganze ist freilich nur eine Erweiterung des enkyklopädischen Werkes des Isidor von Sevilla (origines oder Libri etymologiarum), hinter welchem es in Anordnung und Gliederung des Soffes weit zurückbleibt; aber es hat dessenungeachtet große Bedeutung als Mittel der Verbreitung von Kenntnissen in dem damals noch sehr unwissenden Deutschland. Hrabans Schüler wurden großentheils Äbte oder sonst hervorragende Mitglieder der damals in geistigem Wirken sich auszeichnenden Klöster (voran Reichenau und St. Gallen).

Die von Alkuin und Hraban gegründeten und beförderten Schulen sind indessen dadurch sehr wichtig geworden, daß von ihnen eine neue Entwickelung der Philosophie, freilich einer durchaus theologisch gefärbten, ausging. Es war die religiöse Schulphilosophie des Mittelalters, die Scholastik, deren Hauptbestreben die logische Begründung der katholischen Kirchenlehre und deren Darstellung als Quelle alles Wissens war. Der erste namhafte Vertreter dieser Richtung wurde Johannes Scotus Erigena (d. h. der Irländer), den Karl der Kahle nach Frankreich berief, sein scholastischer Gegner Paschasius Radpertus aber wieder vertrieb, worauf er bei König Alfred von England Zuflucht fand und 886 als Lehrer in Oxford starb. Erigena war ein für jene Zeit heller Kopf, der sich nicht, wie seine Gegner, von vornherein unbedingt der Kirchenlehre unterwarf, sondern sich ein selbständiges Urteil zu bewahren suchte. Sein an den Neuplatonismus (Bd. II. S. 567) erinnerndes System hat einen pantheistischen Anstrich. Gerbert von Aurillac, den wir als Otto's III. Lehrer und Papst (Silvester II.) kennen (oben S. 139), hatte in Spanien bei den Arabern Mathematik gelernt und

von Aristoteles Kenntniß erhalten, welche dem christlichen Abendlande damals nur auf diesem Umwege zukam. In der Folge jedoch wurde dieser vom Mittelalter mißverstandene und als eine Säule des Glaubens betrachtete Hellene die eigentliche Bibel der Scholastik. Gerberts Zeitgenosse Berengar von Tours, von der Kirche als Ketzer verfolgt, gest. 1088, hatte gegen den Erzbischof Lanfranc von Canterbury und den uns (S. 178) bekannten religiösen Eiferer Pietro Damiani (1001—1072) zu kämpfen. Berengars Schüler Hildebert, Erzbischof von Tours (1053—1134), suchte sich an der Hand der alten Klassiker möglichste Selbständigkeit des Urteils zu retten. Lanfrancs Schüler dagegen, Anselm, Erzbischof von Canterbury (aus Aosta, 1034—1109), Anhänger des Augustinus, begründete die berüchtigte Klopffechterkunst der Scholastiker, die aus nichts etwas und aus etwas nichts zu beweisen verstand. Nach ihm klaffte denn auch jener Riß auseinander, der die Scholastik für den ganzen Rest ihres Daseins in zwei Parteien trennte, nämlich in die Nominalisten, welche die abstrakten Begriffe als unwirklich, als blose Namen, und in die Realisten, welche sie als etwas wirkliches betrachteten. Natürlich standen auf der erstern Seite mehr oder weniger die Ketzer, denen bereits der erste Nominalist, Johannes Roscellinus (Rousselin), Domherr in Compiegne, angehörte. Neben diesen Größen des streitbaren Denkens ertönte aber auch ein Name, dessen Klang in die wie Pergament so trockenen und wie Tinte so dunkeln scholastischen Schulfuchs-Streitigkeiten einen Stral reinster Menschlichkeit einfallen läßt, ein Name, der eine Welt erhabener Gedanken sowol als anmutiger Gefühle wachruft, — Abälard (geb. 1079 zu Nantes, gest. 1142 zu Cluny). Vergessen sind die Grundsätze, welche ihn auf die scholastische Arena führten und welche er mit Glück verfocht; aber seine Liebe zu seiner Schülerin Heloise, das Schicksal der Liebenden und ihres Glückes trauriges Ende wird fortleben in aller Zukunft. Abälard kannte die Klassiker der Alten und war tüchtiger Denker, namentlich in Begründung der Ethik. Daß er ein Ketzer war, ist bei seinem freien Geiste begreiflich und zeigt auch die erbitterte Feindschaft des Mystikers Bernhard von Clairvaux, dem selbst die gläubigste Scholastik zu weit ging, — und nicht minder zeigt es der Umstand, daß Arnold von Brescia (oben S. 193) sein Schüler war. Abälard suchte zwischen Realismus und Nominalismus zu vermitteln, indem er die allgemeinen Begriffe zwar nur als ein Gedachtes und Vorgestelltes gelten ließ, ihnen aber auch eine in den Dingen selbst enthaltene Wirklichkeit zuschrieb, aus denen es nicht abstrahirt werden könnte, wenn es nicht in ihnen läge. Am unsterblichsten aber wurde Abälard thatsächlich durch seine Lehrgabe, insofern dieselbe soviel Zuhörer an sich zog, daß hierdurch der Grund zur Universität von Paris gelegt wurde. Seiner Schüler sind eine Unzahl; unter ihnen ist Petrus

Lombardus (gest. 1164) ein Meister der Dialektik geworden. Letztere nahm nun immer mehr überhand und verdrängte die denkende Geistesarbeit. Man strebte nicht mehr nach der Geltendmachung von Grundsätzen, sondern nach der Herstellung spitzfindiger Beweise. Es kamen jene abgeschmackten Untersuchungen theologischer Fragen in Gebrauch, welche an den Haaren herbeigezogen und in ihren schärfsten Beispielen zu bekannt sind, als daß wir ihrer zu erwähnen brauchten. Damit gewann denn auch der innerlich lügenhafte und heuchlerisch scholastische Realismus das Übergewicht gegenüber dem ewig wahren und ehrlichen Nominalismus. Es war dies am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, wo man durch die Kreuzzüge näher mit den Arabern und dadurch auch mit dem entstellten Aristoteles bekannt wurde, der nun, den Mystikern zum Trotze, die ihn gerne verbannt oder verbrannt hätten, die höchste Geltung im Reiche der Scholastik erhielt. Nach dem Vorgange des Engländers Alexander von Hales (doctor irrefregabilis; solche Beinamen gaben sich seitdem die Scholastiker), beförderte zuerst der Schwabe Albert von Bollstädt, genannt Albertus Magnus (um 1200—1280) das Ansehen des Stageiriten und wurde durch ihn so tief in die Forschung der damals noch sehr wenig gekannten Natur eingeführt, daß ihn das Volk als einen Wundermann und Zauberer anstaunte. Ihm, dem ausgesprochenen Ketzer (obschon Bischof von Regensburg), der die Dreieinigkeit und die überlieferte Schöpfunglehre leugnete, steht sein Zeitgenosse, der fromme und mystische Bonaventura (doctor seraphicus) gegenüber, der aber wie die meisten Mystiker nicht frei von Pantheismus war. Ihn drängte jedoch ein neues Licht in den Hintergrund. Es begannen die beiden neu gegründeten Bettelorden (oben S. 175 f.) auf der Arena der Scholastik sich zu tummeln, obschon das nicht ihre Aufgabe war, und zwar in zwei verschiedenen Lagern. Der Dominikaner Thomas von Aquino (doctor universalis s. angelicus, 1224—1274), Übersetzer und Erläuterer des Aristoteles, brachte zum ersten Male die Theologie in ein förmliches System und sammelte um sich die Schule der Thomisten, während nach ihm der Northumbrier und Franziskaner Johannes Duns Scotus (doctor subtilis, 1275—1308) die Schule der Skotisten stiftete. Beide Gegner waren Realisten, unterschieden sich aber namentlich darin, daß der Erste die Aufgabe der Theologie im theoretischen, der Letztere aber im praktischen Gebiete suchte. Als unabhängigere Geister sahen dem Kampfe zu: der englische Mathematiker und Physiker Roger Baco (doctor mirabilis, 1214—1292) und der spanische Dialektiker und Kabulist Raimund Lullus (1234—1315). Aber noch waren die Nominalisten nicht todt. Sie erhoben sich von neuem in Wilhelm von Occam aus Surrey (doctor singularis), des Scotus Schüler und Ordensgenossen, welcher in Paris der französischen Krone im Kampfe mit dem Papsttum (s. oben

S. 152) seine Kräfte lieh (gest. 1343 oder 1347). Dem gesunden Menschenverstande gemäß lehrte er, daß die allgemeinen Begriffe lediglich ein Produkt des Denkens sind und nur subjektiv in der Seele existiren. Ebenso vernünftig erscheint sein Grundsatz, daß Gott und die Unsterblichkeit nicht bewiesen, sondern nur geglaubt werden können. Unter seinen zahlreichen Anhängern ist nur der Seltsamkeit wegen der zu den Ersteren gehörende Johann Buridan, weil bekannt durch sein Beispiel vom Esel zwischen den beiden Heubündeln, nennenswert. Ein anderer Anhänger Occams, Peter d'Ailly (1350—1389), Bischof von Puy und Cambray und Kardinal, gehört schon eher zu den Gegnern der Scholastik überhaupt, deren Schwächen er als der Erste bloslegte. Während sich die beiden Scholastikerschulen noch lange, ja bis zum Überhandnehmen des Humanismus und der Reformation bekämpften, gingen aus den Reihen der Nominalisten seit Ailly's Schüler Gerson bereits die Vorläufer jener zwei späteren und die Welt umgestaltenden Erscheinungen hervor. Ja zur Vorbereitung derselben mußten sogar die alten Feinde der Scholastik, die Mystiker, mitwirken, auf welche wir daher noch einen Blick werfen.

Die Mystik, welche nicht, wie die Scholastik, im Verstande, sondern im Gemüte Befriedigung für die Sehnsucht der Seele nach Wahrheit suchte, fand ihre Nahrung namentlich in der während der Kreuzzüge in Folge Abwesenheit so vieler Männer und Familienernährer in Europa überhand nehmenden Armut, Unsicherheit und Zügellosigkeit, wie in der damit zusammenhängenden innerlichen Empörung über das Wolleben, den Reichtum und die Herzlosigkeit der höhern Geistlichkeit, von welcher wir bereits gehandelt (oben S. 193). Über die nächste Veranlassung des Auftauchens der erwähnten neuen Richtung wird erzählt*): „Als Radulf, der Bruder des Herzogs von Zähringen, von seinem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz wegen Kirchenraubes hatte weichen müssen, wurde er mit Hilfe seiner Verwandten Bischof von Lüttich. Hier verkaufte er durch seinen Henker unter großem Zudrange kirchliche Ämter um Gelt. Dawider predigte ein Priester Lambertus Beghe. Die aufgebrachten Priester mißhandelten ihn in der Kirche, der Bischof warf ihn in's Gefängniß. Dann kam er, es ist ungewiß, ob als Flüchtling oder durch den Bischof, nach Rom. Der Papst erkannte den reinen Eifer des Mannes und sprach ihn frei (von was?). Bald nachher starb er zu Lüttich i. J. 1187. Er übersetzte heilige und andere religiöse Schriften in das Niederländische und gründete eine freie Vereinigung von Frauen zur Förderung eines „reinen und gottergebenen Lebens“, welche nach ihm den Namen des Beghinenordens er-

---

*) Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter, Leipz. 1874, I. S. 4.

hielt und sich rasch ausbreitete. In Köln gab es 1250 über tausend Beghinen, in Straßburg damals und hundert Jahre später über vierzig Ordenshäuser derselben. Die Mitglieder legten keine Gelübde ab, behielten ihr Eigentum, konnten austreten und sich verheiraten und waren nur während ihres Aufenthaltes im Orden zum Gehorsam gegen dessen Regeln verpflichtet. Ihre Beschäftigung bestand in Krankenpflege, Gebet und frommer Betrachtung. Ihre mystische, d. h. in sich gekehrte, nach Vereinigung mit der Gottheit gewandte Richtung verpflanzte sich auch nach den Frauenklöstern des Dominikaner- und des Franziskanerordens. Da aber die Kirche einen Verkehr zwischen Gott und Mensch nur durch ihre Vermittelung zugibt, so mußte ihr die dieses Mittels entbehrende Mystik bald als ketzerisch erscheinen. Auch die von der Kirche so hoch gehaltenen äußerlichen Mittel zur Erregung der Andacht, wie die Wallfahrten, Reliquien, kirchlichen Schaustellungen, den pompösen Kult, verachteten die Mystiker, wie nicht minder Alles, was den unmittelbaren göttlichen Verkehr störte, wie z. B. namentlich den Ablaß und die Beichte. Ihren Höhepunkt erreichte diese häretische Schule der Mystik in Deutschland im dreizehnten Jahrhundert, wo sie äußerst volkstümlich wurde und nicht wenig zur Vorbereitung der Reformation gewirkt hat, wie wir später sehen werden. Zu ihrem Glücke hatte die Inquisition, wie wir wissen (oben S. 200), wenig Macht in Deutschland; doch wurden viele Mystiker, welche sich extremen Richtungen ergeben hatten, besonders am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, ertränkt oder verbrannt. Als die äußerste der mystischen Sekten jener Zeit ist diejenige der Brüder und Schwestern des freien Geistes zu nennen, welche einem konsequenten Pantheismus huldigte und demgemäß den freien Willen verwarf und keine Sünde anerkannte, indem alles, was die Menschen thun, aus göttlicher Anordnung geschehe. Hierdurch wurde denn auch Christus gleich jedem andern Menschen und seine ausschließliche Göttlichkeit fiel dahin. Priestertum, Messe, Beichte, Ehe, Taufe und alle übrigen Sakramente wurden ebenso verworfen, wie die Fast- und Festtage und der ganze Gottesdienst. Die letzten Folgen dieser extremen Richtung bestanden natürlich in der vollendeten Zucht- und Sittenlosigkeit.

Neben der häretischen Mystik Deutschlands entwickelte sich in Frankreich eine kirchliche solche, welche sich durchaus der Kirche unterwarf und an deren Spitze der uns bekannte (oben S. 173) Bernhard von Clairvaux stand. Doch griffen beide Richtungen auch gegenseitig über die Grenzen ihrer Länder hinaus.

Eine Vermittelung beider Richtungen gab sich im vierzehnten Jahrhundert kund in dem größten aller mittelalterlichen Mystiker, in Meister Eckhart (seit 1303 Provinzialprior der Dominikaner zu Erfurt, später Lehrmeister in Köln, daselbst gest. 1327). Seine Predigten

wurden ungemein volkstümlich. Er legte den „guten Werken" kein Verdienst bei, betrachtete die Kirchenväter nicht als Autorität, versetzte Fegefeuer und Hölle in das Innere des Menschen und äußerte überhaupt Ideen, welche das Herannahen einer neuen Zeit geistiger Freiheit verkündeten. Kurz vor seinem Tode wurde gegen ihn eine Anklage auf Ketzerei durch den Erzbischof von Köln erhoben, gegen welche ihn sein Orden eifrig schützte; er erlebte aber den Ausgang nicht. Ein vorsichtigerer Nachfolger und Ordensgenosse Eckharts war Johannes Tauler, geb. 1290 zu Straßburg und daselbst 1361 gest.; er hütete sich klug vor theoretischen Spekulationen und damit vor einem Bruche mit der Kirche und warf sich auf das praktische Feld der Seelsorge. Noch mehr als Eckhart selbst führte ihn zur Mystik Nikolaus, der originelle (weltliche) Stifter der „Gottesfreunde", einer Sekte zu Basel (1346), unter dessen Leitung sich Tauler zwei Jahre lang frommen Übungen hingab. Obschon er in seinen Predigten, die mit denen Eckharts an Kraft und Volkstümlichkeit wetteiferten, ja dieselben übertrafen, den Kirchenglauben nicht angriff, schonte er darum den Papst nicht, so daß sein Bischof, ungeachtet seines aufopfernden Wirkens bei Anlaß des „schwarzen Todes", ihm die Kanzel sperrte. Mit ihm war die Mystik wieder in ruhigere Geleise zurückgekehrt, in denen sie etwa hundert Jahre blieb, bis, wie wir sehen werden, ihre Verbindungen mit dem Humanismus sie auf neue Bahnen wiesen.

Da die so eben behandelte Scholastik im Mittelalter den Mittelpunkt und die Grundlage der gelehrten Bethätigungen bildete, so ist es passend, hier der Anstalten zu gedenken, welche den Unterricht in denselben zum Zwecke hatten. Die Klöster und bischöflichen Domschulen behielten nämlich keineswegs durch das ganze Mittelalter das alleinige Vorrecht geistiger Ausbildung der Wissensbedürftigen. So sehr auch die Scholastik im Ganzen der Theologie ergeben blieb, so wirkte sie doch anregend auf die Denkenden und führte sie weiter als sie nur ahnten. Da ohnehin seit dem elften Jahrhundert die Klöster, ungeachtet aller Reformen, die sich doch schließlich beinahe nur auf religiöse und kirchliche Dinge bezogen, tiefer und tiefer sanken, so erhob sich bald die Gelehrsamkeit von Weltgeistlichen und sogar von Laien über diejenige der Mönche, und die Wissenschaften, welche zu weltlichen Berufszweigen ausbilden, wie die Rechtswissenschaft und die Heilkunde, erwarben sich vermöge ihrer Unentbehrlichkeit eine früher nicht geahnte Gleichberechtigung oder wenigstens Duldung neben der Theologie. Da Italien nie aufgehört hatte, eine Pflegestätte des bereits im Altertum wissenschaftlich bearbeiteten römischen Rechtes zu sein, war es nur natürlich, daß dieses Fach endlich eine eigentliche Heimstätte fand. Es geschah dies in Bologna seit dem elften Jahrhundert und zwar vorzüglich durch die Bemühungen des dort 1140 gestorbenen Rechtslehrers Irnerius. Um

dieselbe Zeit erblühte in demselben Lande die medicinische Hochschule zu Salerno. Als dritte höhere Lehranstalt jener Zeit erhob sich für Theologie und scholastische Philosophie zur Zeit Abälards, wie wir wissen, die Universität von Paris. Letztere ist in ihrem Ursprunge mit der erwähnten romantischen Liebe Abälards und Heloisens verknüpft. Als nämlich dieser gefeierte Lehrer durch den erbitterten Oheim der Geliebten die bekannte Schmach erfahren und im Kloster St. Denis, wo er Zuflucht gesucht, das zügellose Leben der Mönche ihn vertrieb, begann er bei Troyes in einer Einsiedelei mit solchem Erfolge zu lehren, daß er der gelehrten Schule zu Paris wesentlichen Abbruch that. Von dort unter dem Vorwande der Ketzerei durch den Erzbischof von Reims, dessen Schule ebenfalls durch ihn litt, wieder vertrieben, gründete er bei Nogent an der Seine eine Schülerkolonie, die sich rasch vergrößerte und zu einem Kloster anwuchs, das er „Paraklet“, den „tröstenden Geist in der Wüste“, nannte. Von hier auf's Neue vertrieben, räumte er die Kolonie seiner als Priorin von Argenteuil verfolgten Heloise ein, die denn auch dort anerkannte Äbtin wurde und ihre Nonnen unter Abälards Oberaufsicht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen unterrichtete. Abälard war indessen nach Paris zurückgekehrt; aber sein fanatischer Todfeind Bernhard von Clairvaux ließ ihm keine Ruhe und bewirkte bei Papst Innocenz II. des Verhaßten Verurteilung und Einsperrung und die Verbrennung seiner Bücher. Doch starb Abälard mit der Kirche versöhnt. Durch die wiederholten Erfolge aber, welche er trotz seiner Verfolgungen als Lehrer erzielte, wurde thatsächlich die Gründung der Universität zu Paris befördert.

Zeigt nun schon das Beispiel Abälards, daß im tiefsten Mittelalter das Griechische und Hebräische nicht selten neben dem Lateinischen gelehrt wurde, letzteres also keineswegs die einzige Schulsprache war, so zeigen vollends die Zeiten nach ihm, daß die Kenntniß des klassischen Altertums nicht erst durch flüchtige Griechen bei dem Einbruche der Türken in Europa nach dem Abendlande gebracht wurde, sondern längst da war, — nur nicht in einer allgemein auf das Kulturleben einwirkenden und in den künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen überwältigend hervortretenden Weise. Denn in der Zeit, da die Opposition gegen das Papsttum noch nicht maßgebende Kreise, sondern nur einzelne Lehrer und verborgene Sekten ergriffen hatte, — was bis zum Konzil von Konstanz der Fall war, — wurde von den kirchlichen Mächten Alles angewendet, um das „heidnische“ Altertum nicht zu Einfluß gelangen zu lassen und namentlich von den Schulen ferne zu halten, freilich mit immer weniger Erfolg. Das kam daher, daß nicht nur etwa Häretiker das Studium der Alten befürworteten und beförderten, was für dasselbe unter damaligen Verhältnissen höchst verderblich gewesen wäre, — sondern auch manche Rechtgläubige, welche aber außerhalb des Bereiches

ihrer Glaubenslehre hellköpfig und ohne Vorurteil in die Welt hinaus blickten. Zu ihnen gehört z. B. Abälards Schüler Johann von Salisbury, ein Anhänger Thomas a Beckets, was seinen kirchlichen Standpunkt genugsam zeichnet. Er hatte den damals seltenen Mut, das Treiben der Scholastiker und ihre dialektischen Wortkämpfe als nutzlos und unfruchtbar zu verspotten und dem Papste Hadrian IV., seinem Landsmanne, über die Habsucht und Herrschsucht der römischen Kurie offen die Wahrheit zu sagen. Der scholastischen Disputirerei zog er weit das Studium der alten Klassiker vor. Seit Abälards Zeit schon war in allen Büchern von Platon und Aristoteles die Rede; man erkannte, daß man bisher nur schlechte latinische Übersetzungen arabischer solcher des letztern Philosophen gehabt und suchte nach den wahren Quellen. Scholastiker wie Adelar von Bath reisten zu diesem Zwecke schon in den ersten Zeiten des zwölften Jahrhunderts nach Spanien, Griechenland und Vorderasien, sogar nach Arabien, doch einstweilen noch ohne Erfolg. Die mächtigsten Monarchen jener Zeit waren es, welche hierin den entscheidenden Anstoß gaben. Gleich nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, 1209, ließ König Philipp August von Frankreich die ächte Metaphysik des Aristoteles, welche die Päpste neben den dialektischen Schriften dieses Philosophen in den Schulen nicht zulassen wollten, aus Griechenland nach Paris bringen. Noch mehr that Kaiser Friedrich II., der dasselbe Werk zum ersten Male aus dem Original übersetzen ließ. Derselbe deutsche Herrscher bemühte sich um Verbreitung der arabischen Entdeckungen in den Naturwissenschaften, und Alfons X. von Kastilien schuf auf Grund der arabischen und jüdischen Forschungen seine astronomischen Tafeln.

Wie weit seit den Zeiten Isidors und Hrabans enkyklopädische Zusammenstellungen gediehen waren, zeigte zwar noch nicht die mit interessanten, die Kulturgeschichte illustrirenden Malereien versehene Nonnen-Enkyklopädie (hortus deliciarum) der Äbtin Herrad von Landsberg (gest. 1195 in ihrem Kloster Hohenburg im Elsaß), wol aber im dreizehnten Jahrhundert das Speculum des Vincent von Beauvais, welches in drei Foliobänden von 1200 bis 1800 Seiten die philosophischen, geschichtlichen und Naturwissenschaften behandelte. Letztere fanden langsamen, aber sichern Eingang in die gelehrte Welt, namentlich durch die Bemühungen eines Albertus Magnus, Roger Baco u. A., freilich vorerst nur auf arabisch-jüdischer Grundlage. Damals brach sich auch das jetzige, von den Arabern entlehnte (ursprünglich indische) Zahlen- und Rechnungsystem, namentlich durch den Italiener Fibonacci Bahn. Grammatische und retorische Studien beförderte besonders Friedrichs II. Kanzler Petrus a Vineis und ihm eiferten die kleinen Tyrannen der Städte und Landschaften Italiens nach, so unmenschlich sie auch im Übrigen waren. Jeder betrachtete es als etwas zum Glanze seines

Hofes gehörendes, daß er eine Schaar von Künstlern und Gelehrten um sich sammelte. Wurden nun auch durch das Treiben dieser Miniatur-Nerone die Volksrechte nach altem Schnitte, d. h. die hergebrachten egoistischen und spießbürgerlichen Freiheiten untergraben, so wurde doch zugleich durch ihr Wirken zu Gunsten der Wissenschaften und Künste der nationale Sinn, wenn auch ohne Absicht von ihrer Seite, in solcher Weise gepflegt, daß er, allerdings langsam, aber sicher, mit der Zeit einen großartigern und weitherzigern Freiheitgeist zeitigte, als ihn das enggenähte Parteitreiben der Welfen und Ghibellinen zu erzeugen vermocht hätte.

B. Geschichtschreibung.

Unter den Beförderern der durch Erfahrung gewonnenen Wissenschaften hingen im Mittelalter mit den Theologen und Philosophen die Geschichtschreiber am engsten zusammen, weil sie in der Regel Geistliche waren. Wir erwähnten bereits (oben S. 91), daß in Mitte des siebenten Jahrhunderts, mit Fredegars Chronik, die völlige Abwesenheit aller klassischen Formen in der Geschichtschreibung Platz gegriffen hatte. In der nächsten Zeit wurde daher auch keine historiographische Arbeit von Bedeutung geschaffen. Die erste Gestalt eines Geschichtschreibers, die uns von da an begegnet, ist die des Angelsachsen Beda des Ehrwürdigen, des „Lehrers des Mittelalters" *). In ihm erhob sich der gelehrte Stand seines Stammes zum ersten Male über dessen Lehrer aus der schottisch-irischen Kirche (vergl. oben S. 76). Zu erwähnen sind seine Chronik der sechs Weltalter (bis 726) und seine Kirchengeschichte Englands. Aus seiner Schule ging des Mainzer Mönches Wilibald Leben des heiligen Bonifacius hervor, in welchem Werke wieder eine Verbesserung der Latinität zu bemerken ist. Noch roh und schwer verständlich beschrieb dagegen Isidor von Beja den Übergang Spaniens aus der westgotischen unter die arabische Herrschaft. Damals begannen auch die Annalen aufzutauchen, wie sie aus den jährlichen Berichten der Missionäre hervorgingen und in den Klöstern ausgearbeitet wurden, von denen eines die Aufzeichnungen des andern zur Grundlage seiner eigenen benutzte. Lange waren diese Arbeiten dürftig genug; denn nur vereinzelte Mönche schufen sie in fremder Sprache zu einer Zeit, da die Deutschen nichtfränkischen Stammes (Sachsen, Baiern und Schwaben) sich noch keineswegs mit der blutig ihnen aufgedrängten Herrschaft der Franken und des römischen Christentums versöhnt hatten, sondern im Herzen noch an ihrem alten Glauben und an ihren alten

*) Wattenbach, Deutschlands Geschichtquellen im Mittelalter, S. 81.

Stammesverfassungen hingen. An Stelle dieses starren Widerstrebens neues geistiges Leben in seinem Reiche zu erwecken, war Karls des Großen feuriges Streben, und zwar, wie auf manch anderm Felde, so auch auf dem der Geschichtschreibung. Er begann, die Gesetze, Reichstagsbeschlüsse und amtlichen Briefwechsel zu sammeln und der Zukunft zugänglich zu machen. Angelsachsen und Schotten, Goten und Langobarden sammelten sich an seinem Hofe, um regeres Leben im Frankenreiche hervorzurufen. Schon im Anfange seiner Regirung wirkte das Stift Freising im geschichtlichen Fache. Neben der Schule und der Akademie am Hofe zu Aachen (oben S. 340) glänzte im Reiche die Schule von Pavia, namentlich in der Rechtswissenschaft. Von den Gliedern Ersterer ist Alkuin (oben S. 339) durch seine Briefe ein wichtiger Quellenschriftsteller für seine Zeit geworden, während der Langobarde Paul, des Warnefrid Sohn, der Diakon genannt, die Geschichte seines Volkes (bis 744) kompilirte, und Angilbert, Abt von Centula, der seinem Kaiser um nur drei Wochen im Tode nachfolgte, in epischen Gedichten die Zeitereignisse schilderte. Alle aber übertraf an Erfolg in der Nacheiferung klassischer Vorbilder Karls Vertrauter Einhard (770—844), der sich, dem Zuge seiner Zeit folgend, 815 mit seiner Gattin Imma in den Odenwald zurückzog und 826 das Kloster Seligenstadt gründete. Unter seinen Werken ragen hervor die Annalen, auf Grundlage derjenigen des Klosters Lorsch und das Leben Karls, dem Suetonius nachgeahmt.

Zur Zeit des Streites der Söhne Ludwigs des Frommen wirkte dessen Neffe, seiner Schwester Berta und Angilberts Sohn Nithard, sonst ein Mann des Schwertes, mit der Feder für die Sache seines Herrn, Karls des Kahlen und schrieb in dessen Auftrag die Geschichte seiner Zeit, welche bis 843 reicht, wo er als Held im Kampfe fiel. Er war der erste nicht geistliche Schriftsteller des Abendlandes im Mittelalter, obschon dem Titel nach Abt von St. Riquier, und es mag hier anläßlich bemerkt werden, daß es in Deutschland noch lange für überflüssig, wenn nicht gar für unanständig gehalten wurde, einen jungen Menschen unterrichten zu lassen, wenn er nicht zum Geistlichen bestimmt war, — während in Italien grammatische Schulen, welche seit der Römerzeit stets fortbestanden hatten, im Gegentheil klassische Bildung unter den Laien beförderten, die Geistlichen aber in Ausschweifungen oder in politischen Händeln ihren Beruf vernachlässigten und sich dabei doch größtentheils nicht scheuten, die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum als unchristlich zu verpönen. Unter Ludwig dem Deutschen, als Deutschland ein eigenes Reich zu werden begann, hob die Glanzzeit des von Bonifacius gegründeten Klosters zu Fulda an, mit dessen Reichsannalen, in denen Enhard und Rudolf das Werk Einhards fortsetzten, während ihr Abt Hraban, genannt Maurus (oben S. 341),

als bedeutendster Gelehrter seiner Zeit und Lehrer ihrer namhaftesten Söhne, die reiche Thätigkeit des Stiftes leitete. Letztere dauerte indessen, wie in St. Gallen (oben S. 171) nicht lange, — länger, aber mit weniger Glanz im nahen Hersfeld, dessen alte Annalen leider verloren sind. Ein weiterer Punkt schriftlichen Schaffens war das 821 gestiftete und nach dem französischen Kloster Corbie an der Somme benannte Tochter-Stift desselben, Korvey in Westfalen an der Weser, ein Vorposten zur geistigen Erziehung der unbändigen Sachsen. Seine Zierde war der Mönch Widukind, Verfasser der sächsischen Geschichte (begonnen 967) im ottonischen Interesse und nach antiken Mustern (Sallust) ohne Rücksicht auf die veränderten Verhältnisse, doch mit großer Wahrheitliebe. In Lothringen schrieb am Ende des neunten Jahrhunderts der vertriebene Abt von Prüm, Regino, unter dem Schutze des Erzbischofs Ratbod von Trier, seine Chronik von Christi Geburt bis zum Jahre 905; — es war „einer der frühesten Versuche, die Weltgeschichte in einer ziemlich ausführlichen Erzählung zusammenzufassen.“ In ähnlicher Weise wurden Gandersheim, Herford, Quedlinburg, Hildesheim und andere Klöster damaliger Zeit Herde der Geschichtschreibung, u. A. das uns bekannte St. Gallen (oben S. 165 ff.) und das nahe Reichenau auf der Insel des Untersees, in welch letzterm der Abt Walafrid, genannt Strabo, die Lebensgeschichten des Gallus und Otmar überarbeitete. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß alle diese Klosterannalen, ja daß selbst ein Einhard und andere bedeutende Zeitgenossen großen Wert auf den Empfang von Reliquien aus Rom (s. oben S. 183) legten und solchen notwendigen Grundlagen von Klosterstiftungen in ihren Werken einen wichtigen Platz einräumten. — Otto der Große wetteiferte mit seinem Vorgänger Karl in Beförderung gelehrter Bestrebungen. Er und mehrere Fürsten des Reichs, besonders geistliche Solche, ließen italienische Grammatiker nach Deutschland kommen; es war die Zeit der Ekkeharde und Hadewigs (oben S. 170 f.), welcher Letztern es andere Frauen gleichthaten (oben S. 235), wie auch ihre eigene Schwester Gerbirg in Gandersheim die Vorgesetzte der Dichterin Roswitha war und von dieser als Gelehrte gefeiert wurde. Otto's I. Bruder Bruno, Erzbischof von Köln (seit 953), wirkte selbst eifrig als Lehrer. An die Seite der wissenschaftlich wirkenden Klöster traten Domschulen, wie in Magdeburg, wo Erzbischof Adalbert, der schwärmerische Freund Otto's III. (Glaubensmartyrer bei den heidnischen Preußen 1009), und Merseburg, wo der Bischof Thietmar († 1019) wirkte, und eine zwar kompilatorische, aber gegen frühere Leistungen vorgeschrittene Geschichte seiner Zeit schrieb. So erhielten auch viele andere Stifte, wie die lothringischen, Metz, Toul und Verdun, dann Lüttich, Straßburg, Augsburg, Regensburg, Salzburg, in Frankreich Reims (in Gerbert, Richer u. A.) ihre eifrigen Chronisten. In

Italien ragte der Langobarde Liudprand, einflußreicher Staatsmann und kaiserlicher Gesandter nach Konstantinopel (962 Bischof von Cremona), unter den Ottonen, wenn auch nicht als begabter und zuverlässiger Geschichtschreiber, doch als Berichterstatter über Ereignisse seiner Zeit hervor.

Unter den Saliern wurde es nach und nach etwas gebräuchlicher als früher, daß Laien lesen lernten, natürlich in der Sprache Roms; oft geschah es durch die der Bildung geneigteren Mütter hinter dem Rücken der blos dem Waffenhandwerk ergebenen Väter. Jene Sprache war damals keine fremde, sondern diejenige aller Geschäfte und aller Schriftstellerei in der gesammten Christenheit abendländischen Glaubens ohne Unterschied der Nationalität, und das um so mehr, als der Hauptsitz europäischer Bildung damals in Frankreich, einem Lande romanischer Zunge lag, wo auch die Deutschen ihre Gelehrsamkeit holten. So wurden die literarischen Bestrebungen allgemeiner, und die Geschichtschreiber beschränkten sich nicht mehr vorzugsweise auf ihre enge Heimat, sondern ließen ihre Blicke über den ohnehin bald durch die Kreuzzüge erweiterten Gesichtkreis schweifen. Damals schrieb Konrads II. Kaplan Wipo (um 1048) das Leben dieses Kaisers in unbefangener Weise. Hermann der Lahme (Contractus), Graf von Veringen, ein Mann von umfassender wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung († 1054), schuf im Kloster Reichenau die erste wirkliche Weltchronik seiner Zeit, worin ihm Ekkehard, Abt von Urach (seit 1108), nacheiferte. Der Schwabe Benno, Bischof von Osnabrück (seit 1067), ragte als Lehrer hervor, und auf seinen Wunsch schrieb sein Nachfolger Wido (seit 1092) über den Streit zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. zu des Letztern Nachtheil. Im gegentheiligen Sinne, zu Gunsten der päpstlichen Weltherrschaft, unternahmen es die unter dem Einflusse der Reform von Cluny (oben S. 172) stehenden schwäbischen Mönche Bernold und Berthold, Hermanns Fortsetzer, sowie Lambert von Hersfeld die Zeitkämpfe darzustellen, und in dieser Weise theilte sich die ganze Geschichtschreibung damals in die beiden Weltparteien. Nach den Ländern des Nordens wandte seine Augen zuerst, unter den Auspicien des Erzbischofs Adalbert von Bremen, der dortige Domherr Adam in einer nach Klassicität strebenden Sprache.

In der Zeit, da die Salier vom Trone des Reiches abtraten und die Staufer ihn bestiegen, lenkte die Verbreitung der scholastischen Philosophie von Paris und diejenige des römischen Rechtes von Italien aus die Gelehrten von der Geschichtforschung, wie auch von der Beschäftigung mit den alten Klassikern ab. Es war die Zeit, in welcher, wie wir wissen (oben S. 178 und 184 ff.), die abendländische Menschheit an Wundersucht zunahm und die Verfolgung der Ketzer, Hexen und Juden reißend um sich griff. Da blühten die Legenden, Berichte von Träumen,

Visionen, Weissagungen, fromme Fabeln und unsinnige Erzählungen aller Art statt der wahren Geschichte*). Die Geistlichen, deren damaligen Sittenverfall wir kennen (oben S. 161 u. 171), verließen die Wissenschaft, um dem Moloch des Glaubenswahns zu dienen und überließen ersteres Feld den Laien, die sich, soweit aufgeweckten Geistes, durch jene Wundersucht abgestoßen und im Glauben wankend gemacht fühlten, aber natürlich in Folge ihrer bisherigen Unbildung, sich erst zu dem Standpunkte emporschwingen mußten, der sie zu fruchtbringender Thätigkeit befähigte. Das war aber auch eine Veranlassung, die lateinische Zunge zu Gunsten der Muttersprache aufzugeben. Noch Jahrhunderte hindurch erschienen zwar Chroniken in der Sprache Roms, wenn auch in ungebildeter Form und Ausdrucksweise; aber stufenweise vermehrten sich die Geschichtwerke in heimischen Lauten. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts entstand in Österreich die erste deutsche Chronik (Kaiserchronik), in Versen und mit Einflechtung der Sage. Zwar in römischer Sprache, aber in ganz anderer Weise als die früheren Annalen, nämlich mit vorherrschend philosophisch-theologischer Auffassung und mit bewundernswerter Unparteilichkeit schrieben damals Otto, Bischof von Freising († 1156), Halbbruder Kaiser Konrads III., ein allseitig gebildeter Mann, sowie sein Fortsetzer, der Notar Ragewin und Abt Otto von St. Blasien († 1223). Zu diesen späteren Klassikern mittelalterlicher Geschichtschreibung gehört auch der dänische Historiker Saxo der Grammatiker. In England schrieb Wilhelm von Malmesbury in schwülstiger Sprache die Geschichte seines Landes von Hengist und Horsa an und als Fortsetzung diejenige seiner Zeit (1126—1143). Ihn setzte Wilhelm von Newborough bis 1197 fort; aber es übertraf ihn an Geist der Mönch von St. Albans, Matthäus von Paris, König Heinrichs III. Freund, der die Ereignisse bis 1259 mit damals unerhörtem Freimute, namentlich mit großer Erbitterung gegen Rom behandelte. Unter den gleichzeitigen französischen Geschichtschreibern ragen hervor: Odo von Deuil, der das Leben Ludwigs VII. und Wilhelm von Tyros, der die Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem bis Ende des zwölften Jahrhunderts als Augenzeuge und mit Kennzeichen gründlicher Bildung beschrieb. Bei den Franzosen war es auch, wo zwei neue Erscheinungen in der Geschichtschreibung zuerst auftraten, nämlich die literarische Gattung der „Denkwürdigkeiten" (Mémoires), und der Gebrauch der Landessprache in zusammenhängender wissenschaftlicher Darstellung (nur die Reimchronik haben schon früher Deutsche in der Muttersprache gepflegt). Zwar haben die „Memoiren" „auf der einen Seite viel vom Roman an sich, sie sind voll von Anekdoten, Witzen, Klatschereien und offenbaren Erdichtungen; aber sie führen

*) Wattenbach a. a. O. S. 340.

auf der andern Seite den Leser auch in das Innere des Lebens und des Verkehrs und enthalten viele Geständnisse und Aufhellungen, Angaben der Triebfedern, der Zwecke und der Mittel diese zu erreichen, die man in der eigentlichen Geschichte, welche nur sicheren Dokumenten und Zeugnissen folgen darf, umsonst suchen würde" (Schlosser). Im Übergange vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert schrieb in französischer Sprache der Ritter Gottfried von Villehardouin als Augenzeuge seine Denkwürdigkeiten, welche den venetianischen Kreuzzug gegen Konstantinopel und die Gründung des latinischen Kaisertums erzählen. „Bedeutender in Bezug auf Darstellung, Stil und Sprache" ist die Geschichte und Chronik des heiligen Ludwig, welche Jean, Sieur de Joinville (1223—1318), Theilnehmer an dem Kreuzzuge jenes Königs, verfaßte. In Italien schrieb in toscanischer Sprache zuerst Ricordaro Malespini, und zwar die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz bis 1281, zum Zwecke der Unterhaltung und mischte sie daher mit Sagen und Märchen. Bedeutender war im vierzehnten Jahrhundert Petrarca's Freund, Giovanni Villani, ein Schwärmer für die Größe des alten Rom und einflußreicher Staatsmann zu Florenz; er schrieb die Geschichte dieser Stadt bis 1337 und starb 1348.

Unter den Deutschen zog die Geschichtschreibung, seitdem sie nicht mehr von Geistlichen in römischer, sondern meist von Weltlichen in deutscher Sprache gepflegt wurde, wieder die Kinderschuhe an und stammelte von neuem in naiver streng chronologischer Form, ohne Sorgfalt für Stil, Zusammenhang und Urteil. Es waren meist Chroniken einzelner Städte oder höchstens Landschaften mit spießbürgerlicher Auffassung. Ihre weitere Entwicklung und kunstvollere Gestaltung werden wir später kennen lernen.

C. Erdkunde und Entdeckungen.

Den eigentlichen Schulwissenschaften des Mittelalters steht die Kenntniß der Erde ferner als jedes andere Fach. Geistliche widmeten sich ihr nicht, in Schulen wurde sie nicht gelehrt und Bücher wurden nicht darüber geschrieben; überhaupt kam ihr Inhalt nur in Betracht, soweit er anderen, höheren Zwecken zu dienen hatte. Was im Mittelalter zur Erweiterung der Kenntnisse von der Beschaffenheit der Erde geschah, war durchaus unabsichtlich, nicht das Ergebniß eines Wissenstriebes, sondern lediglich die notwendige Folge von Ereignissen.

Den Römern war auch zur Zeit ihrer höchsten Blüte nicht viel mehr als der Umfang ihres Reiches in dessen größter Ausdehnung bekannt. Weit über diese Grenzen aber ging das Mittelalter hinaus und mußte hinausgehen in Folge der Völkerwanderungen, der Ausbreitung

des Christentums, der Kämpfe mit den Mohammedanern, besonders zur Zeit der Kreuzzüge, der mongolischen Eroberungen und verschiedener Reisen.

So willkommen eine zuverlässige Kenntniß der Erdoberfläche gerade den Aposteln des Christentums hätte sein müssen, um ihren Beruf planmäßig und mit Erfolg auszuüben, so waren es doch gerade, wenn auch nicht die ersten Apostel, welche sich hierin gleichgiltig verhielten, weil sie einem höhern Zwecke nachstrebten, aber doch die Kirchenväter, welche sich einer genauern Kenntniß der Erde geradezu feindselig entgegenstellten. In ihrem Sinne war nicht die Erde, sondern der Himmel die Heimat des Menschen, die nähere Beschaffenheit jenes Jammerthals und die Unterscheidung seiner Theile daher überflüssig. Namentlich war es die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde, welche die Kirchenväter mit Entrüstung erfüllte. Da nämlich die mosaische Schöpfungsgeschichte Himmel und Erde als Oberes und Unteres einander entgegensetzt, muß sie natürlich mit der Kugelgestalt, welche kein Oben und Unten zuläßt, unerbittlich fallen. Darum erklärten Eusebius und Basilius die Beschäftigung mit der Erdkunde als unnütz und eines Christen unwürdig, Chrysostomus die Kugelgestalt als unstatthaft und Lactantius die Annahme von Antipoden als sinnwidrig, weil ja solche Menschen von der Erde herunterfallen müßten und die Bäume nicht abwärts wachsen könnten! Athanasius hielt die Welt für ein Abbild der mosaischen Stiftshütte oder umgekehrt diese für ein Bild jener, und der ägyptische Mönch Kosmas im sechsten Jahrhundert, genannt Indopleustes, weil er in Indien gewesen sein sollte, entwarf im nämlichen Sinne eine Zeichnung vom Weltgebäude, welche als kirchenväterliche Geographie merkwürdig ist, und zwar um so mehr, als sie nicht zur Erweiterung, sondern geradezu zur Unterdrückung der Erdkenntniß bestimmt war. Kosmas hielt die Welt für einen feststehenden und festbegrenzten Raum, den oben der zeltförmige Himmel, auf den Seiten aber bis zu diesem hinan ragende Mauern einschließen. In der Kuppel des Zeltes befindet sich das himmlische Reich; darunter werden die Sterne von Engeln bewegt. Das Land der Erde bildet ein Viereck, 400 Tagereisen lang und halb so breit. In der Mitte steigt es als Berg tausend Meilen hoch und um diese Höhe kreisen die Gestirne; befindet sich die Sonne hinter derselben, so ist es Nacht. Die Anhänger der Kugelgestalt, äußerte sich Kosmas, werden am jüngsten Tage von Gott verworfen werden. Diese Lehren trugen Früchte, und Jahrhunderte lang befanden sich die Menschen, selbst die gebildetsten ihrer Zeit, hinsichtlich der Beschaffenheit unserer Erde, wie auch der Geschichte unseres Geschlechtes in der krassesten Unwissenheit. Die Karten, welche man entwarf, waren noch lange in dem Geschmacke des Kosmas und wenn es noch gut ging, nach der Vorstellung Homers bearbeitet. Im

Ganzen behielten sie auch, den alexandrinischen Kosmologen, Astronomen und Geographen (oben Bd. II. S. 327 und 523) zum Trotz Jahrhunderte lang denselben Charakter, ja theilweise tausend Jahre hindurch bis zur Entdeckung Amerika's.

Auch im Einzelnen rächte sich der von den Kirchenvätern eingenommene Standpunkt; sogar Geistliche kannten oft die Gegenden nicht, wo Klöster gebaut werden sollten. Erst als die Klöster durch Schenkungen reich wurden und die Thaten der deutschen Kaiser, namentlich Karls und Otto des Großen, überhaupt die Menschheit aufrüttelten, begann man sich, theils aus Eigennutz, theils aus Neugierde, etwas mehr um die Lage entfernterer Gegenden zu bekümmern. Doch spielte, um gerecht zu sein, auch die Frömmigkeit dabei eine Rolle; denn um Wallfahrten zu vollbringen, um Reliquien zu holen u. dergl., mußte man doch den Weg kennen, den man zurückzulegen hatte. Ohne daß es die Menschen nur wollten, machten sie daher nach und nach Fortschritte in der Erdkunde. Wallfahrer begannen in frommer Absicht ihre Pilgerzüge zu beschreiben und trugen damit unwillkürlich zur geographischen Belehrung bei. Nun mischte sich aber dabei auch die (s. oben S. 184) allgemein grassirende Wundersucht ein, und was man noch etwa lernte, wurde wieder aufgewogen durch die abgeschmacktesten Märchen und Fabeln, welche sich bezüglich ferner Länder verbreiteten. Schon die Alten hatten solche Lügengeschichten gekannt und Schriftsteller wie Plinius sie ernsthaft erzählt! Das Mittelalter spann sie aber noch weiter in's Ungeheuerliche. Man faselte von einäugigen Völkern (Kyklopen), von einfüßigen solchen (Skiapoden, weil sie sich mit dem breiten Fuße beschatten konnten), von hundsköpfigen Menschen, Riesen, Zwergen, Amazonen, wie nicht minder von sagenhaften Thieren, wie Basilisken, Greifen, Einhörnern u. s. w. Man glaubte an eine schwimmende „glückselige Insel“ im Westen Europa's, welche der heilige Brandan im sechsten Jahrhundert besucht haben sollte und welche man noch im achtzehnten von den canarischen Inseln aus suchte (!), an goldene Berge und goldene Inseln in Afrika oder Asien (Ofir), an den Magnetberg im Meere, der die Schiffe anzieht und zu Grunde richtet, an ein Geisterschloß am Äquator, in „Mitten der Welt“ (die Kuppel oder Stadt Aryn) und noch mehr dergleichen Sachen, die man in allem Ernste auf die damaligen Karten eintrug.

Einen weitern großartigen Anstoß gab der Entwickelung geographischer Kenntnisse die Ausbreitung des Islam und der arabischen Herrschaft. Durch sie wurden weite Strecken des Innern von Asien und Afrika, die man vorher kaum dem Namen nach gekannt, der Forschung offengelegt, und erst jetzt begann das europäische Abendland sich um den indischen Ocean und dessen Küstenländer zu bekümmern. Die Araber waren es auch, durch welche die Ansicht der Gelehrten des

Altertums von der Kugelgestalt der Erde auch in der Christenheit Boden faßte und in den Augen der Gebildeten wieder über die kirchenväterliche siegte. Die nächste Folge war, daß künstliche Erdkugeln (Globen) verfertigt wurden, wie Roger II. von Sicilien eine 800 Mark schwere silberne hatte, die der arabische Geograph Edrisi erklärte. (Von diesem und seinen Berufsgenossen wird bei Anlaß der arabischen Wissenschaft die Rede sein.)

Wie am indischen Ocean die Araber, so sorgten am atlantischen die Normannen für Erweiterung der Kenntniß des Erdballes. Nachdem so viele andere germanische Stämme sich über die Welt verbreitet und mächtige Reiche gegründet hatten, waren die Skandinavier selbst noch lange still und dem Süden beinahe unbekannt. Doch seit dem neunten Jahrhundert begannen sie laut zu werden. Wir kennen die Waräger bereits als Söldner der byzantinischen Kaiser und als Gründer des russischen Reiches (oben S. 94 und 115). Die Abenteuerlust war mächtig in ihnen erwacht. Sie zogen hinaus aus den schild- und schwertglänzenden Hallen, wo ihre Könige mit dem ganzen Gesinde bei dem Klange von Skaldenliedern ganze Ochsen braten ließen und Met aus mächtigen Hörnern tranken, und eine „Berserkerwut", ähnlich jener, die ihre Krieger in die Schlacht trieb, um einen Platz in Odins Walhall zu erwerben, lockte die „Seekönige" mit ihren tapferen Häuptlingen, Jarlen und „Wikingern", auf ihren kleinen und schnellen Kielen, aus den tiefen Fjorden heraus, die düstere Flut des Nordens zwischen Nebeln und schroffen Felsenriffen zu durchschneiden, die Völker ringsumher in Schrecken zu setzen und den nach ihrer Ansicht erlaubten Seeraub zu treiben, für dessen Ausübung im zehnten Jahrhundert der Raubstaat Jomsburg oder Jumne (Wineta) nahe der Odermündung durch Palnatoke (Harald Blaatands Mörder, das nordische Vorbild Tell's) gegründet wurde, welcher aus seiner Mitte alle Weiber verbannte. Unter mehreren Stämmen der Wikinger wurden aber Jene die hervorragendsten, welche die Normandie zum Absteigequartier gewählt; nachdem sie von hier aus Paris und das Frankenreich in Schrecken gesetzt, dessen Glauben, Sprache und Kultur aber angenommen hatten, blieb ihr alter Hang doch so stark, daß sie im elften Jahrhundert zwei schöne Reiche, das nördliche England und das südliche beider Sicilien erwarben und die Kerntruppen der Kreuzfahrer wurden, denen sie ihre Fürsten zum großen Theile gaben. Einerseits nun wurde man durch ihre Raubzüge in fast allen europäischen Ländern auf ihre bisher fast unbekannte Heimat im Norden aufmerksam, — anderseits wirkten die Normannen selbst, nachdem sie mehr Gesittung angenommen, für das Bekanntwerden ferner Gegenden. Schon im neunten Jahrhundert befuhr Other das nördliche Eismeer um das Nordkap herum bis in das Weiße Meer, und Wulfstan die ganze Ostsee. Schon 861 entdeckte Naddodd das einsame, unter Gletschern

vulkanisch glühende Snjäland, später Island geheißen. Andere seiner Stammesgenossen, besonders Ingolf und Leif, besiedelten das Eiland und schufen es in einen Freistaat um, der die Überbleibsel der heidnischen Dichtung Skandinaviens (s. oben S. 52) fromm bewahrte, 1261 aber den Königen Norwegens anheimfiel. Es ging wieder nicht lange, so fand (877) Gunbjörn Grönland auf, die Südspitze aber erst 983 der verbannte Erik Rauda. Isländer besiedelten das damals mit milderem Klima begabte Land und 1124 gab es dort bereits ein Bistum, zwei Städte und 15 Kirchen, von denen Roms geistlicher Weltherr den Peterspfennig in Tran und Walroßzähnen erhielt. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts aber verscholl die vereiste Ansiedelung für Europa und damit auch die weiteren Entdeckungen der Normannen. Schon Leif war nämlich an die atlantische Küste Nordamerikas, wahrscheinlich in die Gegend von Newyork gelangt, welche er der dort wachsenden Reben wegen Winland nannte, und wo im elften Jahrhundert eine isländische Ansiedelung und im zwölften eine Mission entstand, was aber mit Grönland alles wieder verschwand. Merkwürdigerweise enthalten die normannischen Berichte keine Erwähnung der Urbewohner Amerika's. Ohne Ergebnisse blieben auch die vielfach angezweifelten Reisen der venetischen Seefahrer Nicolo und Antonio Zeno 1380 bis 1404 nach Island, Grönland, Labrador und vielleicht Neuschottland.

Sehr Vieles zur Vermehrung der Kenntnisse von unserm Weltkörper trug aber im Mittelalter der Handel bei, dessen Ausbreitung und Bewegung wir bereits (oben S. 295 ff.) kennen gelernt haben, und diesen stützte vornehmlich die Blüte der deutschen und italienischen Freistädte (oben S. 267 ff. u. 277 ff.). Die Aufmerksamkeit der letzteren, besonders Genua's und Venedigs, wurde namentlich während der Zeit der mongolischen Raubzüge im dreizehnten Jahrhundert auf das fast ganz unbekannte Centralasien gelenkt, wo es ihnen daran lag', den Handel mit Indien und China nicht gestört zu sehen. Zugleich wollten die damaligen Päpste die angestaunte Wunderthat Leo's des Großen (oben S. 128), vor welchem Attila zurückgewichen war, gegenüber Dschingischan und seinen Horden wiederholen. Innocenz IV. sandte 1245 den Pater Ascelinus nach Chowaresmien (der Gegend von Chiwa) und den Minoriten Plano Carpini nach Kaptschak in Südost-Rußland, jedoch mit wenig Erfolg; denn die Mongolen, das Volk Tata, damals von den Abendländern als gefürchtete Söhne der Hölle (Tartaros) Tartaren genannt, wurden nicht durch päpstliche Befehle, sondern nur durch weltliche Waffen von Europa zurückgewiesen.

Einen ähnlichen Versuch machte Ludwig der Heilige von Frankreich auf das Gerücht hin, der Großchan sei Christ geworden, indem er zu dessen Begrüßung 1253 den brabantischen Minoriten Ruisbroek,

französirt Rubruquis, an ihn absandte. Der mutige Mönch drang bis in die eigentliche Mongolei nach Karakorum am Onon, einem Quellflusse des Amur, dem ersten Machtsitze Dschingischans; er ist der Erste, welcher nach Europa Nachrichten über China brachte und der Erste, welcher in dem Lande des sagenhaften Priesters Johannes gewesen sein wollte. Das Christentum des Mongolenchans aber war ein Irrtum, auf den wir, wie auf die angedeutete Sage, am gehörigen Orte (S. 531) zurückkommen werden. Ruisbroek's Bericht enthält vieles durch spätere zuverlässigere Reisende Bestätigte, aber auch viele Wundergeschichten, wie sie nur ein von Jugend auf mit Wundern gesättigtes Gehirn auffassen konnte.

Ein bedeutenderer Reisender war einige Zeit später der weltliche Venediger Marco Polo. Schon sein Vater hatte mit zwei Brüdern 1260—1269 eine Reise bis zu dem Großchan Kublai unternommen. Eine zweite trat Marco mit dem Vater und einem der Oheime 1272 nach dem nämlichen Ziele an und leistete Kublai wichtige Dienste bei der Eroberung China's. Er bereiste außerdem ganz Hinterasien, Indien und dessen Inseln bis zu den Molukken, sogar Japan (Zipangu), und behauptete in seinem Berichte, den er nach seiner Rückkehr (1295) abfaßte, die damals allgemein bestrittene Möglichkeit einer Umschiffung Afrika's. Man glaubte ihm indessen wenig und hielt ihn sogar für einen Betrüger. Erst nach seinem Tode faßte sein Ansehen Fuß, als die Berichte Anderer die seinigen bestätigten. Unterdessen war nämlich im Auftrage Papst Nikolaus V. der Franziskaner Giovanni de Montecorvino (1288) nach China gegangen, hatte in Peking eine katholische Kirche errichtet und war 1314 Erzbischof daselbst geworden. Ihm folgte seit 1318 Oderich von Pordenone, welcher Armenien, Persien, Indien, die Sunda-Inseln durchwanderte, China, das angebliche Reich des Priesters Johannes, Kaschgar und Tibet kennen lernte und beschrieb. Gleichzeitig durchzog angeblich der Engländer Maundeville als Söldner des Sultans von Ägypten und später des Kaisers von China 1327—1360 ganz Asien, berichtete aber darüber mit den schamlosesten, Münchhausen weit übertreffenden Lügen, von fabelhaften Geschöpfen und wunderbaren Dingen aller Art. Mit ihm wetteiferte in solcher Aufschneiderei der 1395 von den Türken bei Nikopolis gefangene Baier Johann Schiltberger; doch berichtete Dieser auch manches Wahrheitgetreue und Brauchbare, indem er gewisse Pflanzen, wie z. B. den Pfeffer beschrieb und das Vaterunser in mehreren asiatischen Sprachen mittheilte. Ähnliche Reisen machte der Spanier Gonzalez de Clavigo 1403 zu Timur Lenk nach Samarkand, worüber er getreu und ohne Märchen berichtete, der Venediger Josafat Barbaro 1436 in Handelsinteressen nach Persien und der Rabbi Benjamin von Tudela, um seine verlorenen Glaubensgenossen aufzusuchen, angeblich bis Indien.

So war das Mittelalter zu einer wenigstens oberflächlichen Kenntniß der Länder unsres östlichen Kontinentes gelangt. Nach längerer Ruhe sollte erst eine neue Zeit auf dem freiern Seewege und mit Verzichtleistung auf alle Wundersucht folgenschwerere Schritte wagen.

Dritter Abschnitt.

Die Dichtung.

A. Die Volksdichtung.

Wie das ganze Leben des Mittelalters, wie sein Trachten, so mußte auch sein Dichten sich nach den Gruppen vertheilen, welche die Menschen in jenem Zeitraume bildeten. Jede dieser Gruppen mußte, wie sie sich im Leben absonderte, dem überall durchgeführten Grundsatze einer Theilung der Arbeit gemäß ihre bestimmte und abgegrenzte Art haben, die ihre Glieder erfüllenden Seelenregungen zu äußern. Anders mußte das Volk fühlen und dichten, anders die in leiblicher und wieder anders die in geistiger Hinsicht bevorzugten Stände. Der Gesichtskreis des Volkes war außer den Geschäften, welche die Sorge für den Lebensunterhalt bedingte, durch seine Religion umschrieben, d. h. wie wir wissen, durch eine Mischung seiner alten heidnischen und seiner neueren christlichen Vorstellungen. Da sich der Lebensberuf zum Stoffe des Dichtens nicht eignete, so konnte daher die Dichtung des Volkes nur die theilweise christlich gefärbten Sagen und Überlieferungen des Glaubens seiner Väter zum Inhalte haben. Anders verhielt es sich mit der Dichtung der materiell begünstigten Klassen, d. h. des Adels (denn das Bürgertum der Städte war im Mittelalter so durch Arbeit in Anspruch genommen, daß es erst in späterer Zeit dichterisch thätig sein konnte und auch dies nur in eigentümlichster Weise). So prosaisch das Leben des Volkes, so poetisch gestaltete sich das des Adels, weil es nicht von der blassen Sorge verfolgt war, sondern seinem innersten Hange schrankenlos nachgeben konnte; ihm war daher vergönnt, selbst Gegenstand der Dichtung dieses Standes zu werden. Ähnlich verhielt es sich mit den geistig thätigen Ständen, den Geistlichen und Gelehrten. Nicht zwar ihr Leben und Treiben selbst wurde von ihnen dichterisch verherrlicht; denn es verursachte dem Kopfe ebensoviel Mühe und Anstrengung, wie die Handarbeit dem Körper der Leute vom Volke; Das hingegen, was die geistige Arbeit zu Tage förderte, das Ergebniß der Forschung, die Gebilde des Gedankens, die Schöpfungen der Fantasie,

— das wurde der Inhalt der gelehrten Dichtung. Das Volk besang daher seinen Glauben, der Adel sein Leben, die Gelehrten ihr Forschen, — d. h. jeder Stand sein Ideal, jeder diejenige Bethätigung, welche ihm die höchste, die strebenswerteste war. Auch erreichte jede dieser Gruppen der mittelalterlichen Dichtung bei demjenigen Volke die höchste Blüte, dessen Bildung im Mittelalter in der betreffenden Thätigkeit gipfelte und zu der es sich demnach seinem Charakter nach am meisten hingezogen fühlte. Dem gemütsinnigen Deutschen im nebeligen und wenig fruchtbaren Lande stand der Glaube, dem lebenslustigen Franzosen in seinen korn-, wein- und ölreichen Gauen das Leben, dem vom alten Hellas und Rom erzogenen und noch an dieser Erziehung zehrenden Italiener in seiner wundervollen, die Fantasie überreich nährenden Natur die Forschung am nächsten und höchsten. Die glaubensvolle Volksdichtung blühte daher im Mittelalter vorzugsweise bei den germanischen Völkern, die lebensinnige Ritter- und Minnedichtung bei den Franzosen und den ihnen durch Völkermischung am nächsten verwandten Provençalen und Spaniern, die gedankenreiche Gelehrtendichtung bei den an der Spitze der Geistesbildung jener Zeit stehenden Italienern.

Die ältesten Denkmäler der Dichtung des germanischen Volksglaubens, d. h. nicht die ältesten in ihrer gegenwärtig vorhandenen Gestalt, sondern nach der Natur ihres Inhaltes, der weit ältere Bearbeitungen gehabt haben muß, als alle andere germanische Dichtung, haben wir in den Sammlungen der Edda (oben S. 52) bereits kennen gelernt, — ebenso auch die Vervollständigungen dieser nordischen Bibel durch die skandinavischen Sagenbücher oder „Heldenromane", die Wolsunga- und Thidreks- oder Wilkina-Saga (oben S. 62 f.), wozu noch, im Anschluß an die Wolsungasaga die dieselbe in die Geschichte hinüberleitende Ragnar-Lodbroks-Saga kommt. Christliche Anklänge finden sich in dem Solar-Lioth (Sonnenlied) der Edda und in der Nornagest-Saga, und ganz verchristlicht ist die genannte Thidreks-Saga. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurden in der Heimskringla durch Snorri Sturluson die alten Sagen aufs neue bearbeitet.

Die thatsächlich in der vorhandenen Form ältesten Proben germanischer Volksdichtung finden wir bei dem deutschen Volksstamme der Angelsachsen auf den britischen Eilanden. Dieselben zeichneten sich vor allen übrigen Völkern ihres Stammes durch die Thatkraft aus, mit welcher sie ein ursprünglich fremdstammiges (keltisches) Land der deutschen Nationalität gewannen und diese nicht nur in Sprache und Sitte bewahrten, sondern auch zu einer verhältnißmäßig hohen Stufe geistiger Bildung erhoben. Obschon es auch bei ihnen an Überbleibseln früherer Barbarei keineswegs fehlte, standen sie doch weit über den Franken,

Westgoten und Langobarden, welche ihr Volkstum aufgaben und sich von ihren Besiegten romanisiren ließen, und bei denen kein Ton der Dichtung und des Gesanges erschallte. Von den Skandinaviern unterschieden sie sich durch ihre volle und bewußte Anlehnung an das Christentum und zwar gerade an dessen damals zukunftreichste Richtung, die römische, ohne ihr jedoch die staatliche Selbständigkeit preiszugeben, und durch ihre Hingabe an die Wissenschaft, welche ihnen die gleichberechtigte Schwester der Dichtkunst wurde. Endlich weckte der beständige Kampf, den ihre einmal unternommene abenteuerliche und doch so folgenreiche Eroberung ferner Inseln mit sich führte, ihre Geisteskräfte früher, als solche im deutschen Mutterlande erwachten, von wo die Schaaren der Eroberer stets nur ausgingen und unabhängige Staatengebilde daher erst aufkeimen konnten, nachdem sich die Wogen der Völkerwanderung gelegt hatten. Das lebendige Stammesbewußtsein der Angelsachsen zeigte sich schon darin, daß jeder ihrer Stämme im Lande der Sehnsucht seine besonderen Staaten errichtete und daß diese, ihrer sieben oder acht, trotz manigfacher Streitigkeiten unter sich, doch gegen die Fremden einig waren und im Kampfe gegen diese den gemeinsamen Bretwalda an ihre Spitze stellten. Letztere Würde erhielt erst Beständigkeit, nachdem Karls des Großen Zeitgenosse und politischer Schüler Egbert aus den südlichen Reichen eines, das englische gebildet hatte, dem sich in der Folge auch die nördlichen anschlossen. Größer als Egbert und Englands eigentlicher Kulturgründer war sein Enkel Alfred der Große am Ende des neunten Jahrhunderts. Er bändigte nicht nur die Räuber, welche sein Land, und die seeräuberischen Normannen, welche das Meer umher und die Küsten unsicher machten, — er war auch unablässig für geistige Bildung besorgt. Er ließ die Küsten Norwegens und der Ostsee erforschen. Er lernte in vorgerücktem Alter die Sprache Roms, übersetzte den Boethius und die Weltgeschichte des Orosius, zu welcher er Nachträge in seine Arbeit eintrug. Die durch Kriege und damit verbundene Zerstörung von Klöstern unterbrochenen Schulen stellte er wieder her, hielt seine Beamten zur Pflege ihrer Kenntnisse an und ließ Gelehrte aus den keltisch gebliebenen Ländern der britischen Inseln und aus den Frankenreichen kommen und durch Einige derselben die Klöster seines Landes auf bessere Bahnen bringen. Selbst aber soll er zu den Bemühungen, sich und Andere zu bilden, durch die Lieder seines Volkes bewogen worden sein, welche er sammeln ließ und denen er eigene nachdichtete. Unter ihm wurden die Sänger oder „Schöpfer“ (scop) äußerst geachtet; denn sie nährten und pflegten ja des Volkes Liebstes, seines alten Glaubens und seiner Helden Verherrlichung! Diesem Eifer haben wir es zu verdanken, daß England das älteste in germanischer Zunge vorhandene Gedicht, das angelsächsische Epos Beowulf („Bienenwolf“, d. h. Specht) bewahrt hat, die dem zehnten

Jahrhundert entsprossene Feier eines angeblichen Helden der Goten (Geata) oder der Jüten vor ihrer Ankunft in England, im vierten Jahrhundert, und seiner Kämpfe mit dem bösen Geiste Grendel, sowie mit einem Drachen. In der Sprache und Form gleicht das Gedicht den skandinavischen Heldenliedern (Kämpewiser), deren ältesten, jetzt nicht mehr vorhandenen es offenbar nachgebildet ist.

Nach der Zeit des großen Alfred, dessen Nachfolger beinahe nur in ihrer Ergebenheit gegen Rom hervorleuchteten, wurden die einheimischen Dichtungen vernachlässigt und von den Mönchen fast nur Übersetzungen aus lateinischen Schriften geistlichen Inhalts geduldet. Diese Richtung hatte indessen schon in früherer Zeit ihren Anfang genommen, und in derselben ragte im siebenten Jahrhundert der Mönch Caedmon (Ceadmon) im Kloster Whitby hervor; nach Beda war er blos Hirte des Klosters und ohne Bildung. Seinen Namen tragen Gedichte, deren Stoff den beiden Theilen der Bibel entlehnt ist und welche theilweise Kraft und Erhabenheit verraten.

Später wurde die angelsächsische Kultur und mit ihr auch die Volksdichtung durch die Dänen unterdrückt, welche selbst keine Kultur in's Land brachten, sondern nur Mord und Brand. Die ihnen folgenden Normannen waren in Frankreich, ihre nationale Überlieferung vergessend, ausschließlich Theilnehmer an der nordfranzösischen Literatur geworden. Es wurde von da an in Britannien theils altbritisch oder gaelisch, theils angelsächsisch, theils französisch gedichtet. Mit den Barden der Briten und Gaelen wetteiferten die Minstrels der eingewanderten Völker, herumziehende Sänger, die sich gleich den Mönchen eine Glatze auf dem Kopfe und den Bart schoren und in langen Gewändern einhergingen, die Harfe umgehängt. Sie waren meist niedrige Schmeichler der Fürsten und des Adels, wurden von diesen Kreisen protegirt, namentlich wenn sie in der französischen Hofsprache sangen, und erhielten sogar eigene Gerichtshöfe; ja Einzelne unter ihnen trugen den Titel von „Königen der Minstrels“. Sie wurden so verwöhnt und in Folge dessen verderbt, daß sie im sechszehnten Jahrhundert, nachdem sich bereits eine englische Literatur ausgebildet, nur noch als fade Gecken erschienen und endlich gegen Ende der Regirung Elisabeths mit Vagabunden und Spitzbuben zusammengestellt wurden, worauf sie spurlos verschwanden. Ihre Poesie bestand meist in erzählenden Gedichten, theils größeren — Epopöen — aus dem Sagenkreise Alexanders des Großen, Arthurs, Karls des Großen u. s. w., — theils kleineren — Romanzen. Seit den Kreuzzügen bildeten willkürlich erfundene Abenteuer jener romantischen Epoche den Stoff derselben, namentlich solche aus dem Leben Richards Löwenherz. Zugleich begann die sich aus dem Angelsächsischen und Französischen bildende englische Sprache die französische zu verdrängen, wozu vor Allem der Antagonismus der unterdrückten, aber sich er-

mannenden Angelsachsen gegen die übermütigen französisch sprechenden Normannen beitrug. Einen kräftigen Ausdruck fand dieser berechtigte Nationalhaß eines zu rechtlosem Leben in den Wäldern verurteilten Stammes durch die Balladen von dem zugleich wilden und edlen Jäger Robin Hood, dem Feinde der Unterdrücker, dem Freunde des Volkes. Außerdem aber nährte sich die entstehende englische Poesie schon seit dem elften Jahrhundert von der erwachenden Opposition gegen die übermütige kirchliche Hierarchie und gegen die unwissenden und unsittlichen Klöster, worin die südfranzösischen Troubadours den englischen Minstrels vorleuchteten. Ein Held der volkstümlichen Poesie wurde auch der große Verfechter der Landesfreiheiten gegen den Adel, Simon von Monfort, Graf von Leicester. Die nationalen Unterschiede unter den Engländern verschwanden endlich unter diesen Kämpfen um religiöse und politische Freiheit, namentlich aber in Folge jener langen gemeinsamen Kriege der ganzen Nation mit Frankreich.

Daß in Deutschland schon früh, in einer nicht zu berechnenden Zeit, Volkslieder, namentlich epische, existirten, geht sowol aus des Tacitus Zeugniß (oben S. 51), als aus dem Umstande hervor, daß die Angelsachsen, welche eine alte dichterische Literatur besaßen, aus Deutschland stammten, und daß der bedeutendste Theil der skandinavischen Heldendichtung seinen Stoff dem deutschen Boden entnommen hat (S. 59 ff.). Daß aus der ältesten Zeit der deutschen Dichtung nichts mehr vorhanden ist, rührt einmal von dem Mangel an staatlicher Selbständigkeit und Ordnung während der sog. Völkerwanderung, — anderseits aber von dem übergroßen Eifer her, mit welchem die christlichen Glaubensboten alle Spuren des Heidentums auszurotten suchten. Darin that sich besonders der Angelsachse Winfrid (Bonifacius) hervor, ohne zu ahnen, daß einst sein wahrlich nicht weniger frommer königlicher Landsmann Alfred das Gegentheil thun werde. Dieses Gegentheil that zwar auch der erste deutsche Kaiser, Karl der Große, aber daß die Sammlung, welche er von Heldenliedern veranstaltete, verloren gegangen, beweist nur, wie thätig die Geistlichkeit in ihrem Hasse gegen heidnische Arbeiten gewesen ist. Ungeachtet dieses fanatischen Treibens aber erhielten sich, und zwar gerade in einzelnen vorurteilfreieren Klöstern, schwache Reste altdeutscher Dichtung. Das Kloster Reichenau z. B. besaß im Jahre 821 zwölf solcher Gesänge. Alles aber ist verschwunden, bis auf die Bruchstücke des stabreimenden Liedes von Hildebrand und seinem Kampfe mit dem unerkannten Sohne Hadubrand. Noch im zehnten Jahrhundert zwar dichtete Ekkehard (oben S. 170) das Lied von Walter dem Aquitaner, aber — in latinischen Hexametern. Beide Gedichte gehören zu dem Kreise von Sagen, der sich um die beiden Hauptthelden der Völkerwanderung, den Hunnen Attila und den Ostgoten Theodorich (oben S. 59 ff.) gebildet hatte.

Seit dem neunten Jahrhundert wog in Folge der erwähnten Bemühungen die christlich-kirchliche Dichtung vor. Doch war auch aus dieser weder die Begeisterung für nationales Heldentum, noch die Erinnerung an die alte Religion zu verbannen. Erstere trat in dem Ludwigsliede des neunten Jahrhunderts, zu Ehren eines Sieges König Ludwigs III. über die Normannen, letzteres in dem zum Theil wörtlich mit Stellen der Edda übereinstimmenden Wessobrunner Gebete*) und in dem Muspilli (Gedicht vom Weltuntergang, oben S. 47 f.) zu Tage; ja sogar die stabreimende altsächsische „Evangelienharmonie" Heliand (unter Ludwig dem Frommen) erzählt die Geschichte Jesu ganz, als ob sie in deutschem Lande und unter deutschen Leuten vorgefallen wäre, während die dreißig Jahre später entstandene oberdeutsche Evangelienharmonie (in neuerer Zeit „Krist" betitelt) von dem Benediktiner Otfrid zu Weißenburg im Elsaß die nationale Färbung bereits aufgegeben und sich in den römisch-christlichen Gesichtskreis hineingelebt hat, mit welchem Werke überhaupt die deutsche Kunstdichtung und die Anwendung des Endreimes statt des Stabreimes beginnt.

Spärlich sind die Überbleibsel der althochdeutschen Form unserer Sprache; reichhaltiger quellen sie aus der mit dem Emporsteigen der Staufer beginnenden mittelhochdeutschen Periode. Gehört auch, was wir aus derselben besitzen, durchaus der Kunstdichtung und der größte Theil davon wieder der Übertragung und Nachahmung ausländischer Ritter- und Minnedichtung an, so leben doch in einem Theile der Dichtungen dieses Zeitraumes bedeutende Anklänge und Erinnerungen an die Volksdichtung. Abgesehen von einzelnen im mönchischen Geiste gehaltenen Legenden und einer größern Sammlung von solchen, wie von Novellen, der sog. Kaiserchronik aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts (in 16,000 Versen), gehört hierher das niederrheinische Annolied von etwa 1180, ein Preis des Erzbischofs Anno von Köln. Selbes verschwindet jedoch vor den zwei großartigsten Heldengedichten des deutschen Mittelalters, der sog. deutschen Ilias und Odyssee, welche ihren Stoff, wenn auch in durchaus verchristlichter Sprache und Form, der heidnischen Sage unseres Volkes entnahmen.

Das Nibelungenlied**) (in späterer Überarbeitung „der Nibe-

---

*) Es heißt darin: „Das vernahm ich, ... daß Erde nicht war noch Oberhimmel, noch Baum oder Berg, noch Sonne schien oder Mond leuchtete, noch das mächtige Meer, da nichts war von Erde noch Grenze, da war der eine allmächtige Gott, der Männer mildester;" — während Strophe 3 der Wöluspa lautet: „Einst war das Alter, da Ymir lebte: da war nicht Sand nicht See, nicht salz'ge Wellen, nicht Erde fand sich noch Überhimmel, gähnender Abgrund und Gras nirgends."

**) Herm. Fischer, die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann, Leipzig 1874.

lunge Not"), nach der Art seiner Entstehung ein Rätsel, hat seinem Versmaß den Namen der Nibelungenstrophe gegeben und umfaßt in 39 Aventiuren zwei gleich umfangreiche Haupttheile, von denen der erste die Heirat und Ermordung Sigfrids, der zweite die Rache seines Todes durch die Witwe enthält (über den Stoff s. oben S. 57 ff.). Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurde dieser Schatz den Deutschen bekannt. Das Gedicht entstand wahrscheinlich in der Mitte des zwölften Jahrhunderts und wurde bis zum Ende desselben öfter umgearbeitet; seine erste Abfassung geschah, wie die neueste Forschung glaubt, nach einer ältern (und zwar wol lateinischen) Aufzeichnung durch Konrad, den Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau im letzten Viertel des zehnten Jahrhunderts, wo die Einfälle der Magyaren die allgemeine Aufmerksamkeit auf Ungarn, den einstigen Hauptsitz der Hunnen, zogen. Zu der neuen Bearbeitung in der angegebenen Zeit mögen wieder die hundert Jahre vorher vorgefallenen Kriege Kaiser Heinrichs III. gegen Ungarn aufgemuntert haben; mehr aber hat in dieser Beziehung der damalige Aufschwung des deutschen Lebens und Dichtens und der deutschen Macht gethan. Aus dem Versmaß des Gedichtes wird, da damals jeder Dichter sein eigenes solches pflegte, und von einem gewissen Kürenberger Strophen der gleichen Zeitmessung vorhanden sind, geschlossen, daß der Verfasser der letzteren (Magenes oder Konrad? von Kürenberg) auch der Verfasser des Nibelungenliedes sei. Seine Heimat war wol der Kürenberg bei Linz in Österreich.

Der Verfasser des Nibelungenliedes hat keine Idee mehr von dessen ursprünglicher mythologischer Bedeutung. Er weiß nichts von Sigfrids und Brunhilds anfänglicher Liebe, nichts von ihrem gemeinschaftlichen Scheiterhaufen. Der Streit der beiden Königinnen ist vor die Thür eines christlichen Münsters verlegt, und im Ganzen ist der leitende Gedanke die mittelalterliche Lehnstreue und die Kameradschaft des Rittertums. Carriere*) sagt: „Das Dämonische im Naturmythos, in der heidnischen Götterwelt ist unserm Dichter verdunkelt, oder blickt nur hier und da, ihm selber unbewußt, noch aus dem Hintergrund hervor; das Christentum ist die herrschende Religion geworden, und wie mit diesem das Gemüt des Menschen zum Mittelpunkte des Lebens ward, so waltet das Dämonische nun in der Menschenbrust, im holden Zauber der Minne wie in der furchtbaren Gewalt der Leidenschaften, ja es ist die Treue selber, die Liebestreue Kriemhildens, die Mannestreue Hagens, die hier in ihrer alleinherrschenden, alles übrige für nichts achtenden Rücksichtlosigkeit sich mit dem Schrecken der tragischen Erhabenheit offenbart und das Netz eines unentrinnbaren Verhängnisses wie aus ehernen Fäden flicht. Ja das Weib als die eigentliche Trägerin der Gemüts-

*) Die Kunst ꝛc. III. 2. S. 343.

welt ist die sichtbare Mitte des Ganzen; mit den Mädchenträumen Kriemhildens hebt das Lied an und endet mit ihrem Tode."

Ein Anhang zum Nibelungenliede ist die Klage in kurzen Reimpaaren; sie betrauert die gefallenen Helden.

Das Gegenstück zum großen deutschen Volksepos ist Gudrun, eine Sage aus dem Seeleben der Nordsee, enthaltend in der Einleitung die Entführung des Königssohnes Hagen durch einen Greifen nach fernem Eiland, seine Liebe zu Hilde und Verbindung mit ihr; im ersten Haupttheile die Werbung des Hegelingen-Königs Hetel um die ebenfalls Hilde genannte vielgeliebte Tochter Hagens, im zweiten Haupttheile die Werbung Hartmuts, des Königssohnes von der Normandie, und Herwigs von Seeland um Gudrun, die Tochter Hetels und Hildens, des Letztern Sieg, ihre Entführung durch Erstern, ihre Erniedrigung zur Magd, ihre Befreiung und die Versöhnung der Feinde. Das Gedicht verherrlicht namentlich, dem Geiste des Minnedienstes huldigend, die Frauen, und besonders lieblich und zart ist geschildert, wie nicht das gleißende Gold, noch das rauhe Schwert, welche für den Werber wirken, sondern nur das begeisterte Lied des Sängers bei der Umworbenen den Ausschlag gibt. Das Zeitmaß der Gudrun ist dem der Nibelungen ähnlich, aber mit feinen, einen mehr lyrischen Charakter, statt des epischen, begründenden Abweichungen. Entstanden ist Gudrun in ihrer vorhandenen Gestalt wahrscheinlich um 1210 in Österreich.

Beide Gedichte, der feurigen Sonne und dem sanften Monde zu vergleichen oder die beiden Augen der deutschen Dichtung des Mittelalters zu nennen, gehören der Form nach allerdings zur Ritter- und Minnedichtung; ihr Stoff und ihr Grundton aber werden sie stets unter die Perlen der Volksdichtung einreihen. Letztere wurde dann in der nächsten Zeit nach dem Entstehen der beiden Meisterwerke durch mehrere Gedichte vervollständigt, welche zusammen das „kleine Heldenbuch" heißen und als solches um 1472 durch Kaspar von der Roen zusammengestellt wurden. Von denselben gehören: der hörnen Sigfrid in den Kreis der Nibelungen, Sigenot, Ecken Ausfahrt, Dietrichs Flucht, Biterolf und Dietleib, die Schlacht von Raben (Ravenna) in den Kreis der Dietrichssage, während die Rosengartenlieder (oben S. 60), worin der derbe Mönch Ilsan treffend den Mönchshumor des Mittelalters verbildlicht, jene beiden Sagenkreise verknüpfen, Otnit aber, sowie Hugdietrich und Wolfdietrich, in den Kreis der romantischen Ritterdichtung hinüberspielen. Dagegen näherten sich im dreizehnten Jahrhundert andere Dichter noch mehr dem Volke, als es die Heldendichter der Volkssage gethan; es geschah das durch volkstümliche Erzählungen, unter denen der „Pfaff Amis" von dem „Stricker" (1230) hervorragt.

Eine weitere Gruppe der ursprünglich aus dem Volke hervorgegangenen, wenn auch künstlerisch ausgearbeiteten Dichtung huldigte weder

dem Zwecke der Erbauung, wie die Evangelienharmonien, noch dem der Unterhaltung, wie die nach alten Mythen bearbeiteten Heldengedichte, sondern der moralischen Belehrung. Dahin gehört vorab die Thiersage. Es ist eine alte Neigung der indoeuropäischen Völker, wie wir bei Anlaß der Kultur Indiens (Bd. I. S. 284) und Griechenlands (Bd. II. S. 232) gesehen haben, die Thiere zu Bildern der menschlichen Eigenschaften, besonders ihrer Laster und Thorheiten zu wählen. Im Mittelalter verriet sich diese Neigung zuerst bei den Franken, vorerst in unzusammenhängenden Abenteuern; auch latinische Bearbeitungen der Thiersage durch Geistliche tauchten auf. Die Helden derselben waren die Thiere des deutschen Waldes und ihr König war der Bär statt des in Mitteleuropa damals unbekannten Löwen, bis man letztern durch die Kreuzzüge kennen lernte und nun auf den Tron erhob. Der Hauptanzettler übler Streiche war erst der Wolf; später, als im Menschenleben die List mächtiger wurde als die Gewalt, trat der Fuchs an seine Stelle. Beide Ränkemacher wurden schon früh in Mönchskutten gesteckt, sowol in der Sage selbst, als in bildlichen Darstellungen. Die Thiere erhielten Namen, welche ihren Charakter ausdrückten. Im zwölften Jahrhundert gaben Flamänder ihren Thiergedichten die Titel von Beinamen des Wolfes (Isegrim, d. h. eisengrimmig) und des Fuchses (Reinard, d. h. ratkundig). In derselben Zeit reihte ein deutscher Dichter, der sich Heinrich der Glichesäre nennt, nach französischen Vorbildern zehn Geschichten vom Wolf und Fuchs aneinander, welche hundert Jahr später, und zwar unter dem die Nibelungen parodirenden Titel „Isengrimes Not", ein sich den gleichen Namen beilegender Dichter überarbeitete. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts vereinte der Flamänder Willem de Madoc die zerstreuten Sagen zum Epos „Reinaert de Vos" und gab zugleich den Thieren mehr als nur die Eigenschaft von Bildern, nämlich einen selbständigen Charakter. Mit dem Hofe des „Königs Nobel" als Vereinigungpunkt entstand so eine zusammenhängende Kette der ergötzlichsten vom Fuchse angezettelten Geschichten. Die eigentliche, von unterhaltenden Abenteuern losgelöste und nicht nach Verspottung menschlicher Thorheiten, sondern nach reiner Belehrung trachtende Fabel erhielt ihren ersten deutschen Ausdruck durch den Dominikaner Ulrich Boner zu Bern (1324—1349), dessen Werk, „der Edelstein" genannt, „in einfach gehaltenem Vortrag einen reichen Schatz von weisen und eindringlichen Lehren enthält" (Scherr).

Den Zweck der Belehrung ohne Einkleidung in Erzählungen verfolgte auch in unserm Zeitraume die bei allen civilisirten Völkern vertretene Spruchdichtung. Ihr hervorragendstes Werk im Mittelalter und zugleich eines der bedeutendsten dieser Zeit überhaupt erblicken wir in Vridanke's Bescheidenheit. Der seiner Person nach unbekannte Verfasser lebte wahrscheinlich in Schwaben und machte den Kreuz-

zug Friedrichs II. (1228—29) mit. Er war ein entschiedener Anhänger dieses Kaisers und drückte sich über den gegen Letztern verhängten Bann (oben S. 149) ziemlich freimütig aus. Ebenso war er ein vaterlandliebender Deutscher, den es blutig kränkte, daß durch die Ränke des Papsttums sein Volk „das Gespött der Wälschen" geworden. Auf die Päpste ist er im Allgemeinen nicht gut zu sprechen und erinnert sie ungescheut an ihre Pflicht wie an ihre Sündhaftigkeit, beurteilt aber seines großen Kaisers Gegner Gregor IX. unbefangen und ohne Leidenschaft, ja nimmt ihn gegen manchen Vorwurf in Schutz. Gleich vielen Zeitgenossen (oben S. 193 ff.) eifert er gegen den Reichtum und die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles. Gegenstand der unerbittlichen Lauge seines Spottes sind Ablaß, Wallfahrten und unaufrichtige Buße, besonders aber das Leben des römischen Hofes, welches er schonunglos an den Pranger stellt und dem er Bestechung, Unfrieden und Verwirrung vorwirft. Überhaupt gewinnen wir aus seinen Sprüchen ein trauriges Bild der damaligen Sitten, der herrschenden Gesetz- und Rechtlosigkeit, der Verachtung aller Ordnung und alles Ansehens. Von dem damaligen verderbten Klerus sagt er z. B.: „Die uns gut bilde solten geben, der velschent vil ir selber leben," von der gedankenlosen Werkheiligkeit: „Gienge ein hunt tages tusend stunt (d. h. tausendmal) ze kirchen, er were doch ein hunt," vom Unfuge des Ablasses: „Die Gnade einem esele wol gezimt, daz er dem ohsen sünde nimt. Der Applaß wirt vil selten gut, den ein tore dem andern tut." Trotz alledem aber ist der Dichter ein gläubiger Katholik, nimmt entschieden Partei gegen die zu seiner Zeit (oben S. 195 ff.) mächtig auftretenden Ketzer, welche, „wenn sie einig wären, alle Reiche zwingen würden." Gegen die Juden führt er den Dreieinigkeitglauben in's Feld, den er mit sehr naiven Gründen zu stützen sucht, z. B. die Harfe habe Holz, Saiten und Klang und sei doch nur eines! An manchen Stellen fügt er auch Fabeln ein und wählt auch sonst gerne Beispiele aus der Thierwelt. Die Quellen seiner Spruchweisheit liegen größtentheils im Volksmunde und der Verfasser scheint ein ächter Volksmann und Sohn seiner Zeit gewesen zu sein. Dabei muß aber die Vielseitigkeit bewundert werden, mit welcher er alles Leben und Treiben, Denken und Glauben seines Jahrhunderts umfaßte, und auch der ritterliche Anstand, mit dem er das that. Sein Werk ist in 53 Kapitel getheilt, von denen jedes einen bestimmten Gegenstand behandelt, z. B. Gott, die Messe, den Menschen, die Seele, die Juden, die Ketzer, den Wucher u. s. w.; die Form sind Paare kurzer Reimverse. Merkwürdig ist Vridank's Übereinstimmung in den Ansichten und selbst in manchen Stellen und Wendungen mit Walter von der Vogelweide, der uns später begegnen wird, so daß Wilhelm Grimm Beide für eine und dieselbe Person halten zu sollen glaubte; doch hat diese Vermutung wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Die zuletzt erwähnten Werke, deren Stoff der Volksdichtung angehört, weisen indessen durch die Persönlichkeiten ihrer Verfasser auf die gleichzeitige Richtung der ritterlichen und minnesingerischen Dichtung hin.

B. Die Ritter- und Minnedichtung.

Den Ursprung des Ritterwesens und Minnedienstes haben wir bereits (oben S. 231 ff.) im Feudalwesen gefunden; zu seinen Äußerungen gehört namentlich die Ritter- und Minnedichtung, oder wie sie, nach ihrem Verhältniß zu den Fürstenhöfen, um deren Gunst sie buhlte, treffend genannt wird, die höfische Dichtung. Nur wenige ihrer Bekenner griffen, wie wir eben gesehen, ihren Stoff aus der Volksdichtung; die große Mehrzahl hielt sich an das Leben und die Ideale ihres Standes. Diese waren: Vertheidigung des Glaubens, Treue gegen den König und Beschützung der Frauen.

Genährt wurden diese Ideale in den manigfachen Kämpfen des Mittelalters, besonders aber in den Kreuzzügen; denn so wie in diesen kam die Begeisterung für den Glauben in keinem andern Kriege zur Geltung. Die Kreuzzüge, d. h. die Kämpfe für das Kreuz gegen die Ungläubigen hatten aber, lange bevor Europa's bekreuzte Schaaren nach Palästina zogen, in des christlichen Spaniens Vorschreiten gegen die islamitischen Eindringlinge begonnen. In Spanien war daher auch die Geburtstätte, wenn auch nicht der feudalen, doch der romantischen Seite des Ritterwesens. Wie viel in dieser Beziehung die Spanier von ihren arabisch-maurischen Gegnern gelernt, mit welchen sie während des Ringens um die Herrschaft auf der Halbinsel außerhalb des Schlachtfeldes in einem erhebenden ritterlichen Verkehre standen und gegen welche sie noch nicht den Blutdurst der Inquisition hervorkehrten, — läßt sich nicht genau sagen. Es ist aber wol möglich, daß die gotische Tapferkeit und die dichterische Bildung der Ommajaden sich zu dem Gesichtskreise der ritterlich-minnesängerischen Poesie verschmolzen haben. Sei dem, wie ihm wolle, — Spanien ist das Vaterland der romantischen oder Romanzen-Dichtung, welche ihren Namen von der romanischen Sprache erhielt, in der sie zuerst geübt wurde. Ihre erste Form waren die bekannten achtsilbigen Trochäenverse (Redondillas). Den Hauptinhalt bildeten natürlich die Kämpfe zur Wiedereroberung des Vaterlandes, zur Vertreibung der „Ungläubigen" dahin, wo sie hergekommen waren. Der Mittelpunkt und die Krone der mit dem tapfern und unglücklichen König Roderich beginnenden Reihe ihrer Helden war und blieb aber der gefeierte Don Rodrigo Diaz el Campeador, von den Arabern und darnach auch von den Christen der Cid (Herr) genannt, in Wirklichkeit ein ziemlich roher Kriegsmann und nicht allzu gewissenhafter Überläufer, in

der Dichtung aber das Ideal aller Ritterlichkeit und Treue. Außer den zahlreichen Heldenromanzen, welche im 15. und 16. Jahrhundert gesammelt wurden, erzeugte Spanien, als erstes Kind seiner Kunstdichtung, auch ein Heldengedicht vom Cid (Poema del Cid) um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, und zwar in langen zehn- bis sechszehnsilbigen Versen, doch noch in ungelenker Sprache und trockener Darstellung.

Im dreizehnten Jahrhundert stellte sich an die Seite dieser Dichtungen, welche durch die Popularität ihres Stoffes eigentlich der Volksdichtung angehören, einerseits eine kirchliche Legendendichtung, besonders gepflegt von Gonzalo de Borceo, unter dessen Arbeiten uns eine Schilderung des jüngsten Gerichtes auffällt, welche überraschend an die Götterdämmerung der Edda und an die betreffenden Stellen im Heliand und Muspilli (oben S. 47 f.) erinnert, — anderseits aber die erkünstelte, nicht volksmäßige romantische Ritterdichtung. Selbe behandelte durch die Hand des Juan Lorenzo Segura Alexander den Großen als christlichen (!) Helden. Dieses Ritterepos erzeugte dann den berüchtigten Ritterroman, dessen Unnatur im vierzehnten Jahrhundert in dem „Amadis von Gallien," angeblich (aber unwahrscheinlicher Weise) von dem Portugiesen Vasco de Lobeira, gipfelte. Dieses zwar kunstvoll gefügte aber geistlose Machwerk ist der „eigentliche Urvater des modernen Romans"*), indem darin die Liebe zum ersten Male der Brennpunkt der Handlung wurde; — er erlebte zahllose Überarbeitungen und Nachahmungen.

Die Geiselung dieser Sorte durch Cervantes ist mehr als bekannt. Eine andere Dichtgattung jener Zeit ist die der lehrhaften Novellen mit moralischer Nutzanwendung, deren bedeutendste Sammlung „der Graf Lucanor" des Infanten Juan Manuel von Castilien (1273 oder 1280—1347 oder 48) ist.

Ein fruchtbareres dichterisches Leben als in Spanien entwickelte sich in der ehemaligen „römischen Provinz" Galliens, wo in der Mischung der Volkselemente das römische Wesen, wie in Italien, weit mehr vorwog, als im eigentlichen Frankreich, in Nordgallien, und auf der iberischen Halbinsel. Es gibt kaum auf einem geographisch zusammengehörigen Gebiete irgendwo eine größere Verschiedenheit des Volksstammes, als zwischen den fränkisch-keltischen Franzosen des Nordens und den römisch-iberisch-ligurischen Provençalen, welche weder durch Abstammung, noch durch Wahl, sondern lediglich durch Eroberung und politische Einordnung Franzosen sind. Das vorzugsweise als „romanisch" bezeichnete Idiom derselben ist durch seine schmelzende Weichheit und seine weit näher dem Italienischen und dem Spanischen als dem

*) Braunfels, Krit. Versuch über den Roman Amadis von Gallien, Leipz. 1876, S. 5.

Französischen stehende Anmut vorzüglich zur Dichtung geeignet, aber auch zu scharfer Züchtigung der Feinde und geharnischtem Streite für die Ideale fähig. Auch das Gebiet der provençalischen Sprache, welchem außer Südfrankreich noch das spanische Catalonien angehört, war ein Schauplatz der Kämpfe mit den Sarazenen, welche an seiner Nordgrenze Karl „der Hammer" so wuchtig zurückwies, und es mögen daher wie in Spanien, so auch hier Einflüsse der in Cordova's Reich ihre islamitische Beschränktheit vergessenden kulturbefördernden Ommajaden vorgewaltet haben. Ja, die wirkliche Ritter- und Minnedichtung, welche in Spanien zwischen der volkstümlichen Heldenromanze und dem unnatürlichen Ritterroman nicht recht aufkam, hat ihre europäische Heimat erst in der Provençe und der Landschaft Languedoc. Dort wuchs die „gaya scienza" (die fröhliche Wissenschaft, eigentlich Kunst) empor. Dort erstanden die „Liebeshöfe" (corts d'amor), welche die Unsitte des Turniers durch dichterische Wettkämpfe ersetzten, leider aber später zu Anstalten des Wortschwalls und unreiner Liebelei herabsanken. Dort widmete sich der Kunst des Findens (art de trobar) eine Schaar begeisterter Sänger, die Troubadours (trobadors, trobaires, eig. Finder, Erfinder), während gewissermaßen als ihre tieferstehenden, handwerkmäßigen, meist zu Gaukelei herabsinkenden Berufsgenossen die Jongleurs (joculatores) auftraten. Die Gesänge (canzos) der Trobadoren waren fröhliche (soulas), klagende (lais), Morgenlieder (albas), oder Abendständchen (serenas); mit Tonwerkzeugen begleitet hießen sie Sonette, mit Tanz begleitet Balladen, Pastorellen aber, wenn die Dichter die Maske von Schäfern annahmen. Außer dem weit vorwiegenden, die Frauenliebe feiernden Liede wurden noch Legenden, Fabeln, Novellen (d. h. damals religiöse und didaktische Dichtungen), Erzählungen (comtes), Streitlieder (tenzones) und Rüge- oder Loblieder (sirventes) gedichtet. Die Dichtkunst der Troubadours blühte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Ihren Untergang fand sie gegen Ende des letztern durch ihre Verbindung mit der Ketzerei der Albigenser und durch das Vordringen des französischen Elementes nach Süden. Die berühmtesten unter der großen Zahl der Troubadours, unter welche sich auch englische, spanische und sicilische Könige begaben, sind der schlagfertige Bertran de Born am Ende des zwölften und der kühne Peire Cardinal am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Doch fehlte es auch dieser dichterischen Gesellschaft nicht an sonderbaren Gesellen, wie Marcabrun (1140—85), der die Frauen mit Stachelreden, statt mit Huldigungen bedachte und sein extremes Gegenbild Jaufre Rudel, Prinz von Blaya (1140—70), welcher sich auf Hörensagen hin in die Gräfin von Tripolis verliebte und als Kreuzfahrer nach ihrer Residenz reiste, um krank in ihren Armen zu sterben.

Der vorzugsweise lyrischen Dichtung der Provençalen steht die

vorwiegend epische der Franzosen gegenüber. Während die Spanier die ritterliche Poesie mit ihrem volkstümlichen Cid nur gleichsam schüchtern anregten, die Provençalen dann sie keck in Angriff nahmen, lebten sich die Franzosen vollständig in dieselbe hinein. Den Spaniern war die Treue, den Provençalen die Liebe das bewegende Prinzip gewesen; den Franzosen wurde die Lüsternheit zu demselben. In ihrer romantischen Dichtung gibt es keine Zurückhaltung mehr, es liegt der ganze verführerische Mondscheinzauber der „wundervollen Märchenwelt" des Mittelalters darin offen, und wenn dabei zu viel gelebt und geliebt wird, so ist die Kirche mit ihren unerschöpflichen Gnadenmitteln nicht weit. Die Spanier waren in ihrer arabischen Zeit naiv gläubig gewesen, ohne System, wie die Kinder; die Provençalen waren Ketzer, — die Franzosen aber sind katholische Fanatiker. Bei ihnen ist der Glaube zum System geworden und politische Streitigkeiten mit dem Papste thaten ihm keinen Eintrag; sie verstanden es von jeher, päpstlicher als der Papst zu sein, und es ließe sich vielleicht nachweisen, daß die negativen Richtungen späterer Zeit in der Regel aus altprovençalischen Gegenden kamen, in denen wenigstens die Hugenoten und die Voltaireaner ihre Hauptsitze hatten. Zwischen Wollust und Frömmigkeit bewegt sich daher die französische Dichtung. Ihre Träger waren, den Troubadours ähnlich, die Trouvères, denen als untergeordnete Sängerklasse die Menestriers oder Menestrels (gleich den englischen Minstrels, oben S. 363, von ministeriales) und die Jongleurs (oben S. 372) zur Seite standen. Die nicht unbedeutende lyrische Dichtung dieser Künstler, die sich in Liedern (Chansons) äußerte, wurde indessen weit von der epischen überstralt und letztere glänzte in einer wunderbaren Vielseitigkeit und Stoffesfülle. Es sind im Kreise derselben zu unterscheiden kirchliche, allegorische, novellistische und eigentlich epische oder Heldengedichte. Auf die Legenden, welche die erstere Klasse ausmachen, brauchen wir nicht näher einzugehen, da sie sich von ähnlichen Werken anderer Völker nicht wesentlich unterscheiden. Aus der allegorischen Klasse erwähnen wir das literarische Ungethüm des Roman de la Rose, von verschiedenen Verfassern des dreizehnten Jahrhunderts, in 22,000 Versen, ein fantastisches Quodlibet von Abenteuern bei dem Unternehmen des Dichters, die Rose des Gartens der Liebe zu erringen, wobei romantische Mystik sich nicht selten mit frivolen, ja kommunistischen Stellen vermengt findet, wegen welcher die Pariser Universität das Buch verbrennen ließ. Eine Abart der novellistischen Klasse ist die schon erwähnte Thiersage. Von Bedeutung für uns ist nur noch die epische Heldendichtung. Aus selber scheiden wir gleich die in das Mittelalter am wenigsten passenden Bearbeitungen antiker Stoffe aus, deren Helden und Thaten lächerlicher Weise freilich in mittelalterliche Tracht gesteckt wurden, wobei namentlich der troische Krieg und Alexander der Große Berücksichtigung

fanden. So bleibt uns noch die eigentlich nationale Heldendichtung der Franzosen, ein immer noch höchst reichhaltiges Gebiet übrig, das wieder in eine Menge von Sagenkreisen zerfällt. Derjenige unter ihnen, welcher die meiste Berechtigung, weil den wahrsten und gesundesten Stoff enthält und daher dem spanischen Liederkreise des Cid würdig zur Seite steht, ist der von den Thaten Karls des Großen und seiner Paladine. Aus volkstümlichen Liedern (Chansons de geste) erwuchsen auch diese Gedichte. Aus der gemeinschaftlichen Grundlage der Chronik des Bischofs Turpin im elften Jahrhundert erwachsen, feiern sie vor Allem (seit dem zwölften Jahrhundert) Karls tapfern Neffen Roland und dessen Heldentod bei Roncesvalles im Kampf gegen die Ungläubigen, gegen welche die Sage selbst den großen Kaiser nach dem Morgenlande ziehen läßt. Andere Helden sind Rolands treuer Olivier, Hüon von Bordeaux, Ogier der Däne, Doolin von Mainz, die vier Haimonskinder, namentlich deren Jüngster, Rainald, der Zauberer Malegis, u. s. w. Dem Zwölferkreise der Helden fehlt auch in dem Verräter Ganelon sein Judas oder Loki nicht. Zur nationalen Dichtung der Franzosen sind auch die epischen Stoffe aus der Geschichte der Normannen, von Rollo, Robert dem Teufel und Anderen, die Sage von Lohengrin (Garin le Loheran, der Lothringer), und viele andere unbedeutendere Werke zu rechnen.

Noch umfangreicher, aber weit weniger volkstümlich-französisch, weil ursprünglich den britischen Kelten angehörig, ist der sonderbare und fantastische, aber ächt mittelalterliche Sagen- und Epenkreis vom britischen König Artus (Arthur) und der Ritterschaft des Gral. In diesem Kreise spielt das Ritterwesen mit dem Hof- und Minnedienste selbst die Hauptrolle. Die hierher gehörige Dichtung erwachte wie die übrige zur Zeit der Kreuzzüge. Die Eroberung Englands durch die französirten Normannen und der Sturz der Angelsachsen hatte die Hoffnungen der Kelten wieder erweckt, und deren Genossen in der Bretagne den stammverwandten Franzosen wieder genähert, so daß ein Austausch von Kulturerzeugnissen zwischen beiden Völkern stattfand. So wurde das Interesse für Arthur in Frankreich wach. Sagenhafte Geschichten der Briten, wie sie damals auftauchten, namentlich durch Gottfrid von Monmouth, gaben zu den Heldensagen dieses Kreises die Grundlage her. Gleich Karl dem Großen wurde Arthur zum Eroberer und zum Kreuzfahrer gestempelt und um ihn sammelten sich ebenfalls zwölf Helden, die Tafelrunde. Schließlich wurde ihm ein rätselhaftes Ende, die Entrückung nach einem Wunderlande, angedichtet, aus welchem man seine Rückkehr erwartete, wie diejenige Karls und Friedrich Rotbarts. Das Ganze erhielt die unvermeidlichen Zuthaten von Zauberern, Riesen, Zwergen, Drachen, Zaubergärten, Wundertempeln u. s. w. Darunter ist namentlich der altbritische Zauberer Merlin (Merdhwin), der Sohn eines Dämons (beziehungsweise des Teufels) und damit Gegenbild des

Erlösers, bemerkenswert. So wurde denn mit der Zeit auch die ursprünglich der Arthursage ganz fremde Gralsage mit derselben verknüpft. Dieselbe beruht auf einem mehreren Völkern verschiedenen Glaubens gemeinsamen mythischen Zuge, nämlich auf dem eines vom Himmel gefallenen Steins, welchen außer Persern, Indern, Hebräern und Anderen vornehmlich die Araber kennen, von denen er zunächst nach Spanien verpflanzt zu sein scheint. Letzteres Land ist auch der Schauplatz der verchristlichten Gralsage. In derselben ist der Gral ein aus Lucifers Krone bei dessen Empörung gefallener Stein, später verarbeitet zu dem Gefäße, aus welchem Christus beim Abendmale genossen und in welchem auch Josef von Arimathia das Blut des am Kreuze Sterbenden aufgefangen haben sollte. Das Wort, das wol vom keltischen Grazal (Gefäß) kommt, wurde daher von den christlichen Dichtern als eine Kürzung von sang réal (königliches Blut) gedeutet. Dieses Heiligtum nun sollte auf dem Berge des Heils, „Montsalvage", in Spanien, in einem fantasiereich ausgemalten Wundertempel von einem geistlichen Ritterorden, den Templeisen gehütet werden. Es liegt darin wol eine Anspielung auf die Templer, deren ketzerischer Standpunkt auch auf die Sage eingewirkt zu haben scheint, indem der Gral von der Hierarchie der römischen Kirche unabhängig ist und die ihn feiernden Dichtungen bisweilen ketzerische Ideen laut werden lassen. Das Ganze ist aber offenbar eine Symbolik des gesammten Weltalls, indem der Wundertempel, besonders sein höchster unter 37 Thürmen, eine kolossale Höhe hat, das Gewölbe ein blauer sternfunkelnder Himmel ist, Sonne und Mond durch dasselbe tönend ziehen, der Estrich dem Meere gleicht, an den Wänden goldene Bäume emporsteigen u. s. w. Der Gral dürfte demnach ein Sinnbild des Heiligsten, des Ideals der damaligen Menschheit sein.

Die Verknüpfung zwischen den Sagenkreisen Arthurs und des Gral gibt der jugendliche Held Parzival oder Perceval her. Dieser, früh verwaist und ohne ritterliche Kenntnisse erzogen, zieht auf Abenteuer aus, kommt an den Hof Arthurs, wo er sowol durch seine Tapferkeit, als seine Ungeschicklichkeit Aufsehn erregt, findet dann auf weiterm Zuge den Gral und die heilige Lanze, mit welcher Christus gestochen worden, verrichtet glorreiche Thaten und wird zuletzt ein frommer Einsiedler. — Zu dem weltlich-ritterlichen Sagenkreise Arthurs und dem geistlich-ritterlichen des Gral gesellt sich endlich noch der die Liebe verherrlichende von Tristan, einem Genossen der „Tafelrunde," Drachenkämpfer wie Sigfrid und Gralsucher wie Parzival, wahrscheinlich einem keltischen Heros, mit seiner Geliebten Isolde, der Gattin des britischen Königs Marke, worin die Lüsternheit der französischen Dichtung des Mittelalters auf die Spitze getrieben und der Ehebruch nicht nur vertheidigt und als normales Verhältniß gefeiert, sondern förmlich ver-

himmelt wird. Unter der Unzahl von französischen Versromanen, welche diese Sagenkreise besingen und unter sich verbinden, nennen wir nur den Perceval, den Chretien de Troyes (auch Bearbeiter Tristans) am Ende des zwölften Jahrhunderts begann und Andere um 1210 vollendeten.

Die deutsche höfische Poesie des Mittelalters schöpfte ihren epischen Stoff aus der so eben betrachteten französischen, bereicherte ihn aber durch den ihrer Nationalität entsprechenden tiefern Gedankeninhalt. Diese den Glauben, das Rittertum und die Minne feiernden Sagenstoffe beherrschten sogar während der Kreuzzüge das geistige Leben Deutschlands und wurden von dessen Beschützern und Wortführern in so entschiedener Weise bevorzugt, daß die Volksdichtung, auch wenn von Seite höfischer Dichter bearbeitet, als verachtetes Aschenbrödel bei Seite geschoben wurde und sogar die Namen der Verfasser des Nibelungenliedes, der Gudrun und der Sprüche Freidanks in Vergessenheit gerieten, während die Namen der die Ritterideale verherrlichenden Dichter sammt und sonders der Nachwelt überliefert wurden. Denn es ist wol zu berücksichtigen, daß dieser Gegenstand ein treuer Ausdruck des Standpunktes und der Gesinnungen des christlichen Mittelalters war und dieses daher mehr ansprechen mußte, als Erzählungen aus einer vergessenen grauen und noch dazu heidnischen Vorzeit oder unbequeme, das Gewissen aufrüttelnde Sittensprüche.

Auch in Deutschland gehörten die nicht aus der Volksdichtung geschöpften Stoffe theils dem falsch aufgefaßten Altertum, theils neueren Zeiten, theils endlich der Fantasie an. Das klassische Altertum ist vertreten in des Pfaffen Lamprecht (gegen Ende des zwölften Jahrhunderts) Alexanderlied und in des gleichzeitigen Heinrich vom Veldeken Eneit (Äneis). Beide in ihrer Art vortreffliche Dichtungen sind nach französischen Bearbeitungen dieser Stoffe verfaßt und vermengen dieselben mit romantischen mittelalterlichen Vorstellungen. Ein Nachfolger des Erstern war der Legendendichter Rudolf von Ems, dessen Arbeit den Übergang zur Reimchronik bildet. Den Letztern ahmte am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Herbort von Fritzlar in seinem „Liet von Troye" und am Ende desselben Konrad von Würzburg nach. Auf den Sagenkreis Karls des Großen warf sich um 1175 der Pfaffe Konrad mit seinem Rolandslied. Bedeutender sind die deutschen Bearbeiter der Arthur- und Gralsage und der damit zusammenhängenden Dichtungen, weniger zwar Ulrich von Zazichoven um 1190 mit seinem Lanzelot und Hartmann von Aue um 1200 mit seinem Iwein, den er mit seinem trefflichen, ausnahmsweise der Volkssage entnommenen „armen Heinrich" weit übertraf, — als die zwei größten mit sicherm Namen bekannten deutschen Epiker des Mittelalters, zu denen wir uns nun wenden.

Hatten die Franzosen die Gralsage bei aller Großartigkeit ihrer Idee doch theils fantastisch, theils frivol behandelt, so legten dagegen die deutschen Dichter den vollen Inhalt ihres überquellenden Gemüts und ihrer unergründlich tiefen Empfindung in den überlieferten Stoff hinein. Den vielen wälschen Dichtern der Gralsage steht indessen nur ein deutscher von Bedeutung gegenüber, aber ein sie Alle weit aufwiegender, Wolfram von Eschenbach, aus der Gegend von Ansbach gebürtig, unter Friedrich I. geboren, unter Friedrich II. gestorben. Sein im Ganzen der Erzählung des Chretien de Troyes folgender Parzival ist (nach Scherr) „die erste große That der deutschen Idealistik, welche von da ab von ihrem Fragen nach Gott und nach des Menschenlebens Sinn und Frommen nie mehr abgelassen hat; . . . . er will zeigen und zeigt auch wirklich, wie der Zweifel im Menschen entstehe, wohin er ihn führe, wie er, im christlichen Sinne, bekämpft und überwunden werden könne durch das Mysterium der Erlösung der Menschheit durch Christus.“ Die Auffassung und Sprache Wolframs erschweren jedoch durch ihre uns jetzt unverständliche Mystik den Genuß des Werkes. Von des nämlichen Dichters im Stoffe dem Parzival vorangehendem Titurel besitzen wir nur Bruchstücke, welche die Liebe Schionatulanders und Sigunens in schön gebauten Strophen sinnig und zart schildern.

Als scharf gezeichnetes Gegenbild steht neben dem schwärmerischen und ritterlichen Wolfram sein Zeitgenosse, der schalkhafte und bürgerliche „Meister“ Gottfried von Straßburg. Sein von ihm nicht vollendetes Gedicht „Tristan und Isolde“ (gleich dem Parzival in kurzen Reimpaaren mit zahlreichen französischen Ausdrücken) ist, wie Scherr sagt, „schon darum höchst merkwürdig, weil es in seinem Verhältniß zu Wolframs Parzival zum ersten Male ganz entschieden jenen Gegensatz zwischen Spiritualismus und Sensualismus, zwischen idealistisch-supranaturalistischem und realistisch-humanistischem Geiste aufzeigt, welcher durch unsere ganze Nationalliteratur hindurchgeht.“ Gottfried war „einer der größten Dichter und Künstler, — — ein Hellene unter mittelalterlichen Christen; seine Helden und Heldinnen sind Menschen und nicht blose Begriffe, seine Sprache funkelndes Gold, sein Stoff, wie der Shakespeare's, der unerschöpflichste, das Menschenherz.“ Von der Ketzerei seiner Zeit gründlich angesteckt, spottet Gottfried über die Ordalien, über die Heuchelei der Pfaffen und verficht die Rechte des Menschen gegenüber geistiger Bevormundung. Die in der Tristansage liegende Rechtfertigung des Ehebruchs mildert er durch seine verklärende Darstellung des Verhältnisses der Liebenden, ohne daß er jedoch auch nur den Versuch wagte, sich über die moralischen Schwächen seiner Zeit erhaben zu dünken. Überhaupt ist es sein Ziel, die wahre genießende Liebe statt der sehnenden des Minnedienstes darzustellen, und er verspottet die fantastischen Sänger unwirklicher Wahngebilde (wie z. B. der Gralsage)

als „vindäre wildermäre, der märe wildenäre“ (Erfinder wilder Mären und Wilderer in den Mären). Sein Standpunkt ist weitherzig-kosmopolitisch, wobei ihm freilich auch das deutsche Vaterlandsgefühl abhanden kommt.

Die deutschen Dichter der Arthur- und Gralsage hatten zahlreiche Epigonen und Fortsetzer, unter denen nur Wirnt von Grafenberg mit seinem Wigalois (Hartmann von der Aue nacheifernd) in dichterischer Beziehung nennenswert ist, während wir von Thomasin Tirkler oder Zerkläre aus Tirol (1216) in seinem „wälschen Gast“ eine in antikem und deutschem Geiste zugleich gehaltene, ruhige aber entschiedene Verurteilung der romantisirenden Rittergedichte und in der Dorfnovelle „Meier Helmbrecht“ von Wernher dem Gärtner sogar einen mittelalterlichen Don Quixote besitzen, indem in derselben ein Bauernjunge auf ritterlich-räuberische Abenteuer ausgeht, aber elend zugerichtet wird.

An der Blüte der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter nahmen außer den Epikern (beziehungsweise Spruchdichtern) volkstümlicher Richtung und den höfischen Heldendichtern noch diejenigen Musenjünger Theil, welche der höfischen Richtung im lyrischen Gebiete huldigten, die Minnesänger (Minnesinger), die deutschen Troubadours. Es wäre jedoch falsch, den Ursprung der deutschen Minnedichtung gleich dem des höfischen Epos bei unserm westlichen Nachbarvolke zu suchen*). Bartsch's Untersuchungen haben ergeben, daß bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts keine Spuren eines Einflusses romanischer Lyrik auf deutsche solche zu finden, vielmehr die Anfänge der letztern in Südostdeutschland (Österreich) zu suchen sind, wo selbe schon im elften Jahrhundert eifrig gepflegt wurde und wol aus der volkstümlichen Epik hervorging. Erst im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts kam der von Österreich nach Baiern sich verpflanzenden Liederdichtung eine andere Strömung solcher mit französischen Zügen vom Niederrhein her entgegen. Romanische Einwirkungen auf die deutsche Dichtung hatten aber auch während und in Folge des gegenseitigen Verkehrs der Völker bei Anlaß der Kreuzzüge stattgefunden, und so konnte es nicht anders sein, als daß der romanische Geschmack bei den „schon damals nachahmungeifrigen“ Deutschen die ursprüngliche Einfachheit, Natürlichkeit und Frische ihrer Dichtung durch erkünstelte Formen und unnatürliche Empfindungen verdrängte. Daher fällt denn auch ein Vergleich zwischen den Troubadours und den Minnesängern nicht zu Gunsten der Letzteren aus, die im Ganzen keine Ahnung hatten von der „mannhaften oppositionellen Tendenz, welche die Lieder der Troubadours schwellt“, von der „herrlichen

*) Barack, über den Minnegesang am Bodensee, in den Schriften des Vereins für Gesch. des Bodensees, II. (1870) S. 65 ff.

Kampflust eines Bertran de Born", von dem „gegen Rom und das Pfaffentum heiß lodernden Zorn eines Peire-Cardinal", von ihrer „jauchzenden Freiheitliebe, stolzen Thatkraft, tosenden Freude an Waffenspiel und Gelagen". Die deutschen Minnesänger litten an dem weibischen Charakter der letzten Zeit der Kreuzzüge, welcher sich in Folge des übertriebenen Minnedienstes auch in der Tracht, in der Bartlosigkeit (oben S. 283) und in manch anderm verriet; sie sangen fast lediglich „vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von der Liebe Lust und Leid, von süßer Maienblüte und bitterm Reife, der sie tödtet," von dem Kommen, Singen und Scheiden der Vögelein; sie klagten, daß Alles ewigem Wechsel unterworfen wäre u. s. w., was nicht selten in trivialen und geschmacklosen Bildern geschah. Es war zu gutem Theil ein blödes, schüchternes Herleiern ewig gleicher, eintöniger, in Gefühlen schwelgender, vor Thaten zurückbebender Liebeslieder. Die Minnesänger schwärmten für die Natur, ohne sie zu kennen, ohne von einer Landschaft mehr Begriffe zu haben, als schon das Altertum. Doch ist auch bei manchen derselben viel Kraft, Natürlichkeit und Volkstümlichkeit zu finden, obschon diese Eigenschaften nicht genügen, ihre Namen unsterblich zu machen. Der Form nach zerfielen die Lieder der Minnesänger, deren Hauptsitz Schwaben war, in Leiche (lais, in Reimpaaren ohne Strophenabtheilung) und in eigentliche Lieder mit Strophen. Die Dichter sangen sie wie bei den Griechen meist selbst zum Saitenspiel und jeder Sänger erfand in der Regel auch seine eigene „Weise" oder seinen „Ton", d. h. sein Versmaß, dessen ihn kein Anderer berauben durfte. Unter der großen Zahl der Minnesänger ist, mit Ausnahme Wolframs von Eschenbach, den wir schon als Epiker kennen, als wahrscheinlicher Nibelungen-Dichter der Kürenberger, als Musterbild eines irrenden Ritters Ulrich von Lichtenstein und als Held einer bekannten Sage der als Dichter unbedeutende Tannhäuser, in künstlerischer Hinsicht aber nur Einer des Nennens wert: Walter von der Vogelweide, wahrscheinlich aus dem tirolischen Eisakthal, ein eifriger Anhänger und Schützling der Staufenkaiser im Kampfe gegen Rom beim Übergange vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert (wol bald nach 1230 gestorben). Auch Gottfried von Straßburg — ein gewichtiger Richter, — stellte Waltern an die Spitze der damaligen Sänger. Denn er erhob sich über der Troß derselben, wenn auch nicht in so kühner Weise wie die Provençalen, durch seine Vaterlandsliebe und über die kriechende Fürstendienerei der Meisten durch seinen Freimut auch vor Kaisertronen und Fürstenhüten, und ungeachtet ächter Frömmigkeit auch vor Papstkronen und Bischofsmützen, und über die Beschränktheit damaliger religiöser Begriffe durch seine erhabene Menschenliebe ohne Ansehen des Glaubens. Seine deutsche Gesinnung und seine Achtung vor den Frauen spricht sich in den Worten aus:

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getan.
Swer sie schiltet, der ist betrogen:
ich enkan sie anders niht verstan.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant:
da ist wünne vil.
Lange müeze ich leben darinne.

Seiner eigentümlichen Richtung wegen ist der Minnesänger **Nithard** von **Ruwenthal** (um 1230) zu nennen, der im Stephansdom zu Wien begraben liegt. Er liebte den Umgang mit dem Landvolke und schilderte dessen Sitten in derben Zügen. Ungeachtet ihrer durchschnittlichen Harmlosigkeit, oder vielleicht bei dem weibischen Zuge der Zeit gerade wegen derselben bildeten die Minnesänger geradezu den Mittelpunkt des dichterischen Lebens in Deutschland. Fürsten gesellten sich ihnen zu, wie der blutige Kaiser Heinrich VI., die Markgrafen Heinrich von Meißen und Otto von Brandenburg, der unglückliche Konradin u. A. Fürsten begünstigten, hegten, pflegten, beherbergten und unterstützten sie, besonders die staufischen Kaiser und Könige, die babenbergischen Herzoge Österreichs, die Landgrafen von Thüringen u. A. Namentlich war die Wartburg damals ein ebensolcher gefeierter Musensitz wie Weimar sechshundert Jahre später. Dort wurden „Sängerkriege" ausgefochten, wie deren einer in einem Gedichte vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts (unter Landgraf Hermann) beschrieben wurde, bei welchem ein geschichtlich nicht nachweisbarer Heinrich von Ofterdingen erst gegen Walter von der Vogelweide, dann gegen Wolfram von Eschenbach sang, der ungarische Zaubersänger Klingsor als Schiedrichter auftrat und zwar (worin sich die noch durchschimmernde Roheit der Zeit kundgab) ausbedungen war, daß der Unterliegende dem Strange verfallen solle, zuletzt aber allgemeine Versöhnung erfolgte.

Wie sehr die Blüte der Dichtung gegen Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bereits gesunken war, theils in Folge des Mißlingens der Kreuzzüge, wodurch auch eine Abnahme der Begeisterung für die Ideale der Zeit bedingt war, theils in Folge der Überschwenglichkeiten, deren sich die höfische und minnigliche Richtung schuldig gemacht, das zeigen mehrere Umstände sehr drastisch. Statt der Landgräfin Sophie, welche den Sängerkrieg geleitet, waltete auf der nämlichen Burg eine Heilige (Elisabeth) und mit ihr ein asketisches Leben; aber auch diese wurde das Opfer der Ränke eines frömmelnden, aber habgierigen „Pfaffenkönigs" (Heinrich Raspe). Das Faustrecht und das Raubrittertum (oben S. 236 f.) verdrängte die Klänge der Dichtung, die herrlichen, wie die schwächlichen, der Adel entartete, und unter den letzten Minnesängern am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erblicken wir bereits

dem gefeierten, aber mehr gelehrten, als dichterischen „Frauenlob“, Heinrich von Meißen gegenüber als seinen Widerpart den schlichten und doch sangreichen Schmied Barthel Regenbogen, der sich der Armut seines Lebens am „harten Ambos“ rühmte und auf die Nachfolger der hinsiechenden ritterlichen Dichter, die städtischen Meistersänger hinwies.

C. Die Gelehrtendichtung.

Die Sprachen, in welchen sich die von Gelehrten und für Solche gepflegte Dichtung des Mittelalters äußerte, sind diejenige Roms und ihre getreueste Tochter, die italienische. In ersterer drückte sich die streng kirchliche Richtung aus; mit dem Gebrauche letzterer, der sog. vulgären Sprache, begann bereits eine Opposition gegen die Alleinherrschaft des römisch-katholischen Gesichtskreises. Der Gebrauch der übrigen romanischen, wie der germanischen Sprachen, — von den slawischen und anderen vollends nicht zu sprechen — war im Gebiete der gelehrten Dichtung wie der Wissenschaft erst der neuern Zeit vorbehalten. Die lateinische Dichtung des Mittelalters war natürlich ausschließliches Eigentum der Geistlichen, wenigstens bis zum Ende der Kreuzzüge, wo die Weltlichen mit Jenen in der Bildung zu wetteifern begannen. In dichterischer Hinsicht ist sie, mit Ausnahme einiger kirchlichen Gesänge, ohne künstlerisches Verdienst.

Nach der Zeit der Kirchenväter (s. Bd. II. S. 565 und oben S. 110) tritt uns zuerst im achten Jahrhundert die angelsächsische Schule lateinischer Dichter entgegen. Bischof Aldhelm (gest. 709) that sich mehr durch Künsteleien und Spielereien, die übrigens im Geschmacke der Zeit lagen, als durch dichterischen Geist hervor. Er bediente sich bereits des Reimes, wenn auch nicht durchgreifend; aber seine Nachfolger wandten denselben stets häufiger an; zu ihnen gehören Bonifacius-Winfrid, Beda der Ehrwürdige, Alkuin und viele Andere.

Der im neunten und zehnten Jahrhundert blühenden Schule St. Gallens und ihrer Dichter Notker und Ekkehard gedachten wir bereits (oben S. 168 f. und 170 f.); mit ihr wetteiferten die Schulen von Reichenau, Fulda, Korvei und andere. In Fulda bearbeitete Williram das Hohe Lied; bemerkenswerter aber ist die Nonne Roswitha (Hrotsvitha) in Gandersheim, welche in leoninischen Versen (Hexametern mit Reimworten in der Mitte und am Ende) die Thaten der Ottone bis 967 und in einem zweiten Gedichte die Geschichte ihres Klosters besang und mehrere Legenden dichtete, in denen sie mit für uns auffallender Naivetät Dinge behandelte, die einer Jungfrau fremd sein sollten. Einen größern Ruf als diese Werke erlangten ihre sechs Dramen, mittels welcher sie die in den Klöstern damals beliebten Ko-

mödien des Terentius durch christliche Stoffe zu ersetzen dachte; es geschah dies in einer mit Reimen gemischten Prosa und durch Verbindung moralischer Tendenz mit derbem Humor.

Im elften Jahrhundert entstanden die gefeierten Kirchenhymnen des Thomas von Celano (das erschütternde „Dies irae"), im zwölften die des Thomas von Aquino (besonders auf das Fronleichnamsfest, oben S. 190), des Bernhard von Clairvaux, des Jakobonus („Stabat mater") und des Kardinals Damiani, dessen Hymne auf die Freuden des Paradieses „eine Glut der Fantasie und Pracht der Malerei entfaltete, welche gegen die sonstige dürre Abstraktion der christlichen Poesie wolthuend absticht und an die Schilderung des Korans vom Paradiese der Houris erinnert" (Scherr). Damals begannen überhaupt manche Geistliche sich auf allerlei weltliche Stoffe zu Dichtungen, wie sie eben Mode waren, zu werfen. Sie verschmähten nicht nur nicht die höfische Dichtung, welche durch das lateinische Epos Ruodlieb vertreten ist, sondern auch nicht die Thiersage und sogar das Trinklied. Im Gefolge Erzbischof Rainalds von Köln, der die Reliquien der „heiligen drei Könige" nach seinem Sitze brachte, befand sich 1165 ein durstiger Poet, Walther mit Namen, der das bekannte „mihi est propositum, in taberna mori" dichtete und ein Musterbild der damals grassirenden unsteten lateinischen Dichter (clerici vagi) wurde. Indem sich so die Dichter immer mehr von der Kirche und ihrem System loslösten, wurde seit Mitte des zwölften Jahrhunderts die Novelle eine beliebte Literaturgattung. Sie entstand durch Ausscheidung des Sagenhaften und Unterhaltenden aus der Geschichtschreibung. Sammler solcher Novellen waren Johann von Salisbury (oben S. 348), sein Nachahmer Walter Mapes, unter Heinrich II. von England, mit seinen von Satiren gegen die Mönche strotzenden Erzählungen, Gervasius von Tilbury (1212), ein Zusammensteller aller möglichen Dinge aus allen Feldern, mit welchem an Vorliebe für das Wunderbare und Abergläubige der deutsche Cistercienser Cäsarius von Heisterbach (1190—1240) wetteiferte, dessen geistliche Novellen reich an Beiträgen zur Sittengeschichte sind (vergl. oben S. 207). Der Dominikaner Thomas von Chantimpré in Brabant verglich um 1230 den Mönchsstaat dichterisch mit dem Bienenstaate.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert regte sich nun auch die toscanische Zunge im Fache gelehrter Dichtung, wie nicht minder in dem des Minneliedes nach provençalischem Muster. Die kleinen Tyrannen Italiens, diese Rätsel der Menschenseele, wetteiferten wie in Grausamkeit, so auch in Liebe zu den Wissenschaften und Künsten (s. oben S. 279), und zwar durch das ganze Land, vom Fuße der Alpen bis zu dem des Ätna. Während nordwärts der Alpen die Dichter der Zeit der Kreuzzüge von den Sängern des Cid nordostwärts bis zu denen

Sigfrids und Gudruns ungelehrte Edelleute und ausnahmsweise Bürger waren, zeichneten sich die italischen Poeten durch die schöne Verknüpfung aus, in welcher südwärts der Alpen die Dichtkunst mit der seit der Römerzeit beinahe ununterbrochen gepflegten Kenntniß des klassischen Altertums stand. So machte das italienische Volk eine Schule der Bildung durch, welche den nord- und westeuropäischen Nationen versagt war, und darum konnte es einen Dichter und Gelehrten zugleich hervorbringen, welcher im Mittelalter einzig in seiner Art dasteht und keinem andern Volke vergönnt war, ja seines Gleichen bis auf unsere Zeit auch unter vorgeschrittenen Kulturzuständen, was Universalität des Geistes betrifft (höchstens etwa Goethe ausgenommen), nicht wieder gefunden hat. Und doch war dieser Mann durchaus ein Sohn des Mittelalters, um kein Jahr zu früh oder zu spät gekommen, durchaus dem Sinn und Geiste seiner Zeitgenossen angepaßt. Ein früherer Zeitpunkt, als der am Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hätte ihn allerdings nicht zu erzeugen vermocht; denn es war die öfter erwähnte Frist, wo das Ende der Kreuzzüge die Geister mächtig erregte, und sowol der durch jene Unternehmung erweiterte Gesichtskreis der Menschheit, als der durch ihr Mißlingen bewirkte Widerstand gegen das Papsttum die Geister mächtig erregte und zu Schöpfungen begeisterte, zu denen sie die bisherige Bevormundung von Seite der Kirche nicht hatte kommen lassen.

Durante (genannt Dante) Alighieri, den wir meinen, war 1265 in Florenz geboren, und erhielt eine gründliche Bildung in allen damals existirenden Wissenszweigen wie in alten und neuen Sprachen. Todte und lebende Geister wirkten bestimmend und entscheidend auf ihn, besonders Vergilius, der Verherrlicher des römischen Reiches, der sein Vorbild blieb, dann sein Lehrer, der Polyhistor und Civilisator von Florenz, Brunetto Latini und sein Mitschüler, der hervorragendste damalige italische Minnedichter und Schöpfer der toscanischen Dichtersprache, Guido Cavalcanti. Es waren sonach drei Kreise des Denkens und Strebens, welche die Voraussetzungen von Dante's späterm Wirken bildeten, nämlich 1) das politische Verhältniß der „beiden Schwerter" des Mittelalters, des Papst- und des Kaisertums und ihr Kampf um die Oberherrschaft, den wir kennen, 2) die Wissenschaft, namentlich die Scholastik der dem Dichter vorangehenden zwei Jahrhunderte (oben S. 341 ff.) und 3) die Entwickelung der romantischen Dichtkunst, in Verbindung mit der Befreiung der Landessprachen und ihrem Kampfe um die Gleichberechtigung mit der todten römischen bis zur schließlichen Beseitigung der letztern aus dem Verkehre der Lebenden. Alle diese Gebiete, in denen das geistige Leben des Mittelalters besteht (wozu nur noch die bildende Kunst kommt, für die aber Dante, wie für ihren größten Vertreter zu seiner Zeit, seinen Freund Giotto, das größte

Interesse kundgab), sahen in ihm den Geist erscheinen, der ihre leitenden Ideen in dem großartigsten Gedankenbauwerk, das die Welt kennt, zusammenfaßte.

Was nun zuerst Dante's politische Stellung betrifft, so schloß er sich aus voller Überzeugung der ghibellinischen, oder wie sie damals in Florenz hieß, der weißen Partei an und wurde, als Martyrer seiner Grundsätze, 1304 von den Schwarzen, den früheren Welfen, nach blutigem Kampfe zwischen den feindlichen Schaaren, auf Lebenszeit aus der Vaterstadt verbannt, sein Haus niedergerissen und der Flüchtige nach einem Versuche der Rückkehr zum Feuertode verurteilt. Von gleichgesinnten Familien Mittel- und Oberitaliens gastlich aufgenommen, endete er sein Leben ferne der Heimat, 1321 in Ravenna. Soweit Dante auf wissenschaftlichem Gebiete seinen politischen Standpunkt zur Geltung brachte, bediente er sich ausschließlich der Sprache Roms, welche er nach dem Muster der Alten, aber in etwas schwülstiger Weise handhabte. Er that dies zuvörderst, indem er zu Gunsten des deutschen Kaisers Heinrich VII. während des Aufenthaltes desselben in Italien Aufrufe und Erklärungen ergehen ließ. Geordnet stellte er seine staatlichen Anschauungen dar in dem Buche „von der Monarchie," welches „die Rechte der deutschen (nach Dante's Standpunkt „römischen") Kaiser in allen weltlichen Dingen vertheidigt, ohne das rein geistliche Ansehen des Papstes schmälern zu wollen." „Dante fordert, daß die Kraft des kaiserlichen Ansehens die Einheit der verschiedenen unabhängigen Staaten Italiens erhalten solle;" sein Kaiser sollte kein Despot und Autokrator nach byzantinischem Vorbilde, sondern ein Monarch sein, „der dem Gesetze seinen Arm leiht." Die unter der Oberherrschaft des Kaisers stehenden besonderen Fürsten und freien Städte sollten ihre Gesetze und Verfassungen behalten; „denn Nationen, Reiche und Staaten haben Eigentümlichkeiten, welche durch ganz verschiedene Gesetze geordnet werden müssen." Der Fürst sollte um des Volkes, nicht das Volk um des Fürsten willen da sein und die Gesetze den Vortheil Derer zum Zwecke haben, die ihnen gehorchen sollen.

Soweit die Wissenschaft nicht in die Politik einschlägt, d. h. in das Gebiet der Theologie und Philosophie gehört, fällt sie bei Dante mit der Dichtkunst zusammen. Wir verlassen mit diesem Theile seiner Wirksamkeit die alte und finden uns der neuen Sprache Italiens gegenüber, deren Gesetze er in seiner latinischen Abhandlung „de vulgari eloquio" aufstellte. In derselben glänzen die Hauptwerke Dante's, durch welche sich eine und dieselbe Idee zieht, nämlich der Fortschritt von der sinnlichen oder irdischen zur geistigen oder göttlichen Liebe. Der Ausgangspunkt des Dichters ist die reinere Seite der damaligen Minnedichtung, sein Durchgangspunkt der edlere Theil des Denkens und Wirkens der Scholastiker; der Zielpunkt dagegen ist das durch seine Dichtung

verklärte Ideal des Mittelalters überhaupt, die Vereinigung der Menschheit mit der Gottheit. Das älteste der angedeuteten Werke ist gleichsam die Vorschule zu dem größten, aus reifstem Alter stammenden, dem erhabensten und vollendetsten des Mittelalters und der auf kirchlichem Boden stehenden Dichtung überhaupt. Dante's Vita nuova, eine Sammlung von unvergleichlich zarten und innigen Sonetten und Kanzonen in erzählender (aber völlig überflüssiger) Prosa-Umkleidung von mystischer Auffassung schildert seine Liebe zu der Angebeteten seiner Jugend, Beatrice Portinari und den Übergang dieser Neigung von lodernder Leidenschaft zu philosophischer Ergebung in das Schicksal (den frühen Tod der Geliebten) und frommer Versenkung in den vom Himmel kommenden Trost. Eine ähnliche, aber in dunkeler und unverständlicher Weise von Dante erklärte Sammlung, die „ihm allein schon die Unsterblichkeit sicherte,“ bilden die Gedichte seines Convito. Doch verschwinden diese kleineren Gaben vor dem größten Werke des Florentiners. Dieses, vom Dichter Commedia genannt, weil es einen beglückenden Ausgang nimmt, welchem Titel spätere Bewunderer das Epitheton divina beisetzten, — umfaßt in drei Theilen die drei Orte des Jenseits nach dem Glauben der katholischen Kirche: die Hölle (Inferno), den Läuterungsort (Purgatorio; das derbe deutsche Bauernwort „Fegefeuer“ paßt nicht für Dante's Dichtung) und das Paradies, und erzählt in hundert, aus unerreichten Terzinen gebildeten Gesängen (von denen einer die Einleitung und je 33 einen Hauptheil bilden) des Dichters Wanderung im Geiste durch die genannten drei Welten. Die „göttliche Komödie“ gehört keiner der angenommenen Dichtungsarten an, sondern bildet eine durch keinen Namen genugsam zu bezeichnende Gattung für sich, deren innerstes Wesen Allegorie und Mystik sind.

Die mystische Reise Dante's durch das Jenseits beruht auf einer von ihm nach antiken und christlichen Vorstellungen zusammengesetzten, in ihrer Anlage äußerst großartigen Kosmographie. Gewiß ist er einer der ersten Christen, welche die Ansicht der Kirchenväter von der Flachheit der Erde und ihrer Entgegensetzung zum Himmel aufgaben; er bekannte sich sowol zur Kugelgestalt, als zu dem Zugeständniß, daß die Erde nur ein kleiner Theil der Welt sei. Doch war er, was bei seinem Standpunkt als gläubiger Katholik ja nicht anders möglich, in der Ansicht befangen, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt, der einzige von sterblichen Wesen bewohnte Weltkörper und alles Übrige nur ihretwegen da wäre. Auch auf der Erde ist nach seinem System nur die eine Halbkugel von Menschen bewohnt, sie besteht aus Asien, Europa und Afrika und den Mittelpunkt ihrer Oberfläche bildet Jerusalem. Unter ihr vertieft sich die Hölle in Trichtergestalt bis in den Mittelpunkt des Erdballes und dieselbe hat viel weniger von der christlichen Hölle nach gewöhnlicher Vorstellung, als von der antiken Unterwelt. Auf der andern

Seite der Erde aber erhebt sich kegelförmig der Berg der Läuterung (Purgatorio), welcher ganz entgegen der volkstümlichen Ansicht vom „Fegefeuer“ als einer geringern Hölle, kein Ort der Qual, sondern ein ganz angenehmer Aufenthalt ist, welchen vorzugsweise die tugendhaften Heiden bewohnen. Um die Erde aber spannen sich die durchsichtigen Sphären, in welchen sich die Gestirne bewegen. Jeder Theil des Jenseits hat symmetrisch neun Stufen, die Hölle neun abwärts steigende des Schreckens und der Strafe, das Purgatorium neun aufwärts steigende der Seelenreinigung und der Himmel nach den Systemen des Pythagoras, Platon und anderer antiker Weiser neun Sphären der Seligkeit, deren sieben erste den sieben Planeten der alten Welt, die achte der Fixsternschaar und die neunte, das eigentliche Paradies, den Seligen und der Gottheit angewiesen ist. Die unter- und überirdische Reise Dante's beginnt im Jahre 1300. In einem Walde verirrt, erhält er durch die selige Beatrice seinen Lieblingsdichter Vergil als Führer durch die beiden irdischen Gebiete des Jenseits. In der Hölle spielen anerkannter Maßen die großartigsten Scenen des Gedichtes; die verschiedenen Klassen der Sünder von den leichtesten und zahlreichsten bis zu den schwersten und seltensten bieten Dante Anlaß, seinen Schatz an geschichtlichen Kenntnissen und Lebenserfahrungen in Anwendung zu bringen. Die erbitterten Kämpfe der Ghibellinen und Welfen, der Kaiser und Päpste spielen in allen Höllenkreisen, und der freimütige Dichter versetzt dem strenggläubigen Mittelalter, aus dem er hervorgegangen, eigentlich den Todesstoß, indem er lasterhafte und herrschsüchtige Päpste, ohne Rücksicht auf ihre Gottesstellvertreterschaft und Unfehlbarkeit, in den verschiedenen „Bulgen“ der Hölle schmachten und büßen läßt. Die Gemälde, die er entrollt, packen unwiderstehlich die Seele mit Schauern, ob es sich um die unglücklich liebende Francesca von Rimini oder um den verhungernden Ugolino Gherardesca handelt. Vor allem bezeichnend ist aber für Dante's Standpunkt, daß im untersten Höllenrachen, bei Lucifer selbst, der Verräter des Stifters der christlichen Kirche, Judas, und die Mörder des Gründers des römischen Reiches, Brutus und Cassius, als die ärgsten aller Verbrecher ihren Qualort haben. Eine ruhigere, ja Stufe für Stufe sanftere Atmosphäre umgibt den Leser in den Kreisen, welche die der Reue und Sühne sich Weihenden um den Antipodenberg herum bilden. Auf der Spitze desselben befindet sich das wol vom himmlischen zu unterscheidende irdische Paradies, von welchem die Menschheit ausgegangen. Dort erscheint dem Dichter seine Beatrice, welche nun den als Heiden in den Himmel nicht zugelassenen Römer, den Vertreter der irdischen Wissenschaft, ablöst und Ersterm zum himmlischen Paradies voranschwebt. Dieser Theil des Gedichtes ist der für uns Neuere am wenigsten genießbare; der Leser wird durch mystische und scholastische, allegorische und symbolische Lehren, Bilder, Gedanken und Gefühle gejagt,

bis in der höchsten Region das Göttliche geschaut wird, nicht wie bei anderen Dichtern in anthropomorphischer Weise, sondern in seiner ganzen Erhabenheit, umpriesen von dem Chore der Seligsten, umtönt von der für irdische Ohren nicht hörbaren Harmonie der Sphären und beglückt von dem für irdische Augen nicht sichtbaren Lächeln der himmlischen Beatrice, in welcher wir die nach damaliger Auffassung über alle irdische Wissenschaft erhabene Theologie personifizirt sehen.

Dante hat in doppelter Beziehung epochemachend auf die Kultur seiner und späterer Zeiten eingewirkt. Durch sein großes Werk ist die toscanische Sprache, die er darin veredelte und schriftstellerisch fest gestaltete, zur Schriftsprache Italiens geworden. Durch ihn auch erhielt der Gesichtskreis des Mittelalters eine solche Verklärung, daß ihm keine Entwickelung mehr übrig blieb, und wurde doch zugleich durch den Dichter, der sogar Heiden in sein Paradies, wenn auch nicht in den obersten Himmel, einließ, die Opposition gegen die herrschenden Gewalten jenes Zeitraums so stark genährt, daß sie nicht mehr zu unterdrücken war und daß schon in seinen beiden Nachfolgern der Geist einer neuen Zeit, seinen großen Flug vorbereitend, seine Schwingen entfaltete.

Dante's unsterbliches Hauptwerk hat nicht auf das Volk gewirkt; dasselbe fürchtete wol die Hölle und wies mit heimlicher Scheu auf den sonneverbrannten Dichter, der das ewige Feuer gesehen; es hoffte wol auf den Himmel, aber verstand die alles Dies- und Jenseits umfassende großartige Dichtung nicht. Das Verständniß derselben, wenn es je vollkommen war, was seine großen Schwierigkeiten hat, blieb auf eine kleine Gemeinde Gebildeter beschränkt. Weit geläufiger als Dante's Commedia wurden dem Volke die Werke seiner zwei bedeutenden, doch nicht mit ihm zu vergleichenden Nachfolger im Gebiete der ältern italienischen Dichtkunst, — Petrarca und Boccaccio.

Francesco Petrarca, aus florentinischem Geschlechte, 1304 in Arezzo geboren, Sohn eines flüchtigen Gesinnunggenossen Dante's, lebte, seine kurze Studienzeit zu Bologna ausgenommen, fast stets in Südfrankreich, als Geistlicher am Papsthofe zu Avignon und starb 1374 zu Arcqua bei Padua. Wie Dante den Vergil zum Muster wählend, gefiel er sich und seinen Zeitgenossen mehr in seinen längst vergessenen langweiligen lateinischen Gedichten, als in denen, die er in seiner Muttersprache schrieb. Unter ersteren ragen hervor sein episches Gedicht „Africa" in neun Gesängen, welches Scipio Africanus den Ältern zum Helden hat, und seine Idyllen (Bucolica), und diese sind es, für welche er von Rom und von Paris aus zur Dichterkrönung eingeladen wurde; er wählte die zu Rom, wo er, nach einer feierlichen Prüfung zu Neapel, 1341 auf dem Kapitol einen herrlichen Triumf feierte. Er wurde der Ratgeber von Päpsten und Königen, weltlichen und geistlichen Fürsten, Republiken und Städten und diente namentlich Kaiser Karl IV. bei dessen

Römerzug, wie er hinwieder der Vertraute des „Volkstribuns" Rienzo (oben S. 154) war. Seine besonders bewunderte Thätigkeit für die Wiederherstellung des Studiums der alten Sprachen und Literaturen ist an einem andern Orte zu erwähnen.

Die Neuzeit kennt ihn besser als italienischen Dichter, und zwar als zweiten des Kleeblattes der Väter eines Schrifttums dieser Nation. Dieser Zweig seines Schaffens hat zum Mittelpunkte die Liebe zu der Edeldame Laura de Sade, — eine Neigung, deren Art und Weise mehr an einen kühlen Herzens, mit dem Verstande gewählten willkommenen Gegenstand des Besingens erinnert, als an eine brennende und zehrende Leidenschaft. Das Verdienst seiner Sonette, Kanzonen, Sestinen und Trionfi ist, die lyrische Poesie Italiens geschaffen zu haben; der Ton seiner Liebesgedichte bei aller Erhabenheit und Schönheit der Sprache, ist weichlich, weibisch, erkünstelt, frostig, ihre Haltung unwahr. Seine allegorischen Gedichte sind für uns vollends unverständlich geworden. Dagegen ist Petrarca durchaus wahr, klar und ächt leidenschaftlich in seinem Streiten gegen das avignonische Papsttum, die „Weltkloake," gegen dessen Verderbniß und Entsittlichung, die er mit Donnerworten strafte, — sowie in seiner Liebe zum italischen Vaterlande und in der Begeisterung für dessen Befreiung vom fremden Joche der Söldnerschaaren.

Petrarca's Zeitgenosse, Freund und Mitstrebender in allen Dingen war Giovanni Boccaccio, geb. 1313 zu Paris als Kind einer Französin und eines toscanischen Kaufmanns aus Certaldo, gest. 1375 an letzterm Orte. Auch seine Verdienste um die Wiederbelebung des klassischen Altertums müssen wir in den nächsten Band verweisen und gedenken hier nur derjenigen um die italienische Literatur. Wie Dante und Petrarca die gebundene, so schuf Boccaccio die von jenen Beiden nur schwerfällig und unklar gehandhabte ungebundene Sprache seines Vaterlandes. Sein Ruhm in dieser Beziehung ist vor allem geknüpft an seinen Decamerone, eine Sammlung von hundert Novellen, in der Form nach französischen Mustern, was den Stoff betrifft, nach Erzählungen und Sagen verschiedener Zeiten und Völker, — mit einer die Pest in Florenz schildernden Einleitung. Das Werk ist ausgezeichnet durch Feinheit und Eleganz der Sprache, wenn es auch ein eigentümliches Licht auf die Sitten der Zeit des Dichters wirft, daß er annehmen durfte, eine Gesellschaft anständiger und gebildeter Jünglinge und Jungfrauen, welche vor jener Pest geflohen, könnte sich solche Geschichten erzählen, von denen die meisten einen überaus schamlosen und unzüchtigen Charakter haben. Boccaccio ist namentlich darauf erpicht, die Sittenlosigkeit der Geistlichen, besonders der Mönche und Nonnen zu brandmarken, doch finden sich auch einige würdige Erzählungen in dem Buche, wie z. B. jene von dem Juden Melchisedek und seinen drei

Ringen, das Vorbild von Lessings Nathan. Seine Liebe zu Donna Maria, Tochter des Königs Robert von Neapel, feierte Boccaccio in dem Roman Fiammetta; in dem Roman Filicopo mischte er in barocker Weise Christliches und Heidnisches untereinander; in dem Epos Teseide wurde er der Erfinder der ottave rime. Der in der Jugend sehr galante, ja leichtfertige Dichter, der im reifen Alter florentinische Staatsämter und Gesandtschaften bekleidete, wurde als Greis fromm und geistlich. Zwei Jahre vor seinem Tode erhielt er den von Florenz gestifteten Lehrstuhl der Erklärung Dante's, dessen Leben er beschrieben und dessen Werke er kommentirt hat.

Dante, Petrarca und Boccaccio stehen gleichsam mit einem Fuße, d. h. mit ihrer philosophischen und religiösen Denkart und mit den Gegenständen ihrer Dichtung — Religion, Minnedienst und Sittenverderbniß einer dem Klerus blind ergebenen Zeit, — im Mittelalter, und mit dem andern Fuße, d. h. mit ihrem dichterischen Schwunge, mit ihrer Begeisterung für das Schöne und mit ihrem schöpferischen Wirken für Wiedererweckung des schlummernden antiken Geistes, wie für Schöpfung eines Schrifttums ihrer Muttersprache, — in der neuern Zeit, welche sie profetisch verkündeten und in welcher wir ihnen daher noch einmal begegnen werden.

Vierter Abschnitt.

Die Kunst.

A. Baukunst.

Da die Kultur des Mittelalters, wie wir wiederholt zu betonen Anlaß fanden, in der Durchdringung des Christentums mit den Anschauungen der Völker deutschen Stammes ihr entscheidendes Kennzeichen hat, aber weder dem Christentum als rein ethischer Religion, noch den Deutschen, die zur Zeit ihres Auftretens in der Geschichte noch keine Bildungschule durchgemacht, die Idee der Schönheit als Ziel des Strebens erscheinen konnte, — so unterscheidet sich die Kunst des Mittelalters von derjenigen des klassischen Altertums sowol, als von der durch letzteres beeinflußten neuern Kunst dadurch, daß ihr Zweck nicht die Darstellung der Schönheit, sondern diejenige innerlicher Gefühle war. Die Kunst des Mittelalters begegnet sich also mit derjenigen der morgenländischen Völker darin, daß sie nicht Berührung mit der Natur

und Verklärung derselben sucht, sondern im Gegentheile sich von der Natur entfernt und lediglich eine Art von Sprache oder Schrift sein will zur Versinnbildlichung ethischer und religiöser Gedanken, wie sie die Menschheit des Mittelalters erfüllten (vergl. oben Bd. I. S. 363 und 504; Bd. II. S. 175). Die Kunst des Mittelalters war daher gleich der morgenländischen vorwiegend symbolisch. Ihre Werke sollten nicht etwas Wirkliches darstellen, sondern etwas Gedachtes bedeuten. Christlicher Glaube und germanisches Gemüt entwickelten einen staunenswerten Reichtum an Versinnbildlichungen, nicht nur in der bildenden Kunst, sondern auch in der Dichtung, in den Gebräuchen der Kirche und sogar in der Wissenschaft, welche die Zahlen mit eben solchem Eifer versinnbildlichte wie die Stellen der heiligen Schriften und diese zur Manie getriebene Liebhaberei auf alle himmlischen und irdischen Verhältnisse ausdehnte. Selbst Thiere wurden Bilder der menschlichen Tugenden und Laster wie der religiösen Ideen (vergl. oben S. 110 f.)*).

Der christliche Glaube erzeugte schon von sich aus die Kirchenbaukunst, und im Anschlusse an sie, durch Ausschmückung der Kirchen, entwickelten sich die übrigen Zweige der mittelalterlichen Kunst, die mithin ganz auf den Schultern der Religion steht. Darin stimmt sie mit der Kunst des Altertums überein, nur daß der Glaube des Mittelalters keine Naturreligion war, sondern vielmehr eine Überwindung der Natur zum Ziele hatte. Der mächtigste Beförderer der Kirchenbaukunst war Karl der Große. Mit Benutzung des Vorbildes der Basilika San Vitale zu Ravenna baute ihm Ansigis den Dom von Aachen. Es waren dann vorzugsweise die gelehrten Klöster der Karolingerzeit, wie St. Gallen (oben S. 165 ff.), Hirschau, Fulda, Korvei und andere, welche dem großen Kaiser nacheiferten. So wurde Kunstsinn zugleich mit der Religion und durch diese verbreitet und damit der rohe Geist der nordischen Völker gemildert und ihre Ungeberdigkeit zur Bildung erzogen, und zwar in weitergehendem Maße, als die Kirche beabsichtigen konnte. Denn die Bildung weckte die eigentümlichen Anlagen, welche in den einzelnen Kreisen der mittelalterlichen Gesellschaft schlummerten und lehrte sie ihre geistige Kraft gebrauchen. Durch die Bildung mußte daher das Streben der Kirche nach allgemeiner Ausebnung der Gegensätze und Geltendmachung ihres alleinigen Ansehens vereitelt, es mußten verschiedene Richtungen des Geistes hervorgerufen werden. Wir kennen bereits den das ganze Mittelalter durchziehenden Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht. In diesen Gegensätzen lagen lediglich die künstlich vereinigten Elemente des Christentums und des Deutschtums verborgen, welche keineswegs nach Trennung, sondern ein jedes nach Selbständigkeit in seiner Sphäre trachteten. Das zeigte sich auch in

*) Näheres s. Carriere, die Kunst III. 2. S. 172 ff.

der Kirchenbaukunst. Wir wissen bereits (s. oben S. 306), wie die Steinmetzen sich von der Vormundschaft der Kirche, beziehungsweise der Klöster losmachten und auf eigene Füße stellten. So entstanden zwei Schulen und zwei Stile der mittelalterlichen Baukunst. Das kirchlich-klösterliche Element drückte sich in der romanischen, das weltlich-germanische in der gotischen Baukunst aus. Erstere verkündete mit ihren einfachen Säulen, runden Bogen, gedeckten und zusammengedrückten Thurmspitzen ein williges sich Beugen und Schmiegen unter fremde Autorität; bei der letztern aber traten an die Stelle einzelner Säulen zusammengefügte Bündel solcher, als Sinnbild freier Vereinigung und der Stärke durch die Eintracht Gleicher, an die Stelle der runden Bogen spitzige, wie um zu betonen, daß die zum Baue mitwirkenden Kräfte sich nicht willenlos in einander verschmelzen lassen, sondern von beiden Seiten her ihre Eigentümlichkeit bis zur Erreichung des Zieles geltend machen und das über ihnen Stehende gemeinschaftlich tragen wollen. An die Stelle eingedrückter, gedeckter Thürme traten hohe, der Unendlichkeit entgegenstrebende, von allen Seiten offene, als wollten sie sagen: „wir sind frei und lassen uns nicht unter einen Hut bringen; unser Wesen ist durchsichtig und klar, frei und offen, nur dem Himmel unterthan.“ Dazu kamen Verzierungen in den Fensterbogen, in jedem mit einer andern Figur, was einer kräftigen Protestation gegen jede schablonenhafte Einförmigkeit gleichkam. Die gotische Baukunst war ein Triumf des ächten deutschen, die ungestörte Entwickelung und ungehemmte Selbständigkeit der Einzelnen begünstigenden Geistes. Mit ihren unzähligen zum Himmel strebenden Thürmchen das Göttliche suchend, in ihren ungeheuren Gewölben und schmalen Fenstern aber die Seele des Menschen in sanfte Melancholie versenkend, begünstigte sie das freie, selbstthätige Hinsinken vor dem Schöpfer, ohne sich eine bestimmte Vorstellung von ihm aufdrängen zu lassen, und entsprach daher ebenso der Freiheit des Glaubens, welche die Ketzer und Sekten des Mittelalters anstrebten, wie die romanische Baukunst dem Glaubenszwang und der Unfehlbarkeit des Papsttums. An ihren Steinwänden ließen überdies die vorspringenden Pfeiler, vertieften Fenster und manigfachen Verzierungen keinen Raum für Bilder und Statuen, für Goldgrund, bunte Figuren und Symbole übrig, und das war ein Zeichen des Widerstandes gegen den Bilderdienst. Auch sind es gerade die gotischen Tempel, welche die (oben S. 306) erwähnten ketzerischen und satirischen Relief-Darstellungen in ihren Portalen und Fensternischen enthalten.

So stellte sich in der romanischen Baukunst die straffe Einheit des Papsttums und der ihm gehorchenden Kirche, in der gotischen aber die Manigfaltigkeit des Lebens der weltlichen Stände des Mittelalters, namentlich das bunte Weben und Treiben des Ritter- und Bürgertums jener Zeit dar.

Der romanische Baustil lehnte sich zunächst an den altrömischen an und veränderte letztern soweit, als es die Bedürfnisse des christlichen Gottesdienstes verlangten. Es wurde zunächst die Grundform der Basilika (s. oben S. 110) zur Kreuzform erweitert, dann der nebenstehende Glockenthurm mit der Kirche vereinigt und zu ihrer Fassade selbst gemacht oder auch zwei Thürme vor den Seitenschiffen angebracht. Der Chor wurde durch mehrere Stufen über dem Boden des übrigen Raumes erhöht und unter letzterm eine Krypta ausgehöhlt, so daß das Gotteshaus die drei Theile der Welt: Himmel, Erde und Unterwelt, für die Geistlichen, die Laien und die Todten in sich faßte. Diese Dreiheit beherrschte das gläubige Mittelalter, wie wir noch weiter sehen werden. „Der ganze Bau erscheint im Innern als ein System quadratischer, schlank aufsteigender Räume, aus denen die Kuppel über dem Mittelquadrat der Durchkreuzung sich thurmartig und lichtspendend erhebt." .... „Massenhaft stark, wie feste Burgen Gottes, ein Bild der Kirche selbst in ihrer feierlichsten Hoheit, stehen die romanischen Dome da" (Carriere). „Um diese großen festen Linien und ihre Notwendigkeit spielt nun die Fantasie mit bunter Fülle der Ornamente, die selten die Funktion der baulichen Glieder, an denen sie erscheinen, plastisch versinnlichen, sondern mehr für sich im Rythmos eckiger und runder geometrischer Formen, schachbrett-, schuppen- oder zickzackartig die Flächen füllen, oder mit pflanzlichem Blatt- und Rankenwerk, ja mit thierischen und menschlichen Gestalten und der arabeskenartigen Verschmelzung all dieser Gebilde das Säulenkapitäl umgeben. Da treten mitunter plump ausgeführte Scenen biblischer Geschichte zwischen seltsamen Abenteuerlichkeiten und Fratzen hervor, während dann doch wieder, besonders in vegetabilischen Zierraten, auch wenn die Stiele in sich umschlingende Schlangenhälse übergehen, ein reinerer Formensinn sich zeigt." (Carriere.)

Der romanische Stil begann in Deutschland im zehnten Jahrhundert, als die Nation gegenüber der römischen Kirche noch nicht zum Selbstbewußtsein emporgestiegen war, in Sachsen und am Harz, im elften in den Rheinlanden, wo die Dome zu Mainz, Worms und Speier Zeugen seines Vorwaltens wurden, wie auch die Abteikirche zu Laach, die Kirchen Maria im Kapitol und der Apostel in Köln, im Süden die Basiliken von Konstanz, Schaffhausen, Augsburg, Regensburg und Freising. In Frankreich vertraten den romanischen Stil die Dome von Arles, Aix, Clermont, die Abteikirche von Cluny mit ihren fünf Schiffen u. s. w., ein Bild der Reformbewegung im Mönchtum (oben S. 172), in England seit der normannischen Eroberung die Kathedralen von Canterbury, Rochester und andere. In Italien dagegen lebte der Stil der Basiliken fort, besonders in Rom, während in Venedig's vielbesungener Markuskirche aus dem zehnten Jahrhundert und anderen Gottes-

häusern der byzantinische Typus blühte, in Pisa's großartigem Dom aber und dem eingesunkenen und dann schief ausgebauten Glockenthurme aus dem elften Jahrhundert der romanische Stil vorherrscht. Aus Frankreich wanderte letzterer mit prunkhaften Zusätzen auch nach Spanien.

Wir bezeichneten den gotischen Stil bereits als eine Blüte der germanischen Nationalität in ihrem Verhältniß zum Christentum. Er entwickelte sich aus dem romanischen. Carriere sagt darüber: „Im romanischen Stil verschmolz unter der Leitung der Geistlichkeit die antike Überlieferung mit den Forderungen des Kultes und der Gemütsstimmung der neuen Völker; so war auch in der Literatur die lateinische Sprache die herrschende gewesen. Jetzt aber werden die Ritter, die Städte Träger der Bildung, jetzt wollen die Menschen in ihrer Muttersprache ihr Herz und ihre Weltanschauung dichterisch kundgeben, jetzt treibt es sie auch in eigenen architektonischen Formen die Sinnesweise und Richtung der Zeit zu offenbaren. Die Grundlage dieser Formen ist der Spitzbogen", welcher „der selbständigen Individualität einen Spielraum ihrer Entfaltung gewährt." Das lateinische Kreuz der Grundform und das Kreuzgewölbe der Decke wurden beibehalten; aber es gesellten sich bei großen Domen im Langhause dem überragenden Mittelraum auf jeder Seite zwei Seitenschiffe bei und der runde Chorschluß wurde durch einen vieleckigen ersetzt, der zur vollen Höhe des Baues emporstieg, aber von einem Kranze niedriger Kapellen umgeben wurde. Die Mauer wurde in eine Reihe von Strebepfeilern aufgelöst und die ganze Fläche zwischen zwei solchen konnte offen bleiben, und durch ein einziges hohes Fenster das Licht Eingang finden. So wurde „der Eindruck des Innern feierlich lichtvoll, erhebend und erfreuend zugleich. Das Auge wird von den Pfeilern emporgezogen, welche sich aus sich selber zur Decke verzweigen, und die manigfaltigen Durchblicke und Reflexe im Spiel von Licht und Schatten gewähren an sich einen malerischen Reiz." . . . „Hierzu kommt noch, daß das Licht nicht durch weiße, sondern durch farbige Fenster hereinscheint und daß dadurch ein magisches Spiel in einander verschwebender Töne hervorgebracht wird." — „Die Farben der Fenster fügen sich zu Gestalten, zu Bildern zusammen und schimmern am Boden, an den Pfeilern wieder, wenn ihr voller Glanz die Steine trifft." Das Äußere des gotischen Domes ist zwar imposant, aber im einzelnen vom künstlerischen Standpunkte unbedeutend. Fantastische und bizarre Figuren und Reliefs, die sich an einzelnen Stellen finden, sind Beiwerk, die dem Eindrucke des Ganzen unbeschadet fehlen könnten. Wie am griechischen Tempel das Äußere, so ist am gotischen das Innere die Hauptsache, wie dort die Einheit, ist hier die Manigfaltigkeit das bewegende Prinzip. Der gotische Dom war das Meisterwerk der Bauhütten, deren Einrichtung wir kennen (s. oben

S. 303 ff.). Der grübelnden Reflexion des Zeitalters boten seine Formen Stoff zu weitgehender Symbolisirung.

Das Vaterland des gotischen Stils ist das nördliche Frankreich, welches zwar bereits romanisch redete, aber dessen öffentlicher Geist noch durchaus der fränkische war. Auch entstand die neue Kunstform wahrscheinlich durch deutsche Bauleute, welche damals das ganze Abendland durchwanderten. Im Jahre 1140 finden wir sie an der Kirche von Saint-Denis, und zwar aus Veranlassung des uns bekannten Abtes Suger (s. oben S. 321). Es folgten die Dome von Chalons und Reims und noch vor Ende des Jahrhunderts die vielberufene Notre Dame zu Paris. Im dreizehnten Jahrhundert wurden die bisher schweren und ernsten gotischen Bauten leichter und lichter, wie Chartres, Amiens und Beauvais zeigen. Im Süden, wie z. B. in Alby, waren die Formen mehr langgestreckt, im Norden mehr hochstrebend. Versuche der Verbindung romanischen und gotischen Stils wurden in der romanischen Schweiz, an den Kathedralen von Lausanne und Genf gemacht. Schon 1174 wurde der gotische Stil aus Frankreich nach England gebracht, wo damals der Neubau in Canterbury und im dreizehnten Jahrhundert die Kathedralen von Salisbury, Lincoln, Glasgow u. a. und die gefeierte Westminsterkirche in London entstanden, im Ganzen aber der Stil einen selbständigen Charakter erhielt. Von hier aus fand die neue Richtung in Norwegen und Schweden Eingang.

In Deutschland ging man am Ende des zwölften und im dreizehnten Jahrhundert nach und nach vom romanischen zum gotischen Stil über. Romanische Kirchen erhielten gotische Anbaue oder wurden sonst gotisch weiter gebaut. Doch erhielten hierdurch die Dome von Basel, Münster, Naumburg, Bamberg, Gelnhausen u. a. eine anmutige und klare Gliederung und großartigen, kühnen Anblick. Später wurde auch der reine gotische Bau aufgenommen, und zwar mit solcher Originalität und solcher Harmonie der Formen, daß er, der auch im Mittelalter der „fränkische" hieß, ein ächt deutscher wurde. Dem frühgotischen Bau, welcher noch Anlehnung an die französischen Formen zeigte, folgte nämlich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, besonders aber im vierzehnten, der spätgotische, dessen von der deutschen Bauhütte errungene Selbständigkeit auf den ersten Blick einleuchtet. Der erste Triumf dieser Richtung war der Dom zu Köln. Würdige Gesellen wurden die zu Freiburg im Breisgau, Straßburg, Regensburg, Ulm, Wiens Stefanskirche u. a. Das fünfzehnte Jahrhundert aber war die Blütezeit des gotischen Baues und der Bauhütten in Deutschland. Mit der deutschen Kultur drang auch die Gotik an der Ostsee vor. Spanien nahm an der französischen Gotik im dreizehnten Jahrhundert maurisch-fantastische Abänderungen vor, während Italien an romanischen Bauten gotische Formen anwandte, welche letztere oft vorwiegend wurden, wie in der

Certosa Pavia's, noch mehr in den Domen von Florenz und Mailand (letzterer, das „durchsichtige Marmorgebirge", 1386 begonnen). In allen Ländern des Abendlandes aber wurde der gotische Stil auch auf Profanbauten übertragen und an den Palästen im fünfzehnten Jahrhundert mit noch mehr Vollendung und Geschmack gepflegt als an den Kirchen. Namentlich sind in Italien die Loggia de' lanzi zu Florenz und der Dogenpalast Venedigs prachtvolle Denkmäler des Gemeinsinns und der Vaterlandsliebe der Bürger jener Städte. Die gotische Baukunst ist eine der größten Thaten des Mittelalters und wird noch in fernen Zeiten die Menschheit mit den Schattenseiten dieser Periode versöhnen.

B. Bildnerei und Malerei.

Die Bildnerei und Malerei des Mittelalters sind eine Fortsetzung der Übung dieser beiden Künste bei den ersten Christen (oben S. 110 ff.). Wir wissen bereits, welchen Nachtheil ihnen der Bildersturm byzantinischer Kaiser zufügte (oben S. 101 ff.) und wie die Abneigung des Westens gegen solche übereifrige Gewaltthat die Kunst hier rettete. Karl der Große, von welchem die Neubegründung aller Zweige des geistigen Lebens nach den Stürmen der Völkerwanderung ausging, war auch kein Bilderverehrer; aber als Kunstfreund sprach er sich entschieden gegen Vernichtung oder gar Zerstörung der Bilder aus. In der Kuppel seines Aachener Domes war in Mosaik auf Goldgrund Christus unter den 24 Ältesten der Apokalypse, — in Mosaiken sind ebenso die römischen Versinnbildlichungen der Gründung des geistlich-weltlichen Doppelreiches vom Jahre 800 (oben S. 135) dargestellt. So wurden auch in Karls Palästen zu Aachen und Ingelheim, dort die Kämpfe gegen die Araber, hier die Thaten der großen Könige seit dem Altertum gemalt, — Alles aber ohne jeden Sinn für Naturwahrheit oder persönliche Ähnlichkeit. Schulen zur Weiterbildung der Plastik und Malerei waren im neunten und zehnten Jahrhundert die Klöster. Man gefiel sich in geschnitzten Bücherdecken aus Elfenbein mit symbolischen Gestalten (s. oben S. 169) und in sorgfältig gemalten Miniaturbildern und Anfangsbuchstaben in den Handschriften (oben S. 168), die aber bei aller Symmetrie und Zierlichkeit noch ohne Leben waren. Die deutschen Mönche wählten sogar falsche Farben für die darzustellenden Gegenstände, um ihren eigentümlichen Schnörkelstil zur Geltung zu bringen. Doch ist in alledem ein ernstes Ringen nach Vervollkommnung nicht zu verkennen.

In der Folge wurden die Künste des Bildens und Malens von der Kirchenbaukunst zu ihrem Dienste herangezogen. Vorbild war dabei (namentlich seit der Vermälung Otto's II. mit Theophano) die byzan-

tinische Kunst (oben S. 112), und man ließ im elften Jahrhundert Künstler aus Konstantinopel nach dem Abendlande kommen. Frauen stickten auch Gestalten im Geschmacke dieser Schule, denen „der Heiligenschein den Adel innerer Schönheit ersetzen“ mußte. Vielfach verirrte sich dabei die Plastik in's Barocke. Kirchengeräte erhielten die Form von allerlei wirklichen und fabelhaften Thieren und solche wurden auch zwischen und unter den Säulen der Kirchen und der Klosterkreuzgänge angebracht. Man begann indessen bereits auch Säulen und Domthüren in Erz zu gießen und mit Scenen aus der heiligen Geschichte zu schmücken. Bildnereien in Stein begann man in Frankreich an Säulenknäufen mit „ungeschickt verschrobenen Figurengruppen“ auszuführen. Kühne, aber noch rohe Darstellungen dieser Art zeigten z. B. das jüngste Gericht mit kolossalen Engeln und Teufeln und kleinen Menschen. Das Relief der Externsteine bei Horn im Teutoburgerwalde (1115 eingeweiht) stellt mit fantastischer Gedankenreihe, aber auch mit Kraft und Würde und mit Sinn für Ebenmaß die Kreuzabnahme dar. Auch der Sinn für die Farben machte Fortschritte, namentlich in der Glasmalerei, welche zuerst 982 in Tegernsee erwähnt wird, und deren dämmerhafter Zauberschein so trefflich zu der in Gott versenkten Frömmigkeit der Zeit paßt. Auf Teppichen stickte man weitläufige Gemälde, so auf dem 210 Fuß langen und 2 Fuß hohen von Bayeux die Eroberung Englands durch Wilhelm I. mit dreistem Naturalismus.

Da die Mönche in Folge ihres religiösen Standpunktes nicht zu einer dem Ideale der Schönheit huldigenden Kunst gelangen konnten, die Ritter aber so wenig den Meisel und Pinsel führen lernten, wie die Feder, so war das Emporkommen dieser Kunstzweige dem Aufblühen der Städte vorbehalten*). Es ging in diesen, unter Beihilfe der Bauhütten, mit dem Kirchenbau Hand in Hand, namentlich seitdem die Portale und Fassaden der Dome den plastischen Ausführungen eine feste Stelle anwiesen.

Diese Darstellungen mischten in seltsamer Weise die heilige Geschichte mit heidnischen Sagen aus dem Norden wie aus dem Süden und mit symbolischen Thierfiguren. Wie überhaupt die Kreuzzüge den Horizont der Menschheit erweiterten, so ist auch seit dem dreizehnten Jahrhundert, und zwar an den gotischen Domen, in Darstellung der menschlichen Gestalt ein allmäliges Aufgeben der bisherigen rohen und steifen, schweren und plumpen Auffassung und eine Annäherung der Kunst an die Naturwahrheit, mithin auch an die antike Art und Weise wahrzunehmen. Bei den Gestalten Adams und Evas, sowie Kaiser Heinrichs VI. und seiner Gattin am Portale des Bamberger Domes stehen „Schwung und zierliche Feinheit im Bunde“. Erwins

*) Carriere, die Kunst ꝛc. III. 2. S. 400.

von Steinbach Tochter Sabina meiselte in Straßburg einen Evangelisten Johannes. Die lebensgroßen Bilder auf den Grabsteinen wurden ausdrucksvoller und schöner; ja der Erzguß schuf bereits Reiterstandbilder, wie das Otto's I. in Magdeburg. Diese Fortschritte machen sich auch in den schon öfter erwähnten satirischen Skulpturen bemerkbar, wo auch die Thiergestalten naturwahrer werden, wie z. B. in Brandenburg, wo der Wolf im Schafspelze den Schafen, und in Straßburg, wo der Fuchs in der Mönchskutte den Hühnern predigt.

In Italien war es Nicola Pisano, in welchem damals „die Antike in ihrer Macht und Herrlichkeit zu einem wunderbar neuen Dasein" aufwachte, zuerst im Relief der Kreuzabnahme am Portal der Vorhalle des Doms zu Lucca. Weiter wurde seine Reform durch seinen Sohn Giovanni Pisano (gest. 1321) ausgebildet. Herrliche Reliefs schufen in Florenz während des vierzehnten Jahrhunderts Andrea Pisano und Andrea di Cione, genannt Orcagna (gest. 1376), der auch als Maler hervorragte.

Gleich Pisano war ein Zeitgenosse Dante's auch der Schöpfer der nationalen italienischen Malerei, — Giovanni Cimabue, welcher seine bis dahin im Schlepptau des byzantinischen Geschmackes nachgezogene Kunst zu einer selbständigen Richtung führte. Seine Madonnen zeigen das erste Bestreben, die Strenge der byzantinischen Kunst, auf deren Boden er noch steht, zu mildern, sie waren die ersten Kunstwerke Italiens, welche die Begeisterung des Volkes wach riefen. Duccio Buoninsegna aus Siena, dessen Blütezeit in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fällt, that bereits einen gewaltigen Schritt der modernen Kunst entgegen und verrät eine staunenswerte Vollendung in Erfindung und Behandlung seiner wunderbar naiven Figuren. Sein „Einzug Christi in Jerusalem" ist ungemein sprechend und kraftvoll ausgeführt. Cimabue hatte einst in der Umgegend von Florenz einen Hirtenknaben auf einem Steine ein Schaf zeichnend getroffen; er erzog ihn zum Künstler. Giotto (gest. 1336), so hieß er, war Baumeister, Bildhauer und Maler, er errichtete den prachtvollen, mit weißen und schwarzen Marmorplatten und Bildhauerwerken bekleideten Glockenthurm von Santa Maria del Fiore in Florenz, welchen er auch seit 1334 mit einer nicht vollendeten und nachher wieder beseitigten prachtvollen Marmorfassade geschmückt hatte, — schritt von der Nachahmung älterer Vorbilder zu freierer schöpferischer Thätigkeit vor, übertraf bald seinen Meister und bewegte sich mit Vorliebe in der Allegorie und Symbolik und in historischen Darstellungen aus der heiligen Geschichte; von der byzantinischen Richtung hat er sich völlig emancipirt und findet seine Hauptstärke in treffender Charakteristik, wie er es denn auch wagte, Porträts zu malen und damit über die einseitige Kirchlichkeit der Kunst hinaus-

zugehen. Die künstlerisch geschmückten Wände des Campo santo (des Friedhofes) von Pisa sind noch Zeugen der Thätigkeit, welche die Schüler und Zeitgenossen Giotto's an den Tag legten. Unter ihnen ragt der schon genannte Orcagna, ebenfalls Meister aller drei bildenden Künste, durch seine Darstellung des jüngsten Gerichts und seinen ergreifenden „Triumf des Todes" am Campo santo zu Pisa hervor, und der Dominikaner Fra Giovanni Angelico von Fiesole (1387 bis 1455) durch die tiefe und innige Frömmigkeit, die aus seinen Engelsgestalten blickt. — In Deutschland schob die gotische Baukunst, welche eine Entwickelung der Malerei nicht gestattet, selbe in eine spätere Zeit hinaus, welche auch in Italien eine großartige neue Kunstepoche begründete.

C. Tonkunst und Schauspiel.

Die durch Ambrosius und Papst Gregor I. (oben S. 110) beförderte christliche Kirchenmusik wurde in Mitteleuropa namentlich durch Karl den Großen gepflegt, welcher Lehrer derselben aus Rom nach seinen Landen kommen ließ. In der Folge entstanden Schulen dieser Kunst in den Klöstern (oben S. 168 f.). Unter den hier gebildeten Meistern ragte im zehnten Jahrhundert der flandrische Mönch Hugbald hervor, welcher das harmonische Zusammenwirken zweier Stimmen einführte. Im elften Jahrhundert erfand der Benediktiner Guido von Arezzo eine Unterrichtsmethode für den Gesang, die Übereinstimmung zwischen Ton und Wort und endlich unser Notensystem von sieben sich in Oktaven wiederholenden Haupttönen. Im zwölften Jahrhundert fand Franko von Köln das Taktmaß. Mit Ausbildung des Rittertums fand die Musik auch auf weltliche Stoffe Anwendung und wurde die getreue Begleiterin der Dichter, der wälschen Troubadours wie der deutschen Minnesänger, — wie sie die der Rapsoden (Bd. II. S. 195) im griechischen Altertum war. Auch zum Tanz (oben S. 313) ertönte sie fleißig. Im dreizehnten Jahrhundert trat in die Tonkunst, die bis dahin an Schwerfälligkeit und Starrheit gelitten, mehr Leben und Anmut. Die Gelehrten der scholastischen wie der mystischen Richtung versäumten ihrerseits nicht, auch in den Bestandtheilen der Musik symbolische Bedeutungen zu suchen. So sollten z. B. die dreierlei Tonwerkzeuge der Kirche, Schlag-, Blas- und Saiteninstrumente — Glaube, Liebe und Hoffnung, die damaligen vier Notenlinien die vier Evangelien bedeuten! Das vierzehnte Jahrhundert sah in den Städten die zunftmäßige Ausübung der Tonkunst durch die Meistersänger entstehen, deren Richtung jedoch, wie ihre Blütezeit nicht mehr dem Mittelalter angehörte. Zu den von uns bereits erwähnten musikalischen Werkzeugen des Mittelalters (oben S. 313)

kommt als vornehmstes, weil vorzugsweise kirchliches die Orgel. Schon Karl der Große soll aus Griechenland Orgeln erhalten haben, „deren eherne Röhren durch Blasebälge mit Luft gefüllt wurden und abwechselnd leise und wieder gewaltig wie der Donner ertönten.“ Seit dem zehnten Jahrhundert besaßen die bedeutenderen Kirchen nach und nach Orgeln. Die Tasten waren einen halben Fuß breit, durch Zwischenräume von einander getrennt und mußten mit Fäusten und Ellenbogen bearbeitet werden.

Wie das griechische Theater (Bd. II. S. 208 ff.), entstand auch das christliche aus dem Kulte des Glaubens seiner Völker. Es war das eine Entwickelung, die sich nicht verhindern ließ, so sehr auch die ersten Christen sich über das (allerdings gesunkene) antike Schauspiel ihrer Zeit empört und so heftig ihre Kirchenväter gegen selbes geeifert hatten. Das war ohne allen Erfolg; denn schon als das Christentum sich weiter ausbreitete und nicht mehr nur eine verfolgte Gemeinde war, gaben die weltlichen Christen ihren Abscheu auf und besuchten die heidnischen Theater gleich den Heiden. Nachdem dann das Heidentum verschwunden war und mit ihm seine Literatur und Kunst, blieb der Schaulust der Christen nur ihr an Pomp stets zunehmender Gottes- und Kirchendienst übrig. Letzterer wurde in der That an dramatischen Momenten reicher und reicher. Die Darstellung des Opfertodes des Erlösers in der Messe war schon eine Tragödie für sich; aber noch deutlicher trat dieser Charakter hervor bei dem großen Kyklos von Festen, welche das Leiden, den Tod, die Auferstehung, die Himmelfahrt und die Ausgießung des heiligen Geistes auf die Jünger feiern. In den Klöstern begann man schon in deren erster Blütezeit den Inhalt dieser Feste in der Kirche dramatisch aufzuführen. Man errichtete, wie noch jetzt, ein heiliges Grab mit Coulissen, Figuren und Hintergrund. Der Besuch der Frauen am Grabe und die Auferstehung des Heilandes wurden durch Mönche dargestellt und dazu Wechselgesänge mit dem Volke ausgeführt. Am Feste der Himmelfahrt wurde ein hölzerner Christus durch eine Öffnung in der Decke emporgezogen und zu Pfingsten durch selbe eine Taube als heiliger Geist herabgelassen. Die vielen Processionen, Wallfahrten, Einweihungen von Kirchen, feierlichen Bestattungen und andere Ceremonien bildeten weitere Momente reichen dramatischen Lebens, das an den Festen der Heiligen seinen Ausdruck durch Wechselreden fand.

Neben dem Drama in der Kirche gab es aber schon früh (im vierten Jahrhundert) ein christliches solches außerhalb derselben, allerdings nur für die von Geistlichen geleiteten Schulen, welches aus stümperhaften Nachahmungen der alten Griechen, sogar mit wörtlicher Benutzung ihrer Verse (besonders des Euripides) entsprungen war.

Dem Volke näher standen Possen herumziehender Gaukler (joculatores, jongleurs), welche im eigentlichen Mittelalter aufkamen, und deren Leiter zugleich als Dichter und Sänger (oben S. 372 f.) eine Rolle spielten.

Ein selbständiges und eigentümliches mittelalterlich-christliches Theater fand jedoch seinen Ursprung erst, als der Gebrauch aufkam, kirchliche Gegenstände außerhalb der Kirchen auf eigentlichen Bühnen aufzuführen. Nach ihrem Inhalte, den Geheimnissen des Glaubens, hießen diese Stücke Mysterien, in England Mirakelspiele, in Italien Exempel, Evangelien, geistliche Komödien, in Spanien Akte (Autos); in Deutschland nannte man sie nach der Zeit der Aufführung: Weihnacht-, Oster- (Passions-) Spiele u. s. w. Frankreich war ihre Heimat; ihre Dichter waren erst Mönche in lateinischer, später andere Leute der Feder in den Volkssprachen, ihre Darsteller theils jene Jokulatoren, theils Leute aus dem Volke, ihr Schauplatz die Höfe von Klöstern, Spitälern, Wirtshäusern u. s. w. Das in so vielen Beziehungen aus engeren Schranken heraustretende dreizehnte Jahrhundert sah diese für das Mittelalter im engsten Sinne so höchst charakteristische Erscheinung aufkeimen. Ihren Höhepunkt erlebte dieselbe am Ende des vierzehnten Jahrhunderts und ihr Ausatmen zur Zeit der Reformation in protestantischen, erst in neuester Zeit in katholischen Gegenden, während in manchen der letzteren, wie z. B. in Oberbaiern, die Passionsspiele noch heute fortleben. Die Mysterienbühne hatte gewöhnlich drei Stockwerke, welche die Hölle, die Erde und den Himmel vorstellten; in Florenz wandte man jedoch schon seit dem vierzehnten Jahrhundert Maschinerien von eigener Erfindung an. Oft bildeten Paläste, Straßen, Höfe den natürlichen Hintergrund, was neben der Volksmasse, die sich zur Aufführung herbeidrängte, zur Verweltlichung der Mysterien beitrug. Man nahm durchaus keinen Anstand, Engel, die Madonna, ja Gott selbst auftreten zu lassen und Rechnungen für Goldpapier zu Flügeln der Engel, für die Handschuhe Gottes und das Vergolden von dessen Rock auszustellen. Dazu gehörte auch, daß Christus und andere Martyrer ihre Leiden durch gemalte Striemen und Wunden so drastisch erscheinen ließen, bis alles Volk vor Rührung weinte. Die weltlichsten Anlässe, wie z. B. Einzüge von Fürsten, wurden zur Aufführung benützt. Die lächerlichsten Anachronismen kamen dabei vor, indem alttestamentliche Personen bei Maria und alte Heiden bei Mohammed schwuren, sowie die naivsten Obscönitäten, indem z. B. Adam und Eva völlig nackt auftraten und ihnen im Laufe der Vorstellung erst die Feigenblätter umgelegt wurden. Zu der Zeit des Aufblühens der Städte nahmen sich besondere Gesellschaften von Bürgern oder Studenten, indem sie stehende Bühnen errichteten, dieser Spiele an, die oft eine erstaunliche Länge erhielten; z. B. ein solches in Frankreich 1380 hatte 23 Akte, und eines in England 1409, welches Weltschöpfung und Weltende darstellte, bedurfte acht Tage zur Aufführung.

Ja in der Zeit des Verfalles der Mysterien, im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert wurden in Valenciennes und Bourges welche aufgeführt, die 25 und 40 Tage dauerten.

Obschon in den Mysterien nur Stoffe der heiligen Geschichte (d. h. der des alten, des neuen Testamentes und der Heiligen) behandelt wurden, mischte sich dennoch darin das ernste Element mit dem komischen, ja mit dem possenhaften. Frankreich, das Vaterland der Narren- und der Eselsfeste (oben S. 190 f.), ging hierin, wie in jeder theatralischen Regung, voran. Solche Parodien des Heiligen, hervorgerufen und bestärkt durch die Extreme der Askese, wie sie im Mittelalter grassirten, fanden ihren Eingang auch in die Mysterien, und zwar wurde ihr Vertreter in denselben Niemand Geringerer als — der Teufel*). Schon früh gab es in Frankreich eine besondere Abart geistlicher Schauspiele, die Diableries, worin die Obscönität so arg getrieben wurde, daß Papst Innocenz III. sich 1210 veranlaßt sah, den Gebrauch der Kirchen und Meßgewänder bei den Mysterien und die Betheiligung der Geistlichen an denselben in Italien, wo die „Teufeleien" Eingang gefunden, zu verbieten. Jedoch ohne Erfolg! Der Teufel als dramatische Person hielt vielmehr seinen Einzug auch in weiteren Ländern, vorab in Deutschland. Die hauptsächlichsten Anlässe, den Teufel auf die Bühne zu bringen, waren der Sturz der bösen Engel vor der Schöpfung, die Höllenfahrt Christi vor seiner Auferstehung und die Mythe vom Antichrist, welch letztere z. B. im zwölften Jahrhundert zu Ostern im Kloster Tegernsee latinisch dargestellt wurde. Personen waren darin u. A. das Heidentum und das Judentum, die Kirche, Papst und Kaiser, der König von Frankreich und andere Könige, die Heuchelei und die Ketzerei, der Antichrist u. s. w. Ein in demselben Jahrhundert zu Tours in nordfranzösischer Sprache gegebenes Schauspiel vom Sündenfalle stellt Eva's Verführung durch den Teufel dar. Ein deutsches Stück aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, ein Donaueschinger Osterspiel, zeigt, wie der Teufel dem Judas bei dem Erhängen behilflich ist. Oft wurde auch die Sage von einem gewissen Theophilus aufgeführt, welcher sich mit seinem Blute dem Teufel verschrieben haben sollte. Dieselbe wurde schon im achten Jahrhundert von Paulus dem Diakon aus dem Griechischen in's Latinische übersetzt, im zehnten von Hroswitha neu gedichtet, im dreizehnten von Rutebeuf französisch und im vierzehnten niederdeutsch bearbeitet, und ist wol das ursprüngliche Vorbild der Fauststücke. Übrigens treten in den Mysterien der Teufel Viele unter verschiedenen Namen auf, sowol unter ihren alten hebräischen, als unter neu erfundenen aus der jeweiligen Sprache des Stückes, wie sie z. B. auch in den Hexen-

---

*) Roskoff, Gesch. des Teufels, I. S. 363 ff.

verhören vorkommen. Auch des Teufels Großmutter Lillis (die hebräische Lilith) tritt in Stücken auf, z. B. in der dramatisirten Geschichte der sog. Päpstin Johanna, die zuletzt vom Teufel geholt wird. Für die Mysterien und für das Mittelalter ganz besonders bezeichnend ist aber, daß der Teufel neben seiner Eigenschaft als Vollzieher des göttlichen Zornes (wie im Hiob) oder als böses Prinzip (wie bei den Profeten und im Neuen Testament) vorzüglich einerseits als Geprellter und andererseits als Lustigmacher erscheint. Schon die deutsche Volkssage hat dem Teufel an Stelle der heidnischen Riesen (oben S. 28) die Rolle des Dummen ertheilt, während die des Lustigmachers nach dem Untergange der Mysterien der Hanswurst erhielt. Lucifer, der oberste Teufel, und sein Diener Satan werden in einem geistlichen Stücke sogar in komischer Weise um Christi Seele geprellt. Wie in den Hexenprocessen das Reich der Hölle in allem das umgekehrte Bild vom Reiche Gottes war, so mußte das Heer der Teufel in allen Beziehungen das Gegentheil dessen darstellen, was dem Menschen als Ideal erschien.

Sechstes Buch.

Der Islam.

Erster Abschnitt.

Die Grundlagen des Islam.

A. Arabien und sein Volk.

Wir haben die christliche Welt des Mittelalters in allen ihren inneren Verhältnissen und Zuständen und in ihrer ganzen Entwickelung bis dahin kennen gelernt, wo der materielle und moralische Verfall des Adels und der Geistlichkeit, das Emporkommen der Städte und des Bürgertums derselben durch Gewerbe und Handel, die Anfänge besserer Kenntniß des klassischen Altertums und der Beschaffenheit des Erdballes, sowie das Auftauchen einer höhern Entwickelung der Literatur und Kunst das Herannahen einer neuen Zeit verkündeten, nämlich einer solchen, in welcher die Ideale des Mittelalters, Glaube und Rittertum, Lehnswesen und Minnedienst anderen weichen mußten, dem Ansammeln reichhaltigen Wissens, der Schönheit nach dem Vorbilde der Antike und dem Erwerbe von Reichtümern durch Handel und Kolonisation. Das Leben und Treiben des Mittelalters war aber in dem Streben nach den genannten Idealen nicht abgeschlossen, sondern dasselbe wurde erst vervollständigt und erlangte seine höchste Weihe durch einen Kampf auf Leben und Tod für jene Güter gegen Feinde, die sie zu rauben suchten. Das Dasein dieser Feinde und der Kampf gegen dieselben waren aber die Folgen des eigentümlichen Umstandes, daß das Christentum da, wo es entstanden war und im Umkreise der ganzen beiden an seine palästinische Wiege stoßenden Erdtheile, soweit sie davon ergriffen waren, sich nicht als herrschende Glaubensform aufrecht erhalten konnte, hingegen da, wo

es von außen, von weiter Ferne her Eingang fand, seine Herrschaft unerschütterlich fest behauptete. Der Grund hiervon liegt nicht nur etwa in Gewaltanwendung durch Eroberer andern Glaubens, sondern auch in der auf Erfahrung gegründeten Thatsache, daß eine Religion, welche herrschend bleiben soll, sich auf eine fest ausgeprägte Nation mit ihrer ganzen Eigentümlichkeit, mit allen ihren Tugenden und Fehlern stützen, mit ihrem ganzen Leben und Treiben, mit ihrem Dichten und Trachten verwachsen muß. Es gilt dies nicht etwa nur von wirklichen Nationalreligionen, wie wir solche in der altchinesischen, in der brahmanischen Indiens, in der altägyptischen, in der jahvistischen der Hebräer, in der zoroastrischen Erâns, in der altgriechischen, altitalischen, altgermanischen und anderen gesehen haben, sondern auch von Weltreligionen, nur daß diese sich eben auf mehrere Völker müssen stützen können. Der Buddhismus verlor seine Wiege in Indien, weil der Geist der Angehörigen dieses Landes vom Brahmanismus erfüllt blieb; er wurde aber anderswo herrschend, weil die dortigen Völker keine Religionen besaßen, welche ihr Wesen so vollständig beherrschten und ausfüllten, wie der Brahmanismus die Seelen der Inder und wie es dem Buddhismus in Hochasien, Hinterindien, China, Japan u. s. w. gelang. Ähnlich ging es dem Christentum. Dasselbe fand in Asien und Afrika kein festbegrenztes Volk mit eigenartiger Kultur, von dem es getragen werden konnte. Das Volk, unter dem das Christentum entstand, das jüdische, verschmähte dasselbe einerseits und zerstreute sich anderseits über die Erde. Die übrigen asiatischen und afrikanischen Gegenden, in denen das Christentum Wurzel gefaßt, waren von Mischvölkern ohne Charakter und Geschichte und ohne eine eigentümliche Entwickelung bewohnt, unter denen seine Wurzeln nicht gedeihen konnten, weil sie dort keine nationale Färbung anzunehmen im Stande waren, — daher auch keinen Bestand hatten. Wo das Christentum hingegen zu Völkern drang, mit deren früheren Glaubensformen es sich auseinanderzusetzen verstand, da gewann es auch festen Fuß und bleibenden Bestand. Das ursprünglich selbe und eine Christentum wurde ein griechisches und ein russisches im Osten, ein romanisches und ein germanisches im Westen, und das sicherte ihm die Zukunft. Nun traf sich aber, daß gerade zu der Zeit, da das Christentum in Asien und Afrika aus Mangel an einer es stützenden Nation verfiel und entartete, — in dem einzigen festgegliederten, noch nicht mit anderen Nationen vermengten und noch unverdorbenen, weil noch in der Kindheit seiner Entwickelung stehenden Volke jener beiden Erdtheile, zwischen welchen sein Land ein Mittelglied bildet, in den A r a b e r n ein neuer Geist erwachte, welcher der Natur der Sachlage gemäß, auch wenn nicht das Schwert zur Erreichung dieses Zieles gezogen worden wäre, überall da die Oberhand erhalten mußte, wo entweder Volksmassen ohne nationalen Charakter oder ohne Kraft des Widerstrebens seinem Siegeslaufe im

Wege standen. Jene besiegte der kräftige Geist des arabischen Volkstums, Diese das Schwert seiner Heere. Sehen wir uns nun das Land und das Volk an, in welchem dieser neue Geist erwachte, prüfen wir ihn nach seinem Ursprung und Charakter, und wir werden eine Erscheinung kennen lernen, welche ganz dazu geeignet war, mit dem Christentum des Mittelalters um dessen alte orientalische Heimat, oder, was daraus mit Notwendigkeit folgte, um die Weltherrschaft zu ringen.

Arabien, das einzige Land West- und Südasiens, das im Altertum keine Rolle spielte, vertritt Afrika in Asien, d. h. es verbindet die Natur und Lage des erstern Erdtheils mit der Theilnahme an der Gliederung und daher auch an der Kultur und Geschichte des letztern, und eignete sich daher zur Beherrschung beider, sobald und solange es dazu die Kraft besaß. Durch breite Meerbusen von beiden Erdtheilen geschieden, durch den persischen von Asien, durch den arabischen oder das Rote Meer von Afrika, bildet es gleichsam eine Welt für sich, und seine Zugehörigkeit zu Asien ist offenbar nur durch den Umstand gerechtfertigt, daß es gegen den Rest dieses Erdtheils eine längere Landgrenze hat, als gegen Afrika, wo dieselbe nur in der schmalen Landenge von Suez besteht. Gründlich verschieden ist Arabien von den zwei übrigen Südhalbinseln Asiens, den beiden Indien, von denen es weiter abliegt, als dieselben unter sich. Erstens nämlich ist seine Richtung eine durchaus andere; denn es erstreckt sich südostwärts statt südwärts; zweitens läuft es nicht spitz aus wie die beiden indischen Halbinseln, sondern verbreitert sich im Gegentheil an seinem Ende so, daß es seine beiden Meerbusen zu Binnenmeeren macht, welche nur durch die schmalen Meerengen von Ormus und Aden (Bab-el-Mandeb) mit dem indischen Ocean, beziehungsweise arabischen Meere zusammenhängen; drittens ist es eine Gebirgsinsel, indem es weder wie Hinterindien mit dem Festlande durch Gebirge verbunden ist, noch wie Vorderindien solchen des Festlandes vorgelagert ist, sondern die seinigen ausschließlich im Innern hat und mit dem Festlande nur durch eine weite und wüste Tiefebene zusammenhängt, daher es auch von seinen Bewohnern Dschesiret-el-Arab (Insel Arabiens) genannt wird. Durch diese Tiefebene, die syrisch-arabische Wüste, grenzt es an zwei Kulturländer des Altertums, die wir kennen gelernt, im Nordwesten an die syrischen Länder (Bd. I. S. 373 ff.), im Nordosten an die des Tigris und Eufrat (ebendaselbst S. 455 ff.). Von zwei anderen alten Kulturländern des Morgenlandes ist es durch seine beiden Meerbusen oder Binnenmeere getrennt, durch das eine von dem des Nil (ebendaselbst S. 293 ff.) und durch das andere von Erân (ebendaselbst S. 510 ff.). Berücksichtigt man ferner, daß Arabien nur durch einen beschränkten Meerestheil von Indien (ebendaselbst S. 199 ff.) geschieden ist, so erscheint es als Nachbar aller alten Kulturländer Asiens und Afrikas, mit einziger Ausnahme des weit abgelegenen mongolischen

China, und liegt daher im Mittelpunkte der zur mittelländischen Rasse gehörenden Kulturvölker des Altertums.

Während alle übrigen Grenzen Arabiens durch das Meer gegeben sind, ist die nördliche von jeher schwankend gewesen. Daß die von den Alten zu Arabien gerechnete Sinai-Halbinsel durch ihre ganze Lage und Natur ein notwendiger Bestandtheil Syriens ist, haben wir bereits nachgewiesen (Bd. I. S. 376) und so bleibt denn nur eine Linie übrig, welche in die Wüste zwischen Syrien, Chaldäa und Arabien fällt und deren genauer Verlauf daher gleichgiltig ist. Man kann indessen mit ziemlicher Sicherheit den 30. Grad nördlicher Breite als Nordgrenze betrachten. Die Größe des Landes in diesen Grenzen beträgt etwas über drei Millionen Quadratkilometer, umfaßt also etwa drei Viertel des eigentlichen China oder Vorderindiens, oder soviel wie Syrien, Kleinasien und Assyrien-Chaldäa zusammen; Arabien enthält etwa den vierzehnten Theil von Asien und den dritten der Größe von Europa; es ist etwa fünf und ein halbes Mal so groß wie das deutsche Reich.

Arabien zerfällt in Landschaften mit verschiedenen Namen. Die Alexandriner und Römer schieden es in das peträische Arabien im Nordwesten, an der Grenze Syriens (wozu noch die Sinai-Halbinsel kam), in das glückliche an der West- und Südküste und in das wüste im Innern. Die Araber selbst nennen das ehemalige peträische Arabien am Golf von Akaba des Roten Meeres El-Hadschr, die Küste am eigentlichen Roten Meere Hidschâz, auch Tihâma, d. h. nach dem Meere abfallende Niederung, die südwestliche Ecke am „Tränenthore" (Bab-el-Mandeb) Jemen, die Küste des offenen arabischen Meeres im Süden Mahra, das Hinterland davon Hadramaut, die südöstliche Ecke an der Straße von Ormus und am Eingange des persischen Meerbusens Omân. Das verhältnißmäßig noch weit weniger als Afrika bekannte, wol meist wüste Innere heißt im Allgemeinen El-Dschauf, auch El-Ahkaf, d. h. mit Sandbergen bedeckte Wüste, speziell aber im Norden Nofûd, weiter südlich Schammar (Schomer), in der Mitte Nedschd, östlicher El-Hasa und im Süden (hinter Hadramaut) Dahna und Ahkaf.

Vom Norden her erhebt sich das Land gegen Süden allmälig. Unter dem 28. Grade n. Br. erhebt sich das Gebirge Schammar in den beiden von S. W. nach N. O. streichenden bebuschten Bergketten Dschebl-Adscha und Dschebl-Selma bis zu 2925 Meter. Südlich von demselben dehnt sich eine weite Hochebene aus, welche mehrere Bergketten und Thäler umfaßt. Diese tiefen, von kahlen, steilen Felswänden eingeschlossenen Thäler, arabisch Wadis, die zum Theil nur zeitweise bewässert sind, bilden im Innern die einzigen anbaufähigen und bewohnten Landstrecken. Ein breites, reich bewässertes und fruchtbares Wadi, das sich zum persischen Meerbusen absenkt, theilt das Hochland

in ein nördliches und ein südliches und wird von der Karawanenstraße Mekka-Bagdad durchschnitten. Steil als blendend weiße Wand fällt gegen Norden das Hauptgebirge des Innern, Dschebl-Imarieh oder El-Arid ab. Gegen die Küsten hin senkt sich das innere Hochland in Stufen nieder bis zum Meere; dazwischen erheben sich wieder Gebirge, so in Hidschâz zwischen dem Meer und Medina der 2300 Meter hohe Dschebl-Radwa (Medina liegt auf der dritten 1300—1625 Meter hohen Stufe). Der mit ewigem Schnee bedeckte Gasuan zwischen Mekka und Taif ist vielleicht der höchste Berg Arabiens. In Jemen ist das Bergland zerrissen und reich an Gipfeln, die wahrscheinlich bis 2900 Meter hoch steigen und deren Landschaft daher bezeichnend El-Dschebl heißt. Sanâ, Jemens Hauptstadt, liegt etwa 1600 Meter über Meer und die umstehenden Gipfel 650 bis 1300 Meter höher.

Der größte Übelstand Arabiens ist der Wassermangel. Die Hitze der Sonne und der Sand der Wüste verzehren das aus dem Dunstkreise gespendete Naß sehr schnell, daher sich im ganzen Lande, soviel bekannt ist, kein einziger größerer Fluß bilden konnte (doch sprechen Gerüchte von solchen). Die meisten Flüsse sind nur periodische Bewässerungen der Wadis und tragen ebenfalls diesen Namen. Manche versiegen auch, wenn sie vorher wasserreich sind, im Sande, ehe sie das Meer erreichen. Die periodischen Flüsse sind im Winter oft sehr stark, der dem Eufrat zuströmende Wadi-e-Rumem z. B. im untern Theil eine Tagereise breit, während er im Sommer trocken liegt. Der Wassermangel wird in manchen Gegenden Arabiens durch künstliche Bewässerung ersetzt, nämlich durch sehr sinnreich angelegte Zisternen, mittelst deren die Vegetation erhalten wird.

Da Arabien auf der Grenze der nördlichen gemäßigten und der heißen Zone liegt, indem es vom Wendekreise des Krebses in seiner breitesten Stelle durchschnitten wird, so hat es ein dem Klima Vorderindiens und Ägyptens ähnliches solches, das sich jedoch nach der Meereshöhe sehr verschieden gestaltet. Der Wärmemesser zeigt in den Küstenebenen bei Nacht 30, am Morgen 34, am Tage im Schatten über 36° R. Die Hitze ist daher, namentlich an der Küste des Roten Meeres, eine unerträgliche, wozu noch Windstillen von oft zwei Monaten Dauer kommen. Der bei dem Wechsel der Jahreszeit wehende Samum dörrt vollends Alles aus. Im Sommer herrscht der Passat oder Monsun, den wir aus Indien (Bd. I. S. 204) kennen, in der gemäßigten Zone auch im Winter. Im Sommer fällt gar kein Regen, im Winter aber, namentlich vom November bis Februar, oft starker; Gewitter sind hingegen selten. In den gebirgigen Landestheilen ist das Klima kühler als in den Ebenen; in Taif und Sanâ kennt man auch Schnee und Eis, und in Hadramaut gefrieren sogar die Zisternen. Hier dauert die Regenzeit vom April bis September mit häufigen Gewittern, in Omân

vom Februar bis April. Das Bergland Jemens hat zwei Regenzeiten, im Frühling und vom Juni bis September.

Die Pflanzenwelt Arabiens bietet als berühmtestes Erzeugniß den Kaffee dar, dessen besondere Heimat Jemen ist, wo er in Pflanzungen auf den Felsterrassen der Thalseiten gezogen wird und bis zur Höhe von tausend Meter gedeiht. Doch wird auch mancher unter dem Namen der Küstenstadt Mocha in Jemen verhandelte Kaffee in Afrika gepflanzt und nur von Arabien ausgeführt. Die Araber selbst verwerten die Bohnen durchweg im Handel und begnügen sich mit einem Aufguß der pergamentartigen Hüllen derselben (Keschir). Besonders charakteristisch für das Land sind die Palmen, namentlich die Dattelpalmen. Andere speziell arabische Erzeugnisse sind die Sennablätter Jemens und das aus Akazienarten gewonnene arabische Gummi, der Weihrauch Hadramauts, Aloe, Kassia, Balsamharz und andere Wolgerüche, durch welche das Land seit uralten Zeiten berühmt ist. Unter den Fruchtbäumen ist die Tamarinde der bemerkenswerteste. Aus Indien verpflanzt wurden Bananen, Feigen und andere Früchte. Ferner gedeihen trefflich alle Getreidearten, besonders Weizen, Durra, Reis und Mais, ferner Gurken, Kürbisse, Melonen, Tabak und köstliche Rosenarten, sowie andere wolriechende Blumen.

Unter Arabiens Thieren sind erwähnenswert Schildkröten, Schlangen, darunter sehr giftige, Antilopen und Gazellen, in den Gebirgen Steinböcke, wilde Esel, wilde Ochsen, Affen verschiedener Arten, wilde Hunde und Katzen, Füchse, Wölfe, Schakale, Hyänen, Panther; das eigentlich charakteristische Säugethier des Landes ist aber das Kamel, das jedoch kleiner ist als in nördlicheren Ländern. Zum Lasttragen gebraucht man das zweihöckerige (Gemel), zum Reiten das einhöckerige, eine durch Zucht gewonnene Abart (Delûl oder Hedschîn). Dieses „Schiff der Wüste“ ist für die Kultur Arabiens und der umliegenden asiatischen wie afrikanischen Länder von höchster Wichtigkeit. Wie bei den Indern der Elefant (s. Bd. I. S. 209), so hat daher auch bei den Arabern das Kamel als Lieblingsthier eine Menge Namen, die sich nach Geschlecht, Alter, Mutterschaft u. s. w. richten. Merkwürdiger Weise hat das Kamel überall die asiatischen Völker begleitet, ist mit ihnen angekommen und mit ihnen wieder verschwunden. So war es z. B. in Spanien der Fall, und die Türken haben das Wüstenthier Arabiens nach Kleinasien und der Balkanhalbinsel gebracht, wo es vorher nicht einheimisch war*). Ein wichtiges Hausthier ist für die Araber auch der in ihrem Lande schöne, starke, ausdauernde und kluge Esel. Höckerige Rinder werden zum Bewegen der Wasserschöpfmaschinen verwendet. Das in Arabien erst spät eingeführte Pferd hat dort seine edelste Zuchtart

*) Kremer, Kult.-Gesch. des Orients, I. S. 227.

erreicht. Milch und Butter werden vorzüglich von Schafen und Ziegen im Norden gewonnen. Wie in Afrika haust auch hier der Strauß in der Wüste und wird seiner Federn wegen gejagt. Eine furchtbare Plage des Landes sind die Heuschrecken, deren Schaaren die Luft verdunkeln und wie Wasserfälle zur Erde niederstürzen, ja in die Häuser eindringen. Sie werden eingesalzen und gegessen; wegen ihrer Vertilgung wird die Drossel geschätzt. Andere gefährliche Insekten sind die weißen Ameisen und die Tausendfüße.

Die Araber sind Angehörige des Völkerstamms der Semiten (oben Bd. I. S. 377 ff.) und bilden eine südliche Familie derselben, welche der nördlichen, aus den Hebräern und Phönikern, sowie den Assyrern und Chaldäern zusammengesetzten scharf gegenübersteht. Sie zerfallen aber wieder in zwei Hauptzweige, nämlich in die eigentlichen Araber oder Ismaeliten, die im Norden und in der Mitte des nach ihnen benannten Landes, und in die Himjariten oder Joktaniden, die im Süden Arabiens ihre Heimat haben und von welchen durch Auswanderung nach Afrika die Äthiopier oder Abessinier stammen. Eine weitere Verbreitung als die Letzteren haben die eigentlichen Araber seit dem Mittelalter aufzuweisen, indem sie einerseits sämmtliche im Altertum von Semiten bewohnten Länder Asiens, deren frühere Bevölkerung im Laufe der Zeit verwischt worden, also Syrien mit Palästina und die Tigris-Eufrat-Länder überschwemmten und anderseits in den Ländern sämmtlicher Hamiten Afrika's (oben Bd. I. S. 299) von der Suez-Landenge bis zum atlantischen Ocean die Herrschaft über die verkommene Bevölkerung übernahmen, während die aus ihrem Schoße hervorgegangene Religion in ganz Südwest-Asien und Nordafrika und zeitweise selbst in Theilen Europa's die herrschende geworden ist.

Die gegenwärtige Bevölkerung Arabiens wird auf fünf Millionen geschätzt; es kommen mithin nicht einmal zwei Menschen auf den Quadrat-Kilometer (in Indien 60, in China 100). Da nun zu der Zeit, in welcher Arabien eine Rolle in der Geschichte zu spielen begann, im siebenten Jahrhundert, die Bevölkerung gewiß nicht kleiner, sondern eher größer gewesen ist, wie aus der Kraft geschlossen werden muß, welche dieses Volk damals entwickelte, — so darf als Thatsache angenommen werden, daß das heiße Klima des Landes, verbunden mit Wassermangel und Überfluß an Wüstenboden, wie auch der kriegerische und streitsüchtige Charakter der Araber, der von dem friedlichen der Inder und Chinesen so sehr absticht, eine Vermehrung der Bevölkerung verhindert haben. Ein weiteres Hinderniß bilden auch häufige Krankheiten, wie die Pocken, der Aussatz, Fieber und Augenkrankheiten; die ersteren verursachen stetsfort große Sterblichkeit und der Aussatz ist in vielen Familien erblich und unheilbar.

Die Araber, deren körperliche Merkmale diejenigen der Semiten (Bd. I. S. 379) sind, waren seit ältester Zeit und sind heute noch großentheils, besonders in denjenigen Stämmen, welche den Volkscharakter am reinsten bewahrt haben, Nomaden. Ihre gegenwärtigen Zustände können größtentheils auch als solche der älteren Zeiten betrachtet werden*). Die Beduinen, wie die nomadischen Araber sich nennen (Badawi), sind stolz auf ihre Freiheit und verachten die Bewohner der Städte und überhaupt stehender Ortschaften, die übrigens aus allerlei Nationen vermengt sind, besonders in den Seestädten. Ihr Nomadentum erstreckt sich jedoch nicht so weit wie das der nordasiatischen Völker; sondern jeder Stamm hat sein bestimmt abgegrenztes Gebiet, in welchem er je nach Bedarf der Familien und der Heerden bald da bald dort lebt. Die Wohnung bilden Zelte von Ziegenhaarfilz, welche etwas über 2 Meter hoch, 6 bis 9 lang und 3 breit und im Innern durch einen Teppich in ein männliches und ein weibliches Gemach geschieden sind. Manche wohnen auch in Hütten aus Palmblattrippen mit Dach aus Binsenmatten, die Städter aber in steinernen Häusern mit flachen Dächern. Die Kleidung ist ein grobes Baumwollhemd, worüber bei Reichen ein langes, baumwollenes oder seidenes Kleid kommt, bei den Meisten aber der Burnus, ein leichter, weißer, wollener Mantel oder ein gröberer, schwererer, weiß und braun gestreifter. Scheiche tragen kostbarere, auch wol mit Gold durchwobene Mäntel. Die Füße werden mit gelben Stiefeln oder roten Schuhen bekleidet, der Kopf mit einem Baumwollentuch, bei Reichen mit einem Schal. Nicht nur im Winter und in den Gebirgen gegen die Kälte, sondern auch im Sommer gegen die Hitze schützt man sich mit Schafspelzen; übrigens ertragen die Araber aus Gewohnheit Hitze und Kälte leicht. Weibliche Kleidung ist ein langer baumwollener Rock, um den Kopf ein Tuch, um Mund und Kinn ein Schleier, der Schmuck Ringe in Nase und Ohren, Bänder oder Ketten um Hals, Arme und Knöchel. In heißeren Gegenden gehen auch wol die Männer nackt mit nur einem ledernen Schurze. Die Nahrung der Araber besteht beinahe ausschließlich aus Brot, Milch, Butter; besonders beliebt ist ein Teig aus Mehl und Kamelsmilch; dazu kommen Reis und Datteln, wo solche wachsen. Fleisch von Ziegen und Schafen wird nur bei festlichen Gelegenheiten genossen oder Gästen vorgesetzt. Lieblingsgetränk ist der Kaffee ohne Milch und Zucker. Schwelgerei ist den Arabern durchaus verächtlich.

Dem ächten Beduinen ist jede Arbeit und geregelte Beschäftigung als die Freiheit beschränkend zuwider. Dabei leben die Söhne der Wüste in dem auffallendsten Widerspruche mit sich selbst. Gelterwerb auf ehrliche Weise, durch Gewerbe, Handel und dergleichen, halten sie

*) Duncker, Gesch. des Altert. I. S. 246 ff.

für schimpflich, — solchen durch Diebstahl und Raub aber nicht, vielmehr für ein ehrenvolles Beginnen. Die Araber sind geborene Diebe und Räuber, die Beduinen wie die Städter und haben nicht die geringste Ahnung von der Verwerflichkeit jener Handlungen. Stets sind die Beduinen mit Lanze und Säbel, seit neuerer Zeit mit langer Flinte und Pistole bewaffnet, um ihrer Lieblingsneigung zu fröhnen, und die Stämme leben gegenseitig im beständigen Kriege, nicht um streitiges Eigentum, sondern um solches zu rauben. Damit gehen Hand in Hand List, Betrug, Ränke aller Art, Wortbrüchigkeit und Treulosigkeit; jedes Mittel ist gestattet, um den Zweck zu erreichen. Doch werden bei den Raubzügen anderweitige Verbrechen vermieden und die Beraubten weder mißhandelt noch getödtet. Mord kommt in der Regel nur bei der stets gewissenhaft geübten Blutrache vor, welche sich in den Familien forterbt. Durch eine Tödtung ist die That gesühnt; durch zwei solche aber geht die Pflicht der Blutrache auf die andere Seite über und dauert bis in das fünfte Geschlecht (doch kann ein Mord auch durch Gelt gesühnt werden). Aus diesen Gebräuchen erhellt, daß das Familienbewußtsein das stärkste Gefühl des Arabers ist. Die Frauen werden im Ganzen geachtet, müssen aber im Hause, während der Herr desselben faullenzt oder höchstens nach Pferden und Kamelen sieht, die nötigen Arbeiten verrichten, mahlen, backen, buttern, weben, und speisen nicht mit den Männern, sondern was diese übrig lassen, in ihrem Gemache, dem Meharrem. Auch findet nur bei der Geburt eines Sohnes Freude statt, bei Töchtern nicht; ja letztere wurden in der ältern Zeit oft lebendig begraben! Die Beduinen begnügen sich zwar in der Regel mit einer Frau und nur die reichen Scheiche nehmen deren mehrere; aber der Mann kann die Frau jederzeit verstoßen. Man heiratet und scheidet sich mit der größten Leichtfertigkeit, letzteres oft nach wenigen Wochen; eine schlecht behandelte Frau jedoch kann ihrerseits den Mann verlassen und zu ihrem Vater zurückkehren, wo sie nicht wieder geholt werden darf. Tugenden des Volkes sind Tapferkeit, Vaterlands- und Freiheitliebe, Thatkraft, Ehrgefühl, Empfänglichkeit für Bildung und Wissen. Der schönste Zug des Arabers aber ist seine Gastfreundschaft, und der gewissenloseste Räuber vertheidigt seinen Gast mit seinem Leben und ließe sich keine Verletzung des Gastrechtes nachsagen. In den Städten dagegen, deren Bewohner alle Laster der Araber theilen, aber ihre guten Seiten nicht, wird das Gastrecht nicht ausgeübt. Eine andere milde Seite ist die gute Behandlung der Sklaven, welche aus Afrika eingeführt werden und leicht freigelassen werden, ja mit den unteren Ständen Gleichberechtigung erlangen. Zu den Sklaven gehörten auch Sängerinnen, welche die Araber schon seit alter Zeit, theilweise aus der Ferne (im Mittelalter Griechinnen und Perserinnen) beziehen und bei Gastmälern und Festlichkeiten auftreten lassen. Reiche hielten sich solche auch beständig. Die

Gäste erhielten bei solchen Gelagen grellfarbige Festgewänder und Sitze auf Ruhebetten; Wolgerüche wurden in Blumen verstreut und in Gewürzen und Holzarten verbrannt. Dichtkunst und Gesang waren stets eine Lieblingssache der Araber und Hand in Hand damit gingen auch Weingenuß, Spiel und eine Romantik in der Liebe, welche der Ritterlichkeit und dem Minnedienste der Christen des Mittelalters nichts nachgab, ja vielleicht dessen eigentliches Vorbild war (s. oben S. 370). In der heidnischen und der ersten mohammedanischen Zeit wurden selbst in den heiligen Gebäuden Mekka's Liebesränke gespielt. Sogar ernste fromme Männer bekannten in Gedichten (selbst noch in hohem Alter) offen ihre Empfänglichkeit für weibliche Reize. Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß diese gefährliche Neigung schon früh zur Prostitution führte und zwar nicht nur etwa zur weiblichen, sondern auch zur „griechischen" (s. Bd. II. S. 39 ff.). Letztere wurde u. A. von jungen Sängern (Kinäden, arab. Mochannat) vermittelt, welche in Tracht und äußerer Erscheinung die Weiber nachahmten, sich schminkten, die Haare frisirten und unzüchtige Tänze aufführten. Diese Unsitte erhielt sich im Morgenlande offen bis auf die Gegenwart.

Die Namen, welche die Araber tragen, sind lediglich persönliche. Dagegen finden mit Hilfe derselben auch Bezeichnungen statt, welche die Familienverhältnisse zum Inhalte haben. Am häufigsten ist, wie bei den Griechen und Nordländern, die Hinzufügung des Vaternamens, z. B. Mohammed ibn (Sohn des) Abdallah, wozu häufig die Namen fernerer Vorfahren kommen. Wer hingegen einen Sohn hat, dem glaubt man eine Ehre anzuthun, wenn man ihn gar nicht mit seinem Namen, sondern „Vater des N. N." nennt, z. B. Mohammeds Vater Abdallah hieß demnach nicht Abdallah, sondern Abu (Vater des) Mohammed. Man gebraucht diesen Namen aber auch bildlich, indem man z. B. einen edeln Menschen Abu-lfadhajit, d. h. Vater der edeln Eigenschaften und einen Narren Abu Gahl, d. h. Vater der Unwissenheit und wieder in anderm Sinne einen Ibrahim „Abu Ismael" nennt, weil Abraham Vater des Ismael war. Ebenso wird es mit den Müttern gehalten; eine solche heißt z. B. Omm (Mutter des) Ali. Die Araber haben indessen auch Familiennamen; doch werden selbe sehr selten den Personen beigelegt. Angehörige von Familien und Stämmen nennt man im Allgemeinen die Söhne des (meist mythischen) Ahnherrn, z. B. die Koraischiten „Banu Koraisch", einzelne aber Koraischi, Haschimi, d. h. Koraischiten, Haschimiten*).

Mit dem Familien- wetteifert das Stammesbewußtsein. Jeder Stamm betrachtet sich als vollkommen unabhängig unter einem

---

*) Sprenger, das Leben und die Lehre des Mohammad, I. S. 5 f.

Scheich (Schech) und nur freiwillig anerkennen die Scheiche der Stämme einer Landschaft einen Scheich der Scheiche als ihren Fürsten an, der auch Scherif oder Emir (Sejid) heißt; er darf es nicht wagen Befehle, sondern nur Räte zu ertheilen; bei den ansässigen Arabern jedoch ist seine Regirung oft eine durchaus willkürliche und despotische, gegen welche kein Unterdrückter Recht bekommt. Der Adel der Scheiche steht in großem Ansehen und leitet seine Ahnen mit großer Zuverlässigkeit und Genauigkeit in graue Zeiten bis weit vor Mohammed zurück. Auch sind die Scherifs- und Emirsfamilien stolz darauf, stetsfort zu den Beduinen zu gehören, und jeder Angehörige derselben wird acht Tage nach der Geburt zur Erziehung in das Zelt eines Stammes geschickt, wo er bis zum zehnten oder fünfzehnten Jahre bleibt und von wo er mit den Anschauungen eines Beduinen zurückkehrt. So ist seit uralten Zeiten bis auf die Gegenwart der Geist des Wüsten- und Lagerlebens der herrschende und maßgebende bei den Arabern geblieben.

Dieser Geist beherrschte denn auch die arabische Geschichte. Keines der diesem Lande benachbarten erobernden Weltreiche des morgenländischen Altertums, obschon es alle versuchten, hat dasselbe unterworfen, weder Ägypten, noch Assyrien und Chaldäa (in dessen ältester Geschichte vielmehr eine arabische Dynastie genannt wird), noch Persien. Allen widerstanden die an ihrer Stammesfreiheit fest hängenden Beduinen, obschon sie ohne allen politischen Zusammenhang unter sich waren. Ob Alexander der Große glücklicher gewesen wäre, — wer weiß es? Sein Tod vereitelte den gegen sie beschlossenen Zug und seine Nachfolger ließen sie in Ruhe; denn sie hatten nicht nur genug mit den Streitigkeiten unter sich zu thun (Bd. II. S. 289 ff.), sondern die Araber benutzten dieselben sogar, fielen in die Länder ein, welche den Gegenstand des Streites bildeten, und gründeten Staaten in Chaldäa (Hira) und in Syrien am Flusse Ghassan. Mehr als die früheren Eroberer erreichten die Römer, indem sie unter Augustus (Älius Gallus) und unter Trajan (107) weit im Lande vordrangen und wenigstens die nördlichen Häuptlinge zu Vasallen erhielten; gegen den Süden mißlangen ihre Versuche.

Von mehr Nutzen als eine Eroberung gewesen wäre, wurde indessen Arabien den übrigen Völkern des Altertums (etwa seit dem siebenzehnten Jahrhundert vor Chr.) durch seine Betheiligung am Welthandel, den es zwischen Ostasien und Europa den Phönikern vermitteln half (s. Bd. I. S. 271, 452, 467, II. S. 310 u. 440); als handeltreibend werden unter den alten Arabern namentlich die Sabäer (hebr. Scheba, in Jemen), dann ihre östlichen Nachbaren, die Chatramiten (hebr. Hazarmawet, jetzt Hadramaut) und viele andere bezeichnet. Das „Schiff“ und die „Söhne der Wüste“ schafften schon

damals dem Westen die Erzeugnisse des Ostens her, und die Karawanenstraßen waren Weltverkehrswege neben den Wasserstraßen durch den persischen und den arabischen Meerbusen. Ruinen verraten noch die Pracht südarabischer Handelsstädte und Wasserbauten für die Landwirtschaft im grauesten Altertum. Diese alte Kultur Arabiens ist ohne Zweifel eine schon ursprünglich semitische und kam mit diesem Völkerstamme selbst aus Osten her, vom persischen Meerbusen (s. Bd. I. S. 377) und nicht etwa aus Ägypten*). Zuerst war, wie überall, die Seeküste angebaut und mit Gebilden der Kultur beglückt; später, wahrscheinlich in Folge des Verfalles der phönikischen Städte, wurde auch der arabische Seehandel zu Grunde gerichtet und die Kultur flüchtete sich landeinwärts, besonders in die Gebirge von Hadramaut, wo sie aber wieder durch die wilden Nomadenstämme des Innern ihren Untergang fand. In den Landstädten dagegen dauerte lebhafter Handel fort, wenn auch nicht mehr in so großartigem Maße, wie früher. Namentlich Mekka und Medina waren stets wichtig als Stationen des Handels zwischen Südarabien und Syrien. Die Häuptlinge der Familien Mekkas schützten denselben durch ein feierliches Bündniß, so daß während der Dauer desselben vollkommene Sicherheit in der Umgegend herrschte. In Mekka war das Rathaus neben dem Tempel, wo die Stadtangelegenheiten von den patrizischen Geschlechtern beraten wurden, schon vor Mohammed der Sammelplatz und Verkehrort der Karawanen, an deren Handel sich sämmtliche Einwohner betheiligten. Eingeführt wurden Tuchwaaren, Wolle- und Seidengewebe aus Syrien, ausgeführt Rosinen, Datteln, edle Metalle, Weihrauch, Myrren, Gewürze, Aloe und Sandelholz, Zimmt, Kassia. Im Februar 624 ging eine Karawane aus Gaza nach Mekka ab, welche einen Wert von 50,000 Mitkal (400,000 Mark) mit sich führte. Der Gewinn bei diesem Landhandel war und ist noch jetzt oft ein solcher von fünfzig bis hundert Prozent.

Schon aus den Fehden der arabischen Stämme geht hervor, daß die Araber seit alter Zeit kriegerisch sein mußten. Vor Mohammeds Zeit dienten sie in großer Zahl den Byzantinern und den Persern als Söldner; namentlich leisteten sie zu Pferde treffliche Dienste. Ihre Nationalwaffe war bis zur Annahme der Feuergewehre und ist es theilweise jetzt noch ein zwölf Fuß langer Speer, den sie sowol zum Stoß als zum Wurfe verwenden, und zwar mit so großer Geschicklichkeit, daß sie in vollem Galopp eine Schlange treffen. Im Kriege schießen Truppen von Tausenden auf einmal diese Speere ab und eilen dann zurück, um den Angriff sogleich zu wiederholen. Die Schnelligkeit der arabischen Pferde hat einen Weltruf, und selbe sind so gut abgerichtet, daß sie im vollen Lauf umwenden können. Erst zur Zeit Mohammeds, als

*) Sprenger, das Leben und die Lehre des Mohammad, III. S. 446.

die Araber auch außerhalb der Wüsten kämpfen und namentlich auch Belagerungen unternehmen mußten, schufen sie notgedrungen auch eine Infanterie, deren Kern die Mediner bildeten und welche den Erdkreis in Schrecken setzte.

B. Die Religion Arabiens und ihr Profet.

Die älteste Religion der Araber war die ursprünglich gemeinsame der Semiten (Bd. I. S. 399 ff., 438 ff., 468 ff.); nachdem sich dieser Stamm jedoch in einzelne Völker getrennt, scheinen auch alle diese verschiedene Göttersysteme aufgestellt zu haben. Als Religion der Himjariten in Südarabien wird namentlich ein Dienst der Sonne, des Mondes und verschiedener Dämonen genannt, der an die Religion Chaldäa's erinnert*). Nördlichere Stämme erscheinen als Verehrer der Planeten, des Sirius und anderer Sterne. Bei Mekka wurde eine Göttin Allat (bei Herodot Alilat, arab. Alilahat = die Göttin, wahrscheinlich die Mylitta oder Bilit, Astarte oder Istar anderer Semiten) verehrt, in Nedschd ein Gott Audh, d. h. der Brennende (Feuergott). Manche Stämme ehrten als Bild ihrer Gottheiten schwarze Steine, denen sie opferten und die sie mit dem Blute der Opferthiere begossen. Die an Syrien grenzenden Araber der Stämme Ammon, Moab, Edom, Midian, Amalek u. a. theilten den syrisch-phönikischen Glauben (Bd. I. S. 439).

Schon früh fand das Christentum in Arabien Anhang, sowol im Norden des Landes und unter den in Syrien und Chaldäa eingedrungenen Arabern (selbst auf dem Trone von Hira), als im Süden bei den Himjariten, wie es ja bei den nächsten Verwandten der Letzteren, den Abessiniern, dem Namen nach bis heute fortbestanden hat. Es gab arabische Bischöfe, die unter dem Metropoliten zu Bostra in Palästina standen. Auch vertriebene Juden und christliche Sekten verbreiteten ihre Glaubensformen in Arabien. Unter den Himjariten wurde sogar das Christentum durch einen jüdischen Emporkömmling verdrängt, der aber dafür den christlichen Äthiopiern erlag (525). Die Sektenzwiste innerhalb der christlichen Kirche stießen jedoch die Araber ab und bahnten dem neuen unter ihnen auftauchenden Glauben den Weg, dessen Wurzeln wir aufzusuchen haben.

Schon die meisten vormohammedanischen Religionen Arabiens hatten einen monotheistischen Zug. Sie anerkannten einen obersten Gott, Allah, welcher den Scheich einer Anzahl von Dämonen oder Genien (Dschinn)

*) Duncker, Gesch. des Altert. I. S. 243 ff.

vorstellte, die auch als Volks- und Hausgötter dienten und zu Sinnbildern leblose Gegenstände (eine Art Fetische) hatten*). Zu diesem Zuge der Volksreligionen kam noch ein mystisches Element, welches in den ersten christlichen Jahrhunderten in Arabien durch schwärmerische Sekten, und zwar sowol jüdische als christliche vertreten war. Bemerkenswert sind in dieser Beziehung die Ebioniten (Judenchristen). Sie bildeten zwei Parteien, von denen die eine, mehr jüdische, Jesus als Sohn des Josef und der Maria, die andere, mehr christliche, als von der Jungfrau durch den heiligen Geist geboren und überirdischen, aber nicht göttlichen Wesens, betrachtete. Ebenso gab es in Arabien auch Essäer (Bd. II. S. 538), mit welchen sich um 100 nach Chr. in dem benachbarten Peräa die Familie des Profeten Elxai (ebenda S. 545) verband. Ein drittes mystisches Element erscheint in den Sabiern, welche damals neben den Juden, Christen und Magiern (Eraniern) als besondere Religionform betrachtet wurden, während sie wol auf einer Vermengung jener drei Religionen beruhten und dabei Engel und Dämonen anbeteten. Ein Theil von ihnen galt als Jünger Johannes des Täufers.

Im sechsten christlichen Jahrhundert waren in Arabien noch zwei solche Sekten übrig, die Rakusier und die Hanife (d. h. Freigeister, Ungläubige). Erstere waren christliche Ebioniten und Monophysiten mit sabischen Zügen (Verehrung des Täufers), Letztere aber Essäer, welche die Kenntniß der hebräischen Bibel nach und nach ganz verloren hatten, aber sogenannte Rollen des Abraham und Mose (ein spätes Machwerk) besaßen und hochhielten und sich zu einem reinen Monotheismus ohne dogmatische Färbung bekannten. Aus Letzteren ist der Islam hervorgegangen, d. h. das Zufriedenstellen (nomen verbale der Wurzel von salâm, Heil, Friede, deren Particip hinwieder Moslim, d. h. „demütig“ heißt und die Anhänger der Lehre bezeichnet). Zu den Rakusiern gehörte in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts Koß, Schiedrichter des arabischen Stammes der Jjaditen, angeblich auch christlicher Bischof; er predigte in Mekka die Einheit Gottes und die Auferstehung der Todten. Ihn hörte damals Mohammed, der sich selbst hinwieder zu den Hanife zählte, d. h. zu Denen, welche dem Götzendienst entsagten, was mithin schon viele Araber vor ihm gethan hatten, wie auch manche Hanife ihn niemals als Profeten anerkannten, andere aber Christen wurden und (fruchtlos) für die Unterwerfung Arabiens unter Byzanz arbeiteten.

Mohammed (genau arabisch Mohammad), aus armer Familie (Haschim mit Namen) des Stammes Koraisch, Sohn des Abdallah und der Amina, wurde nach dem Tode des Vaters am 20. April 571

*) Sprenger, das Leben und die Lehre des Mohammad, I. S. 15 ff.

zu Mekka (eig. Makka) geboren. Es war ein bedeutungvoller Geburtort, indem der schwarze Stein in der dem Abraham zugeschriebenen Kaaba schon zu heidnischer Zeit ein Ziel der Wallfahrt war. In seiner Jugend hütete Mohammed Ziegen und Schafe. Mit 24 Jahren wurde er Reisender und bald darauf Gatte der 14 Jahre ältern Kaufmannswittwe Chadidscha, wodurch er zu Wolstand kam. Sein späteres eigentümliches Auftreten beruht auf der hysterischen Krankheit, an welcher er litt. In seinen Anfällen glaubte oder behauptete er Offenbarungen von Engeln zu haben. Durch eine solche entschuldigte er später u. A. auch seine (hysterischen Personen eigene) unersättliche Wollust, der er sich merkwürdiger Weise erst in seinen älteren Jahren stärker hingab. Nach dem Tode der Chadidscha, welche ihn in strenger Zucht hielt und in seinem 51sten Jahre starb, heiratete er über zwölf Frauen und später noch mehrere. Wie häufig bei kranken und daher überspannten und schwärmerischen Personen geschieht, welche im Übrigen den Geist besitzen, aus sich etwas außerordentliches zu machen, so mischten sich auch in Mohammed die durch seinen Zustand verursachten Visionen und andere Hallucinationen mit betrügerischen Vorgaben, zu denen er allerdings keine passendere Grundlage wählen konnte, als die mit dem Schleier des Geheimnisses umgebene und vom Volke mit frommer Scheu betrachtete Sekte der Hanife. Es ist das eine Erscheinung, welche bei Schwärmern, Profeten und Heiligen der verschiedensten Religionen, wie bei den Hexen und anderen Opfern des Aberglaubens vorgekommen ist. Besonders günstig ist solchem Treiben die Wüste mit ihren Luftgebilden. Die Araber hatten daher auch schon seit alten Zeiten Seher und Schwärmer in Menge.

Mohammed widmete sich in ernsterer Weise religiösen Betrachtungen seit dem Jahre 612, seinem ein- bis zweiundvierzigsten, als er auf dem wilden Berge Hirâ bei Mekka in einer Höhle einsam lebte. Hier wollte er seine erste Offenbarung durch einen Engel im Traume erhalten haben. Seitdem wurde der Einfluß der Hanife auf ihn bestimmend und seine epileptischen Anfälle und Visionen erhielten ihre religiöse Bedeutung. Sein nächstes Ziel dabei, das er mit Schwärmerei und Schlauheit zugleich verfolgte, war, unter seinen Verwandten als Abgesandter Gottes zu gelten und eine einflußreiche Stellung zu erlangen; an die Stiftung einer neuen Religion dachte er keineswegs und machte daher noch alle heidnischen Gebräuche seiner Landsleute und die Anbetung des schwarzen Steines in der Kaaba mit. Für sich aber und im Kreise seiner Schüler führte er häufige eintönige und inhaltlose Gebete, verbunden mit Gesichtsverdrehungen und Körperverbeugungen, und regelmäßige Waschungen und Fasten ein. Seine erste Schülerin war seine alte Chadidscha, welche ihn in seinem vermeintlichen Berufe

bestärkte, gegen Spott und Hohn, welche nicht ausblieben, schützte und tröstete. Ihre Kinder und Verwandten folgten nach, während dagegen Mohammeds nun beginnendes Auftreten gegen die alten Götter ihm viele Feinde und Verfolgungen schuf, wodurch eine Menge, die ihm sonst angehangen hätte, davon abgehalten wurde. Um seinen bis dahin äußerst kleinen Anhang zu vergrößern, drohte Mohammed den Ungläubigen sowol mit den Schrecken der Hölle und des jüngsten Gerichtes, als mit zeitlichen Strafgerichten (Sintfluten, Steinregen, Verwandlung in Thiere u. s. w.). Sein Zweck wurde jedoch, da seine Weissagungen nicht eintrafen und man darob seiner spottete, nur in geringem Maße erreicht. Doch zählte sein Glaube bereits Martyrer, indem die Sklaven, die sich zu ihm bekehrten, der Folter unterworfen, durch selbe aber allerdings meist zum Abfalle gezwungen wurden. Der bedeutendste unter seinen ersten Jüngern war der reiche Kaufmann Abu Bekr (oder Bakr), der als sein Stellvertreter und Apostel wirkte. Die Verfolgungen von Seiten der Feinde des Profeten wurden jedoch so arg, daß er im Jahre 616 der kleinen Zahl seiner Anhänger selbst riet, nach Abessinien zu fliehen. Mohammed selbst aber verglich sich mit seinen Feinden soweit, daß er einige ihrer Götter, sie aber ihn als Boten Allahs anerkannten. Später nahm er sein Zugeständniß wieder zurück, seine Anhänger kehrten auch aus Abessinien wieder heim, und von neuem begann die Verfolgung, gegen welche die Gläubigen durch den bereits nach und nach aus den Offenbarungen und Reden Mohammeds sich bildenden Korân (d. h. Psalter) ihre Seelen stärkten. Eine große Stütze gewannen aber die Islamiten 617 in dem kräftigen und gewandten Omar, der des Profeten rechte Hand wurde und dem neuen Glauben statt der von Mohammed beabsichtigten Mystik und Schwärmerei jenen kriegerischen Geist einhauchte, durch den derselbe seine Eroberungen gemacht hat. Die Spannung zwischen den Parteien der Anhänger und Gegner des Profeten dauerte aber fort und vergrößerte sich; endlich wurde die Familie desselben in die Acht erklärt. Ferne davon, sich hierdurch entmutigen zu lassen, bildete Mohammed seine Lehre gerade in dieser schlimmsten Zeit seines Lebens weiter aus. Ja der Pfaffe steckte schon so tief in ihm, daß er sich nicht scheute, seinen Gegnern die Hölle als Wohnort ihrer ungläubigen Vorfahren zu bezeichnen. Seine schlimmsten Feinde waren seine eigenen Stammesgenossen, die Koraischiten und überhaupt die Vornehmen Mekka's. Ihrer Macht und ihrem Hasse entfloh er endlich mit seinen Anhängern 622 nach Jathrib, dem spätern Medina (Madîna), wo er zahlreiche Jünger hatte und sicher war, — er selbst mit Abu Bekr und seinem Vetter Ali (Aljî) ibn Abu Taleb zuletzt, als die Koraischiten bereits im Begriffe standen, ihn zu ermorden. Nach diesem Ereignisse richtet sich die Zeitrechnung der Islamiten, des einzigen Kulturkreises der Erde, welcher nach einem

Mondjahre rechnet und niemals auf einen Ausgleich dieser mit den Jahreszeiten im Widerspruch stehenden und unbequemen Zeitabschnitte mit dem Sonnenjahre verfallen ist*).

In Medina wurde auf einem von Mohammed gekauften Platze die erste Moschee gebaut, um welche herum er nach und nach die neun Hütten anbrachte, die seiner Frauen Wohnung bildeten, bei denen er selbst abwechselnd sich aufhielt. Die neunjährige Tochter Abu Bekr's, Ajischa wurde hier die Lieblingsfrau des einundfünfzigjährigen Profeten. Als die Moschee eingeweiht wurde, waren beinahe alle Araber Medina's, neben denen auch zahlreiche Juden hier lebten und sogar früher geherrscht hatten, der neuen Lehre ergeben. So konnte Mohammed, mit Einwilligung der Bevölkerung, der Gesetzgeber und später auch der Richter und Herrscher seiner neuen Wohnstätte werden; dadurch erhielt Jathrib erst den Namen Madīna, d. h. Gerichtsstätte. Die Juden waren darin anfangs gleichberechtigt mit den Gläubigen, die Heiden aber in jeder Beziehung benachtheiligt. Die Unterthanen des Profeten beschäftigten sich mit Frömmigkeit und als gute Araber mit Raub; sie hatten es vorzüglich auf die mekkanischen Kaufleute abgesehen, welche jährlich über zwölftausend Zentner Waaren nach Syrien ausführten und ebensoviel von dort bezogen, damit also Medina, den theokratischen Raubstaat ihres flüchtigen Mitbürgers, passiren mußten. Mohammed selbst führte oft, freilich mit abwechselndem Glücke, die Räuberbanden an. Die Raubzüge wurden zu Kriegen und die Erfolge, welche in diesen die Moslime über die Koraischiten gewannen, führten zur Verstärkung der Willkürherrschaft des Profeten, der sich nun auch nicht mehr scheute, die ihm Widerstrebenden oder auch nur Unbequemen durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, wobei er sogar Frauen nicht verschonte. Die Juden wurden dann theils aus Medina vertrieben, theils (600 Mann) hingerichtet, ihre Frauen und Kinder als Sklaven verkauft, ihre Habe geraubt, die Heiden aber so eingeschüchtert, daß sie sich bekehrten. Mohammed trat nun auch als Herrscher gegenüber anderen solchen auf und ließ sich ein Sigel anfertigen mit der Aufschrift „Mohammed der Bote Gottes". Sechs Boten sandte er, mit der Aufforderung dem Islam beizutreten, an den Kaiser Heraklios, den Schah von Persien, den Negusch von Abessinien, den byzantinischen Vasallenkönig von Ghassan in Syrien (einen christlichen Araber), den Statthalter Ägyptens („Magnaten der Kopten") und einen Fürsten Mittelarabiens. Die

*) Die Jahre der „Flucht" (Hidschra) zählen zwölf Monate, jeden zu 29 oder 30 Tagen und jeder beginnt mit dem Tage, an dem der Neumond eintritt; der Tage des Jahres sind 354 oder 355; das erste Jahr der Flucht begann am 16. Juli 622, das zweite am 5. Juli 623 u. s. w. in endloser Verwirrung, sodaß die Mohammedaner immer auf 32 unserer Jahre 33 der ihrigen haben, die jedoch zwei Tage kürzer sind als jene.

meisten dieser Fürsten verlachten den „Abenteurer von Hidschaz". Aber sie lachten zu früh und weinten zu spät. Die erste Eroberung des nunmehrigen Fürsten von Medina war der Judenstaat Chaibar im Norden jener Stadt, der reiche Beute darbot, welche, wie auch noch lange nachher Sitte blieb, unter alle Gläubigen vertheilt wurde; doch nahm der Profet immer den Löwenantheil für sich und seine Frauen. Er wandte ihn jedoch im Ganzen nicht schlimm an; denn wenn ein Gläubiger Schulden hinterlassend starb, so bezahlte sie der Profet. Weitere Einnahmen folgten und bald war das Judentum in Arabien vernichtet. Im Jahre 630 wurde von den Moslimen Mekka erobert und dadurch das größte Hinderniß der Ausbreitung des neuen Reiches beseitigt. Die Götzen wurden zerstört und seitdem war die Kaaba in Mekka, der alte Wallfahrtort der heidnischen Araber, das Heiligtum des Profeten der neuen Religion, und die Heiden wurden von den Pilgerfahrten durch eine Verordnung Mohammeds ausgeschlossen, welche in heuchlerischer und perfider Sprache das Höchste leistete, was dem Pfaffentum aller Religionen je gelungen ist*). Nun ging die Unterwerfung Arabiens reißend vorwärts. „Die steigende Macht der Moslime, sagt Sprenger**), war gewiß der Hauptgrund, warum sich die arabischen Stämme dem Mohammad unterwarfen. Es gab aber eine andere Ursache, welche wir so oft aus dem Munde seiner Feinde hören, daß wir sie nicht übersehen dürfen. Die Bande, welche bisher die Stämme vereint hatten, das feste Zusammenhalten der Blutsverwandten, wie auch die Kraft feierlicher Bündnisse wurden durch den Islam gelockert. Es kam häufig vor, daß ein Beduine aus innerer Überzeugung den Profeten anerkannte und seine Verwandten und Verbündeten verriet. Früher war das nie vorgekommen; denn die Ehre des Individuums besteht bei den Beduinen in der Ehre des Stammes, und ein Verräter wurde auch von den Feinden als solcher gebrandmarkt. Ganz anders gestaltete sich die öffentliche Meinung in Madina; der Zweck heiligte das Mittel und der größte Zelot galt als der beste Mann, wenn er auch Verrat geübt hatte. Nicht nur nachdenkende religiöse Männer, sondern auch verwegene Köpfe fühlten sich daher von der neuen Religion angezogen. Die vielen erfolgreichen Raubzüge übten einen unwiderstehlichen Zauber auf Abenteurer, und sie strömten von allen Seiten nach Madina. Selbst Verbrecher fanden es bequem, das Glaubensbekenntniß abzulegen. Es tilgte ihre früheren Vergehen, schützte sie vor Verfolgung, und die Raubzüge gewährten einen reichlichen Ersatz für die Disciplin, welcher sie sich unterwerfen mußten. Wie gegenwärtig die Banditen im südlichen Italien, gestärkt durch den Segen des heiligen Vaters, sengen und brennen, so

*) Sprenger a. a. O. III. S. 481.
**) A. a. O. III. S. 360.

auch fuhren sie fort, ihr Gewerbe im Namen Gottes und seines Boten zu treiben. Bigotterie vermehrt die Fähigkeit zu Gewaltthaten."

Auf diese Weise wurde eine Räuberbande zur Gründerin eines Weltreiches und eines Weltglaubens, der noch heute gegen hundert Millionen fanatisirt! Durch enorme Steuern von allen Unterworfenen, Armensteuern von Seite der Moslime, Kopfsteuern von Seite der Ungläubigen, bereicherten sich die Herrschenden. Im unbestrittenen Besitze der Macht über ganz Arabien und im Begriffe, das oströmische Reich anzugreifen, schied der am Fieber erkrankte Profet am 8. Juni 632, 61 Jahre alt, in Medina aus dem Leben.

C. Der Korân und die Lehre des Islâm.

Mohammed war, wie seine Erfolge zeigen, zum Religionstifter geboren. Sein Zweck war allerdings nicht von vorn herein der, eine neue Religion zu stiften; aber es war offenbar überhaupt ein ehrgeiziger Zweck, der ihn, da das „Geschäft" des geriebenen Kaufmanns von Mekka flott ging, von selbst auch auf die „Branche" des Religionstiftens führte. Diese Absichtlichkeit scheint eine Eigentümlichkeit der semitischen Glaubensstifter zu sein. Schon Mose benutzte zu seinen Zwecken die Schlangenzauberei und Beschwörungskunst der Ägypter. Jesus gehört nicht hierher, da er keine Religion stiften wollte, sondern ohne eine Ahnung, dies gethan zu haben, starb. Auch stand er unter dem Einflusse griechischer Bildung und gehört in eine Kategorie mit den arischen Religionstiftern Buddha und Zarathustra, welchen, wie den Chinesen Kongfutße und Laotße, jede selbstsüchtige Absicht und jede Wahl verwerflicher Mittel ferne lag.

Neben der Schwärmerei, welche den idealen, und der Energie, welche den realen Inhalt der neuen Religion begründete, besaß Mohammed auch eine edlere, seinem Volke überhaupt eigene Gabe, die der Dichtkunst. In dichterischer Form gab er seine sogenannten Offenbarungen kund, die zusammen den Korân bilden, ein aus höchst verschiedenartigen Theilen bestehendes, unzusammenhängendes Werk, das ebensowol erhabene Dichtungen und Bilder, wie langweilige und ermüdende Ritualvorschriften enthält. Bis zum Jahre 617 waren jene Offenbarungen eigene Schöpfungen; nachher nahm er keinen Anstand mehr, sich fremdes Gut, auch aus der hebräischen Bibel, anzueignen. Später stellte er die einzelnen Gedichte ohne alle Rücksicht auf Inhalt und Zusammengehörigkeit, in „Suren" oder Kapitel zusammen, welche den Zweck hatten, bei den verschiedenen Abtheilungen des Gottesdienstes gebetet zu werden; wenigstens gilt dies von denjenigen gleichmäßiger Länge, von denen immer zwei auf eine „Raka," d. h. Verbeugung im

Kult, kommen; längere Suren behandeln einen bestimmten Gegenstand ausführlich, z. B. die Geschichte des ägyptischen Josef. Die in Medina entstandenen Suren sind nicht mehr, wie die von Mekka, vorzugsweise religiöse Gedichte, sondern mehr Reden über politische und kriegerische Ereignisse, eine Art amtlicher Zeitung. Bei Mohammeds Tode befanden sich die einzelnen Offenbarungen, wie er sie jeweilen sofort nach ihrer Kundgebung von einem Schreiber hatte niederschreiben lassen, auf Stücken Leder, Pergament, Schiefertafeln, Palmblättern, Kamelsknochen u. s. w., in voller Unordnung. Dieser Nachlaß wurde von Abu Bekr, nicht ohne Widerstreben gegen solche „Neuerung", geordnet und in Bündel zusammengebunden und das Fehlende von Gläubigen aus dem Gedächtniß dazu gefügt. Zaïd schrieb den Korân darnach vollständig auf Pergament oder Papyros. In Hinsicht des Wortlautes war Mohammed keineswegs ängstlich gewesen und hatte selbst gesagt, der Korân sei ihm in sieben verschiedenen Lesarten vom Himmel gesandt worden und die Gläubigen dürfen diejenige wählen, welche ihnen die leichteste sei; wenn man nur den Sinn wiedergebe, komme es auf den Ausdruck nicht so viel an. Die Nachfolger waren genauer; Chalif Osman erklärte die koraischitische Fassung für diejenige der Offenbarung und diese ist die maßgebende geblieben. Die Reihenfolge der Suren ist in der Zeit nach Mohammed ebenso willkürlich bestimmt worden wie zu seiner Zeit ihre Zusammensetzung (jetzt sind ihrer 114).

Das Bedürfniß der Frommen, sich nach möglichst eingehenden ihr ganzes Leben regelnden religiösen Vorschriften zu richten, schuf neben dem Korân noch eine Überlieferung anderweitiger Aussprüche des Profeten, wie von Berichten über denselben und seine ersten Jünger, die Sunna, welche Bezeichnung sechs kanonischen Sammlungen von Überlieferungen zukommt, neben denen es jedoch noch viele andere Sammlungen gibt, und zwar sowol solche der Sunniten, als der Schiiten. Diese beiden Parteien der Islamiten, die sich mit keinerlei solchen anderer Glaubenssysteme vergleichen lassen, unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß Erstere ausschließlich was von Mohammed selbst herrührt, dabei aber Alles, was unter seinem Namen überliefert ist, dem Wortlaute nach für heilig und unfehlbar und seine thatsächlichen Nachfolger auch als Solche anerkennen, — Letztere aber außer Mohammed auch den Ali, den sie für seinen ersten rechtmäßigen Nachfolger halten, und alle seine Nachkommen, die Fatimiden, als Profeten verehren und der Schrift sowol als der Überlieferung eine willkürliche Deutung geben. Die Lehre der Schiiten ist das Ergebniß einer Vermengung des Islam mit Anschauungen anderer, von ihm verdrängter Religionen, wie namentlich der hebräischen und der eranischen. Die von den Anhängern Mose's und Zarathustra's gepflegte Messias-Idee ist es namentlich, auf welcher die zähe aufrecht erhaltenen Hoffnungen der Aliden beruhen und welche

mit Anwendung auf Ali und dessen Nachfolger sogar zur Menschenvergötterung im Sinne der Inder, Griechen und Christen wurde. Im Gegensatze gegen diese dem Geiste des Islam widersprechenden Verirrungen wurde die orthodoxe Partei der Sunna zu immer starrerm Buchstabenglauben und zur Ausscheidung der in ihrem Kreise gebildeten rationalistischen Bestrebungen gedrängt, so daß sie schon frühe vollkommen verknöcherte.

Was nun die einzelnen Lehren der Religion Mohammeds betrifft, so enthält dieselbe im Grunde nur einen einzigen (freilich doppelten) Glaubenssatz, nämlich den bekannten: Gott ist Gott (oder: es gibt keinen Gott als Gott) und Mohammed ist sein Profet. Dieser eine Gott wurde indessen von seinem Profeten und dessen gleichzeitigen Anhängern ganz materialistisch gedacht. Er erschien dem Mohammed als „ein bartloser Jüngling mit gekräuseltem Haar und reichlichem Haarwuchs, und mit goldenen Sandalen an den Füßen." Auch fühlte der Profet die Kälte der Fingerspitzen Gottes auf seinen Schultern. Diesen heidnischen Vorstellungen trat später der Chalif Radi mit dem Verbote entgegen, von Gottes Händen, Füßen, Haar, Sandalen u. s. w., sowie von seinem Hinauf- und Herabsteigen zu sprechen. Nach der Lehre des Profeten war die Welt nichtig und gegenüber Gott nicht besser als ein Aas oder Düngerhaufen; hätte sie für Gott nur soviel Wert wie der Flügel einer Mücke, sagt der vollendete Pfaffe, so würde Gott keinem Ungläubigen (Kafir) einen Trunk Wasser von ihr gönnen*). Überhaupt liebte es Mohammed, seinen Gott von der furchtbaren und schrecklichen Seite zu zeigen, mit seinem Zorn und seiner Strafe zu drohen, und dieser Zug schuf eine asketische Richtung unter seinen Nachfolgern, die so stark war, daß der kräftige Omar aus Furcht vor dem Gedanken an die Hölle in Ohnmacht fiel. Eine Sekte, die der Morgiten, deren Blüte unter die Herrschaft der Ommajaden in Damask fiel, schlug eine mildere Richtung ein. Noch weiter gingen die unter dem Einflusse griechischer Philosophie stehenden Motaziliten, welche die Vernunft zum Schiedrichter in schwierigen Fragen wählten; sie läugneten, daß Gott als ewiges Wesen Eigenschaften haben könne, und erklärten sich gegenüber dem von Mohammed gelehrten Fatalismus für die Willensfreiheit. Unter den Abbasiden im neunten Jahrhundert blühend, sahen sie den Hof auf ihrer Seite, welchen, besonders unter Harun Arraschid, ein frivoler Ton in Glauben und Sitte beherrschte. Ja es wurde, was im Christentum niemals vorkam, eine rationalistische Inquisition errichtet, welche die Orthodoxen verfolgte und sogar Solche geiseln und hinrichten ließ, die an der Göttlichkeit des Korân und an der Hoffnung, im Himmel Gott zu schauen, festhielten! In spitzfindiger Dialektik gaben

*) A. v. Kremer, Gesch. der herrschenden Ideen des Islams, S. 21 f.

die Motaziliten den christlichen Scholastikern nichts nach. Zuletzt aber mußten sie mit ihrem Streben scheitern, wie Alle, welche zwischen Glauben und Vernunft vermitteln zu können wähnen, und das theologische Feld des Islam blieb seit dem zehnten Abbasiden, dem heuchlerischen Tyrannen Motawakkil bis auf die Gegenwart unbestrittenes Eigentum der „Rechtgläubigen," deren Wesen in durchaus sklavischer Aufrechthaltung des Korâns im Wortlaute, im Glauben, daß derselbe geoffenbart und nicht geschaffen sei, und in dem auf die Spitze getriebenen Fatalismus besteht. Seitdem wurden auch die Christen und Juden nicht mehr im Staatsdienste geduldet, mußten sich durch besondere Kleidung auszeichnen und an ihren Thüren Teufelsfratzen aufhängen lassen. Ihre Kirchen wurden in Moscheen verwandelt oder niedergerissen, ihre Grabstätten zerstört. Todesstrafe wurde auf das Bezweifeln eines Wortes des Korân gesetzt. Frömmelnde Sekten überfielen, angeblich um die Sittenverderbniß zu heilen, (935) in Bagdad mit den Waffen die Aufgeklärten und für ausschweifend Gehaltenen, brachen in die Häuser ein, verschütteten den vorgefundenen Wein, zerschlugen die musikalischen Instrumente, plünderten und zerstörten Kaufläden, — und viele tausend Menschen verloren in jenen traurigen Zeiten durch Glaubensstreitigkeiten das Leben. Trotzdem waren die Motaziliten und ihre Gesinnungsgenossen noch nicht niedergebeugt. Es wurden vielmehr noch am Ende des 10. Jahrhunderts in Bagdad Zusammenkünfte von Mohammedanern aller Parteien, Parsen, Juden, Christen und Atheisten gehalten, wobei Keiner sich auf die Schriften seiner Religion, sondern Jeder blos auf die Vernunft berufen durfte. Am Anfange des elften Jahrhunderts wurden endlich die Motaziliten gewaltsam unterdrückt.

Durch diese Herrschaft der orthodoxen Richtung wurde denn auch jene schon früh im Islam eine Rolle spielende asketische Stimmung wieder begünstigt. Dieselbe nahm sich im Westen die christlichen und im Osten die buddhistischen Einsiedler und Mönche (Bd. I. S. 240 und oben S. 163 und 178) zum Vorbilde, dort namentlich jene wunderlichen Säulenheiligen (ebend. S. 177). Es gab seit dem achten Jahrhundert mohammedanische Eremiten und Heilige beider Geschlechter; Jerusalem war ein beliebter Sammelpunkt derselben. Die Sufis, allgemeiner als „Derwische" bekannt, entwickelten sich zu einer Menge förmlicher Bettlerorden. Sie hatten sogar ihre Martyrer, unter denen sich der arabisirte Perser Hallag, ein Wollkrämpler von Beruf, am Anfange des zehnten Jahrhunderts einen Namen machte, welcher sich in Folge seines pantheistischen Standpunktes für eine Fleischwerdung Gottes ausgab und dafür auf Betrieb der Orthodoxen martervolle Hinrichtung erlitt. Noch viele andere Schwärmer waren nach ihrer und Anderer Meinung göttliche Ausstralungen. So erklärte am Anfange des elften Jahrhunderts Ismail Darazy den Chalifen Hakim von Ägypten für

einen menschgewordenen Gott und stiftete auf Grundlage dieses Wahns die Sekte der Drusen. Fortwährend hat es auch mohammedanische Ekstatiker mit den tollsten Visionen gegeben, welche sich getrost mit ihren christlichen Wahnesbrüdern vergleichen lassen. Hinwieder erwachten unter den Sufis auch freigeistige Regungen, welche im Jahre 1191 in Haleb den Perser Sohrawardi zum Martyrer seiner Überzeugung machten; er war dem Pessimismus des Korâns entgegen der entschiedenste Optimist. Seine Verurteilung zeigt, wie auch der Islam seine Torquemadas hatte, auch ließen die damaligen Machthaber, gleich Ximenes, zu Bagdad seine ganze Bibliothek verbrennen. Trotz diesem Eifer aber sind die Islamiten sowenig wie Juden und Christen zu irgend welchem Wissen vom Ewigen gelangt.

Der zweite Hauptgegenstand der Verehrung ist für die Mohammedaner neben Allah sein und ihr Profet. Keine Religion außer dieser, die freilich die jüngste von allen ist, besitzt eine solche unmittelbare und zuverlässige Überlieferung von ihrem Stifter an durch persönliche Zeugen bis auf die Gegenwart. Dennoch ist die Person des Profeten von Mekka mit zahlreichen Mythen umgeben, wozu er selbst in seinem Eigendünkel, dem abgeschmacktesten, den je ein Mensch kundgegeben, den meisten Anlaß gab. Mohammed behauptete, von Gott in die Lenden Adams gesandt und von diesem durch dessen Nachkommen bis auf die Zeit seiner Geburt fortgepflanzt worden zu sein. Er behauptete, in einer Nacht auf einem Flügelpferde und in Begleitung des Engels Gabriel eine Reise in den Himmel gemacht zu haben. Wenn schon die Mohammedaner sich etwas auf die angebliche Aufklärung zu gut thun, ihren Profeten nicht für Gottes Sohn zu halten, so ist doch wahrhaftig von seinen und seiner strengen Anhänger Überschwenglichkeiten kein weiter Schritt zur förmlichen Gottessohnschaft. Er wurde und wird noch von den Orthodoxen als unfehlbar betrachtet, und zwar von seiner Kindheit an, in welcher er doch noch ein Heide war! Sein Herz sollte durch den Engel Gabriel selbst gereinigt sein, der einen Tropfen schwarzen Blutes als Antheil des Satans daraus entfernte; er wird daher als sündenlos betrachtet. Am jüngsten Gerichte sollte er als Fürsprecher für die verdammten Gläubigen auftreten. Zu diesem Zwecke werden Anrufungen an ihn gerichtet, welche im Wortlaute eigentlichen Gebeten gleichkommen. Ja er wird thatsächlich öfter angerufen als Gott selbst. Keines Menschen Geburt- und Grabesstätte (nicht einmal Jesus ausgenommen) wurde jemals so gefeiert wie die seinen; denn nur den Islamiten ist eine Wallfahrt dahin zur Pflicht gemacht, und wenn jemals diese Orte in ungläubige Hände gefallen, es hätte sicherlich Halbmondszüge gegeben, die vielleicht erfolgreicher gewesen wären als die Kreuzzüge. Mohammed ist übrigens nicht der einzige Heilige des Islam, welcher in der Zahl Solcher mit der katholischen Kirche kühn wetteifern darf. Als Heilige (Walis) werden

nämlich auch seine Frauen und Kinder, Gefährten und Nachfolger verehrt, sowie alle frommen Personen, die sich durch ein strenges und bußfertiges Leben auszeichneten. Besonders bevorzugt sind seine ränkevolle Lieblingsgattin Ajischa und seine Tochter Fatima, Ali's Frau, die als „Königin der Frauen im Paradiese" die Stelle Maria's nahezu einnimmt, dann unter Mohammeds Gefährten besonders Abu Bekr und Omar, deren Schmähung den Verlust am Antheile des Staatseinkommens zur Folge hatte. Thatsächlich hat jede Stadt, jedes Dorf, jede Zunft, jede Familie ihre Heiligen, deren Gräber insgesammt hoch geehrt werden und zu denen man wallfahrtet, obschon man von Manchen nicht einmal den Namen mehr kennt. An Geschichten von Wundern der islamischen Heiligen, denen sogar Einwirkung auf die Schöpfung zugeschrieben wird, ist kein Mangel, und ebenso wenig an Reliquien (Körpertheilen und Kleidungstücken) Mohammeds und anderer Heiligen.

Außer dem „wahren Profeten" hat der Islam auch eine Menge falscher Solcher auftreten sehen. Der erste dieser Abenteurer, welche sich von Mohammed nur durch den Mangel an Erfolg unterschieden, lebte noch zu seiner eigenen Zeit; wir kennen ihn nur nach seinem Spitznamen Mosailimah, d. h. das Muselmännchen. Er hatte zwar den Vorzug, eine Profetin an seiner Seite zu haben und stellte den Eintrittspreis in das Paradies billiger als sein Nebenbuhler; doch war des Letztern Ruhm bereits zu fest begründet und nach dem Tode desselben wurde er in blutiger Schlacht ge- und erschlagen. Manche der späteren „Profeten" benutzten die politischen Parteiungen und Bürgerkriege unter den Islamiten und traten sogar an der Spitze mächtiger Heere auf, indem sie Reliquien Heiliger vor sich hertragen ließen. Mochtar z. B. schlug die Armee der Ommajaden und starb 686 den Heldentod. Babek im neunten Jahrhundert (unter Mansur) vermengte islamitische und parsisch-indische Lehren und wurde 837 unter Motasim enthauptet. Ali, ein Anhänger seines Namensvetters, erhob 869 einen Sklavenaufstand und erlag im blutigen Kampfe. Abdallah lehrte die Fortdauer der Würde des „Imam" als geistlichen Führers der Welt und suchte seine Lehre für Schiiten, Christen, Juden, Parsen und Heiden einzurichten; er starb als Flüchtling, aber seine Nachkommen herrschten als Fatimiden in Ägypten. In ähnlicher Weise traten noch viele Profeten auf, bis auf die neueste Zeit.

Die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode war bei den alten Arabern noch sehr roh. Mohammed hat seine Gedanken in dieser Hinsicht aus dem spätern Juden- und dem Christentum entlehnt. Nach seiner Lehre wird der Verstorbene von Todesengeln besucht, welche dem Gläubigen das Grab erweitern, dem Ungläubigen aber es verengern und ihn peinigen. Die Seele bleibt nämlich nach mohammedanischer Ansicht mit dem schlummernden Körper im Grabe vereinigt bis zum

jüngsten Gerichte. Später nahm man eine Vorhölle an, in welcher die Todten das Gericht erwarten. Mohammed lehrte auch die Auferstehung der Körper, konnte sich also eine Trennung von Leib und Seele gar nicht denken. Spätere Lehren der verschiedenen Schulen stellten hierüber eine unzählige Menge von Ansichten auf. Ob der Mensch selig oder verdammt wird, ist bei den orthodoxen Mohammedanern wie bei Augustin und Calvin von Anfang an vorherbestimmt (prädestinirt). Eine ewige Hölle nimmt aber, im Unterschiede gegen christliche Lehren, auch der orthodoxeste Islamite (für die Gläubigen nämlich) nicht an; sondern ein einziges Atom von guten Werken, zu denen auch der Glaube gehört, erlöst den Verdammten doch einmal aus der Hölle und bringt ihn in das Paradies. Die Vorstellung vom letzten Gerichte ist aus parsischen, spätjüdischen und christlichen Gedanken zusammengesetzt*). Als charakteristisch heben wir hervor, daß der Steg in das Paradies dünner als ein Haar ist und jeden mit Sünden Belasteten in das darunter gähnende Höllenfeuer stürzen läßt. Die Hölle ist völlig die rabbinische und kirchenväterlich-christliche; die äußerst sinnlichen Freuden des Paradieses nach mohammedanischem Glauben sind allbekannt.

In seinem Verhalten zu anderen Religionen bekennt sich der Islam dadurch als jüngerer Bruder des Juden- und Christentums, daß er Adam, Noah, Abraham, Mose und Jesus als die fünf größten Profeten vor Mohammed anerkennt, durch welchen Letztern sie aber allerdings übertroffen worden sein sollen. Als Profeten schätzt der Islam den Stifter des Christentums, verhält sich jedoch sehr widersprechend gegen seine Gottessohnschaft, als eine Herabwürdigung Allah's.

Der Gottesdienst der Islamiten ist vorzugsweise ein auf den Einzelnen sich beziehender. Jeder solche übt die ihm vom Korân auferlegten Pflichten zu Hause, in der Moschee, auf der Reise oder wo er will und kann, durch Gebet, Fasten und Almosengeben, wozu noch eine einmal im Leben zu erfüllende Pflicht kommt, die Wallfahrt nach Mekka und Medina. Beten muß der Gläubige fünfmal täglich zu bestimmten Stunden des Tages und der Nacht, und zwar mit dem Angesichte gegen Mekka gewendet. Zu jeder Gebetszeit ruft der Muezzin vom Minaret der Moschee herab. Die Moscheen sind ohne allen Schmuck als Arabesken und Korân-Inschriften. An den Freitagen finden darin Korân- und andere religiöse Vorträge statt. Vor dem Gebete, sowie nach jeder natürlichen Verrichtung und bei verschiedenen genau vorgeschriebenen Gelegenheiten muß sich der Moslim waschen, und zwar in Ermangelung des Wassers mit Sand. Zu den Reinigungen gehört auch die Beschneidung, welche zwischen dem achten und zehnten Jahre der Knaben vorgenommen wird. Der Gedanke des Opfers waltet bei derselben nicht

*) Vergl. Kremer, Gesch. der herrsch. Id. des Islam, S. 284 ff.

mehr vor, wol aber bei den Fasten, welche den ganzen Monat Ramasan hindurch von Sonnenauf- bis Untergang in vollständiger Enthaltung von Essen, Trinken, Baden und allen Genüssen gehalten werden müssen, ausgenommen von Kindern, Kranken, Reisenden u. s. w. Den Schluß des Fastenmonats bildet das fröhliche und lärmende Fest des Beiram. Außerordentliche Fasten werden in Folge von Gelübden vorgenommen. Weitere Enthaltsamkeit bezieht sich, wie bei den Juden, auf bestimmte Speisen und Getränke, deren Meidung gewiß von den Hanife auf die Mohammedaner überging. Dazu gehörten besonders gefallene Thiere, Blut, Schweinefleisch und der Wein. Das Almosengeben schließt auch die Gastfreundschaft, die Wolthätigkeit gegen Thiere, die Errichtung von Moscheen, Brunnen, Grabmälern, Schulen, Spitälern u. s. w. in sich. Dem Wallfahrer (Hadschi) nach Mekka und Medina sind alle seine Verrichtungen und sein Verhalten genau vorgeschrieben; man kann diese Pflicht aber auch durch Stellvertreter ausüben lassen; Entschuldigungen für die Unterlassung gibt es überdies in Menge. Andere Wallfahrtorte sind die großen Moscheen in Jerusalem, Damask und Konstantinopel, sowie die Gräber vieler Heiligen. Eine Hauptpflicht des Gläubigen ist auch der Kampf gegen die Ungläubigen, und selbe wurde bekanntlich im Mittelalter sehr scharf vollzogen. Ein Priestertum als besondern Stand besitzt der Islam nicht. Jeder ist sein eigener Priester und der Chalif oder Nachfolger des Profeten ist Oberpriester. Jeder kann daher auch die bei den Moscheen erforderlichen Anstellungen erhalten. Des Mönchtums der Derwische (Fakire) gedachten wir bereits. Mit allen diesen Eigentümlichkeiten bietet der Islam für den Fremden ein höchst farbenreiches Bild dar; aber näher betrachtet, verhüllt diese anscheinend dichterische Manigfaltigkeit nur den Mangel an jedem belebenden und fruchtbaren Gedanken und zeigt sich als im Moder der Verwesung begriffen, dem kein Fortschritt mehr helfen kann und ein ruhmloser Untergang beschieden ist.

Zweiter Abschnitt.

Die Reiche des Islam.

A. Geschichtliche Entwickelung.

Der Islam sticht dadurch zu seinem Nachtheile gegen alle übrigen Religionen ab, daß er gleich von vorn herein und auch in der Folge beinahe ausschließlich mit dem Schwerte verbreitet wurde. Die zwei

älteren Weltreligionen, Buddhismus und Christentum, der Zeit ihrer Entstehung nach gerade so weit von einander entfernt, wie das letztere vom Islam, befanden sich bei dem Tode des Stifters in der Minderheit und in der Unterdrückung und gelangten beide erst Jahrhunderte nachher durch den Beitritt von Fürsten, die außerhalb ihres Kreises aufgewachsen, zu einer einflußreichen Stellung. Buddha und Jesus, die Beide in guten Treuen und ausschließlich redlicher Absicht gewirkt, und dabei mit selbständigem Geiste großartige Gedankenreiche aufgethürmt, starben in Verborgenheit; Mohammed, der zwar ein Schwärmer, aber auch ein Betrüger und Räuberhauptmann, und dabei ein Plagiator ohne eigene Gedanken war, starb, wenn auch nicht reich, doch als Beherrscher Arabiens. Der Islam gewann zugleich mit seinem religiösen auch ein politisches Gebiet und beide waren bis zu der spätern Zersplitterung eines und dasselbe. Er mußte nichts der Gnade von Fürsten verdanken, sondern erzeugte sich seine Fürsten selbst, auf deren Gnade bald ihre Nachbaren, darunter zwei mächtige Reiche in Ost und West, angewiesen waren. Mehr Ähnlichkeit hatten die drei Religionen in Bezug auf das Schicksal ihrer Glaubenslehren. Alle drei zerfielen schon bald nach dem Tode der Stifter in Sekten und Parteien; nur im Islam aber bekämpften sich dieselben auf blutgetränktem Schlachtfelde (im Christentum geschah solches freilich auch, jedoch erst nach längerer Zeit). In der Art und Weise dieser Parteiung im Schoſe der jüngsten Weltreligion zeigte sich gleich das Unnatürliche einer Verbindung politischer und religiöser Ziele, welche schlechterdings unvereinbar sind. Auf der einen Seite standen die Gefährten Mohammeds, welche ihm geholfen, seinen Glauben mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, — Abu Bekr, Omar und Osman, — auf der andern sein geistiger Sohn, in Wahrheit Vetter und Schwiegersohn, Ali. Jene drei bildeten die politische Partei, welche sich ein Gedeihen des Glaubens nicht ohne staatliche Macht denken konnte und daher ihr erstes Augenmerk auf Vergrößerung derselben richtete. Ali stellte die geistliche Partei dar, welcher es um ein Imamat, eine Nachfolgerschaft in Geist und Lehre, nicht um weltliche Güter zu thun war. In der Folge verwandelte sich die politische Partei, welche im kriegerischen Treiben zum Nachdenken und Spekuliren nicht kam, in den Anhang des Buchstabenglaubens (Sekte der Sunniten), die geistliche aber, welche ihren Scharfsinn in wissenschaftlichen Untersuchungen übte, in den Anhang der freien Kritik (Sekte der Schiiten). Daß die Islamiten von ihrem Standpunkt aus recht gethan, die politische Partei an die Spitze des Staates zu stellen, zeigte der Erfolg. Schon unter Abu Bekr's Nachfolger Omar eroberte der Islam nicht weniger als vier große Kulturländer der alten Welt, nämlich Syrien, Ägypten, Assyrien-Babylonien und Persien. Das christliche Hauptreich der Zeit, das byzantinische, verlor die südliche Hälfte seines

Gebietes (oben S. 92), — das Reich der Lehre Zarathustra's fand sogar seinen Untergang und die letztere verlor ihr Vaterland, — auch die Heimat des Juden- und des Christentums war dem Islam anheimgefallen. Der Schöpfer dieser Macht, Omar, fiel jedoch der Rache für das unterdrückte Persien durch einen Sohn dieses Volkes zum Opfer und sein Nachfolger Osman dem Hasse der Aliden; zum Lohn für 24-jähriges Warten gewann aber Ali, dem in der „Schlacht des Kamels“ die herrschsüchtige Ajischa erlag, nichts als fünf Jahre sehr bestrittener Herrschaft, und nach blutigem Bürgerkrieg und Ali's Ermordung erhielt die politische Partei in dem Ommajaden Moawijah wieder die Oberhand (661). Der Sitz der Chalifen wurde von Medina nach Damask verlegt; ihr einfaches Leben, das sich von dem eines Beduinen in nichts unterschied, wich einem glänzenden Hofstaate, und auch die Gläubigkeit, welcher die ersten Vertreter der politischen Partei noch zugethan waren, schwand, wenigstens am Hofe, seit Moawijah, welcher „den Islam, an den er so wenig glaubte, als Gregor VII. an die Fabula Christi, wie er das Evangelium nannte, als Werkzeug seines Ehrgeizes benutzte“ *). Das arabische Volkstum aber zeigte eine solche unverwüstliche Lebenskraft, daß trotz der fortwährenden Aufstände der Aliden und anderer Parteien, durch welche das Reich oft in mehrere Chalifate zerrissen wurde, deren Inhaber gegen ihre Feinde mit Mord und Brand entsetzlich wüteten, — dennoch zu derselben Zeit dem Islam ganz Nordafrika unterworfen und das hamitische Nomadenvolk der Mauren dem semitischen der Araber unlösbar verknüpft wurde; ja die Araber drangen in dieser schweren Zeit bis vor die Thore von Byzanz und nur das „griechische Feuer“ (oben S. 242) verhinderte sie, schon damals zu vollbringen, was später den Türken gelang. Nicht zufrieden damit, daß das Christentum nun aus ganz Afrika und aus dem größten Theile Asiens verdrängt war, wollten die „Gläubigen“, die sich als rechtmäßige Erben des Juden- und Christentums und als Vollzieher der Mission des „größten Profeten“ fühlten, auch Europa ihrem Glauben unterwerfen. Es wird von Moawijahs Feldherrn Okba, dem Gründer von Kairawan, der Nachfolgerin Karthago's, der weniger erwiesene als bezeichnende Zug erzählt, daß er (680) als der erste Araber den atlantischen Ocean erreichte, dabei in das Meer hineinritt und ausrief: „Gott, du bist mein Zeuge, daß ich nicht weiter kann; wenn das Meer mir nicht eine Grenze setzte, so würde ich nicht rasten, bis ich alle Völker der Erde deinen Geboten unterworfen hätte.“ Es war der Dünkel aller mit Erfolg gekrönten Glaubensformen, die alleinseligmachende, die zur Weltherrschaft bestimmte zu sein. Daß der kalte Norden der glühend-sinnlichen Religion des Palmenlandes ewig fremd bleiben mußte, wußten die Araber nicht; denn

*) Sprenger, Mohammad, III. S. 335.

sie kannten nur die warmen Küsten des Mittelmeers. So galt denn auch ihr ungestümer Angriff im achten und neunten Jahrhundert den drei südlichen Halbinseln unseres Erdtheils. Ihre erste Beute in demselben war Spanien, das ihnen (711) durch Parteiung der christlichen Westgoten (oben S. 73), den Verrat des Grafen Julian und des Erzbischofs Oppas, und die Rache der mißhandelten Juden in die Hände fiel. Bezeichnend für den morgenländischen Despotismus, der im Chalifenreiche wieder neu auflebte, ist, daß Musa, der Miteroberer Spaniens und die Eroberer Indiens und Turkestans, aus Furcht vor ehrgeizigen Planen ihrerseits, mit Bußen, Kerker und Tod belohnt wurden. Die Grenze ihres Vordringens in Europa fanden übrigens die Araber in dem „Hammer" (Martell) der emporstrebenden Karolinger 732 bei Poitiers; sie mußten trotz ihrer Streifzüge bis in die Alpen nun erkennen, daß der Norden nicht für sie geschaffen war. Rasch folgte dieser Schlappe der Sturz der Ommajaden und an ihre Stelle gelangten die klug die Fahne der Aliden erhebenden und als Rächer derselben auftretenden Abbasiden (750). Unter ihnen trat für kurze Zeit die höchste Blüte des Chalifenreiches ein, nicht in Bezug auf die Ausdehnung desselben, welche ihren Höhepunkt bereits überschritten hatte, sondern in Bezug auf den äußern Glanz und auf das Wirken zu Gunsten idealer Güter. Unter dem ersten Abbasiden, dem blutigen Saffah oder Abul Abbas, einem Nachkommen von Mohammeds Oheim Abbas, wurde die Würde des Wesirs eingeführt (die bisherigen Chalifen hatten blos einen Schreiber gehabt). Lange Zeit befand sich dies Amt in den Händen einer Familie, der aus Persien stammenden aufgeklärten Barmekiden. Der zweite Abbasiden-Chalif Mansur gründete 763 Bagdad als bleibende Hauptstadt des Reiches und als bedeutendsten Kultursitz des Morgenlandes im Mittelalter. Mohammed Mahadi, sein Sohn, ließ auf der ganzen Pilgerstraße von Bagdad nach Mekka Karawanserais bauen, Meilenzeiger errichten und die Wasserleitungen der alten Zeit wieder herstellen. Sein Sohn Harun, der größte aller Chalifen (786—809), der würdige Zeitgenosse Karls des Großen, war zugleich rücksichtloser Despot und gerechter Richter (daher Arraschid), bei dem aber die erstere Eigenschaft in der grausamen Vernichtung der Barmekiden vorwog. Ebenso kopflos zeigte sich der große Fürst in der Maßregel einer Theilung des Reiches unter seine Söhne, womit er selbst den entscheidenden Schlag zum Zerfalle desselben führte. Nach seinem Tode trat denn auch der Rückschritt der islamitischen Sache rasch ein. Die Chalifen waren nur noch wollüstige, verschwenderische und launenhafte Despoten, meist in der Hand gewissenloser Minister; die Statthalter empörten sich bei jeder Gelegenheit, Söldner- und Sklavenschaaren beherrschten den Hof und das Land und beuteten das Volk aus, und damals begannen die unter denselben vorwiegenden Türken ihren für den Islam wie

für das Christentum so unheilvollen Einfluß auszuüben, indem sie, neue Prätorianer, Chalifen ein- und absetzten. Die Einheit des Islamreiches war bereits nicht mehr vorhanden; schon mit dem Sturze der Ommajaden hatte die Zersplitterung desselben begonnen. Die gestürzte Familie wurde damals grausam hingemordet, angeblich bis auf einen, Abderrahman, der sein Haus durch Errichtung eines unabhängigen Reiches in Spanien rächte (759), womit die Zersplitterung des Chalifenreiches begann. Rasch setzte sich dieselbe fort. Die wahren Aliden empörten sich gegen ihre unberufenen Vertreter, die Abbasiden, mit welchen die politische Richtung, statt einer geistlichen zu weichen, nur verschärft wurde; Ali's Urenkel Edris aber entging der Strafe des Aufruhrs nach Maghrib (Marokko) und gründete in Faes (789) das Reich der Edrisiden. Schon zehn Jahre später folgte diesem Beispiele Ibrahim ibn Aglab, welcher die Edrisiden hätte vertreiben sollen, indem er in Kairawan den Tron der Aglabiden aufrichtete. Von ihnen wurde im neunten Jahrhundert Sicilien erobert, wo für kurze Zeit ebensosehr hohe arabische Kultur blühte wie in Spanien, — sie waren es aber auch, welche Rom in Schrecken setzten (oben S. 138). Am Ende dieses Jahrhunderts verloren die Abbasiden auch den Rest von Afrika, indem der Statthalter Ägyptens, Achmed ibn Tulun, dort das Reich der Tuluniden stiftete und auch Syrien eroberte. Seine Schöpfung zerfiel zwar 904; aber die Aliden traten von Neuem auf den Schauplatz; Obeidallah stürzte, sich den einzig rechtmäßigen Chalifen und Imam oder Mahdi (Messias, Verkörperung des Profeten) nennend, die Aglabiden und die Edrisiden (918) und schuf das Reich der Fatimiden. Ägypten war indessen 935 mit Syrien ein Reich der Ikschiden geworden, kam aber 965 unter einen Negersklaven derselben, Kafur, der als Regent die Weißen beschämte und sowol Duldung übte, als Kunst und Wissenschaft beschützte, nach dessen Tod aber der Fatimide Moez (973) Ägypten einnahm und Masr el Kahira (die „Siegesstadt") zum Sitze seines Chalifates erhob. Nordwest-Afrika überließ er 972 den Zeiriden in Fez und den Badisiden in Kairawan, unter welchen die Insel Sardinien in mohammedanische Gewalt fiel, von denen sich aber in Algerien der Staat der Hammadiden ablöste. In Italien dagegen verblühte rasch die eingedrungene morgenländische Kultur, indem die Normannen am Anfange des zwölften Jahrhunderts Sicilien wegnahmen. Desto großartigere Ergebnisse hatte die Herrschaft der Fatimiden für Ägypten und ihre übrigen Provinzen: Syrien mit Palästina und Westarabien mit den zwei heiligen Städten, bis der wahnwitzige Tyrann Hakim (oben S. 424) einen Hauptanstoß zu den Kreuzzügen gab.

Nicht besser ging es im Osten des Chalifenreiches zu, nachdem die Söhne Haruns das Reich getheilt hatten. Thaher, Feldherr des in

Ostpersien regirenden Mamun, für den er Bagdad einnahm und seinen Bruder Amin erschlug (813), ließ sich (820) die Statthalterschaft von Chorasan und Umgegend ertheilen und gründete dort die Dynastie der Thaheriden. Ihnen folgten 873 die Soffariden, Nachkommen eines Kupferschmiedes in Sadschestan, und eroberten fast ganz Persien und Afghanistan, — diesen um 900 die Samaniden, angebliche Nachkommen der Sassaniden, welche auch Turkestan eroberten und in Bochara ihren Sitz aufschlugen. Die Samaniden erlagen 1004 einem türkischen Stamme, welcher 961 zu Ghasna ein Reich gegründet hatte, den Ghasnawiden. Die Letzteren waren es, welche die moslimische Herrschaft nach Indien trugen. Abu Thaher, Häuptling der Karmaten, einer Räuberbande, plünderte 923 Basra, griff Bagdad an und eroberte Mekka, worauf er einen Theil Arabiens beherrschte. In Mesopotamien (Mossul) und Syrien (Haleb) warfen sich damals die Hamadaniden und 913 am Kaspisee die Deilemiten auf. In Farsistan bildeten sich 934 die angeblich von persischen Königen stammenden Buiden einen Staat und vergrößerten ihn über ganz Persien, begünstigt von den sie mit Ehren überhäufenden Abbasiden, die selbst nichts mehr auf Ehre hielten, nur noch die Umgegend von Bagdad besaßen, und endlich auf den Gedanken verfielen, nur noch geistliche Oberhäupter des Islam sein zu wollen; mit der weltlichen Herrschaft beauftragten sie seitdem einen dem fränkischen Major-Domus ähnlichen Beamten, den Emir al Omara, d. h. Fürst der Fürsten, welche Stelle zuerst emporgekommene Türken bekleideten, an deren Stelle jedoch 945 die Buiden traten, welche die Chalifen gänzlich niederdrückten, alle Einkünfte einzogen und den „Beherrschern der Gläubigen" nur ein armseliges Almosen zum Leben hinwarfen.

Die Buiden, aufgeklärte Schiiten, waren indessen eines der merkwürdigsten Herrscherhäuser des Morgenlandes im Mittelalter. Es entwickelte sich unter ihnen, sagt Schlosser, in Persien eine neue Blüte der Kultur. Die Städte Schiras, Ispahan, Hamadan und Kermanschah wetteiferten nicht nur durch Reichtum und Volkszahl, sondern auch durch gelehrte Schulen und Büchersammlungen. Die Buiden nahmen nicht, wie andere Häuser, fremde und barbarische Söldner (Türken) in Dienst. Besonders Adhad ed Daula (976—983) zeichnete sich durch edle Fürsteneigenschaften aus. „Er erließ den Bürgern von Bagdad die Steuern auf mehrere Jahre, damit sie sich von Kriegsleiden erholen konnten, errichtete dort, wie in seinem Wohnsitze Schiras, ein großes Krankenhaus, zog Dichter und Gelehrte an seinen Hof, unterstützte die Lehranstalten mit freigebiger Hand, gestattete den Christen volle Duldung, munterte sie sogar auf, ihre Kirchen neu zu bauen und bestritt die ihnen dazu fehlenden Mittel aus seiner Kasse." Mit ihm wetteiferte der Ghasnawide Mahmud am Anfange des elften Jahrhunderts, der

Beschützer aber allzu karge Belohner des Dichters Firdusi und Berufer des Philosophen Ibn Sina, — der die erbeuteten Schätze Indiens nicht vergeudete, sondern zu Moscheen, Büchereien und Akademien verwendete. Überhaupt sind die damaligen mohammedanischen Staaten, ungeachtet zeitweiser Bürgerkriege, Aufstände und Grausamkeiten noch lange nicht auf die tiefe Stufe der heutigen Türkei und des heutigen Persien zu stellen. Unter sämmtlichen genannten Herrscherhäusern blühte eine geordnete Staatsverwaltung, gab es gute Landstraßen, eine für jene Zeit treffliche Posteinrichtung, in allen bedeutenderen Städten öffentliche Büchersammlungen, Sternwarten und Schulen; große Gelehrte wurden berufen, Christen, Juden und Parsen dienten als Ärzte und in höheren Ämtern. Handel und Gewerbe blühten, die Bazare waren reich gefüllt mit Waaren aller Art, lebhafter Verkehr bestand von Spanien und Marokko an bis nach Turkestan, wo Bochara, Samarkand und Balkh in gewerblicher und wissenschaftlicher Hinsicht blühten. Das Land war überall, wo dies nur möglich, gut angebaut und durch treffliche Anstalten bewässert.

Für die Geschicke des Islam und seiner Reiche brach eine entscheidende Wendung herein durch das Vordringen der Seldschukken, eines türkischen Nomadenstammes, benannt nach seinem Anführer Seldschukk um 970. Ihnen erlagen in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts durch innere Parteiungen die Ghasnawiden, und Persien wurde nebst Turkestan ihre Beute. Nach der Mitte desselben Jahrhunderts erlitten dasselbe Schicksal die ebenfalls in Verfall geratenen Buiden, an deren Stelle der Seldschukke Togrulbeg 1058 als Emir al Omara trat. Die Übertragung dieses Amtes erfolgte durch eine große Feierlichkeit, mittels deren der Chalif ihn damit belehnte und seiner Fürsorge seine Länder, wie seinem Schutze seine Unterthanen übergab. Mit so rohen und wilden Truppen auch die Seldschukken nach Bagdad gekommen, so wurden sie doch durch die neue Umgebung beeinflußt, und Togrulbegs Nachkommen beschützten durch ihre Beamten Künste und Wissenschaften. Besonders zeichnete sich hierin ihr gelehrter Wesir Nezam el Mulk aus; doch unterlag er in hohem Alter Palastränken, welche alles höhere Streben in jenen Ländern vergifteten. Durch die Seldschukken wurde der Islam auch in Kleinasien herrschend, wo ihr Reich von Konieh erstand. Ihre übrigen Provinzen, zu weit ausgedehnt, um zusammengehalten werden zu können, zerfielen in kleinere Reiche und darin lag ein Hauptgrund zu den ersten Erfolgen der christlichen Kreuzzüge. —

B. Staatszustände.

Es war ein weiter Schritt von der altarabischen Stammesverfassung zu der von Mohammed eingeführten Staatsform einer unumschränkten

theokratischen Monarchie. Namentlich für den ächten Araber konnte es keinen schärfern Gegensatz geben als den zwischen seiner alten schrankenlosen Freiheit und der nunmehrigen alle Landeskinder umfassenden Unterdrückung. Doch war diese Veränderung nicht ohne Vortheile; denn was das Volk an Freiheit verlor, das gewann es an dem Nationalgeiste, den es vorher nicht gekannt, und der nun Alle in Liebe zum Vaterland umfaßte, an Ruhe und Frieden, deren es sich bis dahin nie erfreut, an einer die Barbarei ausschließenden Religion, die ihm vorher fremd gewesen war, nun aber ein gemeinsames Band um Alle schlang. Nach dem Tode Mohammeds, welcher das Reich seines Glaubens als Bote Gottes beherrschte, mußte eine Änderung in der Ausübung des höchsten Ansehens eintreten, da es keinen andern Profeten gab. Er hatte weder einen Sohn hinterlassen, noch einen Nachfolger bezeichnet; die Verwandten halfen sich, indem sie den Ältesten unter ihnen, Abu Bekr, als Chalifah, d. h. Stellvertreter des Profeten, aufstellten*). Die Stämme, welche sich nach des Profeten Ende wieder frei machen wollten, wurden von den ersten Chalifen mit Kriegszügen für Glauben und Beute beschäftigt und hierdurch für die Reichseinheit gewonnen. Diese hatte indessen bei aller Strammheit noch einen demokratischen Zug. Jeder Gläubige war Staatsmitglied und hatte Antheil an dem Staatseinkommen, das an alle Moslimen vertheilt werden sollte, und zwar in gleichen Antheilen an Männer, Frauen, Kinder und Sklaven. Thatsächlich jedoch haben daran nur die Bewohner der beiden heiligen Städte und das Heer theilgenommen. Alte Soldaten und gewesene Flüchtlinge um des Glaubens willen erhielten einen höhern Antheil, beziehungsweise festen Gehalt, so auch die Witwen des Profeten (Aïscha 12,000, jede andere 10,000 Dirham, zu 80 Pf.). Die Verfassung war somit einfach die einer Räuberbande oder euphemistisch gesagt: die eines patriarchalischen Militärstaates. Die Ungläubigen waren Heloten oder Parias, welche diesen Staat durch ihre Kopfsteuer und Grundsteuer erhalten helfen mußten. — Unter dem Chalifen Osman bereitete sich ein Übergang von der patriarchalischen zur eigentlich monarchischen Verfassung vor, welche dann unter den Ommajaden voll in's Leben trat. Der Erste derselben, Moawijah, verfügte bereits nach Gutdünken über das Staatseinkommen, verschenkte davon was ihm beliebte und verlieh sich selbst und seinen Günstlingen Ländereien im eroberten Gebiete, wo der Erwerb solcher den Moslimen bisher untersagt war**). Auch die Stämme der Araber, welche zugleich Kriegerabtheilungen waren, wurden mit dem Ertrage gewisser Landstriche belehnt. Daraus entwickelten sich Militärkolonien, besonders an den Grenzen, um selbe gegen feindliche Einfälle zu schützen. Auch aus unterworfenen

*) Kremer, Gesch. der herrsch. Id. des Islam, S. 316.
**) Kremer a. a. O. S. 393.

fremden Völkern wurden solche Kolonien gebildet. Je mehr indessen fremde Nationen dem Chalifenreiche unterthan wurden, desto mehr verlor dasselbe von seinem arabischen Charakter und nahm einen kosmopolitisch-mohammedanischen an, zu welchem unter den Abbasiden die damals einflußreich gewordenen Perser den Ton angaben, wie denn auch ihre schiitische Religionsform, besonders unter den Buiden, die vorwiegende wurde. Damit verloren aber auch die Chalifen ihre nationale Bedeutung, ihre spezielle Beziehung auf Arabien, ihr väterliches und priesterliches Verhältniß zum Volke und wurden zu Autokratoren und Despoten, die dem Volke ferne standen. Je mehr diese Veränderung Platz griff, desto tiefer sank aber auch die Macht des Reiches, desto mehr zersplitterte es und desto weniger bemühten sich die Araber mehr um seinen Zusammenhalt und seine Stärke. Seitdem traten auch an die Stelle der arabischen Volksheere fremde, besonders türkische Söldner, und die Folge davon war der spätere Übergang der Obmacht im Gebiete des Islam von den gebildeteren Arabern an die roheren Türken und zugleich die Rückkehr der Araber von ihrer eine Zeitlang eingenommenen hohen Kulturstufe zur frühern Barbarei, d. h. zu ihrem Räuberleben, aber auch zu ihrer alten Freiheit. Nur umfaßte ihr Gebiet jetzt nicht mehr blos Arabien, sondern auch die syrischen und die Tigris-Eufratländer und Nordafrika; selbst vor den Thoren Bagdads trotzten sie der Macht der Chalifen, gegen die sie bei dem geringsten Eingriffe in ihre Ungebundenheit die Fahne des Aufruhrs erhoben, während sie oft genug über das Schicksal der verschiedenen Herrscherhäuser entschieden, unter die sich das zersplitterte Reich des Islam vertheilte. Ihre Räuberei wetteiferte sogar mit den rohen Söldnerhorden der Türken, die Länder des Islam zu verheeren, die sich von diesem Schicksale niemals wieder erholen konnten, — freilich auch nicht wollten!

Die Spitze des Chalifenreiches ermangelte einer festen Tronfolgeordnung, und schon damals, wie noch jetzt in den mohammedanischen Staaten, lagen die beiden Ansichten vom Erbrechte des Sohnes und von dem des ältesten Verwandten mit einander im Streite. Auf Mohammed folgten sein älterer und sein jüngerer Schwiegervater (Abu Bekr und Omar), dann sein älterer und sein jüngerer Schwiegersohn (Osman und Ali). Von den 14 Ommajaden hatten nur 4, von den ersten 24 Abbasiden nur 6, von den 13 letzten Chalifen dagegen 10 ihre Söhne zu Nachfolgern. Das Reich war eben nicht nur ein Erb-, sondern auch ein Wahlreich, in welchem die ersten Chalifen von der Versammlung der Verwandten und der Fluchtgenossen des Profeten gewählt wurden, später aber der Beherrscher der Gläubigen in der Regel selbst seinen Nachfolger bezeichnete und die nachfolgende „Wahl" durch die Großen des Reiches und durch das Volk der Residenz oft unterlassen oder wenigstens nur eine Form war, bis zuletzt die Leib-

wache allein diese Verrichtung besorgte. Alles geschah jedoch nicht ohne manigfache Widersprüche, aus denen sich oft Bürgerkriege entwickelten. Die Bewohner von Mekka und Medina, welche schon die erste Chalifenwahl wenigstens bestätigt hatten, behielten sich ihr Wahlrecht noch in späteren Zeiten fruchtlos vor. Übrigens haben alle Chalifen, vom ersten bis zum letzten, dem Stamme Koraisch angehört.

In der Theorie wurde (weniger in der Praxis) stets der gemischte geistliche und weltliche Charakter des Chalifenreiches aufrecht erhalten. In der ältern Zeit übten die Chalifen selbst geistliche Verrichtungen aus und ihre Statthalter in den Provinzen waren nicht nur ihre weltlichen, sondern auch ihre geistlichen Stellvertreter und predigten selbst am Freitag in der Moschee. Später aber, als die Chalifen schwächer wurden, machten sich die Statthalter, ohne mehr nach der Religion zu fragen, in weltlichen Dingen immer mehr und zuletzt ganz unabhängig, wofern sie nicht geradezu eigene Reiche gründeten, und ließen so, wie wir bei Anlaß der Emire al Omara gesehen, den Chalifen nur noch den leeren Schein des geistlichen Reichsoberhauptes übrig. Nur die 6 letzten Chalifen, von 1160 an, übten wieder selbständige Macht in Irak aus, bis 1258 die Mongolen ihrer Herrschaft ein Ende machten. Ihre Nachkommen aber führten in Ägypten lediglich die geistliche Oberhoheit im Islam fort, während die weltliche Herrschaft von den dortigen Sultanen ausgeübt wurde, bis das Land 1517 in die Hände der Türken fiel, deren Sultane dann, in Folge einer angeblichen Abtretung von Seite des letzten Abbasiden, sich als die Nachfolger der Chalifen im vollen Umfange geistlicher und weltlicher Hoheit betrachteten. In Wirklichkeit sind die Türkensultane stets nur soweit als Chalifen anerkannt worden, als sie die Macht hatten, die Völker dazu zu zwingen. Thatsächlich ist das Sultanat an Stelle des Chalifates getreten, und jeder mohammedanische Sultan ist in seinem Lande geistliches und weltliches Oberhaupt, und zwar ersteres sogar über fremde Religionen, wie die Christen, deren Bischöfe er bestätigt oder verwirft.

Die Mittel, von denen sich der Staatshaushalt des islamitischen Reiches ernährte, waren sehr verschiedener Art. Die wichtigste Steuer war die als religiöse Pflicht betrachtete Armentaxe, die unter den Beduinen-Chalifen Abu Bekr und Omar bezeichnender Weise vorwiegend in solchen Thieren entrichtet wurde, welche den Gegenstand der arabischen Viehzucht ausmachten, vorzugsweise also in Kamelen, welche auch den Maßstab des steuerbaren Vermögens bildeten. Arme, welche weniger als 5 Kamele besaßen, zahlten nichts, Solche mit 5 bis 24 Kamelen ein Schaf, Solche mit 25 bis 75 Kamelen in Stufen von je 10 bis 15 solchen ein Kamel, auf jeder Stufe ein älteres, Solche mit 76 bis 120 zwei Kamele, Solche mit mehr als 120 von je 40 ein Milchkamel (Labun), von je 50 ein ausgewachsenes (eine Hikkah). Eine

ähnliche Stufenleiter bezog sich auf die Schafe, deren weniger als 40, und auf das Rindvieh, davon weniger als 30 Stücke steuerfrei waren, ferner auf Körnerfrüchte und Gemüse. Vom Gelte zahlte man ein Vierzigstel, von 190 Dirham (zu 80 Pf.) und weniger aber nichts. Die Steuer wurde in jener patriarchalischen Zeit gleich vom Antheil am vertheilten Staatseinkommen abgezogen, wobei Omar jede Bedrückung untersagte. Pferde und Sklaven, sowie Ambra und Moschus waren steuerfrei. Die als Steuer gegebenen Thiere wurden auf eigenen Staatsweiden gehalten und ihnen besondere Zeichen eingebrannt. Naiver Weise wurde jedoch die „Armentaxe" in erster Linie zum Kriege gegen die Ungläubigen, in zweiter zur Bezahlung der sie einsammelnden Beamten und erst in dritter für die Armen verwendet*). Später stand sogar dem Chalifen die Art der Verwendung frei. Das eigentliche Staatseinkommen bestand 1) in Zoll vom vierzigsten Theile des Waarenwertes für Gläubige und vom zwanzigsten Theile für Ungläubige, 2) in Kriegssteuern der unterworfenen Völker. Berücksichtigt wurden dabei nur solche Völker, welche geoffenbarte Schriften hatten, also Parsen, Juden und Christen, und sie zahlten Kopfsteuer (gizja), Grundsteuer (charadsch) und Naturalleistungen an die Truppen. Städte und Landschaften, welche mit den arabischen Siegern kapitulirten, mußten einen Tribut bezahlen. Es liefen schon durch Omars Eroberungen großartige Schätze in Arabien ein; aber die Glieder dieses Volkes ließen sich durch Luxusgegenstände aller Art nicht blenden, sondern schätzten mit prüfendem Auge nur das ihnen durch ihren alten Beruf vertraute Vieh. Das ältere Steuersystem wurde später wesentlich verändert, je nachdem die Chalifen es passend fanden, Gelt oder Naturerzeugnisse zu beziehen, das Volk zu bedrücken oder zu erleichtern. Auch kamen neue Steuern zu den früheren, wie z. B. für Benutzung öffentlicher Plätze, von Mühlen und Fabriken, vom Luxus u. s. w. Die Abgaben blieben in den Provinzen, wo die Statthalter die öffentlichen Bedürfnisse und die schon erwähnten Zahlungen an die „Gläubigen" (soweit Solche etwas zu erhalten bestimmt waren) daraus bestritten; nur der Überschuß wurde an den Chalifen eingesandt. Oft ertheilte Letzterer gewissen Statthaltern das unbeschränkte Verfügungsrecht über die Einkünfte. Die Provinzhäupter waren demnach so unabhängig, daß ihre spätere Losreißung vom Reiche gar kein so weiter Schritt mehr war. Überdies war auch der Mißbrauch eingerissen, daß sich Verwandte der Chalifen wichtige Provinzen übertragen ließen, aber nicht selbst hinzogen, sondern Bevollmächtigte hinsandten und die Einkünfte selbst verzehrten**). Die Eintheilung des Reiches, so lange es noch bestand, in Provinzen wurde

*) Kremer, Kulturgesch. des Orients unt. d. Chalifen, I. S. 50 ff.
**) Kremer, Kulturgesch. I. S. 181.

sehr oft abgeändert, war aber stets weit entfernt von unseren heutigen Begriffen einer zugleich geographisch-historischen und möglichst gleichmäßigen Eintheilung, für welche die preußischen Provinzen ein unerreichtes Muster sind. Sonderbarer Weise war während des größten Theils der Dauer des ungetheilten Reiches Persien in eine große Menge von Provinzen getheilt, während Armenien, Syrien, Ägypten und das nordwestliche Afrika nur je eine solche bildeten. Sehr veränderlich war die Eintheilung Arabiens, wo die Landschaft Hidschas und in dieser wieder die Stadt Mekka mit ihrem Weichbilde besonderer Vorrechte theilhaftig waren.

Die Oberleitung des Reiches hatten in den ersten Zeiten die Chalifen selbst besorgt. Der Chalif sollte als geistlicher Fürst dem Gebete in der Moschee selbst vorstehen, als weltlicher aber in Streitsachen jeder Art den Parteien Gehör ertheilen. Man unterschied große und kleine Audienzen; bei ersteren saß der Chalif auf dem im Orient den Tron vorstellenden Diwan, umgeben von seinen Verwandten, Hofwürdenträgern, Dichtern, Höflingen u. s. w.; die kleinen waren einfacher. Die Chalifen und ihre Hofleute trugen seit dem Aufkommen der Ommajaden goldbrokatene und damastene Kleider und Erstere goldene mit Edelsteinen besetzte Halsketten, welche die Verschwenderischesten täglich wechselten. Die Kleidung und Fahne der Ommajaden war weiß, die der Abbasiden schwarz, die der Aliden grün. Die Abzeichen der Chalifenwürde waren der Sigelring und der Hirtenstab des Profeten, später auch dessen Mantel. Abends und Nachts bewegten sich die Chalifen in ihrer zahlreichen Familie, wo Märchen erzählt, Musik und Gesang getrieben, Schach und Ball gespielt, Hahnenkämpfe und Wettrennen veranstaltet, unter manchen Herrschern aber auch maßlose Trinkgelage und Orgien gefeiert wurden; denn zu allen Zeiten haben es die Reichen und Vornehmen mit dem Weinverbote nicht ernstlich genommen. Auch bewegten sich die Damen am Hofe trotz der mohammedanischen Haremssitten sehr frei und ungezwungen; standeswidrige Liebesverhältnisse von Chalifentöchtern und sogar Frauen waren nichts seltenes, obschon sie oft tragisch endeten. Unter den Ommajaden nahm die Haremswirtschaft, dies Krebsübel der spätern islamitischen Welt, immer mehr überhand, besonders seitdem die Araber durch die Byzantiner das Eunuchentum kennen gelernt, das bei ihnen bald üppig wucherte, so sehr sich die Motaziliten dagegen ereiferten. Zugleich entzogen sich die Chalifen immer mehr ihren erwähnten Pflichten und überboten sich gegenseitig durch lüderliches Leben und genial sein sollende Streiche, namentlich als Erbprinzen.

In hohem Grade wuchs unter den Abbasiden die Macht der Wesire. Unter schwachen Fürsten leiteten sie den Staat vollkommen selbständig, und diese Macht war der Grund des Sturzes der Barmekiden

durch Harun. Der Wesir war mehr als ein Minister, ein eigentliches Faktotum in staatlichen sowol als Privatangelegenheiten des Beherrschers der Gläubigen. „Er mußte guter Gesellschafter, witziger Geist und schlagfertiger Redner sein, . . . sich auch auf Schach-, Ball- und Zitherspiel verstehen, in Mathematik, Arzneikunde, Astrologie, Poesie, Grammatik und Geschichte, endlich selbst im Vortrage von Gedichten und Erzählungen bewandert sein" *). Dazu kam noch die Geschäftsgewandtheit, die allseitige Kenntniß der Staatsverwaltung, der Steuererhebung, der örtlichen und Provinzverhältnisse, des öffentlichen und privaten Rechtes. Was die übrigen hauptsächlichen Oberstaatsbeamten betrifft, so sagte darüber ein Abbaside: die vier wichtigsten Werkzeuge eines Fürsten seien ein ehrlicher Kadi (Richter), ein gerechter Polizeivogt, ein geschäftskundiger Finanzminister und ein zuverlässiger Postmeister.

Sowol die Persönlichkeiten der Chalifen als der Wesire wirkten je nach ihrem Charakter in sehr verschiedener Weise auf das Wol des Staates ein. Harun Arraschid hinterließ einen Schatz von 900 Millionen Dirham in baar; sein Sohn Mamun aber verbrauchte täglich für seinen Hofhalt 6000 Dinars (56.000 Mark, also jährlich etwa 20 Millionen Mark). Die Willkür, mit welcher die Chalifen walteten, mußte daher mit der Zeit den Staat zu Grunde richten. Die Provinzen wurden von den Statthaltern ausgesogen, wie das Reich als Ganzes von der Hofwirtschaft. Es kam dazu, daß weder die Beamten noch die Soldaten mehr bezahlt werden konnten und der Chalif (915) die ganze Einrichtung des Palastes und seine Juwelen verkaufen mußte. Man verpachtete Provinzen, um sich zu helfen, und verübte außerdem Brandschatzungen aller Art. Die türkischen Söldner vollendeten den Zerfall und die Folge ist, daß Landschaften, wie z. B. das Gebiet des untern Eufrat und Tigris, welche ehedem ein großer Garten voll Dörfer und Landhäuser waren, jetzt trostlose Einöden sind.

Wir haben noch auf einige der wichtigsten Zweige der Staatsverwaltung im Chalifenreiche hinzuweisen. Das Münzwesen entlehnten die Araber, welche sonst mit Vieh bezahlt hatten, von den Griechen des byzantinischen Reiches und von den sassanidischen Persern, und zwar von Ersteren die Gold- und von Letzteren die Silberwährung. Zuerst prägten sie selbst Stücke beider Völker nach; erst der Chalif Abdalmalik schuf 696 ein eigenes arabisches Münzwesen, doch auf Grundlage der schon bekannten beiden fremden. Das Gewichtsverhältniß des römischen Gold-Solidus (arabisch Dinar) zum persischen Silber-Dirham wurde auf 10 zu 7 festgesetzt; das Wertverhältniß beider Münzen war erst 10 zu 1, später 12 zu 1 und so wegen Verschlechterung des Silbers immer weniger. Die Chalifen errichteten ferner ein ähnliches Postwesen,

---

*) Kremer, Kulturgesch. I. S. 186.

wie es die Perser und die Römer gehabt hatten. Es gingen zwar wie dort so auch hier nicht regelmäßige Beförderungen von Personen und Sachen vor sich, sondern nur je nach Bedürfniß, dann aber mit großer Zuverlässigkeit und Schnelligkeit. Namentlich wurde die Post für Befehle der Regierung und für Reisen ihrer Beamten verwendet, aber auch zur Beförderung von Truppen im Kriege.

Auch im Kriegswesen waren die Araber, soweit nicht ihre Räuberpraxis in Anwendung kam, Schüler der Byzantiner und der Sassaniden. Die Bewaffnung der Fußgänger unter den ersten Chalifen bestand aus Schild, Lanze und Schwert oder Bogen oder Schleuder. Die Reiterlanzen waren angeblich zehn Ellen lang und mit eiserner Spitze versehen. Schwerter schmiedete man in Südarabien und Syrien; die Scheiden waren von Holz mit Metallbeschlag, die Helme aus Leder oder Metall, oft mit Visir, die selten vorkommenden Panzer aus eisernen Ringen oder aus Leder mit Metallplatten. Das Heer zerfiel in 5 Theile: Mitteltreffen, zwei Flügel, Vor- und Nachhut; sonst war es nach Stämmen abgetheilt, deren jeder seine Fahne hatte. Das Hauptfeldzeichen war die Fahne des Profeten. Die Kriegszucht war eisern, der Angriff stürmisch, die Kriegführung grausam. Gegen die Ungläubigen war so ziemlich Alles erlaubt und wurde noch mehr verübt. Apostaten vom Islam zu tödten war sogar vorgeschrieben. Kriegerische Strafen waren: Ausstellung am Pranger, Abreißen des Turbans, Abscheren von Bart und Haar, Annageln der Hände, Enthaupten. Den ersten Erfolgen und Eroberungen der Araber war es sehr günstig, daß sich die ihnen vertraute Wüste wie ein Keil zwischen die Kulturgebiete Syriens und Mesopotamiens vordrängt. Die Schlachten wurden gewöhnlich mit Zweikämpfen eröffnet, deren Theilnehmer sich gegenseitig durch Rufe und Trutzlieder herausforderten, aber auch darauf schauten, daß sie einander ebenbürtig waren. Um die eroberten Gebiete zu sichern, errichteten die Araber Standlager in denselben, welche oft zu Städten wurden. Bassora und Kufa sind Beispiele dieser Art. Unter den Ommajaden wurde die arabische Kriegskunst vervollkommnet. Es wurden Lager nach römischem Muster eingeführt, die man indessen durch die Perser kennen gelernt. Dann wurden die Verhältnisse der Besoldung geordnet, und es war nicht nur die hohe Begeisterung für ihren Glauben, sondern auch der größere materielle Vortheil, der die Araber den Nachbaren überlegen machte; denn schon unter Omar bezog der Soldat 50 bis 60, unter dem ersten Aglabiden in Afrika sogar 120 Dirham monatlich. Manche Stämme leisteten auch nur gegen das Versprechen hohen Soldes Kriegsdienste, und es gab oft genug Soldatenaufstände, um höhern Lohn zu ertrotzen, wie auch Bestechungen von Seite der Tronprätendenten viel bewirkten. Das stehende Heer wurde auf 60,000 Mann gebracht und kostete jährlich 60 Millionen Dirham; schon unter Merwan II. stieg es

auf 120,000 Mann, später noch höher. Es wurden zwei Kampfarten ausgebildet, das Gefecht mittels Ansturmes und Zurückweichens und dasjenige mittels Linienanmarsches, an deren Stelle aber zu Ende der Ommajadenherrschaft die Bildung kleinerer kompakter Truppenkörper (Kordus, d. h. Kohorten) trat, welche nach einander in's Gefecht rückten. Im Rücken hatten die Araber einen Vereinigungspunkt, wo die Kamele und andere Lastthiere, sowie die Weiber und Kinder ihren Platz hatten, auch die Belagerungmaschinen, die man von den Byzantinern angenommen hatte, in Bereitschaft gehalten wurden, bis man sich ihrer bediente.

„Großartig und überwältigend muß der Anblick dieser arabischen Heere gewesen sein, wenn sie das feindliche Gebiet in unabsehbaren Kolonnen durchzogen. Schaaren leichter Reiterei in schimmernden Panzerhemden und glänzenden Stahlhelmen mit ihren langen Lanzen, deren obersten Theil ein Büschel schwarzer Straußfedern schmückte, bildeten den Vortrab, ihnen waren Abtheilungen der Bogenschützen beigegeben, braune, sehnige, halbnackte Bursche, die fast ebenso schnell liefen als jene ritten. Ebenso wurden die beiden Flügel durch Streifcorps gegen Überfälle gedeckt. Im Centrum bewegte sich in dichten Massen das Fußvolk, mit Wurfspeeren, Schwert und Schild bewaffnet, in dessen Mitte in langen Reihen die Tausende von Kamelen dahin zogen, die den Proviant, die Zelte, den Waffenvorrat zu tragen hatten, während die Ambulanzen, die Sänften für die Kranken und Verwundeten, dann die in Stücke zerlegten und auf Kamele, Maulesel und Saumrosse verpackten Kriegsmaschinen im Nachtrabe folgten. Befand sich aber der Chalif selbst oder einer der Prinzen bei dem Heere, so erhöhte sich die Pracht des Schauspieles durch die bunten goldverzierten Kostüme der fürstlichen Leibgarden: da sah man die persischen Garden mit ihren hohen schwarzen Lammfellmützen, die türkische Palastwache mit glänzend weißen Turbanen, auf den Fahnen und Standarten blinkte der in Gold gestickte Namenszug des Herrschers, der in der Mitte seines Hofstaates, umgeben von den obersten Befehlshabern, auf seinem von Gold und Juwelen stralenden Zelter einherritt. Ihm folgten in nächster Nähe die an ihren verzerrten Zügen leicht erkennbaren Eunuchen und eine Reihe dicht verschleierter Palankine, in denen die auserkorenen Damen des Harems sich befanden. Der dumpfe durchdringende Ton der kleinen Doppeltrommel ertönte von Zeit zu Zeit und beherrschte das Geräusch und Getümmel des Marsches. Wenn man aber endlich nach kurzem Tagesmarsch an dem vorher bestimmten Lagerplatz angekommen war, wo schon der Vortrab Verschanzungen und Gräben hergestellt hatte, da entstand plötzlich wie auf den Wink eines Zauberstabes eine große Stadt von Zelten mit Straßen, Märkten und Plätzen, bald flammten die Lagerfeuer und sotten die Kessel, und nach dem einfachen Abendmal begannen sich Kreise zu bilden, wo man Kriegsabenteuer erzählen oder altarabische Gedichte unter Begleitung

der Flöte oder Violine vortragen hörte. Erst wenn die Sterne am nächtlichen Himmel sich senkten, ward es allmälig stille und breitete sich die Ruhe der Nacht über das Lager und seine buntgemischte Bevölkerung"*).

Das waren die Heere, welche den weltgeschichtlichen Kampf des Morgenlandes mit dem Abendlande aufnahmen, um die Lehre des vermeintlichen höchsten und unübertrefflichen Profeten dem Erdkreise aufzudrängen, und damit ein vielhundertjähriges Ringen zwischen zwei Welten auf Leben und Tod eröffneten.

Seitdem die Heere des Glaubens auch andere Völker als Araber zählten, nämlich seit der Zeit der Abbasiden, wurde die Armee der Chalifen in drei Abtheilungen unterschieden, in Nordaraber, Südaraber und Chorasaner (Perser). Die Letzteren waren die bevorzugte Truppe, die Garde, und die Chalifen bedienten sich ihrer, um die stets emporglimmende Eifersucht zwischen den beiden Abtheilungen der Araber und den unzufriedenen, rebellischen Geist derselben niederzuhalten. Später kam, wie wir bereits wissen, ein vierter Heereskörper dazu, der später einflußreichste der Türken (arab. atrâk), die man indessen nach der turkestanischen Landschaft, aus der sie stammten, oft Ferghaner nannte. Dieselben rekrutirten sich meist aus Sklaven, die man an den Hof verkaufte oder — als Steuer an denselben ablieferte, was auch mit Mauren und Negern geschah, so daß zuletzt noch eine fünfte Truppe erstand, die der Afrikaner (afârikah) oder Maghrabiner (maghâribah). Die Chalifen Spaniens hatten Leibwachen aus Negern, welche Brustharnische mit weißen Tuniken darunter, fränkische Helme, farbige Schilde und prachtvoll verzierte Waffen trugen.

Seitdem die Araber nicht mehr allein das Heer bildeten, hörte auch die Eintheilung desselben nach Stämmen auf, und es trat eine Dezimaltheilung an ihre Stelle, indem man Abtheilungen von 10, 100, 1000 Mann u. s. w. schuf. Über 10.000 Mann gebot ein Emir. Unter den Abbasiden kamen auch Uniformen in Gebrauch; die Truppen Motawakkils z. B. trugen hellbraune Überzieher und die Säbel nicht mehr nach arabischer Sitte über die Schulter, sondern nach persischer um den Gürtel. Außer den regelmäßigen Truppen dienten im Kriege auch Freiwillige ohne Löhnung als Landsturm.

Mit dem Geschicke, mit welchem die arabischen Hirten- und Räuberstämme Heere aus dem Boden stampften, schufen sie auch Flotten. Schon im 34. Jahre der Hidschra liefen von Alexandria in Ägypten 200 arabische Schiffe aus. Dieselben waren den byzantinischen nachgeahmt und schon bald gab es eine wolgeübte islamitische Flotte.

Die Rechtspflege wurde von Richtern (Kadis) ausgeübt, die der Chalif aufstellte, der selbst oberster Richter war. Der Richter mußte

*) Kremer, Kulturgesch. I. S. 227 f.

ein Gläubiger und frei sein; manche Juristen behaupteten, auch eine Frau könne als Richter auftreten. Die Kadis mußten sofort nach Anhörung der Sache entscheiden, vor Allem aber die Zeugen des Klägers vernehmen. Die Berufungen an höhere Stelle erledigte in früherer Zeit der Chalif selbst; später aber stellte er eine besondere Behörde hierfür auf, das sogenannte Kontrolamt, welches unter dem minderjährigen Moktadir von seiner Mutter, der damaligen Regentin, ihrer Oberſthofmeisterin übertragen wurde. Dem Kontrolamt standen Rechtsgelehrte zur Seite und dasselbe konnte die Sache vertagen oder an Schiedrichter verweisen oder die Zeugen beider Theile vorladen und verhören, was der Kadi Alles nicht konnte. Eine mittlere Stelle zwischen dem Kontrolamt und dem Kadi nahm der Polizeivogt (mohtasib) ein, welcher über den Gebrauch richtiger Maße und Gewichte, über die Verhütung von Fälschung der Waaren zu wachen und säumige Schuldner an die Bezahlung zu mahnen hatte. In Wohnungen eindringen durfte er aber nicht.

Im Strafrechte galt als Regel, daß Niemand auf blosen Verdacht hin eingesperrt oder durch Anwendung von Gewalt zum Geständniß gezwungen werden durfte. Die Strafen aber waren wahrhaft drakonisch. Auf Abfall vom „wahren Glauben" stand Todesstrafe, auf Bruch der Fastengebote Einsperrung mit Hungern während der Fastenzeit, auf Weintrinken vierzig Hiebe, auf Verleumdung achtzig solche, auf außerehelichen Umgang Lediger hundert Geiselhiebe, auf Ehebruch für den verheirateten Theil Steinigen bis zum Tode, auf Diebstahl von gewissem Werte Abhauen der rechten Hand, im Rückfalle des linken Fußes u. s. w.! Mord, Todtschlag und fahrlässige Tödtung dagegen wurden mit Sühngelt abgemacht, wenn nicht die beim Morde erlaubte Blutrache stattfand. Sühngelt erfolgte auch bei Körperverletzung; wurde es aber nicht erlegt, so erlitt der Thäter dieselbe Beschädigung, welche er verursacht hatte, an seinem eigenen Körper. Für eine Zehe wurden fünf Kamele bezahlt, für einen Finger 10, für eine Hand 50, für einen gemordeten Sklaven sein Geltwert, für einen Parsen 800 Dirham, d. h. ein Fünfzehntel vom Sühngelte des Moslim, das hundert Kamele (nur soviel wie für beide Hände!) betrug. Uneins waren die arabischen Juristen, ob für einen ermordeten Christen oder Juden ein Drittel, die Hälfte oder das volle Blutgelt des Moslim zu geben sei. Für ein Weib wurde unter allen Umständen nur die Hälfte von dem Sühngelte eines Mannes bezahlt.

C. Gesellige und häusliche Verhältnisse.

Das Familien- und Stammesleben der freien Araber in ihrem besondern Volksdasein schilderten wir (oben S. 411 ff.). Ein ganz anderes Bild bot das Leben der Völker verschiedener Abstammung in dem weiten

Umfange des von den Arabern eroberten und von ihren despotischen Chalifen beherrschten Reiches dar. Hier fand man, in den Städten wenigstens, nicht mehr das Ursprüngliche, Einfache und Ungezwungene der Beduinen in ihrer Wüstenwelt, sondern es entwickelte sich ein höchst verfeinertes Treiben auf der Grundlage der Kultur jener Völker, welche vor den Arabern in der betreffenden Gegend geherrscht hatten. So fanden und erfaßten die Araber in Syrien schwache Überreste der phönikischen, stärkere der makedonisch-seleukidischen und wieder solche der römischen Kultur, in Ägypten außer den aussterbenden einheimischen Bildungselementen solche der Ptolemaier und der Römer, in Assyrien, Babylonien und Erân aber vorzugsweise Erzeugnisse persischer Sitte und Kultur. Der Sitz der Ommajaden, Damask, wurde reich an allen Bequemlichkeiten des Lebens; aber die Hauptstadt der Abbasiden, Bagdad, stralte vollends in märchenhafter Pracht, deren Schilderungen indessen großentheils an sich schon märchenhaft sein mögen. Wenn auch diese Städte im Mittelalter weit größer waren als heute und der Höhepunkt ihres Daseins überschritten ist, so waren doch gewiß schon damals nur die Behausungen der Großen und Reichen, von denen des Hofes zu schweigen, prächtig, und die der Armen und Gedrückten gewiß in ihren Lehmhütten so eng, schmutzig und ärmlich wie gegenwärtig. Die Araber hatten die Eigentümlichkeit, in den von ihnen eroberten Städten ähnlich zu leben wie in ihren Wüstenzelten, nämlich jeder Stamm für sich abgesondert in einem eigenen Viertel, das von anderen solchen durch Nachts verschlossene Thore getrennt war. So war es und ist es noch in Damask, Haleb, Bagdad, Kairo und anderen morgenländischen Städten. Der Palast des Herrschers mit allen dazugehörigen Räumlichkeiten bildete eine Stadt in der Stadt. In Bagdad hieß er Harîm, d. h. Weihgebiet, maß eine Stunde im Umfange, war von einer eigenen Mauer eingefaßt und hatte sechs Thore. Bagdad war die eigentliche Musterstadt des Islam; denn seine Vergangenheit war nicht jüdisch-arabisch wie die Medinas, nicht griechisch-jüdisch wie die von Damask, welche übrigens nur provisorische Residenzen gewesen, sondern es war von den Chalifen und für sie in einer Gegend gebaut, welche seit altersgrauer Zeit weltgeschichtliche Hauptstädte getragen, wie das assyrische Ninive, das chaldäische Babylon, das persische Susa, das makedonische Seleukia und das sassanidische Ktesifon. Die Bauart war kreisförmig. Mauern von 90 Ellen Dicke am Fuße und 20 bis 25 an der Zinne, 60 Ellen hoch, umgaben die Stadt. Hundert Ellen weiter draußen folgte ein Wall, dann ein festgemauerter Damm und zuletzt ein im Falle von Gefahr mit Wasser zu füllender Graben. Der Stadtthore waren auffallender Weise nur vier, welche mit eisernen Thorflügeln geschlossen wurden und so hoch waren, daß ein Reiter mit aufgerichteter Lanze bequem durchreiten konnte. Die Stadt war durch ihre zahlreichen Gassen in viele Häuser-

inseln getheilt, welche ihre besonderen Aufseher hatten, und am Ein- und Ausgange durch feste Pforten abgeschlossen waren. Die Hauptstraßen mußten 50, die Nebengassen 10 Ellen breit sein. Schiffbrücken verbanden die beiden Ufer des Tigris. Wasserleitungen aus Stein gingen durch die meisten Straßen. Die Paläste der Chalifen und der vornehmen Familien mit ihren Hallen, Sälen, Erkern, Kiosken, Gärten und Gewächshäusern, ihren Teppichen, Diwanen, goldgewirkten Vorhängen, Gold- und Silbergefäßen, ihren reich gekleideten und geschmückten Sklaven und Sklavinnen, spotteten an Pracht jeder Beschreibung; aber „in dieser großen Weltstadt, sagt Kremer, wo der Reichtum und der Luxus von ganz Vorder- und Mittelasien sich zusammendrängten, herrschte neben der größten Pracht und Verschwendung auch das größte Elend, und die damaligen Zustände mögen sich stark jenen unserer modernen Großstädte genähert haben.“ Das Leben war äußerst theuer in einer Stadt, wo der Hof jährlich 3 bis 400 Millionen Dirham verzehrte und gewöhnlich ein verschwenderischer Chalif in unsinnigster Weise verschleuderte, was mehrere seiner Vorgänger zusammengespart hatten.

Es herrschte ein Luxus, welcher mit demjenigen unter den römischen Kaisern (Bd. II. S. 474 ff.) wetteiferte. Auf den Bau von Palästen allein wurden hunderte von Millionen verwendet; Chalif Motawakkil errichtete ihrer zehn, eine große Moschee und viele andere Gebäude, ließ auch künstliche Hügel errichten u. s. w. und verbrauchte dafür 294 Millionen Dirham. Mit der Pracht auf dem festen Boden suchte nicht ohne Erfolg diejenige auf dem Wasser zu wetteifern, wo sich die durch den denkbarsten Luxus glänzenden Prachtboote der Chalifen und Großen durch den Schwarm geringerer Fahrzeuge Bahn brachen, deren gewöhnlichste noch in altassyrischer Weise auf Luftschläuchen schwammen. Als drastische Beispiele des unter den Abbasiden herrschenden Aufwandes und der Art und Weise, wie sich diese „Götter der Erde“ bei dem Volke beliebt machten, führen wir die großen Feste jener Zeiten an. Diese, zur Zeit der Abbasiden durch den damaligen persischen Einfluß eingeführt, gehen bezeichnender Weise den Islam nicht an, sondern richten sich nach dem altpersischen Kalender (Bd. I. S. 556). Am 1. Farvardin, dem persischen Neujahrstage (am 21. März), trat das 6 Tage dauernde, aber nur am letzten derselben charakteristische Fest Nauruz ein. Es begann mit öffentlichem Empfang bei dem Chalifen in der Hauptstadt und bei jedem Statthalter in seiner Provinzstadt. Man brachte dem Fürsten (Statthalter) Geschenke. Das Volk tummelte sich fröhlich in den Straßen, begoß sie mit Wasser und ebenso die Vorübergehenden. In Ägypten vermummte man sich, hielt Fastnachtzüge und trieb ausgelassenen Scherz. Ein Chalif ließ an diesem Feste Rosen, Gold und Silber auf seine Gäste herabregnen. Ähnlich ging es am Mihraganfeste zu, das am

16. Mihr (6. Oktober) begann und ebenfalls 6 Tage dauerte. Die Buiden ließen bei diesem Feste wilde Thiere vorführen, Löwen und Tiger waren zu beiden Seiten des Trones angekettet und Elefanten in Reihen aufgestellt. Chalif Moktadir (966) hatte sogar hundert angekettete Löwen im Palaste, wo er fremde Gesandte empfing, im Empfangssale ein marmornes Wasserbecken und darin einen goldenen Baum mit künstlichen Vögeln. Bei dem Feste der Beschneidung eines Sohnes des Chalifen Motawakkil wurden nach dem Bankette geradezu ganze Körbe voll Gold- und Silbermünzen vor den Gästen ausgeschüttet und Diese eingeladen, ihre Becher zu leeren und bei jedem Trunke drei Hände voll Gelt zu nehmen. Zum Schlusse erhielt noch Jeder ein Ehrenkleid, und tausend Sklaven erhielten die Freiheit.

Blicken wir nun in das Innere der Häuser und Wohnungen im Chalifenreiche, so bietet das **Familienleben** einen scharfen und keineswegs erfreulichen Kontrast gegenüber demjenigen in den Zelten der freien Araber. Hier war die Ehe meist eine einfache und die Frau nahezu gleichberechtigt mit dem Manne, ja oft ein Gegenstand ritterlicher Verehrung und hatte eine gewichtige Stimme bei ihrer Verheiratung. Frauen spielten nicht selten eine Rolle im öffentlichen Leben, wie Chadidscha und Aïscha, die Gattinnen des Profeten, seine Tochter Fatima, Ali's Frau, die jüngere Aïscha, Nichte der ältern, Talha's Tochter und Andere. Das wurde jedoch in der spätern Zeit, als die Genossenschaft der Islamiten ein mächtiges Reich geworden, anders und schlimmer. Wie bei den Persern und Römern, so wurde auch bei den Arabern die Eroberungslust die Quelle des Verfalls der Sitten. Der Reichtum der Beute führte zum Haremleben; die „Frauen," welche diese Namen verdienten, schwanden zusammen (ihre letzte Vertreterin war Harun Arraschids Gattin Zobaida) und die Haremsdamen und Sklavinnen traten an ihre Stelle. Daß in den wilden Parteikämpfen die vornehmen Geschlechter der alten Zeit nach und nach vernichtet wurden, beschleunigte diesen Lauf der Dinge. Als Sängerinnen, Tänzerinnen und — Schönheiten bezauberten fremde und einheimische Damen ohne Familie und Bildung, aber mit viel Ränkelust, unterstützt von dem niederträchtigen Gesindel der Eunuchen, dieser geistigen Vorfahren unseres Lakaientums, die Männer und korrumpirten und demoralisirten sie auf diese Weise gründlich, so daß man sich nicht über die Charaktere der Chalifen und Sultane wundern muß, welche sich wenig mehr um ihre Pflichten bekümmerten, sondern in ihrem Despotenwahnsinn **Alles** für erlaubt hielten. Es wurde nach und nach ein offener Handel mit Sklavinnen (besonders Türkinnen) und Eunuchen in's Leben gerufen und diese Schamlosigkeiten gingen Hand in Hand mit der um sich greifenden Prostitution (oben S. 412). Die Tingeltangel waren schon damals bei den Bewohnern des Chalifenreiches beliebt. Sklavinnen wurden zu

Preisen bis auf 100.000 Dirham verkauft. Eine Atmosphäre, welche jetzt nur noch in Bordellen herrscht, verpestete damals den Hof und die angesehensten Familien, wozu auch noch die aus Griechenland und Persien her eingeschleppte Pest der Kinäden (oben S. 412) kam. Ursprünglich ist der Islam, so mangelhaft und schwach er auch sonst als Religion sein mag, der Vielweiberei durchaus nicht günstiger als andere morgenländische Religionen, welche gleich ihm diese Einrichtung nur als eine vorgefundene der betreffenden Völker gestatten, aber keineswegs vorschreiben oder auch nur begünstigen (dieser Wahnsinn war den „christlichen" Mormonen vorbehalten!); erst das durch die Eroberungen der Araber herbeigeführte Harems- und Sklavinnenleben machte die Vielweiberei zu einer in so auffallender Weise herrschenden Unsitte, daß dieselbe von sämmtlichen eingebildeten und beschränkten Köpfen für die Hauptsache im Islam gehalten wird, ja oft genug der einzige Umstand ist, den man von den Mohammedanern überhaupt kennt! So kam es, daß diejenigen Familien, welche an den Kriegseinkünften theilzunehmen gewürdigt wurden und sich dabei ohne Arbeit und Mühe bereichern konnten, in furchtbarer Weise anwuchsen. Ein Ommajade hatte sechszig Söhne und eine unbekannte Anzahl von Töchtern, ein Abbaside 4000 Familienglieder. Als die Ommajaden aus Medina vertrieben wurden, zählten sie mit ihren Angehörigen mehrere tausend Köpfe, und in einer Schlacht kämpften allein zehntausend Ommajaden mit! Das war aber noch nichts gegen die Abbasiden, welche zur Zeit Mamuns (815) 33.000 Seelen zählten!

Als die Eroberungskriege aufhörten, daher keine Beute mehr gemacht werden konnte und vollends das Reich zerfiel, hatte die Herrlichkeit der Vielweiberei ein Ende. Nun zerstörte diese Einrichtung den Wolstand und die Art und Weise, wie sie herrschte, die guten Sitten. Die ächten Araber, welche nach dem kurzen Weltreichsschwindel wieder zu dem frühern Leben ihres Volkes zurückkehrten, nahmen auch die alten einfachen Sitten und größtentheils die einfache Ehe wieder auf, während dagegen die gemischte Bevölkerung der Städte durch zunehmende Demoralisation allmälig auf den elenden Zustand herabgedrückt wurde, in welchem man sie heute findet. Bezeichnender Weise nahm zugleich mit der sittlichen Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes bei denjenigen Personen, welche daran nicht theilnehmen mochten, eine religiöse Schwärmerei, begleitet von Visionen u. s. w., überhand, die derjenigen der christlichen Nonnen und Büßerinnen nichts nachgibt. Doch erhoben sich auch einzelne Frauen über diese traurige Alternative und ergaben sich den Wissenschaften oder der Dichtkunst, worin sich Solche bis in das vierzehnte Jahrhundert auszeichneten. Freilich gab es unter den Dichterinnen, auch aus Chalifenfamilien, welche, die es im Punkte der Sittlichkeit nicht genau nahmen.

Im Chalifenreiche unterschied man der Berechtigung nach drei Klassen der Bevölkerung, nämlich die herrschende der Vollblut-Araber, die von ihnen zum Islam bekehrten Völker der eroberten Länder und die geduldeten Andersgläubigen*). Unter der erstern Klasse, der Aristokratie des Reiches, schieden sich wieder die Nord- und die Südaraber, nicht nur in der Abstammung, sondern auch in ihrem gegenseitigen Hasse (oben S. 443), obschon seit dem Aufkommen des Islam die eigentliche arabische Sprache auch im Süden herrschend geworden war. Das Bürgerrecht des Reiches hing vom Glauben ab. Wer zum Islam übertrat, wurde hierdurch auch Staatsangehöriger; die Bekehrten mußten sich dann in einem arabischen Stamme aufnehmen lassen und eilten arabische Sprache und Sitten anzunehmen. Das ging wol in Arabien und in den von Arabern bewohnten Ländern (Syrien und Mesopotamien) an, anderwärts aber, wo eine nichtarabische Bevölkerung lebte, mußten andere Maßregeln ergriffen werden. In der Berberei wurden die Bewohner durch Koränleser und Religionslehrer zu Arabern erzogen. Größeren Schwierigkeiten begegnete man in Ländern mit gebildeter nichtarabischer Bevölkerung. Umsonst mühten sich die Araber z. B. in Persien ab, durch alleinige Geltung ihrer Sprache im amtlichen Verkehr das Persische zu verdrängen. Wol hatten sie in einzelnen Städten und Landschaften Erfolg; aber sobald Persien bei der Zersplitterung des Reiches eigene Herrscherhäuser erhielt, trat auch die eigene Sprache wieder in ihr Recht zurück.

Die Bewohner der Städte des Reiches waren meist das Ergebniß einer Vermischung von Arabern und anderen Völkern, wodurch sie in der Regel die Fehler aller dieser Völker, jedoch nicht ihre Tugenden erbten; im Ganzen aber wurde in den Städten fast überall arabische Sprache und Sitte herrschend.

Von denjenigen fremden Völkern, welche besiegt wurden, ohne sich unterworfen oder mit den Siegern eine Kapitulation abgeschlossen zu haben, wurden die Männer getödtet, die Frauen und Kinder aber als Sklaven vertheilt, wovon ein Fünftel an den Chalifen kam. Der Handel mit Sklaven nahm eine ungeheure Ausdehnung; man hatte im Chalifenreiche spanische, italienische, griechische, besonders aber türkische und afrikanische Sklaven.

Zu einer Gleichberechtigung der Neubekehrten mit den Arabern kam es im ungetheilten Reiche niemals. Die Araber, stolz auf ihre Tapferkeit und ihre ältere Gläubigkeit, verachteten Die, welche sie besiegt hatten und welche ihnen an Thatkraft so sehr nachstanden. Trotz ihrer Bekehrung blieben die unterworfenen Völker stets benachtheiligt und die arischen Völker (Perser, Griechen u. s. w.) wurden als „Rote“ gegen-

*) Kremer, Kult.-Gesch. des Orients, II. S. 138.

über den Arabern oder „Schwarzen“ verachtet. Man nannte sie auch stets nur „Klienten“ (Mawâlî), wenn nicht geradezu „Sklaven“. Unter den Abbasiden wurde dies anders. Letztere bevorzugten stets die Perser und wirkten so wesentlich zu der platzgreifenden Ueberzeugung von der Gleichberechtigung der islamitischen Völker mit, welche auch von einer freisinnigen Partei, den „Gleichheitsfreunden“ verfochten wurde. Dazu trug indessen auch bei, daß die „Klienten“ sich mehr als die Araber selbst den Wissenschaften und der Literatur widmeten und Letztere überholten, hierdurch aber sich auch im Staate geltend machten und namentlich die Stellen der Steuereinnehmer erlangten. Es fehlte übrigens an Aufständen der Klienten so wenig wie an solchen der Sklaven.

Die Mitglieder der nichtmohammedanischen Religionsgesellschaften erhielten gegen gewisse Abgaben (Kopf- und Grundsteuer, oben S. 438) in den Städten beschränkte, auf dem Lande aber unbeschränkte Glaubensfreiheit. Auf diese Weise, jedoch nicht ohne wiederholte Aufstände gegen widerrechtliche Bedrückungen, erhielten sich die Kopten in Ägypten, die Maroniten im Libanon und Andere ihren christlichen Glauben. Weniger glücklich waren die von den Arabern als Götzendiener betrachteten Parsen, welche meist auswandern mußten. Begünstigter als Beide waren die Juden; aber in Harran bestand noch im zwölften Jahrhundert ein ächt heidnischer Götzentempel, da in Bagdad für Gelt jede Duldung zu haben war*). Zur Bedrückung der Christen insbesondere verleitete der bekannte Reichtum ihrer Kirchen und Klöster; doch wurde er meist nur in den Städten behelligt, da die ächten Araber vor dem Mönchs- und Einsiedlerwesen eine große Hochachtung bekundeten und sich selbst daran nicht stießen, wenn, was bisweilen vorkam, Mönche und Nonnen zusammenwohnten. Selbst von dem offiziellen Christentum verdammte Sekten, wie die Manichäer (Bd. II. S. 565), erhielten in gewissem Maße Duldung. Alles das aber geschah nicht ohne manigfache Ausnahmen, die bei der willkürlichen Herrschweise nicht ausbleiben konnten. Keine solche scheint eine christliche Sekte betroffen zu haben, nämlich die Nestorianer, welche geradezu Achtung genossen, indem ihr Patriarch 762 seinen Sitz vom gesunkenen Ktesifon nach dem neugegründeten Bagdad verlegen konnte und selbst Einfluß am Chalifenhofe erhielt, den er unter Anderm auch zur Nichtduldung der mit seiner Partei wetteifernden Jakobiten anwendete.

Die Nestorianer besaßen unter den Chalifen nicht weniger als 25 Metropolitansitze, jeden mit 6 bis 12 Bischöfen. Doch hatten auch die Jakobiten unter ihrem Patriarchen zu Antiochia gegen 150 Bischofssitze. Auch das geistliche Oberhaupt der Juden hatte seinen Sitz in Bagdad; „Fürst der Gefangenschaft“ war sein Titel. Er galt als

*) Kremer, II. S. 171.

Nachkomme Davids, und selbst Mohammedaner mußten sich vor ihm erheben. Prachtvoll war die Hauptsynagoge in Bagdad ausgestattet.

Nicht minder manigfaltig als das religiöse, war das mit ihm so nahe verwandte abergläubige Gebiet im Chalifenreiche. Die Araber hingen seit Altem, wie die Italer, der Deutung des Vogelfluges an, welche der Korân als Teufelsspuk erklärte. Allgemein fürchtete man sich, wie noch jetzt in Italien, vor dem „bösen Auge" und suchte davor Kinder durch Einsperren zu schützen; doch wandte man auch Amulette und vielerlei andere abergläubige Gebräuche dagegen an. Förmlich vom Korân begünstigt, ja ermuntert wurde der aus dem Juden- und Christentum herübergenommene Glaube an den Teufel und an die Dämonen (Dschinn) und er blieb in ebenso manigfacher Weise herrschend wie bei den Christen (oben S. 203 ff.). Namentlich liebte man es, Schlangen und andere Thiere als verwünschte Dschinns zu betrachten. Auch gab es Geister, welche den Elfen der germanisch-keltischen und den Vampyren der slawisch-magyarischen Sage ähnelten. Babylon galt als ein Ort des Zaubers, der Demawend und andere Berge als Versammlungsorte der Hexen und Zauberer. An Gebräuchen und Formeln der Beschwörung war kein Mangel. Da aber die Zauberei, wenn auch nicht als lobenswert, doch als erlaubt betrachtet wurde, hatte der Islam keine Hexenverfolgungen aufzuweisen*). Doch fehlte es nicht an Gegnern des Aberglaubens, deren Wirken freilich keinen Erfolg hatte.

In den ersten Zeiten des Chalifates war die Vertheilung der Stände sehr einfach. Die Araber, zu stolz zum Arbeiten, ruhten auf den Lorbeeren ihrer Siege aus, hielten es unter ihrer Würde, etwas zu lernen, und ließen sich von den bekehrten fremden Völkern und von den Andersgläubigen, welche für sie arbeiten mußten, ernähren. Es waren daher damals die gewesenen und gebliebenen Christen, Juden und Parsen, welche Gewerbe und Handel, sowie die weltlichen Wissenschaften betrieben. Sie standen, soweit sie nicht bekehrt waren, beinahe in demselben Verhältniß wie die Juden in Europa (oben S. 214 ff.). Soweit sie sich indessen unentbehrlich zu machen gewußt, schwangen sie sich zu einer geachteten Stellung empor. Namentlich waren es alle Geltgeschäfte, auch die des Staates selbst, und die Arzneikunde, worin sich Christen und Juden auszeichneten. Die medizinische Hochschule von Gondaisabur in Chusistan war von Nestorianern gegründet, geleitet und vorzugsweise besucht. Hier wurden die Leibärzte der Chalifen gebildet; derjenige Haruns, der Nestorianer Gabriel bezog jährlich 120.000 Dirham baar, die Hälfte dieser Summe in Naturalien und Verpflegungsrationen und fast ebensoviel als Zulage, außerdem auch noch Kleider und andere Geschenke. Dabei erwarb er sich Güter, die ihm jährlich 800.000 Dirham

*) Kremer, II. S. 265.

eintrugen. Er lebte aber auch, und noch mehr sein Sohn, in dem raffinirtesten Luxus. Seit dem zehnten Jahrhundert aber begannen auch Araber die Heilkunde zu ihrem Beruf zu machen. Damals waren sie auch, nachdem die Kriegsbeute zu fließen aufhörte, nicht mehr zu stolz, Handwerke zu betreiben und nannten sich sogar nach denselben statt nach dem Vater. Auch hier, wie im christlichen Europa (oben S. 300 ff.) war es das sich entwickelnde städtische Leben, welches die Genossenschaften, und später die Zünfte der Handwerker in's Leben rief und ihre Gewerbe vervollkommnete. Jede Genossenschaft mußte in Gesammtheit für jedes ihrer Mitglieder in Strafsachen haften*). Das Zunftwesen ging jedoch weiter als in Europa; denn auch die Sklavenhändler bildeten eine Zunft, ja sogar die Diebe (was an das alte Ägypten, Bd. I. S. 345 ff. erinnert), welche einst nach Art der Pariser Commune in Bagdad die Herren spielten, sowie die Taschenspieler, Gaukler und Schwarzkünstler. Jedes Handwerk hatte auch seinen eigenen Bazar. Dazu kam noch ein zunftloses Proletariat, das sich jede politische Unruhe durch Raub und Mord zu Nutzen machte, sowie Beduinen und Fremde aller Völker, von denen jedes seinen Vorstand (eine Art Konsul) hatte.

Durch die Blütezeit des Chalifates und die Ausdehnung des Chalifenreiches gewann namentlich der Handel; denn ein weitherziger Freihandelsgeist beseitigte alle Zollschranken im Innern des Reiches. Auf dem Mittelmeer und dem indischen Ocean wimmelte es von arabischen Schiffen und gute, stets belebte Karawanenstraßen führten durch das ganze Reich. Bagdad war durch seine Lage ein trefflicher Mittelpunkt des Verkehrs und wurde von Bassora als Seestadt unterstützt. Arabische Handelskolonien entstanden in Ostindien und an der Ostküste Afrika's. Für den Westen des Reiches, beziehungsweise der Islamswelt war Ägypten, was Irak für den Osten, und die Wüsten des innern Afrika traten in Verkehr mit denen von Hochasien, wie die Küsten Spaniens und Marokko's mit denjenigen von China, mit welchem alten Kulturreiche die Chalifen schon im achten Jahrhundert durch Gesandtschaften in Verbindung traten, welchen Charakter übrigens auch Handelsgesellschaften willkürlich in Anspruch nahmen, um ihre Geschäfte zu fördern. Die bedeutendsten Ausfuhrgegenstände aus dem Chalifenreiche und überhaupt dortiger Erzeugnisse waren Glasfabrikate, mit denen damals ein großer Aufwand getrieben wurde, Datteln, Zucker (besonders in Persien raffinirt), Eisenwaaren, Waffen und Panzer aus Irak und den arabischen Küstenländern, Stahlspiegel, Gewebe von Wolle, Baumwolle, Kamelhaaren, besonders Schleier aus Kerman, Kleiderstoffe aus Bagdad, Damast aus Damask, feine Gasestoffe aus Tinnis und schwere Goldbrokate aus Damiette in Ägypten u. s. w. Die eifrigsten Abnehmer dieser Gewebe waren natürlich

*) Kremer, II. S. 187.

die Hareme der Chalifen und Letztere selbst, bei denen es Sitte war, Festkleider als besondere Gunstbezeugungen zu vertheilen, in die sie ihren Namen oder Wahlspruch einsticken ließen, für welche Arbeit (Tirâz) es besondere Werkstätten gab. Prachtvolle Teppiche wurden ferner in Farsistan gefertigt. Papierfabrikation aus Baumwoll- und Leinenabfall wurde, nachdem die Araber vorher stets auf Pergament oder Papyros geschrieben, wahrscheinlich zu Ende des neunten Jahrhunderts aus China her eingeführt und zuerst in Samarkand, dann aber im ganzen Reiche betrieben und von da auch nach Europa gebracht (s. oben S. 314). Auch die Verfertigung von Tinte, die Buchbinderei und der Buchhandel vervollkommneten sich mächtig im Oriente. Der Buchhandel blieb zwar wesentlich auf der Stufe des Antiquariates stehen; doch war der Verkehr ein sehr lebhafter und es betheiligten sich daran wie anderwärts nicht nur Wissensdurstige, sondern auch Solche, die mit Büchern prunkten, ohne selbe zu benutzen. Schönschreiber waren zur Abschrift der Bücher, dem einzigen Mittel ihrer Vervielfältigung, besonders angestellt, — eine Kunst, welche trotz allem Verfall im Morgenlande noch heute blüht, und zwar in höherm Grade als die richtige und fehlerfreie Abschrift.

Mehrere weitere Zweige des Handels und der Gewerbe des Chalifenreiches führen uns des Zusammenhanges wegen auf Bemerkungen über Wohnung, Nahrung, Kleidung und Schmuck in demselben.

Die Reichen, deren es bei den bedeutenden Beuteantheilen der Araber aus den begünstigten Familien und bei den hohen Gehalten der Hofbeamten, sowie bei dem Ertrage des Handels und der Gewerbe in der Blütezeit des Chalifates Viele gab, thaten es im Aufwande den Beherrschern der Gläubigen möglichst gleich. Es führten hohe, weite Thorwege in das Haus, so daß man auf Kamelen einreiten konnte; die Thorflügel waren aus kostbarem Holz und mit Goldblech beschlagen, die Höfe mit Marmor gepflastert und mit Mosaik verziert; in den Empfangszimmern sah man marmorne Wasserbecken mit goldenen Löwen, aus deren Rachen das Wasser lief. Die Wände waren mit Stuck und Goldstoffen bekleidet, die Decken reich bemalt, der Boden mit feinen Teppichen belegt, die Gesimse mit Vasen und lackirten Gegenständen besetzt, die Fenster und Thüren von schweren seidenen Vorhängen mit gestickten Arabesken und Inschriften verhängt. In den Ecken waren Kandelaber mit Wachskerzen aufgestellt; vom Kuppeldache der höheren Gemächer hingen goldene, silberne oder krystallene Lampen herab. Dazu kamen die prachtvollsten Geräte, wie z. B. marmorne, mit Gold eingelegte und mit Brokat überzogene Diwane, Speisetische aus Onyx u. s. w. An kalten Tagen wärmte man sich mittels Kohlenbecken in Mitte der Zimmer; an heißen verschaffte man sich Kühlung durch plätschernde Springbrunnen, wie durch Eis- und Schneebehälter.

Die Nahrung, bei den freien Arabern so sehr einfach (oben

S. 410), wurde im Chalifenreiche äußerst verschwenderisch. Ein Staatsmann im neunten Jahrhundert nahm am Morgen vor dem Frühgebet eine Schale Kamelmilch mit Honig oder Zucker, eine Stunde später das Frühstück, bestehend aus zwei Hühnern oder Tauben, einem halben Zicklein und noch einer Fleischspeise, um Mittag das Hauptmal, und Abends war offene Tafel. Bei letzterer lag der Wirt auf einem Ruhebette, während die Gäste blos ein Tischtuch auf dem Boden ausgebreitet fanden! Süßigkeiten spielten dabei stets eine große Rolle und man hatte ganze Thürme oder Schlösser aus solchen auf der Tafel. Auf feine Speisen hielt man überhaupt soviel, daß selbst Prinzen Kochbücher schrieben oder solche zu ihrem Gebrauche für alle Tage des Jahres abfassen ließen. Man stellte Gerichte von blosen Fischzungen und Ähnliches auf. Die Chalifentafel kostete täglich 10.000 Dirham. Man liebte es, den Speisesal mit Rosen zu bestreuen oder sonst mit Wolgerüchen zu durchduften. Die Schlemmerei hatte natürlich auch das Schmarotzerwesen im Gefolge.

Auch im Trinken that man sich wenig Zwang an. Sofern man das Weinverbot des Korân überhaupt beachtete, was selten genug geschah, half man sich mit anderen ebenfalls geistigen Getränken; es gab zu diesem Behufe verschiedene Arten Methe und Biere, sowie Dattel- und andere Fruchtweine, dann harmlosere Sorbete und Ähnliches. Den verschwenderischen Verbrauch von Wolgerüchen bei den Arabern, der im Chalifenreiche noch weit höher gesteigert wurde, erwähnten wir bereits. Namentlich bedachte man damit Haare und Kleider, Möbel und Zimmer, besonders auch in Gestalt von Räucherwerk. Bei der Wallfahrt nach Mekka war der Gebrauch der Wolgerüche verboten. An Kostbarkeit wetteiferte damit der Schmuck, namentlich bei den Damen. „Jede Dame (wol etwas übertrieben) trug an den Fußknöcheln zwei dicke goldene Fußringe, Ringe an allen Zehen, am Armgelenk ein dickes Armband; am Oberarme drei bis vier massive Goldspangen und um den Hals ebensoviel Halsbänder.“ Haruns Gattin Zobaida trug eine solche Last von Schmuck, daß sie sich im Gehen auf zwei Sklavinnen stützen mußte. Sogar Kinder wurden mit Schmuck überladen.

Sonderbar ist, was die Kleidung betrifft, daß die Araber ursprünglich gleich den Bergschotten keine Beinkleider tragen mochten und solche geradezu für weibisch erklärten. Im Chalifenreiche nahmen selbe jedoch, wenigstens in den Städten, allgemein überhand. Im Übrigen hat sich die orientalische Kleidung bis heute wenig verändert und die heutige ist allgemein bekannt. Die Grundlage derselben ist die persische Tracht, welche unter den Abbasiden immer mehr eindrang, ungeachtet des Widerstandes eifriger Araber. Die Kleidung beider Geschlechter in der Blütezeit des Reiches gab natürlich an Pracht der Wohnung und dem Schmucke in nichts nach. Alle freien Männer trugen, wie in Europa bis in

das vorige Jahrhundert, stets das Schwert, selbst die Prediger auf der Kanzel.

Bart und Haar wurden schon im Anfange des Islam, um das Ergrauen zu verbergen, schwarz oder rot gefärbt. Vom Scheren des Hauptshaares wußte man nichts, bis die Türken diesen Unsinn in Aufnahme brachten. Eigentümlich ist, daß die Orientalen als Gegengeschenk für ihre Wolgerüche vom Abendlande die Seife zum Waschen (sâbun) entgegennahmen, welche ihnen erst seit dem 11. Jahrhundert bekannt wurde.

Durch das Wachstum des Chalifenreiches trugen die Araber viel zur Verbreitung nützlicher Pflanzen nach anderen Ländern und zur Verbesserung der Landwirtschaft und des Gartenbaues in denselben bei. Der Reis, Safran und Safflor sowie das Wasserrad kamen durch sie nach Europa, der Zucker nach Kleinasien, die Palme, der Lieblingsbaum der Araber und das Wahrzeichen ihres Landes, durch ihr ganzes Reich (sie erinnert in Spanien noch an den Orient); dasselbe ist von den beliebtesten Obstarten zu sagen, wie noch von vielen anderen Geschenken der Kultur, die alle aufzuzählen zu weit führen würde; kurz, der Orient und speziell Arabien hat damals, d. h. von der Blüte des Chalifenreiches im achten Jahrhundert bis zu den Kreuzzügen Unendliches gethan, um Europa auf eine höhere Kulturstufe zu heben, ist aber nachher in seinem Streben erlahmt und nahezu in barbarische Zustände zurückgekehrt, unter denen ihn selbst wunderte, wie weit Europa gekommen, seitdem er sich nicht mehr um selbes bekümmert hatte, als er in neuester Zeit die Bekanntschaft mit dem Westen erneuerte.

Dritter Abschnitt.

Die Bildung der Islamiten und Juden im Mittelalter.

A. Die Wissenschaft.

Es ist eine durch die ganze Geschichte bestätigte Thatsache, daß diejenigen Völker, welche aus ihren gewohnten und beschränkten Anschauungen heraustreten und an Stelle des Einerlei ihrer alten Heimat neue Gegenden zu sehen bekommen, die ihnen vorher fremd waren, von dieser Zeit an in ihrer Bildung auf überraschende Weise vorschreiten und sich zu einer hohen Blüte ihres Volkstums erheben. Freilich müssen diese Völker Anlagen zur Erhebung ihres Geistes besitzen und nicht abgestumpfte rohe Eroberer ohne einen Sinn für die Vorzüge der von ihnen

besiegten Länder und Völker sein. Auf mongolische Horden haben deren Raubzüge allerdings keinen veredelnden Einfluß geübt. Dagegen erinnern wir daran, daß auf die Ansiedelungen europäischer Griechen in Asien (Bd. II. S. 196) die homerischen Gedichte und die Entwickelung der hellenischen Philosophie und Geschichtschreibung folgten, ferner auf die Ausbreitung der Seefahrten Athens dessen Blüte in Dicht- und Redekunst, wie in den bildenden Künsten, auf die Eroberungen Roms die Glanzzeit der römischen Literatur, auf die Völkerwanderung die Gründung derjenigen Reiche, in welchen sich die neuere Kultur entwickelte, auf die Kreuzzüge und die gleichzeitigen Römerfahrten das Aufblühen der Literatur in den Volkssprachen und die Anfänge besserer Kenntniß der antiken Kultur (s. oben S. 347 f.) u. s. w.

Aus denselben Gründen trat bald nach der Ausbreitung der Araber über die umliegenden Länder ein großartiger Aufschwung des geistigen Lebens derselben ein. Derselbe ist aber so wenig dem Islam zu verdanken, als die erhöhten Leistungen der vorhin genannten Völker ihren Religionen, sondern ist eine notwendige Folge der durch die neuen Schauplätze, in welche die Araber sich versetzt sahen, geweckten und genährten vorzüglichen Anlagen dieses Volkes, welche jetzt, nachdem dasselbe zu seinem alten Räuber- und Wüstenleben zurückgekehrt ist, wieder ohne Weckung und Nahrung dahinschlummern.

An dieser mit der arabischen Weltherrschaft gleichzeitigen und gleich ihr nur wenige Jahrhunderte dauernden Blüte arabischen Schrifttums sind nun vor allem zwei Erscheinungen merkwürdig. Die eine ist die mit jener Blüte gleichzeitige und mit ihr in enger Verbindung stehende Fruchtbarkeit geistigen Schaffens unter den Juden, — die andere ist die gleichzeitige, hinter den Arabern und Juden weit zurückstehende, verhältnißmäßig ärmliche Bildung der damaligen Christen, wenigstens bis zur Zeit der Kreuzzüge. Beide Erscheinungen lassen sich leicht erklären. Die Juden sind Stammverwandte der Araber und wurden daher einerseits von ihnen besser behandelt als von den Christen, wie sie sich anderseits von ihnen angezogen und von ihren Leistungen sympathisch berührt fühlten; auch hatte ihr unstätes Umherirren in der Welt und ihre Leiden und Verfolgungen ihre Kraft gestählt und ihren Geist geweckt, so daß wir von einer gemeinsamen wissenschaftlichen Glanzzeit der Semiten im Mittelalter sprechen könnten. Die damaligen Christen aber waren seit der Völkerwanderung unter das geistliche Joch der römischen Kirche geraten und von dieser (s. oben S. 184 ff.) mit Wundergeschichten und Heiligenkult genährt worden, statt mit geistiger Bildung. Was zu Gunsten letzterer eine Anzahl von Klöstern that (oben S. 167 ff., 349 ff.), war anerkennenswert, aber zu wenig, um mit den Leistungen der Araber und Juden wetteifern zu können, welche beide Völker von keiner Kirchenmacht bevormundet wurden; die Juden hatten ohnehin keine solche über

sich und diejenige der Araber war, wie wir wissen, unter den Chalifen in wiederholtem Maße selbst freien Anschauungen ergeben. Die nächste Veranlassung zu dem Aufschwunge in der Bildung der Araber im Mittelalter bot der Umstand, daß sie, wohin sie auch ihren Siegeslauf richteten, nach Ländern bedeutender alter Kultur gelangen mußten (s. oben S. 445). Von der ältesten Kultur dieser Länder verstanden und erfaßten die Araber allerdings nichts, da ihnen sowol die Hieroglyphen als die Keilschriften fremd blieben; dagegen fanden die Errungenschaften der griechischen und der persischen Kultur Eingang in ihren Volksgeist, die der erstern in Ägypten und Syrien, die der letztern in den Tigris- und Eufratländern. Indessen überwog die griechische Kultur im Einflusse auf die Araber die persische weit, nicht nur weil sie an sich bedeutender war und weil der erste Reichssitz der Chalifen außerhalb Arabiens sich in hellenisirtem Lande, zu Damask befand, — sondern vorzüglich, weil die Griechenwelt den Wüstensöhnen durch Juden und byzantinische Christen vermittelt wurde, deren Religionen, als von „Vorläufern" des „Profeten" herrührend, ihnen stets sympathischer waren als die von ihnen stets verabscheute und niemals verstandene der „Feueranbeter" oder Guebern (Unreinen). Ohnehin umfaßte die persische Literatur bis zum Einfalle der Araber in das Reich der Sassaniden beinahe nichts als was die verhaßte, weil nicht monotheistische Religion betraf, während der Inhalt der griechischen Klassiker, soweit er nicht mythologisch war, dem Korân nicht widersprach. Es waren daher vor Allem jene der Mythologie fremden Fächer, deren griechische Bearbeitung die Araber ansprach, namentlich die Philosophie, die Mathematik mit der Astronomie, und die Heilkunde. Fremd blieb ihnen die griechische Dichtkunst und Geschichtschreibung und überhaupt was sich speziell auf griechische Verhältnisse bezog. Vom eigentlich griechischen Volksgeiste wurde ihnen daher nichts eingeflößt, sondern nur was zwar in griechischer Sprache abgefaßt, aber kosmopolitisch gefärbt und daher für jedes emporstrebende und denkende Volk anregend sein muß. Es kommt indessen hierbei noch ein weiterer Umstand in Betracht, nämlich der Charakter der Araber und ihrer Sprache. Das Volk und daher auch seine Sprache ist spitzfindig und daher wird in letzterer ein großer Wert „auf grammatische und prosodische Kleinigkeiten, auf Silbenfall, Silben- und Buchstaben-Anklänge, Wortbildung, Wortstellung, Wortableitung, Ton und Biegung" gelegt, was bis zur abgeschmackten Künstelei getrieben wurde. Diese Neigung der Araber und ihrer Sprache fand aber gerade in denjenigen Werken der Griechen Nahrung, welche nicht vom eigentlich griechischen Geiste, d. h. vom Geiste der S c h ö n h e i t, sondern von einem kosmopolitischen Kult der W a h r h e i t durchweht waren, vorzugsweise also in den Werken seit der Zeit Alexanders des Großen, also in denen des Aristoteles und der alexandrinischen Grammatiker und Naturforscher (Bd. II. S. 325 ff.).

Für diejenigen Gegenstände ihres Fühlens und Forschens, welche die Araber in der griechischen Literatur nicht nach ihrem Geschmack und Bedürfniß vertreten fanden, waren sie auf ihren eigenen Gesichtskreis angewiesen. Es gilt dies namentlich von der Dichtkunst, welche wir besonders betrachten werden, dann von der Geschichte, in welcher die Araber gleich allen anderen Völkern sich vor Allem auf eigene Füße stellen mußten, von der Grammatik, deren Gegenstand ihre eigene Sprache war und endlich von der Gottes- und Rechtsgelehrtheit, deren Grundlage für sie keine andere sein konnte und durfte als der Korân. Diese beiden letztgenannten Wissenschaften, in welchen sich die arabische Spitzfindigkeit ganz besonders breit zu machen Gelegenheit hatte, und welche gemäß der islamitischen Auffassung von geistlicher und weltlicher Gewalt ein Ganzes bildeten, drehten sich denn auch vollständig um das mohammedanische Religions- und Gesetzbuch und dessen Erläuterung, Deutung und Auffassung, und ihre Betreibung bei den Arabern war ein würdiges Gegenstück zur christlichen Scholastik, welche wir kennen. Der Berühmtheiten unter ihren Bekennern war eine große Menge, deren Namen jedoch für uns kein Interesse haben. Die theologischen Vorlesungen Bochari's in Bagdad waren von 20.000 Personen besucht, die des Kadi Abu Darda in Damask in Mitte des siebenten Jahrhunderts von 1600 Schülern; im neunten Jahrhundert lebten allein in der südlichen Vorstadt von Cordova 4000 Studenten der mohammedanischen Theologie. Zu dieser kolossalen Zahl veranlaßte einerseits der Nimbus, welcher in den Augen des unwissenden Volkes einen Korângelehrten (Ulemâ, Theolog und Jurist in einer Person) umgab, anderseits aber die großen Einkünfte, welche aus den mit reichen Stiftungen frommer Leute bedachten Moscheegütern den priesterlichen Personen zuflossen und welche reichlich mit den Beschenkungen der Klöster und Kirchen im Abendlande wetteiferten. Auch die Medresehs, d. h. Gelehrtenschulen zum Zwecke der Ausbildung in der Theologie waren reich dotirt, die Lehrer daran freigebig besoldet und die Schüler frei gehalten. In Zeiten frömmelnder Richtung standen diese Anstalten besonders in der Blüte und nährten gewaltig den Buchstabenglauben und die Heuchelei. Der Theologiestudent begann mit dem fünften Lebensjahre, brauchte bei der bekannten Schwierigkeit der arabischen Sprache vier Jahre, um den Korân lesen zu lernen, acht weitere Jahre, um ihn seinem Gedächtniß einzuprägen und begann dann erst mit sechszehn Jahren, schreiben zu lernen.

Vorwiegend Schüler der Griechen sind die Araber in der Philosophie, worin sie sich hauptsächlich an den ihnen nur durch Übersetzungen bekannten Aristoteles, weniger an Platon hielten; doch wirkten auf ihre Auffassung persische und indische Lehren vielfach ein. Während diese Geistesthätigkeit bei den Christen des Abendlandes (s. oben S. 336 ff.) gänzlich im Dienste der Theologie stand, wenn sie auch Widerspruch

gegen die letztere hervorbrachte, so war sie dagegen bei den Arabern, gleich ihrem griechischen Vorbilde, von vornherein ein Kind des Zweifels und mit der Landesreligion unvereinbar. Die arabische Philosophie begann um weniges früher zu wirken als die christliche Scholastik, nämlich am Anfange des neunten Jahrhunderts, während Erigena (oben S. 341) erst gegen Ende desselben lebte; doch geschah dies noch in schüchterner Weise. Alkindi aus Bassora war der erste arabische Philosoph von Namen (um 800). Die Blüte dieses Faches trat aber viel später ein, gleichzeitig mit jener der Scholastik. Von größerer Bedeutung war zuerst Ahmed ibn Jahia, genannt al Rawandi (der Ketzer), der um 905 am Hofe des Chalifen Moktaf lebte, ein Skeptiker durch und durch, der sich über den Korân lustig machte. Al Farabi in der Mitte des zehnten Jahrhunderts suchte aristotelische und neuplatonische Lehren mit dem Islam zu verbinden und eine Art Demiurgos (s. Bd. II. S. 564), zwischen Gott und der Welt vermittelnd, aufzustellen. Viel bedeutender war Abu Ali al Husain ibn Abdallah ibn Sina, bei den Christen Avicenna, aus Bochara (980—1037), Zeitgenosse Gerberts und Berengars von Tours und Leibarzt mehrerer morgenländischer Fürsten, im Morgen- und Abendlande als Kenner des Platon und Aristoteles angestaunt. Er leugnete die Schöpfung und lehrte die Ewigkeit der Welt. Algazzali aus Tus (1061—1127) war ein sonderbarer Denker, der Alles in der Welt, sogar die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, wie auch die Substantialität der Seele bestritt, am Korân und an den Wundern des Profeten aber festhielt und sie gegen die Anhänger der griechischen Philosophie vertheidigte. Abu Bekr Dschafar ibn Tofail, ein spanischer Araber, gest. 1190, suchte in einem philosophischen Roman die Entwickelung des Menschen von thierischen Anfängen zur höchsten Ausbildung des Geistes darzustellen. Sein Schüler Mohammed Abul Walid ibn Ahmed ibn Mohammed ibn Roschd, bei den Christen Averroës, aus Cordova (1126—1198, starb zu Marokko), neben Avicenna der berühmteste arabische Gelehrte, stand an der Spitze einer dem Letztern entgegengesetzten Schule. Unbedingter Verehrer des Aristoteles, den er aus dem Syrischen übertrug, trat er als Verfechter der Aufklärung gegen die Buchstabengläubigen, namentlich gegen Algazzali auf; sein Standpunkt war pantheistisch. Nach ihm trieb die arabische Philosophie keine nennenswerten Blüten mehr und starb bald völlig aus, d. h. in ihren Trägern; ihr Einfluß überlebte sie geraume Zeit.

In dem engsten Zusammenhange mit der Philosophie standen bei den Arabern die Naturwissenschaften und die Heilkunde. Beinahe alle eben genannten Philosophen waren auch Naturforscher, besonders Mathematiker und Astronomen, dem eigentlichen Berufe nach aber Ärzte. In letzterer Eigenschaft trieben sie zwar keine Anatomie, welche der Korân untersagt; aber in der Heilmittellehre, vornehmlich gestützt auf

Botanik, sowie in der Chemie und in der Krankheitlehre machten sie mit Hilfe des Galenos (Bd. II. S. 523) achtenswerte Fortschritte. Vollständige philosophisch aufgefaßte Systeme der Heilkunde stellten Avicenna und Averroës auf. Die gefeiertste Schule für diese Wissenschaft bestand zu Gondaisabur in Chusistan und wirkte namentlich auch auf die Entwickelung der Gewerbe und des Handels ein; von dort ging z. B. die erste Kenntniß der Zuckerraffinerie aus.

Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Leistungen der Araber bezogen sich auf Arithmetik, Algebra (die von ihnen den Namen hat), Geometrie, Optik und vor Allem Astronomie. In letzterer beschämten sie das mit Lactantius und Kosmas die Erde verflachende christliche Abendland tief. Auf Ptolemaios (Bd. II. S. 523) fußend, bahnten sie wenigstens der Erkenntniß von der wahren Gestalt der Erde und von der Unendlichkeit des Weltraums Bahn, bestimmten die Stellung und Namen vieler Fixsterne und berechneten die scheinbare Sonnenbahn mit Hilfe vervollkommneter Instrumente, wie z. B. der sphärischen Astrolabien. Damit Hand in Hand gingen die Forschungen der Araber in der Erdkunde. Ihre Eroberungszüge schon mußten ihnen die Notwendigkeit auferlegen, die Erde kennen zu lernen, so weit sie selbe erreichen konnten, und dazu kam noch der Mangel eines diesen Trieb unterdrückenden Zwanges, wie er durch die christliche Askese geübt wurde (oben S. 355). Die Araber drangen in Afrika bis zum Niger und Senegal, in Asien bis zum Himalaja und Altai vor. Die unterworfenen Länder wurden sorgfältig vermessen und wissenschaftlich erforscht; es wurden mohammedanische Städte und später eigene Reiche dort gegründet. Wie zu Lande gingen die Eroberungen und Forschungen der Araber auch zur See unaufhaltsam vorwärts. Die Ostküste Afrika's, Theile Madagaskars, die Lakkediven und Malediven, Hindustan und ein großer Theil Dekan's, Malakka, Java, die Molukken u. s. w. fielen ihrer Religion und Kultur anheim. Ja acht arabische Abenteurer fuhren in den atlantischen Ocean hinaus; aber Stürme verhinderten sie, das Werk Colombo's den Christen vorwegzunehmen. Immerhin blieb den arabischen Gewürzen und dem Korân noch ein weites Gebiet der Ausbreitung übrig, und beide Artikel gingen Hand in Hand, wie ja Mekka zugleich Markt- und Wallfahrtort, Mohammed zugleich Kaufmann und Profet war. Es blieb jedoch nicht bei der praktischen Verwertung der arabischen Forschungen; auch schriftstellerisch wurden dieselben nutzbar gemacht und zwar nicht nur durch (wahre und erlogene) Reisebeschreibungen wie im christlichen Abendlande, sondern auch durch wirklich wissenschaftliche Arbeiten. Mathematische Geographie wurde schon im neunten Jahrhundert Gegenstand bedeutender Werke (z. B. von Alferghani). Einer der gründlichsten Geographen aller Zeiten war Mokaddasi, der um 985 das gesammte Gebiet des Islam beschrieb. Abu Abdallah Mohammed el Idrisi, gewöhnlich

genannt Edrisi, aus Ceuta (1099 bis um 1180), Abkömmling des seinen Namen tragenden Herrscherhauses (oben S. 432), erklärte dem duldsamen Roger II., der Sicilien den Glaubensgenossen des Geographen abgenommen, den schon (S. 357) erwähnten silbernen Globus und hinterließ auf einer Karte ein Zeugniß der damaligen arabischen Erdkenntniß, welche in den wesentlichsten Punkten auch für die Christen bis zur Entdeckung der Neuen Welt maßgebend blieb. Nach Edrisi's Ansicht schwamm die runde Erde auf dem großen Weltmeere (über welche abenteuerliche Meinung allerdings schon Dante hinaus war!). Der Geograph, der die poetischen Anlagen seines Volksstammes nicht verläugnen konnte, behauptete, daß von der über das große Weltmeer hervorragenden Halbkugel blos die nördliche Hälfte bewohnt sei und daß an den äußersten Punkten der bewohnten Erde auf Inseln eherne Bildsäulen(!) stehen, welche den dort Ankommenden mit aufgehobener Hand zurückwinken. Das mittelländische und das indische Meer waren für Edrisi zwei in das Land der Erde eindringende Busen des großen Weltmeeres. Von den Erdtheilen der Alten, wie wir sie beibehalten haben, wußten die Araber nichts. Edrisi theilte die Erde in sieben Klimata und kannte im übrigen lediglich Länder, doch die nichtmohammedanischen nur höchst oberflächlich. Auch die späteren arabischen Geographen hielten es unter ihrer Würde, die Länder der „Ungläubigen" zu beschreiben und scheuten sich, an denselben etwas loben zu müssen. Unter ihnen ist der namhafteste Jakut (1179—1230), von griechischer Abstammung, der auf Grund seiner weiten Reisen sein großes geographisches Wörterbuch verfaßte. Auch der große Emadeddin Ismail Abulfida, geboren zu Damask 1273, gestorben 1331 als Sultan von Hamah, beschränkte sich in seiner Erdbeschreibung auf das Chalifenreich. So wichtig und dankenswert aber auch die geographischen Arbeiten der Araber sind, so blieben doch ihre Erdkundigen so wenig wie die christlichen des Mittelalters frei von dem Glauben an allerlei Fabeln von abnormen Völkern und dergleichen, wie sie auch, ungeachtet ihrer bedeutenden Leistungen in der Astronomie und Chemie, doch auch deren Zerrbilder, die Astrologie und die Alchemie eifrigst gefördert haben.

Unter den von den Arabern gepflegten Wissenschaften steht, wie bei allen Völkern älterer Zeit, die Geschichtschreibung der Dichtkunst am nächsten. Kritik war auch ihnen unbekannt. Die Geschichtschreibung begann mit kurzen trockenen Aufzeichnungen, in welchen Dichtung und Wahrheit gemischt waren. Der erste arabische Geschichtschreiber Ibn Hischam ibn Mohammed el Kelbi, gestorben 819, schilderte das Leben Mohammeds, sein jüngerer Zeitgenosse Wakidi dessen Feldzüge; — der vielgereiste Masudi und der fleißige Sammler Tabari schrieben im zehnten Jahrhundert zu Bagdad allgemeine Geschichten von der Schöpfung an, worin sie auch die Natur der Länder, wie die Kultur und Literatur der Völker

berücksichtigten, der armenische Christ Abulfaradsch (Barhebräus), jakobitischer Weihbischof (1226—1286), eine arabische Geschichte, Abul-Kasem aus Cordova die Geschichte der Araber in Spanien u. s. w. Die große Menge meist dunkler Namen schließt der größte arabische Geschichtschreiber Ibn Chaldun (1333—1406), Verfasser einer philosophisch gehaltenen Einleitung in das Lernen der Geschichte und einer Geschichte der Berbern. Das große Heer arabischer Grammatiker und Philologen, welches seit Mohammeds Zeit wirkte und sich um die Muttersprache, ihre Lehre und Schreibung große Verdienste erwarb, glauben wir übergehen zu dürfen.

Indem wir zu der wissenschaftlichen Thätigkeit der Juden im Mittelalter übergehen, müssen wir von vornherein auf eine eingehende Berücksichtigung des fruchtbarsten Zweiges derselben, des theologischen, als für weitere Kreise ohne Wichtigkeit, verzichten und können nur erwähnen, daß die betreffende umfangreiche Literatur sich auf Auslegungen der Bibel und des Talmud (dessen wir bereits oben S. 215 f. gedachten) bezog. Es fehlte dabei so wenig an streng buchstabengläubigen, wie an freieren Richtungen, welche die Erzählungen der heiligen Bücher rationalistisch deuteten, ja sogar oft so weit gingen, die Wunder zu leugnen*).

Im Gebiete der Sprachwissenschaft ist zu erwähnen, daß in Mitte des sechsten Jahrhunderts durch Juden in Assyrien das System der hebräischen Vokal- und Lesezeichen erfunden und in Mitte des siebenten weiter ausgebildet wurde. Eine vollständige hebräische Grammatik schrieb im elften Jahrhundert Jona Marinus.

Der erste bedeutendere Philosoph der Juden nach Philon (Bd. II. S. 540) war Salomo ben Jehuda ibn Gabirol (1002—1070). Sein Name führt uns nach Spanien, wo im Mittelalter die hauptsächlichste Stätte wissenschaftlichen Wirkens der Juden aufgeschlagen wurde**). Das Herrscherhaus der Ommajaden, das in diesem Lande seinen im Osten verlorenen Tron errichtete, wetteiferte mit seinen Verdrängern, den Abbasiden, in Pflege der Wissenschaften, — eine kurze, aber an Erfolgen überraschende und für die menschliche Bildung hochwichtige Zeit hindurch. Die Lehranstalten von Cordova, wo ihrer 27 blühten, Sevilla, Valencia und andere lockten durch ihren Ruf nicht nur Gläubige aus dem ganzen Reiche des Islam, sondern auch Juden und Christen an, die mit großer Duldsamkeit aufgenommen wurden. Während im Morgenlande, wo der Islam in weitem Umkreise allein herrschte, das Judentum in Unwissenheit und Armut verkam, erhob es sich in Spanien, wo der Islam auf der Grenzwache gegen das sich wieder erhebende Christentum stehen mußte, zu einer beachtenswerten Blüte. Dies kam indessen nicht so schnell,

*) Vergl. Schleiden, die Bedeut. der Juden für Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter, Leipzig 1877, S. 13 ff.

**) Bloch, die Juden in Spanien, Leipzig 1875, S. 17 ff.

sondern erst nach zwei Jahrhunderten dunkeln Lebens und emsigen Lernens. Aus dieser Zeit ist als Merkwürdigkeit zu erwähnen, daß (in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts) in Spanien ein zum Judentum übergetretener Christ und ein getaufter Jude gegen einander mit dem ganzen Feuer der Konvertiten einen Federkampf führten. Es waren dies der gewesene Hofkaplan Ludwig des Frommen, Bodo, als Jude Eleazar, und Pedro Alvar. Im zehnten Jahrhundert, unter Abderrahman III., treffen wir Juden bereits als Minister und Leibärzte am Chalifenhofe zu Cordova. Abu Jussuf Chasdai vermittelte Frieden zwischen den christlichen Fürsten von Leon und Navarra, welche (so weit ging die ritterliche Gesinnung der Zeit) den Chalifen zum Schiedrichter gewählt hatten, benutzte diplomatische Verhandlungen mit Byzanz zu wissenschaftlichen Zwecken, verhütete durch seine Klugheit eine Spannung zwischen dem Chalifen und dem Kaiser Otto dem Großen und trat mit dem damaligen jüdischen Beherrscher der Chasaren im südlichen Rußland (mit der Residenz Balandschar, jetzt Astrachan) in Verbindung (welches Reich aber schon am Anfange des elften Jahrhunderts den Russen erlag). Seinen Glaubensgenossen erwirkte er die Unabhängigkeit von den talmudischen Gesetzesschulen in Babylonien. Auch im elften Jahrhundert, als das Reich von Cordova bereits zerfallen war, hatte der durch seine Auflösung entstandene Maurenstaat Granada einen bedeutenden jüdischen Lenker, Samuel Halevi ibn Nagrela (seit 1027), der sich vom niedrigsten Stande zum Wesir aufschwang und neben den Staatsgeschäften Bibel und Talmud erklärte und Lieder dichtete. Unter ihm lebte der genannte Gabirol aus Malaga, dessen Name von den Scholastikern in Avencebrol oder Avicebron verderbt wurde. „In seines Geistes kühnem Fluge, sagt Bloch, scheute er keine Konsequenz, er durchbrach alle Schranken der Endlichkeit, zertrümmerte die ganze Erscheinungswelt mit ihren bunten Gestaltungen zu einer einfachen gestaltlosen Einheit und versenkte sich in den Allgeist, dem alles Leben und Dasein entquillt." Dies sein pantheistisches System fand bei den arabischen Philosophen wenig Beachtung, desto mehr aber bei den christlichen, welche den Juden unter seinem korrumpirten Namen für einen christlichen Weisen hielten und auf deren Lehren sein unter dem Titel „Fons vitae" übersetztes Hauptwerk „Mekor Chajim" den größten Einfluß ausübte. Von ihm an waren die spanisch-jüdischen Philosophen das vermittelnde Glied zwischen den mohammedanischen und den christlichen und schlossen so die Kette, welche sich von Aristoteles und seinen arabischen Bewunderern bis zu den Nominalisten und Realisten des Mittelalters und endlich zu den Humanisten fortsetzte, welche dem Stageiriten sein ächtes Gewand wieder anlegten.

Hatte Gabirol noch auf islamitischem Boden gewirkt, so befand sich, in Folge der inzwischen eingetretenen politischen Veränderungen, der ein halbes Jahrhundert später auftretende jüdische Weise Jehuda ben

Samuel Halevi unter christlichem Einflusse, welcher, weil dem Judenlande entstammend und ihm daher näher verwandt, stets mächtiger auf die Juden gewirkt hat, als der stammverwandte und dem Mosaisten nichts Neues bietende Islam. Es mag hier bemerkt werden, daß es durchaus irrig ist, dem Islam mehr Duldsamkeit oder Gerechtigkeit gegenüber den Juden zuzuschreiben als dem Christentum. Die Sache verhält sich vielmehr so, daß Strenggläubige, gleichviel ob Mohammedaner oder Christen, Andersgläubige, besonders die Juden, stets unterdrückten, Aufgeklärte aber sie immer gerecht behandelten. Mohammed selbst hatte die Juden hart verfolgt (oben S. 419); dasselbe thaten die spanischen Mohammedaner, besonders die wilden maurischen Almohaden, nach dem Untergange der Ommajaden, während die damaligen siegreichen Christen, ungleich ihren unwürdigen Nachkommen, die Juden wie Ihresgleichen hielten und häufig zu ihren Schatzmeistern und Leibärzten wählten. Unter ihnen lebte Halevi als Arzt in Castilien (1086—1142). „Das Geschichtliche, das Thatsächliche der Begebenheiten, sagt Bloch, ist der Ausgangspunkt seiner Philosophie; hier glaubte er eine fortwährende persönliche Einwirkung des göttlichen Geistes wahrzunehmen." Er bestritt die Versuche, die Sinneswahrnehmung als trügerisch zu betrachten und ihre Wahrheit zu leugnen. Den Glauben setzte er als Schranke der Philosophie und sprach letzterer die entscheidende Stimme in religiösen Dingen ab. Sein Zeitgenosse Abraham ibn Esra aus Toledo (1093—1167), ein wahrer Polyhistor und streitlustiger Polemiker, verhielt sich dem mosaischen Gesetze gegenüber zweifelnd, sprach sich aber nicht deutlich über seine Grundsätze aus; jedenfalls stand er dem Pantheismus nahe, huldigte aber auch der Astrologie und anderen Wahngebilden. Nach ihm wendeten sich die jüdischen Weisen von ihrem weitherzigern Standpunkte hinweg wieder dem Judentum als solchem zu. Die jüdische Philosophie hatte ihren Gipfelpunkt überschritten und es kam im zwölften Jahrhundert die Zeit der Kabbala, welche in ihrer Reinheit als ein Bestreben, die biblische Vorstellung von Gott zu versinnlichen und zu vermenschlichen, in ihrer Entartung aber als eine Spielerei mit Buchstaben, Wörtern und Zahlen erscheint. Das Hauptwerk dieser Richtung, das höchst dunkle und verworrene Buch Sohar (Lichtglanz), verficht die Einheit Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens und erhebt die Freiheit des Gedankens über Glauben und Schrift. In diese Schule gehörte denn auch der berühmteste jüdische Gelehrte des Mittelalters, Mose ben Maimun, von den Christen Maimonides, von den Arabern Abu Amran Musa ibn Abdallah genannt, aus Cordova stammend und von da durch die Almohaden vertrieben, bis er mit seiner Familie unter dem großen Salaheddin in Ägypten als dessen Leibarzt Ruhe fand (lebte 1135 bis 1204). Er unternahm nichts geringeres, als den Talmud durch ein neues Werk zu verdrängen,

oder vielmehr durch eine philosophische Bearbeitung seines Inhaltes die verwirrten und zahllosen Talmud=Erklärungen überflüssig zu machen. Die Mischne=Tora, so heißt sein Werk, aus morgen= und abendländischen Gedanken gemischt, wurde von den Juden seiner Zeit mit Bewunderung aufgenommen und der Verfasser als Oberhaupt der Juden betrachtet. Er war eifriger Verehrer des Aristoteles und der Erste, der innerhalb der Lehre des griechischen Philosophen „den Dualismus von Materie und Form dadurch aufzuheben versuchte, daß er die Materie ebenfalls auf Gott zurückführte, worin ihm Albert der Große (oben S. 343) gefolgt ist." „Die Gottheit mit irgend einem nach menschlicher Vorstellungsweise gedachten Worte bezeichnen, heißt sie beeinträchtigen; für die reine Abstraktion gibt es keinen sinnlichen Ausdruck." Diesen Worten Mose's pflichtete der streng katholische Thomas von Aquino vollkommen bei. Seine Theodikee pflanzte sich durch die Thomisten bis auf Leibniz fort; auch Spinoza kann seine Abhängigkeit von Maimonides nicht verleugnen. In seinem arabischen Buche „Moreh," d. h. Führer (der Irrenden) suchte er zwischen der Bibel und Aristoteles einen ewigen Friedensbund zu stiften; Mohammedaner und Juden empfingen es theilweise mit Begeisterung; theilweise aber, so sehr sie ihn verehrten, erklärten sie das Buch als die Religion untergrabend. In Toledo wurde es von den jüdischen Feinden des Verfassers nach dessen Tode bei dem christlichen (!) Ketzergerichte angeklagt; Dominikaner und Rabbinen verbrannten es sammt der Mischne=Tora in süßer Eintracht; andere Talmudisten sprachen über den todten Maimoniden den Bann aus, in den sie hinwieder von seinen Anhängern gethan wurden! Die ganze Judenschaft war ob ihres größten Sohnes zerrissen! Später, nachdem der Sturm sich gelegt, waren die maßgebenden Juden einig in der Anerkennung der Verdienste Maimun's. Die jüdische Philosophie aber endete mit ihm, und an ihre Stelle trat wieder ungestört die talmudische Gelehrsamkeit, wie auch damals statt der frühern geehrten Stellung der Juden überall ihre Verfolgung und Vertreibung (oben S. 218 ff.) begann.

Gleich den arabischen waren auch die hebräischen Philosophen des Mittelalters meist Ärzte. Ja sie waren im Abendlande die hervorragendsten nicht nur, sondern beinahe die einzigen Ärzte und die gewöhnlichen Leibärzte der Fürsten. Ähnlich verhielt es sich mit der Gestirnkunde und der damit zusammenhängenden Zeitrechnung. Juden vorzugsweise neben Arabern waren es, welche für Alfons X. von Kastilien dessen berühmte astronomische Tafeln bearbeiteten. Maimonides schrieb fruchtlos gegen die Sterndeuterei, welcher sowol seine Glaubensgenossen als die Christen, ja in späterer Zeit noch eifriger huldigten als früher.

B. Die Dichtung.

Die Geschichte der arabischen Dichtkunst, zu welcher diese feine und reichhaltige Sprache ganz besonders geschaffen erscheint, steigt in die Zeiten vor Mohammed hinauf. Die ältesten Dichter, kriegerische Beduinen wie ihre Landsleute, wurden von denselben hoch geachtet und als Schiedrichter in Anspruch genommen. Den Stoff ihrer Gesänge bildeten das freie und romantische Wüstenleben mit seinen bunten Erlebnissen und Abenteuern, dessen frische Luft die Brust der Dichter schwellen mußte, und die Liebe, ja letztere konnte sie um so eher begeistern, ehe das Gesetz des Korân die Frauen in das Harem abgesperrt hatte. Es rangen sogar Frauen um den Lorbeer des Dichters. Bei Anlaß von Märkten wurden dichterische Wettkämpfe gehalten und die Sieger dadurch belohnt, daß ihre Gedichte mit goldenen Buchstaben auf persische Seide geschrieben und am Eingange der Kaaba aufgehängt wurden, daher man sie Moallakat, d. h. die aufgehängten nannte. Man kennt nur sieben Gedichte, welche dieser Ehre theilhaftig wurden; ihre Verfasser lebten im sechsten und siebenten Jahrhundert und der namhafteste unter ihnen nicht nur, sondern auch der Erste, dessen Gesichtskreis das Leben der Wüste überschritt, war der wildgeniale Geselle Imra alkais (Amrilkais); er führte ein unstetes Leben, kam unter Justinian nach Konstantinopel und wurde wegen eines Liebesverhältnisses zu einer dortigen Fürstin bei Angora vergiftet. Mohammed nannte ihn den „Fahnenträger zur Hölle“. Andere Gedichte wurden in großer Menge im neunten und zehnten Jahrhundert gesammelt.

Durch Mohammed und den Korân verlor die arabische Dichtung ihre Ursprünglichkeit und Unbefangenheit, glänzte, statt durch tiefe Empfindung und schwungvolle Einbildungskraft, nur mehr durch kunstvolle Form, und wurde von Kriegsereignissen und dogmatischen Bestrebungen verdunkelt. Der Korân ist zwar selbst ein Gedicht, — freilich ein unförmliches, in gereimter Prosa, — er enthält erhabene dichterische Stellen, namentlich ergreifende Schilderungen der jenseitigen Orte des Lohnes und der Strafe und Hymnen, welche mit den hebräischen Psalmen verglichen werden dürfen; aber im Ganzen überwiegt das retorische Element das poetische weitaus. Einen Ersatz erhielt indessen in der Zeit nach Mohammed die arabische Dichtung durch den Gesang mit Musikbegleitung, der durch gefangene Perser nach Arabien gekommen sein soll und nun in letzterm Lande eifrige Pflege fand. Einer der ersten Dichter dieser Periode war der geniallüderliche Moti ibn Ajâs. An Frivolität, aber auch an Geist übertraf ihn Abu Nowâs, der am Hofe Haruns und seiner Söhne lebte und im Alter bigott wurde. Beider moralisches Gegenbild ist der

Töpfer von Kufa, Abul Atahija, ein ehrenhafter Dichter, den selbst Haruns Kerker nicht zwingen konnte, nach der Laune des Despoten zu reimen. Den größten Namen unter den arabischen Dichtern nach Mohammed aber errang Motanabbi (Motenebbi, 915—965) aus Kufa, der nach dem Ruhme eines Profeten geizte, aber ein Abenteurer blieb, der seine Muse um Gelt an Mächtige verkaufte und zuletzt im Kampfe mit Räubern fiel. Seine Schönheiten werden durch seine maßlose Eitelkeit in Schatten gestellt; denn er wähnte sich über alle Dichter erhaben und verachtete ihre Werke. Eine Ausnahme machte er, wie erzählt wird, nur mit seinem Zeitgenossen, dem Prinzen Abu Firâs von Haleb, einem überaus edeln Charakter von kriegerischen Neigungen. Als letzter arabischer Dichter von Bedeutung ist der philosophische Kopf Abulala von Maarra (Maarri) (um das Jahr 1000) zu betrachten.

Die übrigen der zahlreichen lyrischen Dichter des arabischen Volkes, welche zur Zeit arabischer Herrschaft auch in Spanien und Sicilien stark vertreten waren, ein ähnliches fahrendes Sängerleben führten wie die Troubadours (oben S. 372) und selbst Chalifen und Sultane unter sich zählten, — sind nicht einzeln erwähnenswert. Dagegen verlohnt es sich, einen Blick auf die Form der arabischen Sangesdichtung zu werfen. Dieselbe ist vor allem äußerst bilderreich; doch hat diese Bilderfülle, sagt Rosenkranz, auch sehr viel Mechanisches an sich. „Der Verstand beherrscht die Fantasie viel mehr als man zunächst glaubt, abgesehen davon, daß eine große Zahl der Bilder völlig typisch wiederholt und nur in leise verschobenen Kombinationen variirt werden. Die Hauptschönheit beruht nicht auf dem Gebrauch einzelner Bilder, sondern auf Unterstützung derselben durch Bilder verwandter und auch gerade entgegengesetzter Begriffe, wodurch die einfache Metapher zur ausgebildeten Allegorie erwächst. So soll z. B. nie von Rosenperlen, d. h. Zähnen, und von Schönheit die Rede sein, ohne daß auch der Nachtigallen, der Rubinen, d. h. der Lippen und der Liebe Erwähnung geschehe. Sind die Augen Narzissen, so sind die Stirnlocken Hyazinthen. Ist das Gesicht der Tag, so verdeckt ihn die Nacht der Locken u. s. w.“ Dazu kommen allzu absichtliche Übungen in Anagrammen, Akrostichen und dergleichen. Größere lyrische Gedichte heißen Kassiden (Zweckgedichte), kleinere Ghasele, die aus 5 bis 7 Doppelzeilen bestehen. Eine Sammlung lyrischer Gedichte heißt Diwan, d. h. Geisterversammlung.

Die eigenartigste Äußerung arabischer Dichtkunst neben der Lyrik ist die Spruchdichtung und Satire. Einer der bedeutendsten Dichter dieser Klasse, Thabit, verschonte mit seiner Geisel nicht einmal den Profeten, seinen Zeitgenossen. Eine Erweiterung dieser Spruchdichtung sind die Fabeln, in welchen indessen die Araber blos Nachahmer der Griechen (des Aisopos, Bd. II. S. 232) sind, wie auch ihr geschichtlich nicht nachweisbarer Fabeldichter Lokman (angeblich vor

30*

Mohammed) eine mythische Person oder ein Sammelname für die dortigen Bearbeiter dieses Faches zu sein scheint. Ähnlich wie mit der Fabel verhält es sich bei den Arabern mit dem Thier-Epos, vertreten in einer Nachbildung des indischen Hitopadeśa (Bd. I. S. 285), unter dem Titel Kalilah we Dimnah, d. h. der dumme und der arglistige (Schakal), welche sich in dem Werke gegenseitig unterhalten. Der Übersetzer aus dem Persischen des angeblichen Bidpai, der zum Islam bekehrte Parse Rouzbeh, genannt Abdallah, wurde wegen seiner Satiren auf Chalif Mansur 762 zu Bassora Glied für Glied zerrissen.

Verwandt der Fabel ist ferner das Märchen; doch ist es ursprünglicher arabisch und tief mit dem Charakter und den Sitten des Volkes verwachsen, welches auf den Ruheplätzen des Marsches durch die Wüste, wie am heimatlichen Herde, auf dem Markte und im Kaffeehause wie im Kriegslager nichts lieber hört als Märchen erzählen, je abenteuerlicher, desto lieber. Der Stoff ist meist aus dem Persischen oder Indischen entlehnt. In seinem Ursprunge entschieden mythologisch und daher uralt, ist das Märchen in der Zeit, wo es literarisch bearbeitet wurde, was zuerst in Indien geschah, vorwiegend fantastischen Charakters und bereits kunstvoll in Sammlungen vereinigt, welche dadurch einen einheitlichen Charakter besitzen, daß die einzelnen Märchen nacheinander aus irgend einer Veranlassung am Hofe eines Königs erzählt werden. Der älteste dieser Könige ist Vikramâditja aus dem ersten Jahrhundert vor Christus, Cäsars Zeitgenosse (Bd. I. S. 267); da jedoch ganz ähnliche Sammlungen weit jüngere Fürsten an ihre Spitze stellen, so sind sie wol in ihrem Alter nicht so weit auseinander, als man aus den darin spielenden Personen schließen könnte. Die berühmteste und wirklich trefflichste dieser Sammlungen ist die von Soma Dewa; sie spielt am Hofe seines Fürsten, Harscha Dewa, Königs von Kaçmir (1113—1125), der selbst Dichter war. Schon früher jedoch ist die Märchensammlung nach indischem Muster durch persische Vermittelung in Arabien eingedrungen, wo das einzelne Märchen längst einheimisch war. Die bedeutendste arabische Sammlung ist die auch bei den Christen volkstümlich gewordene Elf Leila oder die Tausend und Eine Nacht, zusammengesetzt aus indischen, persischen, chinesischen, arabischen, griechischen und anderen Märchen, Sagen und Fabeln. Der anfänglich geringe Grundstock wurde wahrscheinlich in Mitte des achten Jahrhunderts aus dem Persischen übertragen und nach und nach auf den vorhandenen Umfang vermehrt, welchen die Sammlung erst im fünfzehnten Jahrhundert in Ägypten erreichte.

Aus dem idealen Gebiete des Märchens versetzt uns in das reale des mutwilligen Humors die ächt arabische Dichtart der Makamen. Makame heißt ursprünglich ein Ort, wo man sich aufhält und unterhält, dann eine Unterhaltung selbst, ein unterhaltender Vortrag oder

Aufsatz, eine Erzählung oder Novelle. Die vorzüglichste Sammlung von Makamen ist die des Hariri aus Bassora (1054—1121), welche 50 solche in Form von Abenteuern des Landstreichers Abu Seid aus Serug an einander reiht. Die Form der Makamen ist eine Mischung von Knittelversen und gereimter Prosa, mit Rätseln vermischt und in den tollsten Sprüngen durch alle Stimmungen des Seelenlebens jagend.

An die arabische Dichtkunst des Mittelalters, welche unterging, ohne sich zum Epos oder Drama erhoben zu haben, schließt sich am engsten die gleichzeitige hebräische, einerseits wegen der Stammesverwandtschaft, anderseits, weil die jüdischen Dichter jener Zeit meist unter arabischer Herrschaft (und zwar in Sicilien und Spanien) lebten und endlich weil die hebräische Dichtung dieser Zeit überhaupt ein Kind der arabischen ist. Dunasch ben Labrat, ein spanischer Jude in Mitte des zehnten Jahrhunderts, führte zuerst das arabische Versmaß an Stelle des alten hebräischen Parallelismus (Bd. I. S. 429 f.) ein; im Übrigen war seine Feder bissig und streitsüchtig. Zur Blüte stieg die hebräische Dichtung in Spanien mit Gabirol (oben S. 463). Die Ergüsse seiner von hohen Anlagen begünstigten Muse sind elegisch und sentimental, gegen die Feinde des Judentums aber bitter und zornvoll; seine religiösen Gesänge sind jedoch durchaus nicht spezifisch jüdisch, sondern kosmopolitisch-theistisch. Kräftiger und erhabener als Gabirols steht Jehuda Halevi's (oben S. 464) Dichtung da, deren Vielseitigkeit zu bewundern ist; er weiß ebenso gut die fröhliche Geselligkeit und die Liebe zu schildern, wie die großen Gedanken und bunten Bilder auf seiner Wallfahrt nach Jerusalem. Mit ihm wetteiferte, doch mehr nach arabischen und persischen Mustern, sein Zeitgenosse Mose ben Esra aus Granada. Ebenso übersetzte Juda Alcharisi am Anfange des 13. Jahrhunderts nicht nur Hariri's Makamen, sondern verfaßte in Nachahmung derselben eigene solche. Nachher verknöcherte und endlich verstummte die hebräische Dichtung wie die forschende Wissenschaft desselben Volkes unter den Verfolgungen, die über die Juden hereinbrachen.

Durch das Beispiel der Araber wurden die von ihnen besiegten und zum Islam bekehrten Perser zwar nicht erst zur Dichtung begeistert, wol aber in vielen Beziehungen neu angeregt. Schon unter den Sassaniden zählte Persien nicht unbedeutende Dichter, wie Behramgur, dem mittels des Liebesgesprächs mit seiner Dilaram die Erfindung des Reims zugeschrieben wird, und der Wesir Bisurdschimihr unter Kosru Nuschirwan, Verfasser des Heldengedichtes Wamik und Asra, d. h. der Glühende und die Blühende. Nach der arabischen Eroberung fand indessen bei den Persern ein neuer Aufschwung statt. Die semitische Form füllte sich bei ihnen mit arischer Tiefe; was ihnen an Eigentümlichkeit des Lebens abging, wie es die Araber in der Wüste führten, das ersetzten sie durch sittliche Grundsätzlichkeit, die den arabischen Räubern und Bluträchern

abging. Das arische Bewußtsein bäumte sich in den Persern nach jedem Falle wieder neu auf. Sie waren zum Islam gezwungen; aber er erhielt bei ihnen eine besondere Gestalt; als Schiiten huldigten sie zugleich der zoroastrischen Messias-Idee und einem kosmopolitischen Freidenkertum. Und so wurde auch die Dichtung, zu welcher die Araber sie angeregt, in ihrer Pflege ein himmelweit Verschiedenes; sie ruhte nämlich auf der allen Ariern vom Ganges bis nach Island gemeinsamen, den Semiten fehlenden Heldensage. Doch nicht zufrieden damit, ihre Stammeseigenheit gerettet zu haben, gelangten die Perser sogar zu gebietendem Einflusse. Unter den Abbasiden und Buiden wurde ihr Schiitismus und Rationalismus im Chalifenreiche herrschend. In der Fabel- und Märchendichtung schenkten sie den Arabern großmütig die Brosamen, die von ihrem Tische fielen.

Die eranische Heldensage (Bd. I. S. 521 ff.) war seit den Tagen Zarathustra's nie untergegangen; sie hatte sich trotz makedonischer, parthischer und arabischer Herrschaft in den abgelegenen Gebirgen erhalten und wurde von den Söhnen des Lichtlandes in heiligem Eifer als wahre Geschichte geehrt. So lange das Chalifenreich ungetheilt und mächtig war, fand die Heldensage der Perser keine Nahrung; nachdem sich aber in Erân unabhängige Herrscherhäuser gebildet, griffen sie begierig nach einer so schönen Gelegenheit, sich das Volksbewußtsein ihrer Unterthanen dienstbar zu machen, selbst wenn sie Türken und daher ohne Theilnahme für die arische Mythenwelt waren. Der große Ghasnawide Mahmud (977—1030, s. oben S. 433 f.) war der Erste, welcher dies Streben thätig unterstützte und die Sagen des Landes sammeln ließ. Sein „Sängerkönig“ Anssari († 1029) zeigte sich der Aufgabe ihrer Bearbeitung nicht gewachsen, um so mehr aber Ishak ibn Schereffah oder Abul Kasim Mansur aus Tus, genannt Firdusi (der Paradiesische, 940—1020). Sein freimütiges Strafgedicht für die karge Belohnung seiner Heldendichtung, das eine Sprache führte wie sie im Morgenlande unerhört war, zwang ihn zur Flucht, und als Sultan Mahmud das Versäumte nachholen wollte, trafen seine Boten und reichen Geschenke vor dem Thore in Tus den Leichenzug des Dichters.

Das große Werk Firdusi's, Schah-Nameh, d. h. das Königsbuch überschrieben, in 60.000 Doppelversen, woran er 35 Jahre arbeitete, stellt sich würdig in die Reihe der großen arischen Heldenbücher Mahabharata-Ramayana, Ilias-Odyssee und Nibelungen-Gudrun. Weit näher steht es indessen den indischen Epopöen mit ihrer Fülle von Erzählstoff und ihrem Fortgange durch Jahrhunderte, als den europäisch-arischen (griechischen und deutschen) mit ihrer auf eine geschlossene Hauptbegebenheit sich beziehenden Gedankenwelt; doch hält es einen festen Zusammenhang der Handlung mit Ursachen und Wirkungen durch alle Geschlechter hin aufrecht, während es hinwieder mit der den Dichter

auszeichnenden Freimütigkeit den europäischen Meisterwerken mehr ähnelt als dem dienstbarern Geiste der indischen Heldendichtung. Es drückt mit seinem Versmaß (⏑ – – – ⏑ – – – ⏑ – – – ⏑ –) eine großartige heldenmäßige Kraft aus und besteht aus zwei Theilen, einem mythischen und einem geschichtlichen, die von der Schöpfung bis zum Sturze der Sassaniden reichen. Hauptheld der ersten wichtigern Abtheilung ist der riesige Recke Rustem; eine Lieblingsgestalt des Dichters ist Rustems herrlicher Sohn Sohrab, den er unerkannt im Zweikampfe tödtet; überhaupt sind alle Gestalten der eranischen Heldensage typische Charaktere, keine blosen Figuren. „Firdusi, sagt Scherr, erweist eine wahrhaft erstaunliche Vielseitigkeit, und wenn auch der tragische Grundton, der Wiederhall des Weltkampfes zwischen Ormuzd und Ahriman, überall durchklingt, so weiß er doch den reizendsten Wechsel von Anmutigem und Furchtbarem, von Heldischem und Idyllischem, von Tragischem und Romantischem eintreten zu lassen."

Der zweite Theil entartet mehr und mehr zur Reimchronik. Anziehend ist eine Vergleichung der romanhaft behandelten Episode vom großen Alexander mit der ebenfalls sagenhaften Auffassung derselben bei Griechen, Ägyptern und in der höfischen Dichtung Frankreichs und Deutschlands (Bd. II. S. 288, oben S. 373 und 376). Wie andere große Dichter hat auch Firdusi einen Troß von Nachahmern, Ausspinnern und Fortsetzern (wie Homers Kykliker) hinter sich herschleppen müssen. Unter den Bearbeitern anderer epischer Stoffe ragt Nisami († 1180) mit seinen fünf dichterischen Erzählungen (die „fünf Schätze") hervor, von denen die drei mittleren mit wunderbarer Zartheit und Anmut märchenhaft ausgesponnene Liebesgeschichten sind, das erste Stück aber Fabeln, Parabeln und Sittensprüche verbindet und das letzte die Alexandersage darstellt. Noch in dieser späten Zeit sind in dem Gedichte die parsische Sittenlehre und der Planetendienst Zarathustra's lebendig. Weiterhin nehmen diese epischen Dichtwerke an Schwulst zu und werden endlich zu breiten Romanen. Das letzte wirklich Gute leistete noch, wenn auch mit mehr Kunst als Selbständigkeit, Abdurrahman ben Ahmed aus Dscham, genannt Dschami (1414—1492), indem er ebenfalls Alexander, sodann aber des ägyptischen Josefs Liebesabenteuer mit glücklich gewendetem Ausgange zu Gegenständen seiner Dichtung wählte.

Es war vorzugsweise in der lyrischen Dichtung, wo die Perser die Form von den Arabern entlehnten, indem sie gleich Letzteren Kassiden und Ghasele dichteten; nur kam hier ein Zug hinzu, welcher den freiheitliebenden Arabern fehlte, der durch die politische Entwickelung Persiens bedingte Geist der Kriecherei und Unterthänigkeit gegenüber Fürsten und anderen hohen Personen. Die religiöse Dichtung hinwieder nahm einen durch parsische und indische Elemente bedingten mystisch-

pantheistischen Charakter statt des abstrakt monotheistischen der Araber an und sprach sich, in freisinnig-duldsamer Weise, selbst über das Christentum mit merkwürdiger Anerkennung aus. Die Bildersprache wurde wo möglich noch gezierter und gezwungener, aber auch kühner als bei den Arabern, die Versmaße dagegen künstlicher und reichhaltiger.

Der Hauptsitz der persischen Gefühlsdichtung war Schiras und ihre Blüte im Vergleiche zur arabischen eine sehr späte, — sie begann nicht vor dem zwölften Jahrhundert. In demselben lebte Ferideddin Attar (ermordet 1226 zu Schaddah), dessen Dichtung in theosophischen Allegorien uns fremdartig anmutet. Verständlicher ist uns Dschelaleddin Rumi, geb. 1207 zu Balk, gest. 1273 zu Konia; obschon Stifter eines Ordens tanzender Derwische, dessen tolles Treiben er selbst als Sinnbild der Bewegung der Gestirne dichterisch verherrlichte, war er ein Dichter voll Erhabenheit in göttlichen und Anmut in weltlichen Dingen; doch bewegte er sich mit Vorliebe in religiösen und ethischen Gegenständen, die er mit wunderbarer Tiefe durchdrang. Ja er ist vielleicht der großartigste Dichter der Erbauung in allen Zeiten, freilich ein entschieden mystisch-pantheistischer.

Unter den Dichtern von Schiras stehen sich Zwei gegenüber, wie sie nicht unähnlicher sein könnten, welche aber durch den Charakter ihrer Werke die persische Dichtung zu einer alles Sein und Denken umfassenden stempeln. Der Eine ist der gefeierte Moslicheddin Saadi (1175—1263); in seinem „Fruchtgarten" (Bostan), wie in seinem „Rosengarten" (Gulistan) erläutert er Sinnsprüche durch Fabeln, Parabeln und Anekdoten, mit innigem Verständniß sowol der Naturschönheit als der Tiefe des Menschenherzens, und umfaßt mit seltenem Freimut alle denkbaren Verhältnisse, indem er sowol Glaubenswahn als Fürstenwillkür geißelt und die reine Pflichterfüllung über alle anderen Bestrebungen stellt. Fremd ist ihm alle Frivolität. „Der Dichter weist, sagt Carriere, in Bezug auf die Liebe die singende klagende Nachtigall auf den Falter hin, der schweigend sich in die Lichtflamme stürzt; das höchste Beispiel ist ihm die Wachskerze, die, während ihre Tränen niedertropfen, leuchtend sich im Lichte verzehrt und verklärt."

Gerade in diesem Punkte steht in dem schärfsten Kontraste zu Saadi sein Heimatgenosse Mohammed Schemseddin, genannt Hafis (in hohem Alter † 1389). Seine Beiname bedeutet „Bewahrer des Korân", weil er denselben auswendig wußte; als Derwisch war er außerordentlich verehrt und wie ein Orakel betrachtet, so daß man selbst in seinen Wein- und Liebesliedern, wie Andere im „Hohen Liede" der Hebräer und in der indischen Gita-Govinda religiöse Allegorien suchte und natürlich auch zu finden glaubte. Seine erst in höherm Alter entstandenen Gedichte, in denen er als Greis aus dem Traume der Mystik zur Wahrheit des Lebens aufwachte, sind eine seltsame Mischung tiefer

Weisheit und ausgelassener Keckheit. Er verwirft mit äußerster Verachtung alle Scheinheiligkeit und berauscht sich im Genusse irdischer Freuden, welche niemals einen begeistertern Sänger gefunden haben, als diesen hochbejahrten Derwisch. Im Wein und in der Liebe, und zwar auch in der männlichen nach altgriechischem Vorbilde, entdeckt er die köstlichsten Geheimnisse, findet die Lösung aller Welträtsel, und es sprossen zwischen den frivolsten Äußerungen die reinsten duftigsten Bilder hervor.

Mit Hafis war die Blüte persischer Dichtung geschlossen; sie konnte nicht höher steigen als Dschelaleddin, Saadi und er sie gehoben hatten. Ihren Niedergang bezeichnet wie in der Epik, so auch in der Lyrik, der erwähnte Dschami, welcher wie mit Firdusi, so auch mit allen drei eben genannten Dichtern zu wetteifern versuchte, aber an der Ohnmacht der Absichtlichkeit scheiterte. Aus späterer Zeit ist nur noch Feisi in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu erwähnen, in welchem der persische Sonnenkult eine verspätete, aber im Volkscharakter liegende dichterische Nachfeier erlebte.

Nur knechtische Nachahmer der Araber und Perser sind selbst nach dem Zeugnisse ihres größten Bewunderers Hammer, die irgend welcher höhern Leistung unfähigen Türken, deren zwar sehr fruchtbare Dichtung erst kurz vor dem Ende des Mittelalters, im 14. Jahrhundert, ihren Anfang nahm.

C. Die Kunst.

Aus Abneigung gegen den Götzendienst des Heidentums und aus Furcht vor dem Rückfalle der Gläubigen in denselben hat der Islâm gerade das Gegentheil von dem gethan, was das Christentum für das Zweckmäßigere ansah. Während nämlich letzteres den Götzendienst gerade dadurch unschädlich zu machen glaubte, daß es dem Volke statt desselben den Bilderdienst ließ, hat Mohammeds Religion es vorgezogen, alle Kunst, soweit sie Thier- und Menschengestalten darstellt, als glaubenswidrig zu verpönen, während die morgenländisch-christliche Kirche (oben S. 112) in Folge des furchtbaren Bilderstreites einen Mittelweg einschlug und die Bildhauerei wenigstens ächtete, die Malerei aber merkwürdiger Weise gestattete. So kommt es, daß die Völker des Islam keine andere bildende Kunst kennen, als die Baukunst; beiläufig mag hier auch bemerkt werden, daß bei ihnen in Folge ihres höchst einfachen und meist subjektiven Gottesdienstes (oben S. 427) auch die Schauspielkunst keinen Boden hat und nur in dem oft höchst gemeinen chinesischen Schatten- oder Puppenspiel vertreten ist, — während die Tonkunst von der Dichtkunst kaum getrennt werden kann und die Tanzkunst lediglich als Vergnügung ohne alle künstlerische Absicht besteht und nur von dienenden Personen zum Ergötzen ihrer Herren betrieben wird.

Ausnahmweise sind zwar von Mohammedanern hin und wieder Thier- und Menschenfiguren in plastischer sowol als malerischer Form, namentlich auch in Stickereien ausgeführt worden; allein dem religiösen Verbote gesellte sich auch der Mangel an Anlage zur bildenden Kunst überhaupt bei, welcher den Semiten (Bd. I. S. 435) und daher auch den Arabern, sowie den asiatischen Ariern (Bd. I. S. 290 und 557) und daher auch den Persern eigen ist, während den Türken als unverbesserlichen Barbaren überhaupt jeder Kunstsinn fehlte. Im Morgenlande wirkt die Natur mit so mächtigen und stark wechselnden Eindrücken auf den Menschen ein, daß er nicht zu ruhiger Gestaltung einzelner Bilder gelangt. Die Fantasie dieser Völker schafft daher Vorstellungen von der Außenwelt, welche nicht der wirklichen Gestaltung der Dinge, sondern einer träumerischen Auffassung und Einordnung derselben in der Seele entsprechen. Wo Morgenländer dem strengen Verbote zuwider Thiere und Menschen darstellen, thun sie es mit einer Farbengebung und Umschreibung, welche, wie schon das Beispiel der alten Ägypter (Bd. I. S. 363) und Assyrer (ebend. S. 504) zeigt, keine Nachahmung der Natur ist, sondern lediglich Rücksichten der Symmetrie folgt, wie dies auch in den unter dem Namen der Arabesken bekannten blumenähnlichen Linienwerken geschieht. Diese Liebe zur Symmetrie, verbunden mit der Neigung zu stiller Beschaulichkeit und Erbauung, macht daher die Orientalen besonders geschickt zur Baukunst und ist auch für den besondern Stil bestimmend geworden, dem sie in derselben huldigen.

Die Baukunst der Morgenländer begann mit der Errichtung der Moschee zu Mekka um die Kaaba, das alte Heiligtum der Araber, das auf ihre sagenhaften Stammväter Abraham und Ismael hinweisen sollte. Dem von Mohammed begründeten Kult gemäß gehören zu einer Moschee die Halle des Gebetes mit einem höhern Raume in der Richtung nach Mekka, wohin der Gläubige schaut, die Kanzel des Vortragenden, der Brunnen für die Abwaschungen, ein Hof zur Erleichterung des Zugangs und Minarete zum Ausrufen der Gebetsstunde. Dazu kommt eine Kuppel über dem Grabmale des Erbauers. Die Säulen im Innern, ursprünglich den antiken nachgeahmt, wurden mit der Zeit schlanker. Die Bogen zwischen den Säulen erhielten eine schwungvolle Hufeisenform, die sich auch bisweilen zur Keil- oder Birnenform veränderte. Unten am Rande des Bogens ließ man kleine Zackenbogen herabhängen. Die Wände sind mit symmetrischen und bunten Arabesken und Koransprüchen bemalt. Dazu kommen noch mancherlei Abänderungen und Ausschmückungen, besonders nach den verschiedenen Ländern und nach geschichtlichen Thatsachen. Verwandelte man Kirchen in Moscheen, so erhielten diese natürlich einen andern als den gewöhnlichen Charakter. In Indien bekamen die Moscheen in Stil und Umfang einen Anklang an die kolossalen brahmanischen und buddhistischen Bauten. Doch kamen großartige

Moscheen auch anderwärts vor, wie z. B. die zu Kairawan, deren 17 Schiffe 414 meist antike Säulen schmückten. In Persien gab die Besonderheit der schiitischen Richtung den Gotteshäusern einen eigentümlichen Charakter. In Spanien näherte sich die Baukunst mehr der christlichen (besonders byzantinischen), namentlich da die dortigen Chalifen oft Griechen als Baumeister kommen ließen, und war besonders die Menge von Säulen in den Moscheen überwältigend, so daß man an den Ursprung der Säule aus dem Baume des Waldes erinnert wird. Von dem arabisch-maurischen Palastbau, dessen prachtvolle, märchenhaft schöne Werke in Damask und Bagdad, wie in Kairawan und Cordova verschwunden sind, gibt das Königsschloß Alhambra (Alhama) in Granada Zeugniß, mit seinen säulenumkränzten Höfen und Springbrunnen und der prachtvollen Audienzhalle. An das Abendland erinnern die trotz dem Korân an dem alabasternen Wasserbecken des Löwenhofs aufgestellten, freilich nach morgenländischer Manier steif und naturwidrig gearbeiteten Löwen, sowie die Gemälde an der Decke des in Arabesken und Sprüchen auf Gold- und Farbengrund prangenden Gerichtssales, welche Abenteuer des Krieges und der Jagd koranwidrig aber morgenländisch-plump darstellen.

Die arabisch-maurische Baukunst machte übrigens die ihr eigenen Vorzüge so sehr geltend, daß sie auch vielfach bei Christen Nachahmung fand, so z. B. auf Sicilien, nach dem Sturze der mohammedanischen Herrschaft, bei den Normannen, welche ihre Schlösser auf der Insel nach morgenländischer Weise glänzend ausstatteten; ja selbst mehrere Kirchen erstanden dort im Stil der Feinde ihres Glaubens. So entwickelte sich hier zuerst jene aus dem Glaubenshasse hervorgegangene Kulturverbindung zwischen dem Morgen- und dem Abendlande, deren Ursachen und Hergang unser nächstes Buch darstellen wird.

Siebentes Buch.

Die Kreuzzüge.

Erster Abschnitt.

Der Kampf zwischen Christentum und Islam.

A. Abendland und Morgenland.

Wie wir (oben S. 3) gesehen haben, zerfiel das mittelalterliche Leben, soweit es gegenseitige Fühlung und Verbindung unter sich besaß, seit der sogenannten Völkerwanderung in drei Kulturkreise, nämlich in den westeuropäisch-römischen, den osteuropäisch-byzantinischen und den asiatisch-afrikanisch-mohammedanischen. Von denselben ist es der mittlere, welcher schon seit dem Beginne seines besondern Daseins verknöchert war, weil er lediglich von Überbleibseln älterer Geschichte, von Erinnerungen an ältere Zustände und Verhältnisse zehrte und in keinem Zweige des Kulturlebens (oben S. 93 und 112) eine selbständige Schöpfung hervorzubringen im Stande war. Anders verhielt es sich mit den zwei übrigen der genannten Kulturkreise, dem westlichsten und dem östlichsten. Beide hatten Erscheinungen hervorgebracht, welche fähig waren, Leben zu spenden und zu verbreiten und in einer mächtigen Idee die Kräfte ihrer Angehörigen zusammenzufassen, weil sie die Schöpfungen entschieden ausgeprägter und zugleich frischer, noch nicht verbrauchter Völkerseelen waren. Im Abendlande war diese Erscheinung das Papsttum mit dem von ihm aufgestellten Kaisertum, welche beide Spitzen des Feudalwesens ihre Wurzel in den durch die Völkerwanderung geschaffenen germanisch-romanischen Völkermassen hatten; im Morgenlande war es der Islam, getragen von der kräftigen Nation der Araber. Das Ziel, welches beide Erscheinungen verfolgten, war ein rein religiöses; beide trachteten

darnach, die Welt insgesammt ihrem Machtgebote zu unterwerfen, weil die Träger beider Erscheinungen überzeugt waren, in ihrem Glauben eine Wahrheit zu besitzen, welche der Menschheit bisher gefehlt hatte, aber allein fähig war, ihr zeitliches und ewiges Wol zu begründen. Beide Völkergruppen waren auch in dem Wahne befangen, ihre Überzeugung nötigenfalls mit den Waffen in der Hand verbreiten zu sollen. Daraus mußte ein Ringen sich entwickeln, wie es die Menschheit vorher nie gesehen, ein Ringen auf Leben und Tod, bei welchem der dritte, zwischen den feindlichen Theilen mitten inne liegende Kulturkreis des Byzantinertums, gemäß seinem Mangel an ausgesprochenem Volkstum und an einem lebendigen Ausdrucke unbedingten Ansehens, wie es das Papsttum und das Chalifat besaßen, eine charakterlose Neutralität einzuhalten und für sich soviel möglich Vortheil zu ziehen suchte, schließlich aber zwischen den ringenden Parteien zermalmt werden mußte, weil ihm jede Kraft der Verjüngung, jede Elastizität abging. Byzanz stellte nicht mehr das Morgenland dar, dessen Herrin es einst als Roms Erbin gewesen. Die Führung des Morgenlandes war nach Asien zurückgekehrt und am Bosporos, der unter anderen Verhältnissen die Welt hätte beherrschen können, siechte ein farbloses Mittelreich dahin.

Das Abendland und das Morgenland nun oder das Reich von Rom und das Reich von Mekka, oder wenn man will die Erbschaft Papst Gregors des Großen und diejenige Mohammed ibn Abdallah's (s. oben S. 183) haben wir nach ihren Einzelheiten, aus denen sich ihr Leben und Treiben zusammensetzte, in den vier letzten Büchern dieses Bandes betrachtet, und zwar die abendländische Welt, in welcher das weltliche und das geistliche Haupt getrennt waren, in d r e i Büchern, in einem die geistlichen, im andern die weltlichen Kreise und im dritten die über den Streit zwischen beiden emporragende geistige Bildung, — die morgenländische Welt aber, welche nur e i n zugleich geistliches und weltliches Haupt anerkannte, in e i n e m Buche. Wir mußten aus dieser Betrachtung von Einzelnheiten entnehmen, daß die morgenländische Welt einheitlicher geordnet, die abendländische manigfacher geartet war, daß aber die einheitliche Ordnung des Ostens sich nach und nach auflöste, ohne darum größere Manigfaltigkeit zu gewinnen, während der Westen bei aller bunten Färbung seines Dichtens und Trachtens doch große und wichtige Züge gemeinsamen Strebens aufzuweisen hatte, welche Keime zu einem erfolgreichen gemeinsamen Handeln in sich bargen.

Obschon der Osten Völker von größerer Verschiedenheit der Abstammung umfaßte als der Westen, nämlich semitische Araber, arische Perser und turanische Türken, — die weniger einflußreichen Völker nicht einmal gerechnet, — so wurde doch hier durch die gemeinsame Religion und die anfänglich gemeinsame Regierung, deren beider arabisches Heimatland in der ganzen Kultur maßgebend, und Perser wie Türken nahmen

nicht nur die arabische Schrift, sondern auch des nämlichen Volkes Art der Auffassung und des Verhaltens im Staatswesen, in Wissenschaft, Dichtung und Kunst an. Anders verhielt es sich im Abendlande, obschon wir hier nur einem einzigen Völkerstamme, dem indisch-europäischen begegnen; denn die Finnen im äußersten Nordosten und die Iberer-Basken im äußersten Südwesten waren und blieben ohne Einfluß auf die Geschicke Europas. Die in Europa eingedrungenen Arier zählten, wie wir wissen, fünf Völkerstämme: die Griechen, Italer, Kelten, Germanen und Slawen. Die Griechen und die östlichen Slawen (Russen) hatten sich, wie wir gesehen, der morgenländischen Kirche und damit dem kraftlosen byzantinischen Kulturkreise angeschlossen. Die Italer und Kelten (nebst den Iberern) waren in der Völkerwanderung von germanischen Stämmen entweder unterworfen oder in entlegene Länderwinkel verdrängt worden; die westlichen Slawen, die sich (wie auch die Finnen) der abendländischen Kirche und Kultur anschlossen (Lechen und Tschechen, sowie Letten), wurden in ihrem anfänglichen Siegeslaufe nach Westen von den Germanen aufgehalten und wieder in ihre früheren Gebiete zurückgewiesen. So waren im ganzen nicht byzantinischen Europa die Germanen das bestimmende Element. Dies jedoch in *jeder* Beziehung zu werden und zu bleiben, darauf hatten sie freiwillig verzichtet, indem sie in denjenigen von ihnen eroberten Ländern, welche römische Provinzen gewesen, ihre Sprache und theilweise auch ihre Volksart aufgaben und mit den älteren Bewohnern zu sogenannten romanischen Völkern zusammenwuchsen. Es geschah dies in Gallien, Hispanien und Italien, von Seite der Franken und Burgunden, der Westgoten und der Langobarden. Dasjenige Volk aber, welches durch diese Metamorphose, Dank der Lage des von ihm besetzten Landes, auf die Gestaltung des Staatensystems im Abendlande und damit auch auf dessen Verhältniß zum Morgenlande am mächtigsten einwirkte, waren die *Franken* in Gallien, deren Name darum im Munde der Morgenländer auf sämmtliche Abendländer überging. Gallien nimmt die Mitte zwischen den übrigen Ländern des Abendlandes ein; es grenzt an alle seit der Völkerwanderung eine hervorragende Rolle spielenden Gebiete: an Hispanien, Italien und Germanien zu Lande, an Britannien zur See. Die Eroberer seines Haupttheiles, die Franken, hatten demnach, auch abgesehen von der Kraft ihres Volkstums, eine äußerst günstige Lage für sich. Durch Hinüberwerfen der Westgoten nach Spanien und durch Unterjochung der Burgunden vereinigten sie (oben S. 71) ganz Gallien in ihrer Hand; dazu kam das Land, von dem sie selbst ausgegangen, das westliche Germanien, das durch seine Zersplitterung in Folge der Völkerwanderung ganz in ihre Gewalt fiel, während die Slawen den Osten inne hatten. Ferner wurde durch den Fall der Awaren Pannonien mit anderen Donaugegenden und durch Niederwerfen der Langobarden Italiens größter Theil den Franken

unterthan und endlich nach dem Untergange der Westgoten in Spanien ihren Überwindern, den Arabern, die spanische Mark bis zum Ebro weggenommen. Die Franken waren so die Erben sämmtlicher durch die Völkerwanderung entstandener Staaten mit Ausnahme Britanniens und des arabischen Spaniens geworden und der größte Frankenkönig daher vom Papste (oben S. 133 ff.) zum ersten Kaiser des in der Idee wiederhergestellten römischen Reiches auserkoren, welches aber in der Wirklichkeit stets nur dasjenige Gebiet umfaßte, das seinem Haupte auch ohne die Kaiserkrone gehört haben würde (oben S. 226). Das Frankenreich ist die größte staatliche Schöpfung des deutschen Volkstums und der Ausgangspunkt aller seitherigen Staatenbildungen in Europa. In seinem Gesammtumfange war es aber ein auf die Dauer unhaltbares Riesenreich, — nicht als hätte es das römische, das einstige persische oder gar das chinesische von ferne erreicht; aber es umfaßte Völkerschaften, welche die Kraft hatten, eigene Staatswesen in's Leben zu rufen und sich daher nicht auf längere Zeit in ein großes solches einzwängen ließen. Im größern Theile derjenigen Provinzen des Frankenreiches, welche einst römisch gewesen, wucherte die Sprache Latiums, nach verschiedenen Gegenden zu verschiedenen „romanischen" Idiomen geworden, mächtig empor, während die nur kürzere Zeit oder gar nicht von Rom unterworfen gewesenen Länder längs dem Rhein und der Donau ihre deutsche Mundart aufrecht erhielten. So waren die Kriege zwischen den entarteten Enkeln des großen Kaisers, deren Streitsucht zu dem frömmelnden Vater ein so seltsames Widerspiel bildete, wirklich auch Kriege zwischen der romanischen und der deutschen Nationalität oder zwischen dem romanisirten Frankentum (dem spätern „Frankreich") und dem erhaltenen Deutschtum (Deutschland), was sich recht scharf in dem Schwure ausdrückt, mit dem die Romanen Karls des Kahlen und die Deutschen Ludwigs des Deutschen 842 bei Straßburg untereinander gegen Lothar einen Bund schlossen und den wir als eines der ältesten Denkmale beider Sprachen hier einfügen wollen. Karl sprach vor dem deutschen Volke in „teudisker" Sprache, während Ludwig den Romanen in ihrem Patois schwur.

Ludwigs romanischer Eid lautete also:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraeio cist meon fradre Karlo, et in adiuhda et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist, in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Karls Eid hieß von Wort zu Wort mit Übersetzung so:

In Godes Minna ind in thes christianes Folches, ind
In Gottes Minne, und in des christlichen Volkes, und

unser bedhero Gehaltnissi, fon thesemo Dage frammordes,
unser beider Erhaltniß, von diesem Tage fernerwärts,
so fram so mir Got Gewizci indi Mahd furgibit, so hald
so fern so mir Gott Wissen und Macht gibt, so halte
ih thesan minan Bruodher, so so man mit Rehtu sinan
ich diesem meinem Bruder, so man mit Rechte seinem
Bruodher scal, in thiu, thaz er mig so sama duo, indi
Bruder soll, darauf hin, daß er mir ebenso thue, und (daß ich)
mit Lutherem in nothein iu Thing ne gegango, zhe minan
mit Lothar in keine Dinge nicht gehe, (die) zu meinem
Willon imo ze Skadhen werhen.
Willen ihm zu Schaden wirken.

Des romanischen Volkes Eid hieß:

Si Lodhuvigs sagrament, quae son fradre Karlo iurat, conservat, et Karlus meos sendra de suo part non lo stanit, si io returnar non lint pois, ne io ne neuls cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodhuvig nun li iver.

Der Alamannen Eid:

Oba Karl then Eid, then er sinemo Bruodher Ludhuwige
Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludwig
geswuor, geleistit, indi Ludhuwig min Herro, then er imo
schwur, leistet, und Ludwig mein Herr, denj. den er ihm
geswuor, forbrihhit, ob ih inan es arwenden ne mag, noh
schwur, bricht, wenn ich ihn davon abwenden nicht mag, noch
ih, noh thero nehein theinhes erwenden mag, widhar Karle
ich, noch deren Einer es abwenden mag, wider Karl
imo ze Follusti ne wirdhit.
ihm zur Folge nicht wird (d. h. so werde ich ihm im Kriege gegen Karl nicht folgen).

Kam nun auch bei dem Vertrage von Verdun (843) eine Dreitheilung des Reiches zu Stande, indem Lothar das sonderbar zusammengesetzte und schlecht zusammenpassende Gebiet erhielt, das von Italien her über die Alpen zwischen Deutschland und Frankreich hin bis an den Meeresstrand der Niederlande sich erstreckte, so war das einmal eine Handlung der Gerechtigkeit gegenüber Italien, das keinem der beiden anderen Reiche untergeordnet werden konnte, und sodann ein Auskunftmittel bezüglich der romanisch („französisch") und deutsch gemischten Grenzländer längs des Rheins. Auch sollte wol dieses Gebiet, dessen Herrscher die Kaiserkrone trug, gewissermaßen an das frühere ungetheilte Frankenreich erinnern. Die unnatürliche Schöpfung dauerte aber nicht lange, sondern zerfiel naturgemäß in Italien als eigenes Reich und in die nördlichen Gegenden („Lotharingen"), welche in der Folge auf mehr als tausend Jahre hinaus einen Zankapfel zwischen Frankreich und

Deutschland bildeten, welcher durch die Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen 1871 einen hoffentlich endgiltigen Abschluß gefunden hat. Doch sind durch den Vertrag von Verdun Frankreich und Italien als selbständige Staaten, was sie schon vorher unter den Merowingern und Langobarden waren, wiederhergestellt und Deutschland ist zum ersten Male ein solcher geworden und zwar mit dem Bewußtsein seines Volkstums, wie der Beiname seines ersten eigenen Königs zeigt. So waren drei Volksstaaten gebildet, welche den eigentlichen Kern des europäischen Festlandes ausmachen und auf diesem stets das gewichtigste Wort in allen Fragen der Kultur gesprochen haben. Doch gesellte sich ihnen hierin außerhalb des Festlandes ein *viertes* Staatsgebilde bei, dasjenige nämlich, welches die *Angelsachsen* auf den *britischen* Inseln errichteten, indem sie einem keltischen Lande, in welchem das Römertum nur wenig Wurzel gefaßt, einen germanischen Charakter aufprägten (oben S. 361), der sich auch zäh erhielt, als andere, romanisch gewordene Germanen, die Normannen, das Land zu französiren suchten, — und schließlich über diesen Versuch den Sieg davon trug. In entgegengesetzter Weise endete der ebenso verkehrte Versuch, den Südwesten Frankreichs zu einer englischen Provinz zu machen, nach zweihundertjährigem blutigen Ringen mit seiner Niederlage, aber auch mit der Aufsaugung der provençalischen Nationalität durch die in staatlicher Beziehung gewandteren Franzosen, indem ein so einheitlich gestaltetes Land wie Frankreich nicht auf die Dauer *zwei* Staatswesen ertrug. Eine *fünfte* Staatenbildung, welche sich auf der in natürlicher Beziehung noch schärfer als Frankreich abgegrenzten *iberischen* Halbinsel vollzog, um das Gebiet des zerstörten westgotischen Reiches den eingedrungenen Asiaten und Afrikanern wieder abzunehmen, wird an besonderer Stelle als „südwestlicher Kreuzzug“ zu betrachten sein. Gegenüber der Eroberung des germanischen Völkerstammes in Britannien erhielt der durch Mischung neu gebildete und gewissermaßen an die Stelle der Kelten und der Römer zugleich getretene romanische Stamm in Spanien eine Entschädigung.

Diese fünf Staatengruppen, Deutschland, Frankreich, Italien, England und Spanien sind die einzigen maßgebenden und entscheidenden des Abendlandes im Mittelalter geblieben. Das während desselben noch unabhängige keltische Schottland lag bereits im Kampfe um sein Dasein mit England, dem das grüne Erin schon sehr früh unterlag. Die jetzt vom deutschen Reiche abgelösten Quell- und Mündungsländer des Rheins waren noch mit demselben vereinigt. Dagegen sehen wir im *Norden* und im *Osten* zwei der Kultur und Religion des Abendlandes angeschlossene Staatengruppen hervortreten, welche zwar in Folge ihrer abgesonderten Lage einen geringen Einfluß besitzen, aber eifrig nach einem bedeutendern solchen ringen. Es sind dies eine germanische Gruppe

im Norden und eine slawisch-magyarische im Osten; jede zählt drei Staaten. Im Norden sind selbe (Dänemark, Norwegen und Schweden) aus einer Menge von kleinen Fürstentümern zusammengewachsen. Das Deutschland benachbarte dänische Reich ringt nach seiner Unabhängigkeit von ersterm, während die beiden Reiche der skandinavischen Halbinsel ihr Scepter in voller Selbständigkeit ausdehnen, Norwegen über die Eisländer im Nordwesten (oben S. 357), Schweden über die schwach gewordene finnische Nation (oben S. 5 ff.). Der Osten, der Übergang zur byzantinisirten russischen Welt (oben S. 322 ff.), entreißt sich in zweien seiner Reiche, Polen und Ungarn, nach und nach der deutschen Oberhoheit, an deren rührige Kolonisation jedoch Polen seine schönsten Länder verliert, während Böhmen dies nicht vermag, vielmehr vom deutschen Gebiete umringt wird und als tschechische Insel auf Unabhängigkeit verzichten muß.

So vertheilte sich nach Völkern und Staaten das christlich-europäische Abendland, das wir nun im unvermeidlichen Kampfe mit dem Islam betrachten werden.

B. Der Kampf um das heilige Grab.

Die Kreuzzüge sind die notwendige Folge des einer jeden nach der Ansicht ihrer Bekenner geoffenbarten Religion anklebenden Eigendünkels und der mit demselben verbundenen Bekehrungswut. Diese Leidenschaft war es nämlich, welche die Islamiten antrieb, die ihnen erreichbaren Länder zu erobern, und da sich unter diesen auch das Land befand, in welchem das Christentum seinen Ursprung genommen und in welchem des göttlich verehrten Stifters Wiege und Grab lagen, so mußte in den Christen der Gedanke erwachen, dieses Land, das ihnen einst gehört, wieder zurückzugewinnen. Eine Ausführung dieses Gedankens war aber erst zu einer Zeit möglich, da der Islam schwach, die Christenheit aber stark geworden, und diese Zeit wurde auch ganz richtig gewählt. Es war die Zeit, da im Osten das Chalifenreich in unzählige Atome zertrümmert, in Europa aber durch die päpstliche Hierarchie und das Feudalwesen ein gemeinsames, alle abendländischen Christen umfassendes Band unauflöslich geknüpft war. Zu keiner Zeit war das Chalifat so ohnmächtig, so erniedrigt, so sehr der Willkür der Emire al Omara preisgegeben, zu keiner Zeit sein ehemaliges Reich unter so viele einander selbst rastlos befeindende Herrscherhäuser zertheilt, zu keiner Zeit der Kampf zwischen Sunniten und Schiiten und zwischen einer Menge anderer Sekten, sowie zwischen streng- und freigläubigen Mohammedanern so erbittert und leidenschaftlich, so ohne alle Rücksicht auf das Wol und das Los des Islam, — wie zu der Zeit, da Gregors VII. hochstrebende und rast-

lose Arbeit aus der Christenheit eine Heerde unter einem Hirten gemacht, da das Ansehen des Letztern mit geringen Ausnahmen allgemein ohne Widerspruch anerkannt, da in allen christlichen Staaten durch das ausgebildete System der Feudalität ein festgegliedertes Heer von Befehlenden und Gehorchenden hergestellt war. — Was aber als besonders günstig für ein Unternehmen von Seite der Christenheit gegen den Orient erscheinen mußte, das war der Umstand, daß gerade in der Umgebung Palästina's die mohammedanische Staatenwelt zersplitterter war als anderwärts. Es bestanden, in einem Halbkreise um das „heilige Land" her, an folgenden Orten besondere, von einander unabhängige Fürstentümer: in Bagdad (die Abbasiden unter der Vormundschaft der Seldschukken, oben S. 434), in Mosul, Damask, Haleb, Antiochia, Konia (lauter einander feindliche Seldschukkenhäuser) und in Kairo (die ohnmächtigen Fatimiden unter Vormundschaft sunnitischer Minister). Den Letztgenannten fielen erst kurz vor den Kreuzzügen die bis dahin ebenfalls von türkischen Häuptlingen beherrschten heiligen Orte, Betlehem, das Mekka, und Jerusalem, das Medina der Christen, nebst der filistäischen Meeresküste zu. Zwischen diesen Islamiten gab es überdies noch christliche Herrschaften, so die unabhängige Stadt Edessa unter byzantinischem Schutze und das kleinarmenische Königreich, das sich wie ein Keil zwischen Syrien und Kleinasien vorschob. Palästina aber war es und nicht viel mehr, nach dessen Besitze die Christenheit trachtete. Es ist auch eine Frage, ob überhaupt an eine Eroberung gedacht worden wäre, wenn nicht die Mohammedaner dem frommen Triebe der Wallfahrt nach den heiligen Orten Hindernisse bereitet hätten. Mit Unrecht hat man sich bemüht, die Kreuzzüge als Ausgeburten des Fanatismus zu brandmarken und zu verdammen. Es ist in Wahrheit im ganzen Verlaufe der Geschichte kein Krieg geführt worden, in welchem ursprünglich auf Seite des Angreifenden weniger selbstsüchtige Absichten, höhere ideale Zwecke, eine bewundernswertere Ausdauer und Opferwilligkeit gewaltet, freilich aber auch keiner, dessen wirkliche Durchführung mit diesen schönen Absichten in grellerm Widerspruche gestanden hätte, als die Kreuzzüge der Christen nach Palästina. Es ist nicht nur etwa Wahn und Aberglaube, sondern eine hochsittliche Regung, ein tiefes Gefühl der Pietät und ein lebendiger Sinn für die Ehre der gesammten Religionsgenossenschaft und die Gemeinsamkeit ihrer Interessen, was die Christen zu dem Verlangen antrieb, den Ort, wo ihr Erlöser, der für sie gestorben, gewandelt hatte und begraben lag, — wenn auch das Grab in Folge der geglaubten Auferstehung und Himmelfahrt ein leeres war, — ungestört besuchen zu können, und im Falle sie an dieser frommen Pflicht verhindert würden, es in Besitz zu nehmen. Die Wallfahrt ist ein heiliger Gebrauch jeder als geoffenbart geltenden Religion und es liegt trotz allem daran gehängten abergläubigen Plunder ein schöner und hoher Gedanke darin, das Feld

der Wirksamkeit eines hochverehrten Menschen zu besuchen. Wer Weimar besucht um Schiller's und Goethe's oder die Wartburg um Luthers willen, hat kein Recht, Die zu verachten, welche nach Kuçinagara, Mekka, Jerusalem und Rom wallen, um dem in ihren Augen höchsten Verdienste ihre Huldigung darzubringen (anders freilich verhält es sich mit wunderthätigen Götzen- oder Heiligenbildern, Erscheinungen oder Reliquien, deren Ort, heiße er Dschaggernaut oder Loreto, keine Erinnerung an vorzügliche Menschen darbietet). Auch ist die kulturgeschichtliche Bedeutung der Wallfahrten nicht zu unterschätzen. Sie sind für Millionen der einzige Anlaß zum Reisen und dienen also wider Willen der an solchen Orten waltenden Priester und der Wallfahrer selbst dazu, den Gesichtskreis der Letzteren zu erweitern und sie langsam aber sicher höherer Bildung zu nähern.

Die Beweggründe zum Beginne der Kreuzzüge waren durchaus gerechte; sie lagen in der schlechten Behandlung der christlichen Wallfahrer durch die mohammedanischen Machthaber. Selbe nahm ihren Anfang nicht unter arabischer Herrschaft, sondern erst unter der von jeher alle Menschlichkeit niedertretenden der Türken, welche damals, theils als Seldschukken-Sultane, theils als übermächtige Prätorianerhorden das gesammte Morgenland beherrschten. Durch den Einfluß dieser Barbaren wurden auch die anderen islamitischen Völker verschlechtert, und so konnte unter den (freilich wol unächten) Fatimiden Ägyptens, welche Landeskultur und Wissenschaft so eifrig beförderten, ein Scheusal erstehen wie jener Hakim (oben S. 424 und 432), welchen der wahnsinnige Despotenkitzel stach, sich als menschgewordenen Gott auszugeben (1009). Dieser in Wirklichkeit menschgewordene Teufel war es denn auch, welcher sich die ersten Gewaltthätigkeiten gegen die den Christen heiligen Orte erlaubte. Aus Anlaß der Entdeckung eines jener betrügerischen Wunder, welche nun einmal überall die an sich schöne Idee der Wallfahrten entstellen, verbot er die christlichen Pilgerzüge und ließ alle Kirchen und Synagogen im Reiche, ja sogar die mohammedanischen Wallfahrtorte zerstören, weil er nur seine eigene Verehrung gestattete. Dies Schicksal ereilte auch die Auferstehungskirche zu Jerusalem, welche zwar von den Griechen wieder aufgebaut werden durfte, aber von den Nachfolgern Hakims wieder ausgeplündert wurde. Noch schlimmer aber ging es zu, als (1084) die Turkmanen der Familie Ortok Palästina erhielten. „Die rohen Türken mißhandelten nun die christlichen Einwohner wie die Pilger auf die empörendste Weise; sie erhielten sie in steter Angst, raubten ihnen Hab und Gut, drangen während des Gottesdienstes schreiend und tobend in die Kirchen ein, setzten sich auf die Altäre, schimpften und schlugen die Priester und schleiften den Patriarchen am Bart auf dem Boden herum."

Das sah ein armer normannischer Einsiedler mit an, Peter von Amiens, ein beschränkter Mensch, der sich aber für die Herrlichkeit

seines Glaubens in eine solche Begeisterung hinein gelebt hatte, daß er im Stande war, für dieselbe eine Welt in Bewegung zu setzen und einen Krieg von Jahrhunderten zu entzünden, der die unberechenbarsten Folgen hatte, aber in beinahe ironischer Weise Niemanden so wenig zum Vortheile ausfiel als gerade der Religion, die er hatte verherrlichen sollen. Damals dachte in Europa noch Niemand an einen Kreuzzug; selbst der „Stellvertreter Gottes" hielt den heimkehrenden Pilger Peter für einen Narren; aber der einfältige Mönch bekehrte den stolzen Papst Urban II. und erhielt in ihm einen Bundesgenossen. Es gab längst keinen Papst mehr, der für eine Idee in's Feld gezogen wäre; erst kurz vorher hatte Gregor VII. gewaltet, welcher die Welt lehrte, thatsächliche Verhältnisse zu ergreifen und sich zu Nutzen zu machen. Peter hatte wol nur an Sicherung der Wallfahrten gedacht, — Urban faßte den Plan, dem Geistesreiche Gregors auch eine materielle Unterlage zu geben, und das Papsttum dadurch, daß es der Christenheit das heilige Land als Provinz anbieten konnte, unüberwindlich zu machen. Mit dem Konzil von Clermont 1094 wurde ein Brand in die Welt hinaus geworfen, der nicht so bald gelöscht werden sollte. Die Begeisterung im Abendlande war über alle Beschreibung. Man sah nun einen trefflichen Anlaß vor sich, die europäische Menschheit über die asiatische, das Christentum über den Islam triumfiren zu lassen. Doch liefen daneben auch mancherlei engere, theilweise selbstsüchtige Ziele einher. Fromme wollten sich einen Platz im Himmel verdienen, Ehrgeizige sich auszeichnen, Habsüchtige sich durch Beute bereichern, Abenteurer emporkommen, Verliebte sich den Beifall der Angebeteten erwerben, Söldner ihre Rauflust befriedigen, Geistliche ihren Einfluß vermehren, Fürsten ihre Macht vergrößern, Ritter sich eine solche gründen u. s. w. Was der Papst wollte, wissen wir bereits; — der Kaiser, es war noch der unglückliche Heinrich IV., war ein gebrochener Mann und verhielt sich bei der ganzen Bewegung unthätig und theilnahmlos. Dieselbe wurde überhaupt ein Triumf des Papsttums und hat den Vorrang des letztern vor dem Kaisertum, wie ihn Gregor VII. begründete, in hohem Grade befestigt, während zugleich die Könige der Christenheit Gelegenheit fanden, es dem Kaiser gleich oder gar zuvor zu thun und damit seinen Nimbus völlig zu zerstören. Noch keine Bewegung seit der Völkerwanderung war so allgemein gewesen; sie ergriff das ganze römisch-katholische Europa, Spanien ausgenommen, welches seine Kreuzzüge im eigenen Lande hatte und seine Kräfte nicht zersplittern durfte, sowie die fern abliegenden Nord- und Oststaaten: Skandinavien und Polen. Mit der ganzen Kraft ihrer Bevölkerung haben sich betheiligt: Frankreich, das die eigentliche Seele des Unternehmens blieb, Deutschland mit seinen Nebenländern, Britannien, Italien und Ungarn.

Wie jede Bewegung in der Geschichte ihr Zerrbild gleich in sich

selbst hat und nicht ermangelt, dasselbe herauszukehren, so war auch die notwendige Folge der allgemeinen Erregung durch das Predigen des Kreuzes die Betheiligung einer Masse von Gesindel, welches dem ersten geordneten Kreuzheere voraus eilte und bezeichnender Weise von dem fanatischen Eremiten Peter und dem ausgehungerten armen Ritter Walter genannt Habenichts angeführt war. Die schlimmen Seiten des Mittelalters, Unwissenheit, Glaubenswut und Anarchie begleiteten die Schritte dieser Banden, welche auf ihrem Wege die Juden mordeten, selbst aber das nämliche Schicksal von Seite der Türken erlitten.

Ihnen folgten dann die nach damaligen Begriffen geordneten Heere. Zwei Fehler jedoch verurteilten das Unternehmen trotzdem von vornherein zum Mißlingen: der Mangel an einem bestimmten Plan und an einer gemeinsamen Führung und damit auch an Einheit unter den abendländischen, und sodann auf Seite der morgenländischen Christen nicht nur der Mangel an Unterstützung, sondern die offenbare Feindseligkeit gegen das Unternehmen. Die morgenländische Kirche nahm die Mitte zwischen der abendländischen solchen und dem Islam ein, nicht nur was das Gebiet, sondern auch was die ganze Richtung in den Kulturleistungen betraf. Ihre Staatsordnung, ihre Wissenschaft und Kunst bildeten gewissermaßen Übergänge zwischen dem asiatischen und dem europäischen Wesen. Vom Islam und vom Abendlande zugleich aber, welche beide von lebendigen Ideen erfüllt waren und eine Kraft der Ausdehnung besaßen, unterschied sich Byzanz (oben S. 477) durch seinen Stillstand und seine zunehmende Schwäche. Seine einzige Eroberung, Rußland, war ihm schon früh entfremdet und ging ihre eigenen Wege, welche naturgemäß nach dem nördlichen Asien wiesen. In dieser seiner Schwäche und Unfähigkeit zum Fortschritte hatte und fühlte daher Byzanz in den beiden von Westen und von Osten her drängenden Mächten, dem hierarchisch-feudalen Systeme Roms und dem fanatisch-despotischen Systeme des Orients, seine Erbfeinde. Das byzantinische Reich hatte nur ein Ziel: die Fortführung des römischen Reiches. Seit Erneuerung des westlichen solchen war ihm ein wesentlicher Theil seiner Macht und seines Glanzes genommen, und durch das Emporstreben des Papsttums seines Glaubens Gebiet unheilbar zerrissen. Durch die Eroberungen der Araber aber war die eigentliche Stütze, auf welcher ein morgenländisch-christliches Reich allein ruhen konnte, die Erbschaft der Nachfolger Alexanders des Großen in den drei alten Kulturgebieten des Orientes: Ägypten, Syrien und Mesopotamien, für immer entrissen. Ein Zusammenstoß der beiden Weltmächte, welche das Ostreich schon so sehr geschädigt, konnte daher letzterm nur noch weit verderblicher werden. Verhindern konnte es diesen nicht, es war zu schwach dazu. Mit einer von beiden Mächten sich gegen die andere verbinden konnte es sich auch nicht; in jedem Falle hätte seine Religion und Kultur und sein Staatswesen, als der schwächere Theil,

den Kürzern gezogen. Byzanz that daher das Einzige, was ihm übrig blieb und was leider seinem Charakter am besten entsprach; es suchte sich seine schon angedeutete neutrale Stellung durch Ränke aller Art und durch Verrat seiner Mitchristen zu wahren. Daß die Züge der Abendländer einem Lande galten, welches einst dem byzantinischen Reiche gehört hatte und von diesem niemals freiwillig aufgegeben war, daß mit diesen Zügen die römische Kirche eine Schutzhoheit über die heiligen Orte ansprach, auf welche die griechische Kirche das alleinige Recht zu besitzen glaubte — diese Umstände gaben den Byzantinern allerdings einen Grund, sich dem abendländischen Unternehmen soviel möglich zu widersetzen, wenn auch wieder von den Abendländern geltend gemacht werden konnte, daß ihnen, welche ebenfalls Christen, ein Recht zustehe, selbst für die Freiheit der heiligen Orte einzustehen, wenn die Byzantiner weder die Kraft noch den Mut hatten, dem Islam ihre verlorenen Provinzen wieder abzunehmen. Nur sieht es von Unredlichkeit auf ihrer Seite aus, wenn sie im ersten Kreuzzuge dem griechischen Kaiser den Lehenseid für das zu erobernde Land leisteten und denselben nachher brachen. Dagegen war man nicht verlegen, in dem Mangel jeder Hilfe von griechischer Seite zu dem die ganze Christenheit angehenden Werke einen Vorwand zum Wortbruche zu finden, und es war auch nicht ganz ungerechtfertigt: wer nichts zu einer That beiträgt, hat auch kein Recht auf ihre Früchte. Es sollte sich nun aber in unseligster Weise zeigen, welcher unlösbare Widerspruch darin lag, einen erhabenen idealen Zweck durch Mittel erreichen zu wollen, mit deren Anwendung eine Schändung dieses Zweckes notwendig verbunden ist. Es lag dieser Widerspruch nicht sowol in der Anwendung von Waffengewalt, welche allerdings ohne alle unsittliche Thaten niemals möglich ist, als vielmehr in der Theilnahme so vieler, ja geradezu an Zahl überwiegender unlauterer Elemente an den Kreuzzügen. Durch dieselben wurde der ursprünglich erhabene Zweck derselben in sein Gegentheil verkehrt; denn durch sie häuften sich so sehr alle Arten verwerflicher und verbrecherischer Thaten, daß jener Zweck schlechterdings nur noch in frömmelnder Heuchelei und abergläubigem Wahn bestand. Wortbruch und Verrat waren tägliche Erscheinungen im Heere der Kreuzfahrer, und wo sie Siege erfochten durch Schlachten und Belagerungen, da zeigten sich in dem Verhalten der Sieger nicht die Großmut und Demut, in deren Verbindung das Wesen des Christen nach der Lehre Jesu bestehen sollte, sondern die ganze Bestialität einer von einer korrumpirten Geistlichkeit mit Dogmatik und Werkheiligkeit, statt mit Moral und Vernunft erzogenen Bevölkerung. Es wurde da gemordet, geraubt, gebrannt und geschändet, — und nirgends mit mehr Wut als am heiligsten Ziele der Kreuzfahrt selbst, in J e r u s a l e m, so daß der edle Todte im Grabe sich eher hätte umkehren müssen vor heiliger Entrüstung, als sich freuen über den Gewinn seiner Ruhestätte durch seine

Gläubigen, welche den Mut und die Ausdauer, die sie auf dem Zuge und im Kampfe bewiesen, durch ihr Verhalten als Sieger selbst mit Schmach beluden. Besser wäre ein Verzicht auf die Ausführung des großartigen Gedankens einer Erwerbung des „heiligen Landes" gewesen, als diese scheußliche Entweihung des Grabes bei seiner Eroberung. Die thierische Rohheit, mit welcher die „christlichen" Sieger Islamiten und Juden behandelten, wird aber noch empörender durch die damit Hand in Hand gehende Heuchelei. Wie mußte es mit der Bildung eines Heeres beschaffen sein, bei welchem die Geschichte mit der heiligen Lanze in Antiochia vor sich gehen konnte? Eine Erscheinung kündete ihre Auffindung an (natürlich durch Betrug); ihre Mitführung im Kampfe sollte diesen entschieden haben, und der Streit um ihre Ächtheit (trotz diesem Erfolge!) führte zu einem Gottesgerichte, einer Feuerprobe, welcher der angeblich siegreiche Mönch an Brandwunden erlag! Und in Jerusalem gingen die Sieger unmittelbar vom entsetzlichsten Blutbade weg an eine Büßerprocession; barfuß und barhaupt dankten sie dem Gotte, dessen Lehren sie eben geschändet hatten.

Aus dem ersten Kreuzzuge erstand in Palästina ein Abbild des abendländischen Feudalwesens, mit französischen Lehengesetzen, das sogenannte Königreich Jerusalem, welches ein Kampfgegenstand zwischen Christen und Islamiten blieb und längere Zeit dem blosen Namen nach als in Wirklichkeit existirte! — Eine eigentümliche Erscheinung ist es, daß sich die damaligen christlichen Großmächte nicht um die Organisation des mittelalterlich-abendländischen Pflanzstaates im Morgenlande kümmerten, sondern solche den Kreuzfahrern überließen, die völlig nach eigener Willkür nicht etwa einen theokratischen oder geistlichen Staat, sondern ein weltliches Wahlreich daraus machten, in dem, trotz seiner unsichern Lage gegen außen, die Parteien sich heftig befehdeten, woraus deutlich genug erhellte, daß das Rittertum die Kreuzfahrten nicht unternommen, um dem Klerus, sondern um seinen eigenen Interessen zu dienen.

Es war natürlich, daß das Unternehmen der Kreuzzüge und namentlich der anfängliche Sieg desselben den mohammedanischen Fanatismus in dem zersplitterten Vorderasien und Nordafrika aufs Neue entzündeten. Unter den Erscheinungen, welche diese erneuerte Bewegung des vielfach zerrütteten und entschieden bereits gealterten Islam hervorrief, ist namentlich eine kulturgeschichtlich merkwürdig, weil sie die Ohnmacht und Zerrissenheit der Religion des Korân an den Tag legte, — der Staat und Orden der Assassinen. Er war das Werk der Ismaeliten, einer Anzahl von Zweigsekten der Aliden oder Schiiten, welche mit Anwendung persisch-buddhistischer Vorstellungen auf den Korân die Messias-Idee in orientalisch-mystischer Weise verfochten. Die Ismaeliten arbeiteten die Loslösung von allem Glauben und aller Sitte zu einem fanatisch-mystischen System aus, organisirten selbes mit Einweihungen, Graden, geheimen Orgien

und Missionen, und begeisterten sich ausschließlich für das Paradies, in welchem sie für ihre Anhänger ein bevorzugtes und äußerst glückseliges Dasein erhofften. Keine Sekte der Ismaeliten aber, zu denen auch die Drusen, Karamathier, Fatimiden und andere fanatische Vereinigungen gehörten, hat, besonders mit Bezug auf die Kreuzzüge, so große Bedeutung erhalten wie diejenige, welche Hassan ibn Sabah mit politischen Zwecken als Flüchtling 1099, im Jahre der Eroberung Jerusalems, in der Bergfeste Alamut in Deilem stiftete, wo er sich, als Profet der Sekte, den Alten vom Berge oder vielmehr „Herrn des Gebirges" (Scheich al Dschebl) nennen ließ und als Stellvertreter des Imam (oben S. 429) ausgab. Seine Ordensglieder gehorchten ihm unbedingt und berauschten sich zu ihren Thaten durch den Genuß der aus Hanf bereiteten Haschischa, daher sie Haschischim hießen, was die Franzosen als Assassins (Meuchelmörder) verstanden, daher ihr europäischer Name. Auf den Befehl des Obern verübten sie nämlich jeden Mord mit dem kältesten Blute, in sicherer Voraussicht des ihnen blühenden Paradieses. Die Assassinen beherrschten damit von ihren Burgen aus den Orient und waren gleich verderblich für ihre Feinde und Freunde; Erstere unterlagen ihren Dolchen, Letztere dem Richtschwert der durch sie bedrohten Herrscher, von denen es Manche vorzogen, die fanatischen Banditen in ihre Dienste zu nehmen. Auf diese Art fanden sie seit 1105 Eingang in Syrien, wo im alten Apamea (Famiah) ein neuer Staat der Sekte unter Oberhoheit desjenigen von Deilem und 1140 auf dem Antilibanon in der Feste Masiaf sogar ein unabhängiger solcher mit eigenem Scheich entstand. Beide fanden reißende Verbreitung; aber ihre Macht wurde nicht etwa eine Stütze des Islam und des bedrohten Vaterlandes gegen die christlichen Eindringlinge, sondern diente ausschließlich eigenen Zwecken. Nicht nur führten sie einen fortgesetzten Mordkrieg gegen alle orthodoxen Moslim, sondern gaben sich auch den Kreuzfahrern als Waffe gegen ihre Landsleute hin, und daß diese Hilfe von Mördern und Ketzern angenommen wurde, ist auch ein Zeichen der unter den Kämpfern des heiligen Grabes eingerissenen Grundsatzlosigkeit und Entsittlichung.

Zu derselben Zeit aber, in welcher unter den Islamiten, den Angegriffenen in diesem Kriege und den Opfern des Kreuzesfanatismus, eine Verbindung erstand, die gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wütete, — trieb der trotz aller Entsittlichung seiner Glieder lebenskräftigere Baum des abendländischen Christentums seinerseits Blüten, in welchen die Lichtseiten des Mittelalters, Tapferkeit, Wolthätigkeit und Überzeugungstreue, zur vollsten Entfaltung gelangten. Es sind dies die geistlichen Ritterorden, welche bezeichnender Weise zu einer Zeit entstanden, da die Mönchsorden entartet und zerrüttet waren, und welche die neue und eigentümliche Aufgabe übernahmen, die Gelübde des Klosterwesens mit dem Schwert in der Hand aufrecht zu erhalten. Ihren

Ruhm errangen sie jedoch nicht mit diesem sonderbaren Unterfangen, sondern mit zwei Arten der Thätigkeit, welche das volle Gegenbild der Assassinen darstellten und sie denselben wie den glänzenden Tag der düstern Nacht entgegensetzten. Statt gegen ihre Glaubensgenossen mit dem Dolche zu rasen, vertheidigten sie dieselben mit dem Schwerte, — statt zu morden und Wunden zu versetzen heilten sie solche in ihren Spitälern. Wir werden den drei geistlichen Ritterorden der Kreuzzüge in einem besondern Abschnitte unsere Aufmerksamkeit widmen und ihre Blüte wie ihren Verfall beobachten.

Die lebensvolle Kraft, welche im Schoße der Kreuzfahrer, ungeachtet der Schattenseiten ihres Treibens, die schöne Blüte der geistlichen Ritterorden getrieben, machte sich auch im Königreiche Jerusalem selbst geltend, trotz der Unsicherheit seiner Zustände. Während die mohammedanischen Staaten in ihrem eigenen Lande unaufhaltsam der Auflösung und dem Rückschritte verfallen waren, entwickelte sich der einer religiösen Idee entstammte weltliche Pflanzstaat auf fremder Erde, diese christliche Erneuerung des Reiches Davids und Salomo's, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in durchaus erfreulicher Weise. Das Königreich erhielt ein Gesetzbuch nach französischem Muster, die „assises et bons usages de Jérusalem“, und unter der sehr gemischten Bevölkerung wurde gute Ordnung und Polizei gehandhabt. Aber diese Blüte war nur kurz und an der jungen Schöpfung nagte der Wurm innerer Zwietracht und arger Sittenlosigkeit. Obschon das neue Reich mit seinen Lehnsfürstentümern Tripolis, Antiochia und Edessa das ganze Küstenland von Syrien umfaßte und nach Mesopotamien hinüberreichte, bildete es nur einen langen schmalen Streifen ohne gesicherte Grenzen zwischen Meer und Wüste und hatte vor seinen östlichen Thoren die beständig drohenden Staaten von Damask und Haleb. Diese Schwächen waren ebensoviele Stärkungen des Islam, der bei der Erbitterung seiner Gläubigen über das Dasein eines christlichen Reiches in seinem sonst unbestrittenen Gebiete nur eines außerordentlichen Mannes bedurfte, um die Fremden aus seiner Domäne zu vertreiben. Und diesen sandte ihm ein günstiges Geschick. Der sunnitische Kurde Salaheddin ibn Ejub war es, der 1169 dem Scheinreiche der Fatimiden und dem gegen die Fremden lauen Schiitismus ein Ende machte, als kräftiger Nachfolger der Faraonen das Herrscherhaus der Ejubiden gründete, durch die Eroberung von Damask das christliche Reich von Palästina einschloß und die Assassinen bändigte. Es war ein eigentümlicher Sonnenblick in der Nacht finstern Glaubenshasses, daß dieser gefährlichste Gegner der Christen zugleich deren bewunderter Liebling wurde, wie er der angebetete Messias seiner aufs Neue sich ermannenden Glaubensgenossen war. Mit Eisenklammern umfaßte er die christliche Schöpfung, seit er (1183) auch Haleb besaß, und mit unerbittlicher Hand knickte er die junge, aber

bereits verwelkte Blüte der christlichen Begeisterung durch Jerusalems Wegnahme (1187). Damit waren die Kreuzzüge, nicht hundert Jahre nach ihrem Beginne, zum Tode verurteilt; was noch mehr als hundert Jahre hindurch folgte, war lediglich ein Krieg zwischen Morgen- und Abendland, ein langsames Untergehen aller Hoffnungen des letztern, im erstern Fuß fassen und die Wiege seiner Religion behaupten zu können. Das Christentum Roms war nicht nur beschämt durch den Mißerfolg seiner höchsten Ideale; es mußte dies noch mehr sein, da ein Ungläubiger, Salaheddin, durch Milde und Menschlichkeit im Siege zeigte, daß er das Evangelium besser befolgte, als dessen geharnischte Kämpen gethan hatten. Die Christen konnten sowol in dieser edlen Rache, als in dem nun Schlag auf Schlag über sie hereinbrechenden Unheil die Nemesis erblicken für die Greuel, die sie bei der Eroberung des nun wieder verlorenen „heiligen Landes“ begangen hatten. Denn wie elend verlief der großartige Kreuzzug, den die drei mächtigsten Monarchen der Christenheit, ein Kaiser und zwei Könige mit unzähligen Fürsten und Herren unternommen hatten! Kaiser Rotbart ertrank im fremden Lande, nahe der Pforte Syriens und sein Sohn Friedrich folgte ihm bald im Tode. Die beiden edeln Staufer waren glücklich; denn sie erlebten nicht die Schmach, die ihrem Glauben durch diesen Kreuzzug widerfuhr, der nur aus einer Reihe von Händeln und Feindseligkeiten zwischen Christen bestand und durch Richard Löwenherz' brutale Rauflust und Philipp Augusts Ränke in volle Auflösung geriet. Richard war übrigens der richtige Gegenpart Salaheddins. Beide glichen sich an ungestümem, rauhem Wesen und heldenhafter Tapferkeit, vermischt mit großmütigen Anwandelungen, und traten daher auch in einen die Zeitgenossen in Erstaunen setzenden freundlichen Verkehr, den es nicht gewaltig störte, als Richard 2000 moslimische Geiseln und Gefangene niederhauen ließ. Über Richards tollen Plan, seine Schwester Johanna mit des Sultans Bruder Melek al Adil zu vermälen und ihnen Palästina zu übergeben, lächelte Salaheddin; er kannte den Fanatismus beider Religionsparteien, deren Masse für Richards Aufklärung kein Verständniß besaß.

Der Schluß des zwölften Jahrhunderts fand Europa kreuzzugsmüde, d. h. müde der gefahrvollen Kreuzzüge gegen den Islam, — nicht müde des vorgeblichen Kampfes für das Kreuz, wenn dabei irgend etwas zu gewinnen war. Die Scheußlichkeiten, welche während des ersten Kreuzzuges begangen worden, hatten bereits gezeigt, daß ein elendes Gesindel den größten Theil der Kreuzheere ausmachte, und je mehr bessere und edlere Elemente bei den kopflos unternommenen und kopflos geleiteten Zügen durch Hunger, Krankheiten, Erschöpfung und Türkensäbel umkamen, desto mehr kam das in der Menschheit stets die Mehrheit bildende und stets unausrottbare Gesindel zur Geltung

und Oberhand. Die ritterliche Gesinnung war bereits im Hinschwinden begriffen, selbst in den neu gegründeten Ritterorden, und was die Waffen tragen konnte, war mit wenigen Ausnahmen entweder blos von Beute- und Rauflust oder blos von blinder Glaubenswut oder von beidem zugleich beseelt. Beides aber konnte, ohne so große Gefahren wie in Asien, in der Nähe befriedigt werden. Wol stand damals an der Spitze der Kirche ein Papst, dessen größtes Sehnen es war, die Kreuzzüge wieder aufleben zu sehen, Innocenz III. (s. oben S. 147 ff.); allein sein Wirken war ein so vielseitiges und doch so ausschließlich auf das Heil der Kirche gerichtetes, daß auch anderweitige Erfolge römisch-katholischer Waffen ihn zu befriedigen geeignet waren. Die Entartung und Entehrung der ursprünglich erhabenen Kreuzzugsidee kehrte sich daher am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts nicht mehr gegen die Mohammedaner, sondern gegen andersgläubige, nicht römisch-päpstliche Christen, gegen die schismatischen Griechen im Osten und gegen die häretischen Albigenser im Westen. Die letztere blutdürstige Bewegung mit ihrer Begleitung, der Inquisition, haben wir bereits erwähnt (oben S. 197); gegen den Osten kam mit dem Fanatismus zugleich die nicht grundlose Rache an den Griechen, welche die Kreuzzüge nicht nur nicht unterstützt, sondern verraten und nach Kräften vereitelt hatten, zur Geltung, und damit verbanden sich zugleich politische Plane, an die Stelle des byzantinischen Reiches römisch-katholische Staatengebilde zu setzen. Das kaufmännische Venedig (oben S. 280 f.) betrieb diesen angeblichen Kreuzzug wie ein Handelsgeschäft und betrog diejenigen Ritter, welche nach Palästina und nicht gegen Christen geführt zu werden glaubten, in gewissenlosester Weise. Durch aufgestachelte Glaubenswut und byzantinische Feigheit fiel Konstantinopel in die Hände einer Handvoll Abenteurer, welche (1204) mit Raub, Brand und Mord auf die scheußlichste Weise das römische Dogma an die Stelle des griechischen setzten und die Spottgeburt eines „latinischen Reiches" mit einer Unzahl Griechenland einnehmender Vasallenstaaten nach dem Muster des abendländischen Feudalwesens aufstellten, unter welchen letzteren nur die den Venedigern anheimgefallenen eine dauernde Staatsordnung erhielten. Es wurde in dem neuen Reiche das Gesetzbuch des Königreichs Jerusalem eingeführt; in der That aber herrschte das schamloseste Raubrittertum, wie im Abendlande, und gegen die Schismatiker war den Rechtgläubigen Alles erlaubt. Die Byzantiner gründeten Reiche in Nikaia und Trapezunt; aber der fürchterliche Glaubens- und Rassenkampf zwischen „Franken" und „Griechen", in dem die barbarischen Bulgaren das entscheidende Wort sprachen, rieb die neuen Schöpfungen auf. Das in Anarchie versunkene „latinische Kaisertum" zerfiel ungeachtet aller Bettelei um Hilfe im Abendlande und der byzantinische Tron wurde für die letzte und trostloseste Zeit seines siechen Daseins notdürftig hergestellt (1261).

Inzwischen war, da die Männer gegen Ketzer und Schismatiker kämpften, statt gegen die nichtchristlichen Bedrücker des „heiligen Landes", die vergessene Befreiung des letztern von den unverdorbenen Herzen der Kinder erfaßt worden, unter welchen nun eine förmlich krankhafte Manie, das „Kreuz zu nehmen", sich verbreitete. Es war eine eigentümliche Frucht damaliger Kultur, daß (angeblich) 50.000 Kinder, Knaben sowol als Mädchen, (1213) aus Deutschland und Frankreich, ohne durch die Eltern gehindert zu werden, geschmückt und singend mit der ernsten Absicht ausziehen konnten, das heilige Grab zu erobern! Ja es hatten sogar Eltern und andere Fanatiker sie dazu ermuntert und ihnen vorgespiegelt, das Meer werde vor ihnen zurückweichen! Die Meisten erreichten aber die Küste nicht einmal oder höchstens, indem sie das Opfer von Entbehrungen und Betrügereien wurden oder auch nach Hause kehrten, wo sie gestanden, von einer unwiderstehlichen Macht fortgetrieben zu sein. Einige gelangten nach Syrien, gingen aber natürlich durch Klima und Türken zu Grunde oder wurden als Sklaven verkauft.

Nach dem Tode Innocenz III., der selbst zu seinem tiefsten Leidwesen keinen Kreuzzug bewirkt hatte, wurden solche wieder unternommen; aber es waren nur noch schwache Versuche. Das meiste Glück hatte ungeachtet des auf ihm lastenden Bannes Friedrich II. (oben S. 149), indem er 1229 Jerusalem durch einen Vertrag mit Salaheddins Neffen Melek al Kamil erhielt und sich die Krone dort aufsetzte. Den Mohammedanern gestattete er die Wallfahrt zur Omarsmoschee, aber die päpstlich gesinnten Geistlichen vertrieb er und ersetzte sie durch seine Anhänger. Das ganze Pfaffentum schrie um Rache gegen den freisinnigen Kaiser und nannte seinen Vertrag einen Bund mit dem Teufel. Kein Wunder, daß ihm die Urheberschaft eines Buches zugeschrieben wurde, welches gegen die „geoffenbarten" Religionen gerichtet war und Mose, Christus und Mohammed drei Betrüger nannte („de tribus impostoribus"). Aber schon 1244 fiel das schutzlos zurückgelassene Jerusalem wieder in die Hände türkischer Söldner des ägyptischen Sultans, welche dort furchtbare Greuel verübten. Traurig endete auch der Wiedereroberungsversuch Ludwig des Heiligen von Frankreich, trotz anfänglicher Erfolge in Ägypten und trotz seiner Verbindungen mit den Assassinen und den die Existenz der mohammedanischen Welt bedrohenden Mongolen.

In Letzteren nämlich nahte der civilisirten Menschheit eine furchtbare Gefahr, welche unter Umständen Alles vernichten konnte, was die Kultur bis dahin geschaffen. Die Zersplitterung des Chalifenreiches, namentlich zur Zeit des Aufkommens der vielen kleinen Seldschukkenreiche, begünstigte ungemein die Mord- und Raubzüge von Horden, in welchen die Hunnen wieder aufzuleben schienen. Ein würdiger Nachfolger Attila's, Temudschin, genannt Dschingischan, in einer Mongolenhorde Hochasiens 1155 geboren, gelangte durch seine Thatkraft von kleinen

Anfängen zur Oberherrschaft über eine Menge Horden und gab ihnen ein Gesetz, welches Religionsfreiheit für alle Bekenntnisse und eine geordnete Rechtspflege nach chinesischem Vorbild aufstellte. Im Kriege aber, auf den Raubzügen der Mongolen, galt kein Recht; da wurden ohne Gnade und Erbarmen die Menschen niedergemäht und die Städte dem Erdboden gleich gemacht. Es war um das Jahr 1220, als unter den Streichen der Mongolen die Errungenschaften der herrlichen Kultur, welche in Turkestan geblüht hatte, — als die Städte Samarkand, Bochara, Balk und andere mit ihren Sternwarten, Bibliotheken, Schulen, Moscheen, Bazaren, Bädern und Karawanserais in Trümmer sanken. Seltsam widerspricht dieser entsetzlichen Barbarei der Geist vernünftiger Religiosität, den der blutige Eroberer in seinen Gesprächen mit den islamitischen Gelehrten an den Tag legte, deren Buchstabenweisheit er beschämte. Und diese Äußerungen erscheinen wieder unvereinbar mit dem geradezu komischen Eigendünkel, den er und seine Nachkommen an den Tag legten, indem sie jede Botschaft fremder Fürsten als eine Unterwerfung und alle Solche als ihre rechtmäßigen Vasallen betrachteten. Dschingischan starb 1227 als Herrscher eines mit Blut und Brandmalen zusammengefügten Reiches vom Hoangho bis zum Tigris und zur Wolga, das aber unter seine Söhne getheilt ward. Diese, unter der Oberhoheit Eines von ihnen stehend, breiteten die mongolische Macht noch weiter aus. Unter die Oberherrschaft dieses Volkes fiel Rußland, nach Moskau's Zerstörung (1238) und wurde dadurch in seinem Kulturgange um mehr als zwei Jahrhunderte aufgehalten und den Mongolen der Weg nach Europa gebahnt. Ungarn, das Land ihrer zur Kultur bekehrten Stammverwandten, wurde gräßlich verwüstet, ebenso Polen, und nun sollte Deutschland an die Reihe kommen, als der Pyrrossieg bei Wahlstatt 1241 die Barbaren zur Umkehr bewog. Mehr Glück, wenn man es so nennen darf, hatten die Mongolen in Asien, wo zwei Brüdern, Dschingischans Enkeln, zwei ehedem mächtige Reiche in die Hände fielen, dem Hulagu, welcher die Assassinen in Persien auf furchtbare Weise vertilgte, 1258 der Rest des Chalifenreiches, wobei Bagdad furchtbar ausgemordet und zerstört wurde, dem Kublai aber 1280 ganz China.

An die Stelle des Chalifates trat ein Persien und Mesopotamien umfassendes mongolisch-türkisches Reich unter Hulagu und seinen Nachkommen. Der nächste Schritt des Eroberers galt Syrien. War nun das bisherige Vordringen der Mongolen insofern den Kreuzfahrern günstig gewesen, als es für sie die mohammedanischen Sultanate in Vorderasien unschädlich machte, — vorausgesetzt nämlich daß das Abendland überhaupt noch fähig zu Erfolgen und durch das bisherige Gegentheil solcher nicht vollkommen erschöpft war, — so mußte die Sache mit einem mongolischen Einbruche in Syrien völlig anders werden und

mit der Vernichtung der islamitischen Macht zugleich jede Hoffnung des Christentums zerstören. Das innere Syrien mit Haleb und Damask wurde wirklich genommen; aber in der höchsten Not hatte der Islam, wie hundert Jahre vorher in Salaheddin, so auch jetzt wieder das Glück, aus Ägypten einen Retter erscheinen zu sehen. Es war der Sultan Beibars, aus dem neuen türkischen Herrscherhause der Mameluken, durch welches Salaheddins Familie verdrängt war. Mameluken (Mamluken), d. h. Sklaven, hießen die von den Mongolen geraubten und von ägyptischen Mohammedanern ihnen abgekauften jungen Leute kaukasischen und türkischen Stammes, welche zum Kriegsdienst erzogen waren und aus deren Mitte 1251 Ebek sich zum Sultan aufgeworfen hatte. Beibars, der „mohammedanische Cid", wandte seine Waffen zugleich gegen Mongolen und Christen, gegen die Bedränger seines Landes und Glaubens von Osten und von Westen her. Er starb zwar (1278) vor dem Gelingen seiner Plane; aber seine Nachfolger schlugen die Mongolen und nahmen eine der den Christen in Syrien gebliebenen Festen nach der andern, bis 1291 auch die letzte, Ptolemais oder Akkon fiel, womit alle christliche Herrschaft auf dem Festlande Vorderasiens bis auf heute ein Ende nahm und in allen mohammedanischen Ländern, besonders aber unter den Mameluken, die früheren Verfolgungen der Christen mit erneutem Eifer aufgenommen wurden, indem zum Glaubenshasse nun noch die Rache für die Kreuzzüge hinzutrat. Die persischen Mongolen aber wurden, um sich im Besitze ihrer Macht zu sichern, Mohammedaner, und so besaß der Islam wieder Alles was er verloren hatte.

Und bald sollte er noch mehr gewinnen; denn er hatte niemals auf den Gedanken einer Unterwerfung der ganzen Erde verzichtet. Wol waren die „Kreuzzüge" nun zu Ende, aber damit keineswegs auch der ihre unmittelbare Fortsetzung bildende Kampf zwischen Morgen- und Abendland. Die Gefahren, welche das letztere bedrohten, waren bis dahin, wenigstens seitdem die Araber auf den Hauptteil Spaniens und auf Sicilien verzichten mußten, unwesentlich gegenüber denen, welche nun erst nahten. Die Besitznahme des „heiligen Landes" durch Ungläubige war für Europa nur ein idealer Verlust; ein wirklicher, greifbarer bedrohte sie seit dem Ende der Kreuzzüge von Seite der nun in den mohammedanischen Staaten an Stelle der Araber herrschenden Türken, die wir bereits als einflußreiche Söldner der Chalifen (oben S. 443) kennen gelernt. Die Türken sind, wie ihre Sprache beweist, ein Zweig des ural-altaischen Völkerstammes der mongolischen Rasse; aber schon früh im Mittelalter sind sie zufolge ihrer Stellung im Chalifenreiche mit Semiten (Arabern) und Ariern (Persern), auch wol mit Kaukasusvölkern (Tscherkessen) so sehr vermischt worden, daß ihr Äußeres wenig mehr an die mongolische Herkunft erinnert. Anders steht es mit ihrem

Verhältniß zur Kultur, welches stets gleich demjenigen aller mongolischen Völker mit Ausnahme der Chinesen und Japaner ein durchaus negatives geblieben ist. Als Untergebene der Chalifen sind sie natürlich schon früh Mohammedaner und zwar eifrige Sunniten geworden. Derjenige Stamm der Türken nun, welcher später in der Geschichte eine gewichtige Rolle spielte, diente nach dem Untergange des Chalifenreiches erst den Seldschukken Kleinasiens und erhielt gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts von seines ersten selbständigen Führers Ertogrul Sohn Osman den Namen der Osmanen. Diese kühnen Räuber nahmen im Vereine mit anderen Türken damals in kurzer Zeit fast ganz Kleinasien den Byzantinern weg und errichteten bei Osmans Tode 1326 an seinem Sterbeorte Brussa ihr neues Sultanat. Schon 1357 setzten sie den ersten Fuß auf europäisches Gebiet in Thrake (Gallipolis), das diese Kulturfeinde leider seitdem noch nicht wieder verlassen haben. Seitdem war der Untergang des von Tronstreitigkeiten und religiösen Zänkereien unter dem elenden Hause der Paläologen erfüllten byzantinischen Reiches nur noch eine Frage der Zeit. Den asiatischen Theil desselben besaßen die Türken, den europäischen die Bulgaren beinahe ganz. Doch zeigte es sich bald, daß den Ersteren die nächste Zukunft der Balkanhalbinsel gehörte. Schon 1365 wurde Adrianopel türkische Hauptstadt und die Paläologen besaßen außer Byzanz nichts mehr als einige Landstriche in Griechenland. Nun rächte sich der bisherige ruhelose Bruderkrieg der christlichen Balkanvölker, der Serben und Bulgaren, gegen Byzanz. Sie Alle mußten den Türken erliegen. Eindringliche Hilferufe ergingen von Seite der morgenländischen Christen an die abendländischen. Diese, deren Kreuzzüge von Jenen vereitelt waren, sollten nun gut genug sein, sie zu retten. Sie waren aber gerade durch die Kreuzzüge erschöpft. Die erste Bedingung zu einer Rettung Konstantinopels vor den Türken wäre natürlich die Bekehrung der Griechen zur römischen Kirche gewesen; dieser hätten sich die Herrschenden gefügt, die Geistlichkeit und das Volk aber niemals! Johann der Paläologe warf sich in Rom vor dem Papste nieder und bekannte, daß der heilige Geist „auch vom Sohne ausgehe“ (oben S. 104); aber kein Grieche folgte seinem Beispiele und die griechische Kirche schleuderte den Bannfluch gegen ihn. Er erhielt auch keine Hilfe vom Abendlande, wo stets Gelt zu Kreuzzügen gesammelt wurde, das der Papst aber anderswie verwendete, und der Nachfolger der Römer mußte daher den herandringenden Türken Tribut bezahlen. Denn Diese rückten, gestützt auf eine treffliche kriegerische Volksordnung, in Europa unaufhaltsam weiter vor; sie besaßen nämlich das erste stehende Heer, das die Welt kannte, die Jeni Tscheri („neue Schaar“), gebildet aus geraubten und fanatisch im Islam erzogenen Christenkindern, wie auch aus Renegaten, eine Truppe, welcher damals keine andere Stand hielt.

Als nun aber die Türken über den Balkan brachen, die Bulgaren unterwarfen, die Serben und ihre Verbündeten (1389) auf dem unseligen Amselfelde (Kossowo polje) schlugen, und sogar die Lande der Rumänen zur Zinspflicht nötigten, da war unmittelbare Gefahr nicht nur mehr für die griechische, sondern auch für die römische Christenheit vorhanden. Die Türken nannten offen Ungarn als ihre nächste Eroberung und verkündeten ihre Absicht, Italien mit Rom zu erobern. Die Ungarn und ihre abendländischen Verbündeten unterlagen bei Nikopolis (1396); aber Europa that nichts, den Fortschritt der östlichen Barbaren aufzuhalten, als daß eine französische Flotte einen kleinen Streifzug in der Umgegend von Konstantinopel machte. So elend benahm sich die damals dreipäpstige Christenheit im Angesichte einer auf ihren Untergang absehenden Völkerströmung!

Gewiß auch wäre damals ein Hauptschlag gegen Europa geschehen, wenn nicht von Osten her gegen die Türken ein Angriff erfolgte, in welchem sich nach zwei Jahrhunderten der mongolische Orkan Dschingischans zu wiederholen schien. Auf den Trümmern des mongolischen Reiches in Turkestan errichtete Timur Lenk (der Lahme, bei den Christen Tamerlan), 1336 bei Samarkand geboren, dort ein türkisch-mongolisches Reich, das sich rasch über Persien und Innerasien ausbreitete und später die Größe desjenigen Dschingischans erreichte, ja noch einen Theil von Hindostan mit Dehli hinzufügte, wo später sein Enkel Babur das sogenannte mongolische Reich gründete. Seine Raubzüge geschahen mit derselben viehischen Rohheit wie diejenigen seines blutigen Vorgängers, und wo seine Schaaren hinkamen, wuchs keine Pflanze mehr, wurden Menschenleben wie Gras hingemäht und Städte von Grund aus vernichtet. Ein Hauptzug Timurs nach Westen galt der Unterwerfung der mit ihm stammverwandten Osmanen, deren zukunftreiche Macht er richtig ahnte. Dieses Unternehmen allein gab dem byzantinischen Kaisertum ohne Reich noch eine Frist von fünfzig Jahren. Timur, gleich den Osmanen Islamit, aber den Schiiten gewogen, stellte sich als Beschützer der Griechen, schlug 1402 bei Angora den Sultan Bajesid und nahm ihn gefangen. Das Osmanenreich schien zertrümmert und das byzantinische neu aufzuleben. Die Söhne Bajesids bekriegten sich, bis der jüngste, Mohammed I., die Einheit und Kraft des Reiches herstellen konnte; denn Timurs Schaaren waren nach Verwüstung des Landes längst wieder abgezogen. So konnte denn auch, nachdem Hunyadi's tapfere, anfangs siegreiche Ungarn (damals noch keine Türkenschmeichler) und die ihnen verbündeten Polen bei Warna 1444 und auf dem Amselfelde 1448 der türkischen Macht erlegen, am 29. Mai 1453 durch Mohammed II. Byzanz genommen und dem letzten Konstantin der Purpur mit dem Leben entrissen werden, bei welchem Anlasse die Türken zwar plünderten, aber weit weniger Greuel verübten als ein Vierteljahr-

tausend vorher die Kreuzfahrer. Der baldige Fall von Trapezunt entschied nichts mehr, und so war nun das morgenländisch-christliche Reich vom Erdboden verschwunden. Die Welt des Islam war nun derjenigen des Abendlandes unmittelbar benachbart, und blieb ihr eine beständige Drohung nicht nur, sondern auch eine Warnung vor Uneinigkeit und Schwäche, die aber nichts fruchtete, als daß das später von den Türken eroberte Ungarn den Räubern wieder abgenommen wurde. Das türkische Reich trat zugleich an die Stelle desjenigen der Chalifen und des byzantinischen und ist in dieser Stärke ein Pfahl im Fleische der europäischen Kultur geblieben bis heute, wo seine Stunde endlich geschlagen haben dürfte.

Mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken endete im Osten Europa's der Kampf zwischen Christentum und Islam. Die nachfolgenden Kriege europäischer Mächte mit den Türken hatten ungeachtet aller dabei verschwendeten Frasen lediglich einen politischen Charakter; denn das türkische Reich war dadurch, daß es nun einen festen Sitz in Europa hatte, eine europäische Macht geworden, so wenig diese Thatsache auch den Christen gefiel und gefallen konnte. Denn wenn es nun auch, wie schon seit seiner Gründung, weit über den Mordbrennerreichen Dschingischans und Timurs stand, indem es nicht lediglich zerstörte, sondern wenigstens eine Art von fester Staatsordnung aufstellte, — so unterschied es sich doch immer sehr scharf von den christlichen Reichen durch die Herrschaft einer fremden Minderheit über eine einheimische Mehrheit und durch den gänzlichen Mangel an Gemeinsinn, an Rechtsgleichheit, an Rücksicht auf das gemeine Beste, an humaner Bildung seiner regirenden Kreise und an irgendwelchem Sinn für Kunst und Wissenschaft. Das dortige Leben und Streben, einzig und allein auf Zunahme der staatlichen Macht gerichtet, war und blieb dem europäischen unverständlich, während doch sämmtliche am letztern theilnehmenden Völker unter sich stets Punkte der Berührung und der Gemeinsamkeit fanden und sich als eine Kulturgemeinschaft fühlten. Dieser sind aber die Türken stets fremd geblieben und werden es stets bleiben.

Die Kreuzzüge waren nun einestheils durch das Dasein der so furchtbaren türkischen Macht, anderntheils aber durch die Abnahme frommer Begeisterung unter den Christen unmöglich geworden. Ihre Zeit war da gewesen und kehrte niemals wieder. In dem Sinne, in welchem sie hatten wirken sollen, hatten sie nicht nur nichts gewirkt, sondern selbst zur Zerstörung des Gedankens beigetragen, der sie einst geboren. Dagegen war ihr Nutzen in anderen Beziehungen unberechenbar groß, wie wir wiederholt zu erwähnen Gelegenheit hatten. Seit den Kreuzzügen sank in deutlichster Weise das Ansehen des Papsttums, dem dies sein wichtigstes Unternehmen mißlungen war, und folgte bald das entehrende Exil von Avignon (oben S. 152 ff.) und darauf das große Schisma;

gerade seitdem war auch jede Aussicht auf Besserung des gesunkenen Klosterwesens, das sich selbst zum Gespötte machte (S. 176), dahin; der Hang zur religiösen Selbständigkeit, genannt Ketzerei, genährt durch den Umgang mit den „Ungläubigen," war seitdem trotz aller Maßregeln der Inquisition, die doch vorher zeitweise gewirkt hatten, nicht mehr auszurotten und wucherte immer üppiger empor (S. 201). Es schwankten und schwanden seitdem allmälig die Schranken zwischen Freien und Eigenen, die miteinander das Kreuz genommen und aller Art Leiden erduldet hatten (S. 246); es bildeten sich freie Bauerngenossenschaften (S. 202 und 250), und die Zünfte in den Städten strebten empor gegenüber den Patriziern (S. 264 ff. und 279), während sich zugleich Bünde von Städten zur Bewahrung ihrer Freiheit zusammenschaarten (S. 267 ff.); es wuchs auch seitdem der Wolstand der Städte gegenüber dem Adel und der Geistlichkeit, indem die Erweiterung des Gesichtskreises der Menschen in Folge der Kreuzzüge den Handel (S. 295 ff.) und die Gewerbe (S. 300 ff.) in hohem Maße beförderte. Im Staatsleben traten seitdem an Stelle der feudalen Ordnungen die Landstände als Vertreter der Bevölkerung in den Vordergrund (S. 318 ff.) und strebten die Regirungen nach Centralisation der Verwaltung und Ausebnung der Rechte ihrer Unterthanen (S. 320 ff.); auch entwickelte sich die Rechtspflege zu größerer Manigfaltigkeit und Folgerichtigkeit (S. 325 ff.), und wenn seitdem das an Stelle des mündlichen überhandnehmende geschriebene Recht die Volkstümlichkeit der Rechtspflege untergrub, so leistete es dagegen einer wissenschaftlichen Auffassung und Behandlung derselben Vorschub. Die von der Theologie mehr oder weniger unabhängige Philosophie (S. 342 ff.) hatte seit den Kreuzzügen und seit der damit verbundenen Bekanntschaft mit den Arabern ihre größten Denker aufzuweisen; selbst die Mystik nahm (S. 344) einen wissenschaftlichen Charakter an; das Studium der alten Sprachen und Literaturen gewann an Boden und wurde fruchtbarer (S. 347); in der Geschichtschreibung brach sich die Muttersprache und eine philosophische Anschauung Bahn (S. 353); besonders aber machte in Folge des Anschauens fremder Länder die Kenntniß der Erde Fortschritte und erwachte die Reiselust (S. 358 ff.). Den größten Aufschwung unter allen geistigen Thätigkeiten nahm aber seit den Kreuzzügen die Dichtung in den Volkssprachen (S. 361, 365 ff., 382 ff.), und damit ging die gegenüber der romanischen freiere gotische Baukunst (S. 391 ff.), sowie ein geläuterter Geschmack in der Bildnerei und Malerei (S. 396 ff.) Hand in Hand. Kann nun leider auch gesagt werden, daß das Völkergewühl der Kreuzzüge eine Verschlimmerung der Sitten (S. 150 und 289), eine Zunahme der Rauf- und Fehdelust und des Raubrittertums (S. 236) und den Höhepunkt der fürchterlichen Juden-

metzeleien (S. 219) mit sich führte, so ist dagegen zu erinnern, daß keine Bewegung anders kann als neben den guten Regungen auch die schlimmen Leidenschaften der Menschen wach rufen und daß diese Schattenseiten vorübergegangen sind, während die oben angeführten günstigen Wirkungen der Kreuzzüge sich in späterer Zeit gesteigert haben und noch heute in ihren Konsequenzen die Kultur mächtig befördern helfen.

C. Der Kampf um die iberische Halbinsel.

Die Kreuzzüge des christlichen Abendlandes oder vielmehr der Mitteleuropäer nach dem Morgenlande hatten ursprünglich einen idealen Zweck, wie wir gezeigt haben, und waren daher nicht so dringend geboten, beruhten nicht auf so klarer, notwendiger Grundlage, wie die zu gleicher Zeit, sowie geraume Zeit vor- und nachher geführten Kämpfe zwischen denselben Mächten: Christentum und Islam, europäischer und asiatisch-afrikanischer Menschheit, im Südwesten Europa's. Dort war ein Fall vorhanden, der im Osten nicht vorlag: ein Theil Europa's, ein vorher abendländischen Christen zugehörig gewesenes Land befand sich in den Händen der Fremden, der Ungläubigen. Auf Palästina hatte keine andere europäische Macht ein Recht des Besitzes als das byzantinische Reich, dem das heilige Land wirklich gehört hatte, und gerade dieses Reich rührte keine Hand, die verlorene Provinz wieder zu gewinnen, obschon es sie den Abendländern nicht gönnte und sein Möglichstes that, Dieselben von ihrer Eroberung abzuhalten. Auf der iberischen Halbinsel dagegen hatte der widerrechtlichste Einbruch der Asiaten und Afrikaner stattgefunden, welchem nur der spätere der Türken in die Balkan-Halbinsel zu vergleichen ist, und die zunächst Beschädigten, welche sich in die Gebirge Asturiens zurückgezogen hatten, waren im unbestrittensten Rechte, die Eindringlinge zurückzuweisen und die europäisch-christliche Herrschaft auf der Halbinsel wieder herzustellen. Dieser mit beispiellosester Thatkraft und Ausdauer geführte Kampf dauerte beinahe achthundert Jahre und verhinderte die Spanier, an den Kreuzzügen im Osten theilzunehmen. Was kümmerte das Heilige Land sie, welche ihr Vaterland verloren und eine heilige Pflicht hatten, es wiederzugewinnen? Die früheren Unterschiede der Iberer, Römer und Goten nebst Suewen und Alanen, waren geschwunden und die christlichen Bewohner der Halbinsel fühlten sich den Fremden gegenüber nur noch als Spanier und als Christen.

Nur wenige Jahre nach dem Sturze des westgotischen Reiches durch die Araber begannen schon die Christen im Norden, unter Pedro von Biscaya und Pelayo von Asturien, sich gegen die Fremdherrschaft

zu rühren, und als im Oriente die Ommajaden stürzten, in Mitte des achten Jahrhunderts, stand im Nordwesten der Halbinsel schon ein christlich-spanisches Reich da. Dessen Fortschritt wurde aber nicht nur gehemmt, sondern auch seine kulturgeschichtliche Berechtigung in Frage gestellt durch eine Gestaltung der Dinge, wie sie in der Geschichte und besonders in der Kulturgeschichte niemals ihres Gleichen gehabt hat. Ein Abkömmling der im Osten gefallenen Ommajaden nämlich, Abderrahman (oben S. 432), hatte die seltene Thatkraft, den Ruhm seines Hauses im Westen herzustellen und der feindlichen Dynastie ihre fernste Provinz zu entreißen (759), und aus dem selbständigen, im Gegensatze zu den Abbasiden streng sunnitischen Chalifate, das er dort gründete, wurde ein Kulturstaat von einer solchen geistigen Größe und Herrlichkeit, wie er in einem Lande, dessen Beherrscher demselben fremd waren und nur wenig Jahrhunderte sich darin aufrecht erhielten, unwahrscheinlich wäre, wenn die Thatsachen nicht laut und deutlich sprächen. Mit diesem Kulturstaate hat sich das einheimische und christliche Spanien bis auf heute niemals vergleichen können, und auch alles Große und Bedeutende, was die mohammedanischen Staaten vom achten bis zum zwölften Jahrhundert leisteten, steht hinter den Kulturthaten der Chalifen von Cordova zurück. Schon unter Abderrahman I. erstand die Königsburg Alkasar und die große Moschee der Hauptstadt, blühten Handel und Gewerbe, besonders die Korduanlederfabrikation; unter seinem Sohne Hischam wurde die dortige hohe Schule gegründet. Am höchsten blühte aber das Reich unter Abderrahman III. (912—961), welcher sich „Beherrscher der Gläubigen" und damit den einzig rechtmäßigen Chalifen nannte und die Verluste durch die Christen im Norden mit der Eroberung von Mauretanien (Marokko) wettmachte. Die Einkünfte stiegen unter ihm (von 600.000 Dukaten unter dem ersten spanischen Chalifen) auf 12.945.000 Dukaten. Der europäische Antheil des Reiches, welcher nur noch die südliche Hälfte von Spanien und Portugal begriff, zählte 25 bis 30 Millionen Einwohner, und die Hauptstadt Cordova, welche 10 Stunden lang und 3 solche breit gewesen sein soll, angeblich 212.000 Gebäude, darunter 600 Moscheen, 85.000 Marktbuden und Karawanserais, 70 Bibliotheken und 17 höhere Lehranstalten, dazu prachtvolle Bäder und Wasserleitungen. Das Land erzeugte in reicher Fülle rohe Seide, seidene und wollene Stoffe, Öl, Zucker und Waffen. Der Residenzpalast, aus vielen Gebäuden bestehend, zählte über viertausend steinerne Säulen und umfaßte märchenhafte Pracht. Die Säle erglänzten von Gold und Perlen. Angeblich verwendete der Chalif jährlich 300.000 Dukaten allein auf Bauten. Sein Glanz blendete selbst das christliche Europa ebenso sehr, wie seine furchtbare Seemacht demselben Achtung einflößte, und beide Kaiser der Christenheit, sowie viele Könige ehrten ihn hoch und wechselten Gesandtschaften mit

ihm. Ja die Nonne Roswitha (oben S. 381) war von der Pracht Cordova's begeistert.

Die Blüte des spanischen Chalifates war aber nicht von längerer Dauer als jene des morgenländischen. Es wirkten dazu sowol die Angriffe der Christen, als der trotz aller Blüte herrschende blutige Despotismus mit, welch letzterer, wie überall, Parteikämpfe im Gefolge hatte. Schon 801 nahm Karl der Große den bereits aus Frankreich hinausgeworfenen Sarazenen die „spanische Mark“ bis zum Ebro (Catalonien) weg. Die unter manchen Chalifen ausgeübten Christenverfolgungen stachelten die Christen noch mehr zum Vorgehen gegen die Sarazenen auf, so sehr sonst Duldung von Seite der besseren Herrscher geübt wurde (s. oben S. 462). Die Reiche von Asturien, später Leon, wovon sich wieder Kastilien abzweigte, dann Navarra und endlich Aragon breiteten sich immer weiter aus; die ritterliche Weise, wie dieser Krieg bei allem National- und Religionshasse geführt wurde, haben wir schon erwähnt (S. 370). Freilich gab es Zeiten der Schwäche auf christlicher Seite, wo sich die kleinen Reiche selbst bekämpften und dann Schutz bei dem Chalifen suchten, als dessen Vasallen sie erschienen. Doch wurde das anders, als das Chalifat seit der Usurpation des Wesirs Almansor (976) zu sinken begann. Dieser tyrannische Emporkömmling, der seinen Chalifen eingesperrt und dessen Familie ausgerottet hatte, wurde 1002 geschlagen und selbst getödtet. Cordova wurde 1013 von einer Partei der entzweiten Mohammedaner selbst verwüstet. Die afrikanischen Edrisiden (oben S. 432) vertrieben wiederholt die Ommajaden und letztere wurden 1037 für immer gestürzt, worauf sich das sarazenische Spanien gleich dem christlichen in mehrere Reiche theilte. Das war das Zeitalter des Cid (oben S. 370), ebenso glorreich durch das Vorschreiten gegen die nun ganz von ihrer Kulturhöhe herabgesunkenen „Mauren,“ wie man sie seitdem nannte (da sie wenig Arabisches mehr hatten), als häßlich und widerwärtig durch die Kriege unter den christlichen Königen, ja unter Brüdern derselben Familie. Die spanischen Mauren erhielten 1086 neue Herren in den fanatischen marokkanischen Morabethen (Almoraviden), doch gehörte beinahe nur noch Andalusien ihnen, nachdem der Cid Valencia genommen und im Westen Graf Heinrich von Burgund sich das Reich Portugal gegründet; auch wurden sie in Mitte des zwölften Jahrhunderts von ihren afrikanischen Landsleuten, den noch fanatischeren und zwar schiitischen Mohaden (Almohaden) gestürzt, gegen deren unheimliche Macht die gleichzeitig neu gestifteten geistlichen Ritterorden von Alcantara und Calatrava in Kastilien, von San Jago de Compostela in Galizien und von Avis in Portugal eine rechtzeitige Hilfe waren. Mit ihnen sollte den im Orient gestifteten Ritterorden der Templer, Johanniter und Deutschritter, die wir kennen lernen werden, ein nationales Gegengewicht gegeben werden. Die Templer

und Johanniter fürchtete man ohnehin, seit ihnen Alonso I., der sich pomphaft Kaiser von Spanien nannte und den die Zeitgenossen als „Batallador“ auszeichneten, seine Reiche Aragon und Navarra vermacht hatte, was jedoch die Stände bei seinem Tode (1134) nicht anerkannten. Übrigens haben die spanischen Ritterorden keine Geschichte von Bedeutung aufzuweisen. Am Ende des zwölften Jahrhunderts, als der Eifer für die morgenländischen Kreuzzüge erlosch (oben S. 491), zog viel französisches Gesindel als angebliche Kreuzfahrer nach Spanien gegen die Mauren; doch peinigten sie nur die Juden und sogen die Christen aus. Der Tapferkeit der Spanier aber gelang endlich 1212 der Sieg bei Tolosa, durch den die Mohaden vernichtet und der Islam in Spanien für immer gelähmt wurde. Die Geschichte des Kampfes um die iberische Halbinsel bietet von da an kein Interesse für die Kultur mehr dar. Es war nur noch ein ohnmächtiges Ringen um das Leben und ein langsames Sterben, das den Mauren beschieden war. Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts verloren sie Andalusien mit der ehemaligen Ommajadenhauptstadt Cordova und waren nun noch allein auf Granada beschränkt, das sie allerdings noch ein Vierteljahrtausend behielten. Damit begann auch für das christliche Spanien eine dunklere Zeit. So lange es um sein Leben und sein Recht zu ringen hatte, war es ungeachtet des Krieges gegen die Glaubensfeinde duldsam gegen Juden und Moslimen, so besonders noch unter Alonso IX. von Kastilien († 1214), dem Sieger von Tolosa. Seit Fernando dem Heiligen jedoch, welcher Leon und Kastilien 1230 vereinigte, gefiel sich der übermütig gewordene spanische Stolz darin, sich als christliche Großmacht zu fühlen und Alle, die nicht „viejos Christianos“ waren, zu verachten, zu verfolgen, ja später zu vernichten. Doch wurde damit nur ein kleiner Anfang der spätern Unduldsamkeit und Glaubenstyrannei gemacht. Einerseits wurde damals die Sache in Aragon, wo schon in politischen Dingen eine freiere Verfassung bestand (s. oben S. 318 f.), noch nicht so schlimm, wie in Kastilien, selbst in Portugal nicht, trotz arger durch die Priester geübter Volksverdummung, und anderseits erhielt der Fanatismus der Geistlichkeit und des niedern Volkes in allen iberischen Staaten ein Gegengewicht in dem starken politischen Selbstbewußtsein der Könige, welches sie ungeachtet aller Gläubigkeit der Kirche gegenüber geltend machten, indem sie kein Jota von ihren staatlichen Rechten an letztere abtraten und lieber im Banne starben. Übrigens hing auch viel von den Persönlichkeiten der Könige ab. So war schon Fernando des Heiligen Sohn Alonso X. der Weise (regirte 1252—1284) ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, der den Vergleich mit den besten der spanischen Ommajaden unter allen Spaniern am wenigsten zu scheuen hat. Er ließ bedeutende astronomische und historische Werke abfassen, hob die Universität von Salamanca zu dem Range derjenigen von

Paris und Bologna, führte in Gesetzen und Staatsschriften statt der latinischen die kastilische Sprache ein, ließ die Bibel in letztere übersetzen und rief ein wissenschaftlich geordnetes bürgerliches Gesetzbuch in's Leben. Daß er schlechte Münzen schlagen ließ, mit seinen Brüdern und Söhnen im Kriege lebte, gegen Selbe sogar Schutz bei Mauren suchte und die Thorheit beging, sich um Gelt zum römisch-deutschen König wählen zu lassen, sind Schwächen, die seine Verdienste nicht aufheben können. (Vergl. oben S. 465.) Diese eigentümlichen Kontraste, ähnlich denen der italienischen Kleinfürsten jener Zeit (oben S. 279), waren in Südeuropa ohne Zweifel dem Einfluß und Beispiel mohammedanischer Despoten zuzuschreiben und letzterer Umstand zeigte sich recht augenfällig bei Pedro dem Grausamen von Kastilien (regirte 1350—1369), der in seinem Blutdurst und in seiner offenbaren Polygamie jedem Chalifen oder Sultan verglichen werden durfte. Der letzte mohammedanische Staat Spaniens aber, in Granada, siechte unter kastilischer Oberhoheit langsam dahin, bis nach der Vereinigung Kastiliens und Aragons unter Isabella und Fernando dem Katholischen nach neunjährigem Kriege, zu dem die Abkömmlinge der Mauren im christlichen Spanien Jeder einen Dukaten beitragen mußten, 1492 Granada fiel und die ganze Halbinsel unter christliche Herrschaft kam. Welcher Art dieses Christentum war, wird der nächste Band dieses Werkes zeigen. Das zeitliche Mittelalter war für Spanien mit dem Untergange des Maurentums beendet, aber ein geistiges Mittelalter sollte leider noch lange dauern!

Zweiter Abschnitt.

Die geistlichen Ritterorden.

A. Die Johanniter und die Templer.

Es war der Grundgedanke des heidnischen Mystizismus, die als verloren gedachte Gottheit wieder zu suchen und zu finden und mit ihr vereinigt zu werden (s. Bd. II. S. 159 ff.). Der christliche Mystizismus, der aus demselben Gedanken hervorgegangen war und ihn mit rührender Treue festhielt (s. oben S. 344 ff.), feierte die Zeit seines höchsten Triumfes und seiner durch das römische Papsttum erlangten größten Macht dadurch, daß er ihn auch in das Werk setzte und durch Thaten nachdrücklich verbildlichte. Diese Thaten waren die Kreuzzüge, in welchen die christlichen Mystiker auszogen, um das verlorene Grab ihres Gottes zu suchen, zu finden und in den Kreis ihrer Macht

einzuschließen. Der Besitz des Grabes war ihnen die beste Gewähr für die Vereinigung der Gottheit und Menschheit. Und bei diesem Unternehmen wirkten vor Allem die beiden einflußreichsten Stände des Mittelalters mit. Die Mönche, geleitet vom Papste, riefen zur heiligen Kreuzfahrt auf, — die Ritter, geleitet vom Kaiser, zogen aus und eroberten das heilige Land. Und als es erobert war, — als ein christliches Königreich Jerusalem nach dem Muster der abendländischen Staaten dastand, — da erwuchs, als notwendige Spitze der mittelalterlichen Bestrebungen, die Vereinigung des Mönch- und Rittertums in den geistlichen Ritterorden, deren Glieder das Schwert der Ritter führten und daneben die mönchischen Gelübde der persönlichen Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ablegten.

Diese geistlichen Ritterorden entstanden aus mönchischer Quelle durch allmälige Aufnahme ritterlicher Elemente. Kaufleute aus Amalfi, der ältesten Handelsstadt Italiens, hatten schon im Jahre 1048 ein Kloster und eine Kirche in Jernsalem gegründet und damit ein Hospital zu Ehren Johannes des Täufers verbunden. Darin verpflegten die Mönche arme und kranke Pilger. Papst Paschalis II. verlieh ihnen eine Ordensverfassung (1113) und Gottfried von Bouillon hatte ihnen schon nach der Eroberung Jerusalems bedeutende Besitzungen geschenkt. Sie hießen sich Hospitalbrüder des heil. Johannes von Jerusalem und trugen schwarze Mäntel mit weißen Kreuzen. Ein Theil dieser Brüder war aber von allzu ritterlichem Sinn erfüllt, um sich mit der blosen Krankenpflege zu begnügen. Es trieb sie, auch mit den Waffen in der Hand das heilige Land und dessen christliche Anstalten gegen die „Ungläubigen" zu vertheidigen. Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer traten 1118 aus dem Hospital aus und verbanden sich mit sechs anderen Rittern, lauter Franzosen, zu einem Waffenbunde, welcher den drei mönchischen Gelübden dasjenige der „Beschützung der Pilgerstraße im heil. Lande" hinzufügte. Sie wurden vom König und Patriarchen in Jerusalem unterstützt und nach der Wohnung, welche ihnen Ersterer in seinem auf den Ruinen des Tempels Salomo's errichteten Palaste einräumte, Templer genannt. Durch den Grafen Hugo von Champagne verstärkt, welcher all das Seinige der Kirche schenkte, seine Gattin verließ und das neunte Mitglied wurde, und durch den heil. Bernhard von Clairvaux empfohlen, erhielten die Templer 1128 von der Synode zu Troyes, vor welche sie sich aus dem Morgenlande persönlich begaben, ihre Bestätigung als geistlicher Ritterorden, eine Ordensregel, ein Ordenskleid, ein Ordenspanner u. s. w. Zu derselben Zeit oder bald nachher (1118 oder 1120) nahmen auch die Hospitalbrüder des heil. Johannes, später Johanniter genannt, einen kriegerischen Charakter an; ihnen folgten gleichzeitig die Deutschen Ritter, deren Thaten vorzüglich an der Ostsee ihren Schauplatz fanden, dann

in Spanien, im Kampfe gegen die dortigen Sarazenen, die bereits (oben S. 502) genannten dortigen Orden, in England die Ritter des heiligen Grabes und so in anderen Ländern noch andere. Keiner dieser Orden aber übertraf an Ruhm und Bedeutung den der Templer. Ihr aus ärmlichen und unbedeutenden Anfängen hervorgegangener Orden hieß in seiner zu Troyes erhaltenen Stiftungsregel, „die armen Genossen des Tempels in der heiligen Stadt.“ Er war damals noch von einer Demut erfüllt, welche später, als sich seine Glieder nicht mehr „arme Genossen,“ sondern „Tempelherren“ nannten, allerdings nicht mehr bestand. Unbekannt war in den ersten Zeiten des Ordens sein späterer Einfluß, Reichtum, Stolz und Unglaube. Die „Brüder“ beteten und fasteten, besuchten fleißig den Gottesdienst, übten die religiösen Pflichten, unterstützten die Armen und pflegten die Kranken. Ihre Kleidung war einfach und einfarbig, weiß, schwarz oder braun; wer die besten Kleider verlangte, erhielt die schlechtesten. Aller Aufwand, Schmuck u. dgl. war untersagt. Lange Haare und Bärte waren verpönt; beide mußten kurz gestutzt sein. Die Jagd war für die Templer eine durchaus unerlaubte Beschäftigung. Sie durften nicht allein ausgehen und mußten auch auf Reisen stets die Ordensregel beobachten. Während des Schlafes mußte stets ein Licht brennen. Weibliche Personen durften sich in den Ordenshäusern nicht aufhalten, und selbst weibliche Verwandte durften die Brüder nicht küssen. Ließen sie sich ein fleischliches Vergehen zu Schulden kommen, so durften sie es Niemandem mittheilen, ausgenommen dem Meister zum Zwecke der Buße; Diesem aber durften sie nichts verschweigen und mußten sich seinen Vorschriften als Büßende fügen. Allen war Vermeidung der Verleumdung zur Pflicht gemacht.

Mit der Zeit unterlagen nun aber diese der Bescheidenheit, Mäßigkeit und Demut den Weg bahnenden Vorschriften bedeutenden Veränderungen. Denn der Orden vergaß nach und nach die Einfachheit seiner Stifter. Er wurde reich an Glücksgütern und brach damit das Gelübde der Armut; er folgte nur seinen eigenen Eingebungen und seine Glieder ihren Gelüsten, womit das Gelübde des Gehorsams verletzt war; und so ging es auch mit jenem der Keuschheit, während das dem Orden eigentümliche der Beschützung des Pilgerns nach dem heiligen Lande durch dessen fahrlässigen, ja in manchen Umständen verräterischen Wiederverlust an die Sarazenen — sein Ende fand. Statt gegen Diese zu kämpfen, widmeten sich Tausende von Tempelrittern auf ihren zahlreichen Besitzungen im Abendlande dem Müssiggang und den verderblichsten Leidenschaften. Der Hochmut wuchs unter ihnen, und so kam es, daß sie das dem Mönchtum entnommene, in der Ordensregel noch vorgeschriebene Noviziat der Mitglieder nach und nach abschafften, wodurch sie großen Zulauf erhielten, indem es stolzen Rittern sehr gut gefiel, keine klösterliche Vorschule im Orden durchmachen zu müssen.

Die Tempelritter sollten lauter Edelleute von untadelhafter Abstammung sein; doch nahm man bisweilen auch uneheliche Söhne von Rittern auf. Sie sollten weder verehelicht noch verlobt sein und keinem andern Orden angehören; man half sich aber durch Aufnahme von Verheirateten unter dem Titel von „Affiliirten", wie man sich auch nicht scheute, die Regel, welche zur Aufnahme das Alter der Mündigkeit und Ritterfähigkeit (das 21.) verlangte, durch Reception von Knaben zu umgehen. All dies geschah um des Geltes willen, welches gewissermaßen der Gott des Ordens war und welchem alle übrigen Rücksichten geopfert wurden. Wer dem Orden Gold brachte, war ihm willkommen.

Die Mitglieder des Tempelordens waren ursprünglich blos eines Standes: weltliche Ritter. Sein Zuwachs aber veranlaßte mit der Zeit die Aufnahme besonderer Geistlicher, welche den Gottesdienst und die Seelsorge in den Ordenshäusern besorgten und von aller geistlichen Gerichtsbarkeit außer dem Orden befreit waren, wodurch der letztere einen bedeutenden Grad der Unabhängigkeit von geistlicher Gewalt erlangte. So entstand eine zweite Klasse im Orden, die der Kleriker, denen aber mit ihrer Aufnahme jede Beförderung in der katholischen Hierarchie abgeschnitten war. Auch waren sie den Rittern untergeordnet, hatten unbedeutenden Einfluß und waren meist nur Figuranten bei den Feierlichkeiten des Ordens. Durch den wachsenden Stolz der Templer, welche sich in der ersten Zeit des Ordens selbst bedient hatten, und durch ihr Verlangen, auch unter den niederen Ständen Einfluß zu erlangen, entstand endlich die dritte Klasse, die der Servienten oder Dienenden, welche von der Außenwelt sehr gesucht war und vom niedersten Knappen bis zum höhern königlichen Beamten zahlreiche Vertreter zählte. Die Servienten, welche zu den Ordensämtern nicht wählbar waren, sonst aber ausgedehnte Rechte hatten, zerfielen in Wappner, welche mit den Rittern im Ordenshause lebten und mit ihnen in den Krieg zogen, und in Handwerker, welche für die übrigen Ordensglieder arbeiteten. So bildete der Orden eine Welt für sich im Kleinen, in welcher alle Stände vertreten waren, welche daher der Außenwelt nicht bedurfte und dennoch großen Einfluß auf sie ausübte, vorzüglich durch die vierte Klasse, die der Affiliirten, zu welcher Männer und Frauen, Edelleute und Gemeine, ja sogar Könige und Päpste gehörten. Sie legten nach ihrer Auswahl einen Theil der Gelübde oder auch alle ab und setzten den Orden als Erben ein, lebten aber nicht in dessen Häusern. Zu ihnen gehörten auch die Donaten, welche sich freiwillig verpflichteten, dem Orden Dienste zu leisten, und die Oblaten, welche schon als Kinder von ihren Eltern für den Orden bestimmt waren und nach dessen Regel erzogen wurden. Die Angehörigen des Ordens unterschieden sich durch ihre Kleidung. Die Ritter trugen ein weißes Kleid und einen weißen Mantel, auf der linken Brustseite des letztern ein achteckiges rotes Kreuz,

die Kleriker eine weiße Kutte mit einem roten Kreuz auf der Brust, die Servienten zuerst auch ein weißes Kleid, in Folge von Mißbräuchen aber, die damit getrieben wurden, indem sie sich oft für Ritter ausgaben, später nur ein braunes oder schwarzes mit einem roten Kreuze. Alle Ordensglieder aber nannten sich Brüder und hielten in der That musterhaft zusammen, wie auch im Kriege ihre persönliche Tapferkeit über jeden Tadel erhaben war. Dies drückte sich auch sehr schön in ihrem Sigel aus, welches zwei auf einem Pferde sitzende Ritter zeigte, daher auch ihre Losung „beauséant“ (das schöne Beisammensitzen) hieß.

Die geistlichen Ritterorden waren Mächte im Mittelalter; ihre Großmeister nahmen den Rang nach den Päpsten und Monarchen ein, und nannten sich „von Gottes Gnaden.“ Ja, sie anerkannten sogar keinen Kaiser und König als ihren Herrn, sondern blos den Papst, und auch diesen nur dem Namen nach. In der That fürchteten die Päpste diese Orden und waren froh, ihre Dienste in Anspruch nehmen zu können, ohne sie zu erzürnen; denn sie hatten es denselben zu verdanken, daß nicht nur, wie früher, geistige, sondern auch körperliche Waffen zu ihrer Verfügung bereit standen und den weltlichen Fürsten gegenüber ein mächtiges Bollwerk darstellten. Dies war aber vorzugsweise in Beziehung auf die Templer der Fall, welche zur Zeit ihres Unterganges ein Reich von fünf Provinzen im Morgen- und sechszehn im Abendlande und darin zehntausend fünfhundert Ordenshäuser besaßen. Im Besitze solcher Gewalt trachteten sie nach keinem geringern Ziele, als die damalige christliche Welt von ihrem Orden abhängig und dadurch zu einer Art militärisch-aristokratischer Republik zu machen, in welcher der Papst das scheinbare Oberhaupt, sie selbst aber an seiner Stelle, mit ihrem Großmeister an der Spitze, die wirklichen Regenten wären. Bei dieser Sachlage hatten die Templer keinen Bannfluch zu fürchten und waren sich ihres Glanzes und ihrer Macht bis zur äußersten Selbstüberschätzung und bis zur rücksichtlosesten Hintansetzung aller allgemein menschlichen Pflichten bewußt, wie sie auch in der letzten Zeit des Ordens sich nicht mehr vom Papste als Werkzeug brauchen ließen, sondern vielmehr diesen als ihr Werkzeug zu benutzen strebten.

Der Großmeister des Tempelordens wurde von einem Wahlkollegium gewählt, welches aus acht Rittern, vier Servienten und einem Kleriker bestand (von welchen erstere beide die Apostel und letzterer Jesum vorstellen sollten); es ergänzte sich selbst, indem zwei vom Konvente bezeichnete Wähler zwei weitere, diese vier wieder zwei u. s. w. bezeichneten. Der Großmeister war nur Vorsitzender und Vollmachtträger des Konventes; nur im Kriege nahm er als Oberbefehlshaber eine selbständige Stellung ein, und gegen die Kleriker im Orden übte er als Stellvertreter des Papstes die geistliche Gerichtsbarkeit aus. Ein glänzendes Gefolge umgab ihn. Den ersten Rang nach ihm nahmen ein: der

Großkomthur (sein Stellvertreter), der Seneschall, welcher die friedlichen, der Marschall, welcher die kriegerischen Angelegenheiten des Ordens, der Schatzmeister, welcher die Kasse, der Drapirer, welcher das Kleidungswesen besorgte. Der Unteranführer der leichten Reiterei hieß Turkopulier, die Verwalter der Ordensprovinzen und Ordensbesitzungen Komthure; die Zustände der Provinzen wurden von Visitatoren untersucht.

Die höchste Macht im Orden übte der Konvent aus; er bestand aus dem Großmeister, zwei Assistenten desselben, den genannten Würdenträgern, den anwesenden Provinzialmeistern und denjenigen Rittern, die der Großmeister zuzog. Durch weitere Zuziehung aller angesehenen Templer vergrößerte sich der Konvent zum General-Kapitel, welches neue Gesetze und Verordnungen erließ. Ebenso gab es in jeder Provinz einen Konvent unter dem Vorsitze des Provinzialmeisters und in jedem Ordenshause ein Hauskapitel, welchem auch die Servienten angehörten.

In all diesem hatte indessen der Tempelorden die größte Ähnlichkeit mit den übrigen geistlichen Ritterorden, theilweise sogar mit den Mönchsorden; für unsern Zweck nehmen aber jene seiner charakteristischen Merkmale weit mehr, ja eigentlich das einzige höhere Interesse in Anspruch, welche ihn von allen übrigen Erscheinungen seiner Zeit unterschieden, beziehungsweise ihn zur geheimen Gesellschaft stempelten.

Der Tempelorden wurde hierzu wesentlich erst im dreizehnten Jahrhundert geführt. Die hauptsächlichen Ursachen davon waren sein Reichtum und seine Macht, welche zu befestigen es kein besseres Mittel zu geben schien, als die Aneinanderkettung der Mitglieder durch Geheimnisse. Den Stoff zu denselben entnahm man der damals allmälig erwachenden religiösen Aufklärung, welche durch das Mißlingen der von der Kirche als Gottes Werk erklärten Kreuzzüge, durch das Abschreckende der von den Franziskanern und Dominikanern betriebenen Inquisition, durch die wissenschaftlichen Forschungen der jüdischen und arabischen Gelehrten, durch die seit Innocenz III. Tode sich wieder offenbarende Schwäche des Papsttums und durch neuerdings sich mehrende Ketzereien und Sekten im Schoße des Christentums, wie die Albigenser und Waldenser, genährt wurde und in den gebildeten Ständen zahlreiche Anhänger hatte, denen selbst ein Kaiser Friedrich II. mit seinem Beispiel voranging, indem von ihm zahlreiche Äußerungen bekannt sind, aus denen hervorgeht, daß er die Kirchenlehre bei jedem Anlasse verhöhnte. Diese Aufklärung war mithin Frommen, Gelehrten und Frivolen gemein, den Ersten aus Entrüstung gegen die sittliche Entartung der Kirchenhäupter und gegen die dem Evangelium widersprechende Hierarchie, — den Zweiten in dem Bewußtsein, daß die von Rom vorgeschriebenen Dogmen willkürliche Erfindungen von Päpsten und Koncilien seien, den Dritten aber war sie

keine grundsätzliche, sondern eine modische; sie huldigten ihr, weil sie ihnen bequem war in ihrer Abneigung gegen ein geordnetes, pflichtgetreues Leben. Die Templer insbesondere, welche weder fromm, noch gelehrt, aber größtentheils sehr frivol waren, setzten jene Aufklärung in Verbindung mit ihrem Interesse, das ihnen gebot, ihren zahlreichen Besitzungen im Abendlande größere Sorgfalt zu schenken, als den wenigen in dem von den Mohammedanern bereits größtentheils wieder eroberten Königreiche Jerusalem. Indem sie daher aufgeklärte Ansichten annahmen, bahnten sie einem Aufgeben der nutzlosen Kreuzzüge und einer vollständigen Rückkehr nach Europa den Weg, wo sie von ihren, wenn auch ruhmgekrönten, doch mühevollen und undankbaren Waffenthaten ausruhen und sich bei ihren Reichtümern in ihren prachtvollen, mit orientalischem Luxus ausgestatteten, von feenhaften Gärten umgebenen Ordenshäusern zugleich einem genußvollen Wohlleben, dem Spiel, der Jagd, der Liebe, dem Gesange und der Dichtkunst in die Arme werfen und zugleich ihre hochfliegenden politischen Plane verfolgen konnten. Sie ahnten die Unverträglichkeit dieser beiden Arten des Strebens nicht, sondern stürmten mit der Absicht einer Vereinigung derselben blindlings auf ihr Verderben los. Obwol die Johanniter und die Deutschritter in dem Aufgeben Palästina's mit den Templern einig gingen, retteten doch Jene durch die Eroberung der Insel Rodos und ihre Behauptung gegen die Türken, und Diese durch ihren Kampf gegen die Heiden in Preußen und Livland ihre Thatkraft, während die Templer die letztere an unausführbare Fantasien verschwendeten.

Das geheime Wesen und Treiben der Templer bestand nun in einer geheimen Lehre und in einem auf diese gestützten geheimen Kultus. Die Lehre, welche zwar nicht auf wissenschaftlichen Forschungen beruhte, aber im Wesentlichen mit den Resultaten solcher übereinstimmte, bestand hauptsächlich aus der Verwerfung alles Wunderbaren. Den Templern war Christus nicht Gottes Sohn, hatte keine Wunder gethan, war weder auferstanden, noch in den Himmel gefahren. Die kirchliche Lehre von der Verwandlung der Hostie in der Messe war ihnen krasser Aberglaube, das Abendmal blos eine Erinnerungsfeier, die Beichte ein Priesterbetrug, die Dreieinigkeit eine menschliche Erfindung, die Verehrung des Kreuzes ein Götzendienst. Daß die Opposition gegen dies letztere sich bis zu dem Gebrauche habe hinreißen lassen, bei feierlichen Gelegenheiten das Kreuz zu verhöhnen, ja sogar zu bespeien, ist zwar in den vorgeblich im vatikanischen Archiv befindlichen Geheimstatuten der Templer (§ 13) gesagt*); doch sind diese Statuten schwerlich ächt und wir halten jenen Gebrauch für eine tendenziöse Erfindung

*) Die Geheimstatuten des Ordens der Tempelherren, herausg. v. Merzdorf, Halle 1877, S. 96. 97.

der Feinde des Ordens, welche ihren Grund theilweise in der wirklichen Frivolität und Spottsucht mancher Templer, theilweise in dem Bestreben, den Orden in recht gehässigem Lichte erscheinen zu lassen, haben mag. Glaubwürdiger ist, daß die Templer unter sich das Kreuz auf ihrem Mantel nicht als solches, sondern als ein doppeltes T, den Anfangsbuchstaben des Namens ihrer Gesellschaft, betrachteten. An die Stelle Jesu setzten die Templer als Schutzpatron ihres Ordens und ihrer Lehren Johannes den Täufer, weil er weder darauf Anspruch gemacht, Wunder zu thun, noch sich für den Messias ausgegeben. Statt der Dreieinigkeit aber verehrten sie den einigen, allmächtigen Gott, und ihre Religion war daher, gleich dem Judentum und Islam, reiner Monotheismus.

Da indessen an die Stelle des beseitigten Kirchenglaubens bei Denjenigen, welche ihn nicht aus wissenschaftlichen Gründen verwerfen, sondern eigentlich nicht wissen warum, gewöhnlich der heidnische Aberglaube an die Wirkungen lebloser Dinge auf lebende tritt, so ergaben sich auch die Templer diesem in hohem Maße, und zwar besonders den zwei beliebtesten Afterlehren des Mittelalters, der Astrologie und der Alchemie, — außerdem aber auch jedem andern Wahne jener Zeit.

Dem erwähnten Unglauben müssen unter solchen Umständen auch die Geistlichen im Orden, die Kleriker gehuldigt haben. Es mangelte damals keineswegs an aufgeklärten Priestern, und es ist anzunehmen, daß die Templer vorzugsweise Solche aufgenommen haben, welche mit der Hierarchie zerfallen waren und daher im Orden eine Zuflucht fanden. Wenn aber Dieselben, obschon theilweise Gelehrte, auch dem Aberglauben ergeben waren, so theilten sie diese sonderbare Verirrung der Begriffe mit vielen weit berühmteren Gelehrten, und zwar um so mehr, als damals die Naturwissenschaften sich noch auf einer sehr unvollkommenen Stufe befanden.

Der geheime Ritus der Templer, welcher seit der Mitte des 13. Jahrhunderts aufkam, fand Anwendung bei ihrem eigentümlichen Gottesdienste und bei der Aufnahme. Während nämlich in den Kapellen der templerischen Ordenshäuser die katholische Messe mit allem Glanze und aller Pracht öffentlich gefeiert wurde, hatten die eingeweihten Tempelbrüder in ihrem Kapitelsaale, oder sogar auch in der Kapelle selbst, vor Tagesanbruch einen geheimen Kultus. Derselbe bestand in der Beichte und dem Abendmale nach templerischer Auffassung. Erstere betrachteten die Ordensbrüder lediglich als brüderliches Vertrauen von der einen, brüderlichen Rat von der andern Seite. Ein Geistlicher war hierzu nicht erforderlich; man beichtete sich untereinander; die kirchliche Ohrenbeichte aber war den Ordensgliedern in der Regel geradezu verboten, und eine Absolution außerhalb des Ordens nicht von ihnen gesucht, da der Großmeister das Recht vollkommener Absolution in Anspruch genommen hatte und auch ausübte, — wie man im Orden sagte:

aus Auftrag des Papstes. Sünden, die man sich aus Scham zu nennen scheute, wurden ungenannt vergeben. Das Abendmal nahmen die Templer, im Gegensatze zur Kirche, unter beiderlei Gestalt (Brot und Wein), und zwar nicht in dem Sinne eines Opfers oder einer Verwandlung, sondern lediglich als ein Zeichen brüderlicher Liebe. Von Bildern spielten im templerischen Ritus zwei eine Rolle, das eine war dasjenige Johannes des Täufers, — es vertrat die Opposition gegen den Kirchenglauben und brauchte doch, da diese Persönlichkeit auch zu den Heiligen der Kirche gehörte, nicht verheimlicht zu werden. Seine Attribute waren das Opferlamm, welches auf seinen Martyrertod, und der Kelch, welcher auf die Schüssel hinwies, in welcher sein Haupt vorgewiesen wurde, beides zugleich Symbole des johanneischen Brudermales. Das andere Bild dagegen, streng als templerisches Geheimniß verwahrt, bezog sich auf den Aberglauben des Ordens und wird als „Idol“ bezeichnet. Es ist dies eine der rätselhaftesten Erscheinungen in der Geschichte. Es war aus Metall gebildet, meist aus vergoldetem Kupfer, und stellte bald einen Todtenschädel, bald ein Greisenantlitz mit starkem Barte (Makroprosopos), bald eine kleine ganze Figur (Mikroprosopos) dar, und letztere war bald männlich, bald weiblich, bald beides zugleich; bald hatte sie einen, bald zwei, bald drei Köpfe mit leuchtenden Augen, die aus eingesetzten Karfunkeln bestanden. Ununterrichtete Templer nannten dieses Idol „Baffomet“, weil sie es irrtümlicher Weise für ein Bild Mohammeds hielten, während doch den Mohammedanern jede Abbildung und Verehrung lebender Wesen verboten ist, die Templer aber keine Ursache gehabt hätten, Mohammed, der ja auch Wunderthäter war, höher zu verehren als Christus. Aus den Äußerungen von Templern geht vielmehr hervor, daß von diesem Idol die Verleihung von Gesundheit, Reichtum, Vergnügen, Liebe der Vorgesetzten u. s. w. erbeten und erwartet, daß seine Verehrung derjenigen des Kreuzes entgegengesetzt, daß es der „Heiland des Ordens“ genannt wurde. Da nun bekannt ist, daß die Templer dem astrologischen und alchemistischen Aberglauben ergeben waren, und daß die Anhänger dieses Wahns sich vielfach mit Talismanen, d. h. solchen Gegenständen, von welchen günstige Einwirkung auf das Schicksal des Menschen erwartet wurde, abgaben, sie bei sich trugen, in ihren Wohnungen verwahrten und mit Ceremonien verehrten, — so kann das templerische sog. Idol nur ein solcher Talisman, d. h. ein abergläubiges Spielzeug, gewesen sein, — vielleicht eine Verkörperung des Schicksals, welches Jedem, der den Glauben verwirft, ohne die Wissenschaft zu besitzen, als das Höchste und Verehrenswürdigste erscheinen muß. Die Templer näherten sich also der fatalistischen, d. h. dem Schicksal blind ergebenen Richtung des Mohammedanismus, mit welchem sie in zu häufige Berührung kamen, als daß sie nicht hätten etwas von ihm annehmen müssen. Auch liegt es sehr nahe, daß Kriegsleute, wie

auch Seeleute, welche den Tod stets vor Augen haben, dieser Richtung verfallen. Daß das fragliche Bild aber ein wirkliches Idol gewesen, d. h. daß ihm göttliche Verehrung erwiesen worden, wird Niemand im Ernste glauben, der die Aufklärung der Templer kennt, welche wol einen gewissen Grad von Aberglauben, sicher aber keinen Götzendienst ertrug.

Der eigentümliche Ritus bei der Aufnahme der Templer zerfiel in den ursprünglichen einfachen, der bei jeder Aufnahme ohne Unterschied stattfand, und in den später hinzugekommenen, welcher nur bei der Aufnahme Solcher Anwendung litt, welche ihn ertragen konnten, bei Anderen aber entweder weggelassen oder durch willkürliche Erklärungen und Auslegungen verdeckt wurde.

Die gewöhnliche Aufnahme der Ritter wurde vor dem Hauskapitel in der Kapelle, mit strengem Ausschlusse aller dem Orden nicht Angehörigen vollzogen. Der Komthur, welcher die Stelle eines Receptors bekleidete, fragte zuerst die versammelten Brüder, ob sie etwas gegen die Aufnahme einzuwenden hätten. War dies nicht der Fall, so wurde der Kandidat in ein nahes Zimmer geführt und gefragt, ob er auf dem Gesuche um Aufnahme beharre, ob er von freiem Stande, ob er vermält oder verlobt, und durch kein anderes Ordensgelübde gebunden, ob er nicht mehr schuldig sei, als er bezahlen könne, ob er an keiner heimlichen Krankheit leide. Fielen die Antworten befriedigend aus, so wurde dies dem Kapitel angezeigt, und dieses mußte seine Zustimmung zur Aufnahme abermals bestätigen. Nun führte man den Kandidaten in das Kapitel, wo er vor dem Receptor niederfiel und ihn um die Aufnahme bat. Der Letztere gab ihm gute Lehren und fragte ihn nochmals, ob die schon erwähnten Hindernisse gegen die Aufnahme vorliegen, worauf die Verpflichtung des Kandidaten, sich den Vorschriften des Ordens zu unterziehen, seine Aufnahme, seine Bekleidung mit dem Rittermantel und ein Gebet folgten. Die Aufnahme der Servienten unterschied sich von jener der Ritter blos durch einige Veränderungen in den Reden, die sich auf ihren Stand bezogen; diejenige der Kleriker aber hatte mehr Ähnlichkeit mit der Profeßablegung bei den Mönchsorden und wurde in latinischer Sprache vollzogen.

Bei der geheimen Aufnahme hatte der Receptor das Idol auf dem Schose oder nahm es aus dem Busen und sagte zu dem Kandidaten: „an dieses glaube, ihm vertraue, und du wirst dich wol befinden.“ Oder er nahm aus der großen steinernen Altartafel einen Stein, stellte ihn, welcher wahrscheinlich auf der innern Seite eine Figur enthielt, auf den Altar, ließ ihm Verehrung erweisen und fügte ihn dann wieder ein. Dann band man dem Aufgenommenen eine weißwollene Schnur um, welche den Gürtel des Täufers bedeuten sollte und aus dem Kopfe des Idols genommen wurde, und er mußte dieselbe stets über dem Hemde

tragen. Später deutete man diesen Gürtel als ein Zeichen der die Brüder umschlingenden Liebe, und betrachtete ihn auch abergläubiger Weise als einen Talisman. Damit endlich der Neuaufgenommene gleichsam durch Scham zur Verschwiegenheit gezwungen werde, soll der Gebrauch bestanden haben, daß er den Receptor auf einen ungewöhnlichen oder unanständigen, zu diesem Zwecke entblößten Theil des Körpers habe küssen müssen, — eine Ceremonie, welche der feinen ritterlichen Sitte beinahe ebenso stark widerspricht, wie das Bespeien des Krucifixes, und daher der Erfindung sehr verdächtig ist. Daß Unanständigkeiten und Unsittlichkeiten im Orden vorkamen, ist sehr wahrscheinlich, — daß sie aber einen Theil des Ritus ausmachten, — sehr unwahrscheinlich. Dagegen war allerdings die Verschwiegenheit eine streng gebotene Pflicht der Templer; Brüder, auf die man sich nicht glaubte verlassen zu können, mußten vor der Aufnahme das Kapitel verlassen, — Verräter wurden mit Gefängniß bestraft und dem Kandidaten mit Kerker und Tod gedroht, falls er das durchgemachte Ceremoniell Nicht-Templern mittheilen würde. Daß solche Drohungen Ausführung fanden, ist behauptet, aber nicht glaubwürdig nachgewiesen worden.

So war der Tempelorden im Laufe der Zeit zu einer Gesellschaft geworden, welche vorgab, die Kirche zu beschützen, in Wahrheit aber die Lehren der Kirche verwarf und solche Tendenzen verfolgte, welche in ihrer Konsequenz den Untergang nicht nur des Papst-, sondern des positiven Christentums überhaupt herbeiführen mußten. An diesem unlösbaren Widerspruche, an der Heuchelei, welche darin lag, daß sich der Orden von der Kirche, mit deren Lehre er zerfallen war, nicht auch förmlich trennte und daß er antichristliche Lehren, welche er für wahr hielt, mit einem Geheimniß umgab und sie nach Umständen für bloßen Scherz ausgab, statt sie zu verbreiten und offen zu bekennen, wie so manche arme und wehrlose „Ketzer" thaten, — scheiterte sein Streben und ging die mächtigste Verbindung ihrer Zeit, — nicht im ruhmvollen Kampfe, — sondern in der Schmach des Kerkers und Scheiterhaufens zu Grunde.

Nachdem die Kreuzzüge völlig mißlungen und das „heilige Land" sich wieder in der Gewalt der „Ungläubigen" befand, damit aber der Zweck der geistlichen Ritterorden erledigt war, dachten die Päpste auf Beseitigung des Übelstandes, daß jene zunächst ihnen untergebenen Vereine ohne Nutzen in der Welt beständen. Der Deutsche Ritterorden entging der weitern Untersuchung dieser Frage schon früher durch die Wahl eines neuen Wirkungskreises an der Ostsee, die spanischen Orden durch den stets fortdauernden Kampf gegen die Mauren, der Johanniter-Orden endlich durch die Besetzung von Rodos. Noch war also der Tempelorden ohne eine seiner Bestimmung angemessene Beschäftigung, und dies war die erste Veranlassung zu seinem Untergange. Die meisten Ritter

brachten ihre Zeit mit Müssiggang und Vergnügen im Abendlande zu. Der Großmeister Jakob von Molay befand sich in seiner Residenz Limisso auf der Insel Kypros. Kurze Zeit nun vor der Eroberung von Rodos durch die Johanniter, im Jahre 1306, befahl Papst Clemens V., welcher sich gleich seinen nächsten Vorgängern sehr viel mit der Bestimmung der geistlichen Ritterorden beschäftigte, den beiden Großmeistern der Johanniter und Templer, „so geheim als möglich mit einer kleinen Begleitung“ aus Kypros nach Frankreich zu kommen.

Diese Citation hatte eine eigentümliche Veranlassung, und lautete nicht umsonst so dringend und geheimnißvoll. Sie fiel deshalb nicht allgemein auf, weil es bekannt war, daß die Päpste mit dem Gedanken eines neuen Kreuzzuges umgingen und daher die Vermutung nahe lag, daß ein derartiges Unternehmen mit den beiden Großmeistern besprochen werden sollte. Es lagen ihr jedoch ganz andere Motive zu Grunde.

Der damalige König von Frankreich, Philipp IV., der Schöne genannt, lag als eifriger Vertheidiger der Landeshoheit gegenüber geistlichen Übergriffen mit den Päpsten seiner Zeit in heftigem Streit (oben S. 152), bis er die Wahl eines Franzosen, eben jenes Clemens, durchgesetzt hatte, welcher den von seinem Vorgänger gegen den König erlassenen Bannfluch ungültig erklären mußte. In jenem Streite nun waren die Tempelherren allein unter allen Franzosen auf der Seite des Papstes gestanden, und der König brütete daher Rache gegen sie, und zwar um so mehr, als auch ihr großer Länderbesitz und ihr Reichtum, gegenüber seinem leeren Staatsschatze, der den mächtigen Rittern noch dazu Gelt schuldig war, ihn mit Neid erfüllten. Er wartete daher nur auf eine günstige Gelegenheit, die Templer in's Verderben zu stürzen.

Diese bot sich ihm dar, als ein gewesener Komthur des Tempelordens, Squin von Flexian, welcher wegen seiner schlechten Aufführung und Schandthaten aus dem Orden gestoßen und nachher wegen Aufruhrs in das königliche Gefängniß zu Toulouse gesperrt und zum Tode verurteilt war, einem Schicksalsgenossen, dem Florentiner Noffodei, allerlei Geschichten über das Treiben der Templer erzählte und von diesem aufgemuntert wurde, solches dem Könige zu entdecken, wofür leicht Beide begnadigt werden könnten. Squin theilte dies dem Kerkermeister mit und wurde sogleich nach Paris zum Könige geführt, dem er unter Zusicherung des Lebens vorgab: Die Templer müßten schwören, das Beste des Ordens auf jede, gerechte und ungerechte Weise, zu fördern, ständen in Verbindung mit den Sarazenen, hielten mehr auf deren Religion als auf der christlichen, spieen das Bild Christi an, ermordeten die Novizen, welche sich ihrem Unglauben nicht anschließen, trieben die von ihnen erzeugten Kinder ab oder tödteten sie, wenn sie geboren werden, verachteten den Papst, die Kirche, die Sakramente, trieben Unzucht gegen die Natur und lehrten, daß das Schlechteste, zum Nutzen des Ordens

unternommen, keine Sünde sei. Die beiden Gefangenen wurden nun zum Scheine freigelassen, später aber, — das war königliches Wort! — wieder ergriffen und hingerichtet! Der König aber trieb sofort den von ihm abhängigen Papst zu der erwähnten Citation, und der Papst that, was von ihm verlangt wurde, doch nicht ohne den Hintergedanken, die beiden Orden gegen den König zu benützen und mit ihrer Hilfe die Unabhängigkeit des heiligen Stuhles wieder herzustellen. Von den beiden Großmeistern konnte nun der Johanniter dem Befehle des Papstes nicht Folge leisten, weil er eben in der Belagerung von Rodos begriffen war; der Templer aber, Jakob von Molay, verderbte die Absicht des Papstes, indem er, wider dessen Rat, nicht mit wenigen Rittern, sondern mit dem gesammten, aus 60 Templern bestehenden, Konvente, sowie mit Schatz und Archiv nach Frankreich kam, — vielleicht nicht ohne den geheimen Plan, dem Königtum gegenüber das Schwert des Ordens in die Wagschale zu werfen und zur Errichtung des templerischen Weltreiches den ersten Schritt zu thun. Dem Papste konnten solche Plane nur gelegen sein, indem sie die Hierarchie stärkten und von der lästigen königlichen Vormundschaft befreiten; er wünschte daher, die den Templern drohende Untersuchung in seine Hände zu bekommen, sie schnell abzumachen, ohne etwas Nachtheiliges finden zu wollen, dann die beiden Orden zu vereinigen und mit ihnen einen neuen Kreuzzug zu veranstalten, was er auch bereits angelegentlich mit Molay besprach. Ihre Unterhandlungen scheiterten jedoch an der runden Weigerung Molay's, eine Vereinigung mit den Johannitern einzugehen, und der König benützte seine Zeit zum Handeln. Der Schatz, den Molay nach Paris gebracht und im Tempelhause, dem spätern Gefängnisse des unglücklichen Ludwig XVI. und seiner Familie, niedergelegt hatte, im Betrage von 150.000 Goldgulden und zwölf Pferdeladungen Silbergroschen, reizte die Habsucht des geltarmen Monarchen; die Mahnung des seiner Macht sichern Ordens an die königliche Schuld erbitterte ihn überdies, und das Schicksal der Templer war in seinem Innern gesprochen. Auf einen bestimmten Tag im Oktober 1307 mußten sich alle königlichen Vögte in ganz Frankreich in Waffen bereit halten und in der folgenden Nacht einen vorher versiegelt ihnen zugestellten Brief öffnen, welcher ihnen befahl, sofort alle Templer ihres Amtskreises zu verhaften. — Es geschah. — Durch eine Proklamation wurden am Tage darauf die Verhafteten dem Volke als Ketzer, Aufrührer und Bösewichter denunzirt. Als die Theologen der Universität Paris den König darauf aufmerksam machten, daß gegen geistliche Ritter kein weltliches Gericht einschreiten dürfe, übertrug er die Untersuchung seinem Beichtvater, einem Dominikaner, welcher sofort die Inquisitoren seines Ordens unterrichtete, wie der Prozeß geführt werden müsse und ihnen gestattete, die Folter anzuwenden. Ungeachtet der Papst gegen diese Untersuchung, welche blos der Kurie

zustehe, protestirte und den französischen Großinquisitor entsetzte, hatte dieselbe ihren Fortgang, und zwar ohne daß die Anwendung der Folter gespart wurde. Wer nach der Tortur widerrief, wurde von neuem gefoltert und gestand dann, was die Feinde und — Erben des Ordens hören wollten.

Endlich gelang es dem gekrönten Heuchler Philipp, den Papst für die Untersuchung zu gewinnen, indem er ihm vorstellte, wie es seine Pflicht sei, gegen Feinde der Kirche einzuschreiten. Gegen fromme Ketzer, wie die Albigenser, Waldenser, Stedinger u. s. w. hatte das Papsttum sich nie besonnen, die Greuel der Inquisition loszulassen. Gegen frivole Ketzer aber, wie die Templer, war es unbegreiflich langmütig; denn sie waren scheinbare Vertheidiger seiner Sache, hatten starke Waffen und volle Geltsäcke. Der Papst konnte auf die königliche Gewissensrede seine schwierige Stellung nicht länger behaupten, entschloß sich zur Theilnahme an der Untersuchung und erließ die Bulle: „Pastoralis praeeminentiae,“ durch welche die Verhaftung der Templer auch in allen übrigen Ländern anbefohlen wurde.

Dieser ganze Hergang der Untersuchung, die Thatsache, daß der König nur die Schätze der Templer haben und ihre Macht vernichten wollte, auch wirklich schon gleich nach ihrer Verhaftung mit der Einziehung ihrer Güter begann, und daß der Papst nur moralisch gezwungen hierzu Hand bot, machen es zur unzweifelhaften Gewißheit, daß nicht um des Rechtes willen inquirirt, daß es also auch nicht die Wahrheit war, welche herausgefoltert wurde, sondern daß das Ergebniß des Prozesses ein schon vorher gemachtes, d. h. ein größtentheils gefälschtes war.

Wir haben bereits oben die Bespeiung des Kreuzes, die Anbetung des Idols und die unanständigen Küsse als vom ritterlichen und aufgeklärten Standpunkte der Templer unwahrscheinlich erklärt. Und wenn das Geständniß dieser Punkte hundertmal in den Verhören vorkommt, so kann es nichtsdestoweniger hundertmal falsch sein. Man brauchte die Verhafteten nur zu fragen, ob sie an die Gottheit Christi glaubten und das Kreuz verehrten; antworteten sie der Wahrheit gemäß mit nein, so war damit in kirchlichem Sinne allerdings die „Verleugnung“ Christi und die „Mißachtung“ des Kreuzes gestanden, und letztere konnte leicht als „Bespeiung“ ausgelegt werden. Fand auch, wie in den Akten steht, seit Anhandnahme der Sache durch den Papst keine Folter mehr statt, so waren doch die vorher durch die Folter erpreßten Geständnisse bereits protokollirt und ihre Bestätigung durch Drehung der Worte leicht zu erlangen. Wilcke sagt*), daß der Papst den Zorn des Königs fürchtete; denn Letzterer ging mit dem Plane um, die Krone des soeben

*) Gesch. des Tempelherrenordens II. S. 210.

ermordeten deutschen Königs Albrecht auf sein Haupt zu setzen, und so das Reich Karls des Großen in seiner Hand zu vereinigen, zu welchem Zwecke der Papst ihn an die Kurfürsten empfehlen mußte, was Letzterer aber in seiner Tücke zu Gunsten des Nebenbuhlers, Heinrich von Luxemburg, that, der dann auch gewählt wurde. Unter solchen Umständen ist daher klar, daß so protokollirt werden mußte, wie der König wollte; denn das Gelt der Templer mußte er haben, um den französischen Staatsschatz vor dem Bankerotte zu bewahren. Ja, der Papst mußte, um sich dem König gefällig zu beweisen, durch die Bulle: „Faciens misericordiam" in allen Ländern Europas die Untersuchung gegen die Templer anordnen und verbieten, daß irgend Einer verborgen oder beschützt werde. Dabei wagte es der Papst jedoch nie, der Untersuchung persönlich beizuwohnen, weil er den von ihm treulos aufgeopferten Templern, den früheren Beschützern seines Stuhles, nie ins Angesicht hätte blicken dürfen, so daß um so mehr der König Alles in der Hand behielt.

Wenn wir nun lesen, daß Ankläger und Verräter des Ordens ihre Aussagen, als durch Drohungen, Hunger und Folter erzwungen, wiederholt zurücknahmen*), daß die Templer selbst, Molay voran, so oft sie sich von den Krallen ihrer Peiniger frei sahen, ihre Unschuld betheuerten**), daß man diese Vertheidigungen gar nicht berücksichtigte***), daß die im Kerker sterbenden Templer mit dem letzten Hauche beschworen, der Orden sei unschuldig, daß Brüder durch königliche Freibriefe bestochen wurden, falsches Zeugniß abzulegen, daß ein Zeuge am Altar erklärte, er wolle zur Stunde von der Hölle verschlungen werden, wenn nicht alle Anklagen falsch seien, obschon er sie auf der Folter bekannt habe und er hätte sich im Anblicke der zum Tode geführten Templer auf Befragen sogar des Todes Christi schuldig erklärt†), daß von den in England, Irland, Schottland und Deutschland verhafteten Templern theils nichts Glaubwürdiges, theils überhaupt nichts gestanden und von den gegen sie verhörten Zeugen nichts Nachtheiliges gegen sie ausgesagt wurde, daß selbst in dem Eldorado der Inquisition, in Spanien, sowie in Portugal und Oberitalien, ja sogar im Kirchenstaate, die Templer freigesprochen werden mußten, während der König von Neapel, als Vetter desjenigen von Frankreich, erfuhr, was Dieser wünschte, daß in den den Orden anklagenden protokollirten Aussagen die krassesten Widersprüche enthalten sind††), daß in einzelnen Verhören abgeschmackte und offenbar erlogene Dinge bekannt wurden, wie: bei Aufnahmen sei eine Katze

*) Wilcke a. a. O. II. S. 221. 231.
**) A. a. O. S. 219. 226. 227. 229.
***) A. a. O. S. 224. 229.
†) A. a. O. S. 230. 232.
††) A. a. O. S. 239—249.

gegenwärtig gewesen, welche gesprochen und den Templern Gold und Güter verheißen habe, es seien dabei Dämonen erschienen, mit denen man Unzucht getrieben habe, der Teufel sei in Gestalt eines Katers und einer Frau in das Kapitel gekommen, Kinder der Templer seien verbrannt und mit ihrem Blut und Fett das Idol eingeschmiert, es sei ein Kalb oder Ochse angebetet worden*) u. s. w. — — so geht aus all Diesem hervor, daß die oben von uns verworfenen Angaben über den Orden wirklich faul und falsch sind. Die Templer waren allerdings einer mit Aberglauben vermischten Freigeisterei ergeben, — dies läßt sich nicht leugnen, stellt sie jedoch nur auf eine Linie mit Vielen ihrer Zeitgenossen, — und wenn sie zugleich sich theilweise und oft einem sittenlosen Leben ergaben, so that dies der Einzelne für sich, — nicht der Orden als solcher. In politischer Beziehung dagegen hat letzterer sich allerdings mit schwerer Schuld beladen durch das Preisgeben des Landes, das zu behaupten er gelobt, ferner durch Absichten gegen die freie Selbstbestimmung der Völker, gegen welche sich übrigens die Könige in Handlungen weit schwerer vergingen, und endlich durch die zu politischen Zwecken gemachte Vorgabe kirchlicher Gesinnung.

Während der Untersuchung gegen den Tempelorden starben 36 Ordensglieder im Kerker zu Paris. Am 12. Mai 1310 wurden ihrer 50 verbrannt, nachher noch 8 und in Reims 9, Alle im Tode noch ihre Unschuld betheuernd. Umsonst verwendete sich auf dem Konzil zu Vienne der berühmte Raimund Lullus für Erhaltung des Ordens mittels Vereinigung aller geistlichen Ritterorden in einen, dessen Großmeister nach vorangegangenem erfolgreichen Kreuzzuge der jeweilige König von Jerusalem, und zwar ein französischer Prinz sein sollte, wodurch er den König für den Plan zu gewinnen hoffte. Der längst vom Könige zur Aufhebung des Ordens gedrängte Papst beschleunigte nun diese, um die Tempelgüter nicht in weltliche Hände fallen zu lassen und sprach sie den 22. März 1312 durch die Bulle „Ad providam Christi vicarii“ aus, worin er sämmtliche Rechte und Güter der Templer dem Johanniterorden schenkte. Der unglückliche Großmeister Molay, welcher sein Kerkerlos, zu dessen Milderung ihm täglich nur vier Sous bewilligt waren, mit großer Standhaftigkeit ertrug, und sein Beamter Guido von Auvergne wurden den 18. März 1313 auf einer Insel der Seine langsam verbrannt, ohne sich schuldig zu bekennen. Es wird erzählt, daß Molay die beiden Mörder des Ordens, Philipp und Clemens, vor den Richterstuhl Gottes geladen habe. Beide starben, der Eine an Kolik acht, der Andere in Folge eines Sturzes vom Pferde dreizehn Monate nach ihm. Die Aufhebung des Ordens wurde in allen Ländern vollzogen, ausgenommen in Portugal, wo er den Namen des „Ordens Jesu Christi“

*) Wilcke a. a. O. II. S. 265 ff.

annahm und fortbestand und sein Großmeister, Prinz Heinrich der Seefahrer, hundert Jahre später die Reichtümer des Ordens zu hohen Zwecken der Kultur in Anspruch nahm. — In den übrigen Ländern irrten die Templer entweder flüchtig umher oder traten zu den Johannitern über. Der Besitzergreifung der französischen Tempelgüter durch den König stand die Aufhebungsbulle entgegen; Philipp nahm jedoch das Ordenshaus zu Paris und den darin verwahrten Schatz zu Handen. Das Übrige plünderten Adel und Kirche; namentlich vergaß der Papst sich selbst keineswegs. Erst später gelangten die Johanniter zu ihren Rechten, hatten jedoch fast mehr Schaden als Nutzen, indem die Auslösung der Tempelgüter aus den Händen der Usurpatoren sie große Summen kostete. Auch fielen noch manche kleinere Theile verschiedenen Fürsten, Herren, Orden, Kirchen und Klöstern in den Schos.

Was die Johanniter betrifft, so war ihre ganze Organisation derjenigen der Templer ähnlich; auch sie entarteten gleich Diesen mit der Zeit, unterlagen jedoch keiner Verfolgung. Ihr Hauptsitz war nach der Eroberung Jerusalems durch Salaheddin Ptolemais und nach dessen Verlust (1291) Limisso auf Kypros; im Jahre 1309 eroberten sie Rodos, wodurch sie sich von der Gerichtsbarkeit der Fürsten befreiten und ihr Dasein retteten. Als Rodos nach langer und tapferer Vertheidigung doch endlich in die Hände der Türken fiel (1522), mußten sie es verlassen und erhielten zur Entschädigung 1530 die Inselgruppe von Malta, wo sie bis auf die neueste Zeit (1798), — ein eigentümlicher Anachronismus, — ihren Ordensstaat fortführten, der zuletzt nur noch eine ehrwürdige Reliquie war.

B. Die Ritter des Deutschen Ordens.

Im Norden, d. h. nördlich von unseren Wohnplätzen, hat zwar der Islam keinen Fuß gefaßt und konnte es auch kraft seines feurigen, dem Süden angemessenen Charakters nicht; dessenungeachtet hat aber der Norden seine Kreuzzüge gehabt, — Kreuzzüge zwar in Nachahmung derjenigen nach Palästina, aber gegen Heiden, statt gegen Mohammedaner. Es war ein beständiges und ununterbrochenes Streben, durch welches das Christentum nach römischem Ritus in der Richtung nach Nordosten hin Fuß faßte, — eine Fortsetzung der von uns erwähnten Mission des Angelsachsen Bonifacius und der von Karl dem Großen vollführten gewaltsamen Bekehrung der Sachsen (oben S. 72). Bei letzterm Anlasse war das Bistum Bremen gegründet worden, und dieser Ort wurde seitdem der Ausgangspunkt für die Verchristlichung des Nordens. Nachdem der vertriebene Dänenkönig Harald zur Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen (826 in Mainz) die Taufe empfangen, nahm er bei der Rückkehr in

sein Vaterland den „Apostel des Nordens,“ Ansgar, mit und errichtete mit ihm zu Hadeby eine Schule für losgekaufte Heidensklaven. Nachdem Harald abermals vertrieben worden, ging Ansgar (831) mit einer Gesandtschaft Ludwigs nach Schweden, wo ihm namhafter Erfolg blühte. Nachdem Ludwig das Erzbistum Hamburg gegründet und Papst Gregor IV. den Apostel zum Legaten für die skandinavischen Reiche ernannt (834), verbreitete sich trotz wiederholter Mißerfolge, durch Ansgars Beharrlichkeit, die Lehre des Kreuzes an der Stelle derjenigen vom Baume Iggdrasill, und Odin, Thor und Freyr sanken vor dem Menschensohne von Nazaret in den Staub. Ansgar starb nach eifrig vollbrachtem Tagewerk 865; aber erst nach seinem Tode wurden wiederholte Verfolgungen überwunden, denen die Christen von Seite der Edda-Jünger preisgegeben waren. Erst hundert Jahre später aber wurde Dänemarks Tron (durch Harald Blaatand) christlich; derjenige Schwedens erst 1008 durch Olaf Skötkonung und zu derselben Zeit auch derjenige Norwegens, nebst dessen Kolonie Island, durch Olaf Trygwason, befestigte sich jedoch in der neuen Religion erst unter Olaf dem Heiligen (seit 1019). Von Schweden aus wurde unter Erich dem Heiligen in Mitte des zwölften Jahrhunderts, der das Bistum Upsala gründete, durch Heinrich das Kreuz nach Finland gebracht, dessen Unterwerfung durch Schweden und Bekehrung aber erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts vollendet wurde.

Die Verbreitung des Christentums unter den Westslawen und den Russen erwähnten wir bereits (oben S. 119 ff.). Vom dort erwähnten Mähren aus wurde im neunten Jahrhundert Böhmen bekehrt; doch bestätigte Papst Johann XIII. das durch Boleslaw II. gegründete Bistum Prag nur unter der Bedingung der Annahme des lateinischen Ritus statt des slawischen. Unter den Wenden des nordöstlichen Germanien wirkten die Kriege König Heinrich I. und seiner Nachfolger neben der Verdeutschung auch für die Verchristlichung, indem namentlich die Ottonen in den Bistümern Nordostdeutschlands zugleich auch Brennpunkte christlich-germanischer Kultur schufen. In Polen verbreitete sich die Lehre Jesu in Mitte des zehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich von Böhmen und Mähren aus; namentlich war Boleslaw Chrobri am Ende desselben Jahrhunderts dafür thätig. Zu derselben Zeit befestigte sich auch, unter dem heiligen Stephan und noch mehr unter König Bela (seit 1060) das Christentum in Ungarn. Ebenfalls gleichzeitig begann die wichtigste weil schwierigste Mission im Norden, nämlich die in den Ostseeländern, durch den heiligen Adalbert, einen der Nachfolger Ansgars in Bremen, der als Martyrer des Glaubens bei den heidnischen Preußen (997) endete. In dieser Gesinnung verharrten die alten Preußen auch, als die Slawen in ihrer Nachbarschaft sich dem Kreuze fügten, und schlugen 1161 den Polenkönig Boleslaw IV., der sie bekehren wollte. Ebenso wenig waren die Liven der Bekehrung geneigt, welche bei ihnen

durch deutsche Kaufleute aus Westfalen und Niedersachsen und ihnen folgende Apostel der Kreuzeslehre versucht wurde. Innocenz III. forderte daher die christliche Ritterschaft zu einem Kreuzzuge gegen diese Völker auf. Die weltliche und nicht ordensmäßige Ritterschaft war aber damals (s. oben S. 237) bereits zu sehr entartet, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein. Zu hoffen war nur etwas von den geistlichen Ritterorden, deren Blüte eben eingetreten war (s. oben S. 506). Diese waren jedoch damals im „heiligen Lande" beschäftigt, und der Domherr Albert von Apeldern aus Bremen, Bischof von Livland, traf daher das Richtige, als er 1201 den Orden der „Brüder der christlichen Ritterschaft" oder der Schwertbrüder stiftete, welche auf weißem Mantel ein rotes Kreuz und ein Schwert als Abzeichen trugen, und deren Sitz Riga war. Innocenz III. bestätigte den Orden, gab ihm die Heiden, um deren Bekehrung es sich handelte, preis, und Kaiser Otto IV. schenkte ihr Land dem Bischofe. Nun begann ein Jagen und Treiben nach Seelen und — Land. Im Vereine mit dem Dänenkönig Waldemar II. eroberten die Schwertbrüder Ehstland, konnten es aber nicht behaupten und gerieten auch mit ihrem Verbündeten und mit dem Bischof in Streit.

Ähnliches war in Preußen geschehen. Dort hatte der vom Papste zum Bischof erhobene Mönch Christian aus Oliva mit norddeutschen Rittern das Land Kulm erobert und mit Waffengewalt bekehrt; um es aber auf die Dauer behaupten zu können, versuchte er 1225 nach dem Muster der Schwertbrüder den Orden von Dobrin zu stiften, was jedoch mißlang. Nun wandte sich sein Verbündeter und Lehensherr, Herzog Konrad von Masowien an den Deutschen Ritterorden. Dieser war später als diejenigen der Johanniter und Templer, aber mit dem nämlichen Zwecke, und zwar aus dem Grunde entstanden, weil jene beiden Orden in ihrem wachsenden Hochmute die Deutschen gegenüber Franzosen und Italienern stiefmütterlich behandelt und von ihren Spitälern ausgeschlossen hatten. Herzog Friedrich von Schwaben, der würdige Sprosse des eben dahingeschiedenen Kaisers Rotbart, stiftete ihn noch kurz vor seinem Tode 1190 vor Ptolemais. Die Ritter trugen das schwarze Kreuz auf weißem Mantel und es wurden nur deutsche Ritter aufgenommen; sonst war die Einrichtung entsprechend den beiden anderen Orden, denen dieser neue auch vom Papste gleichgestellt wurde. Der bedeutendste Großmeister der Deutschritter, Hermann von Salza, Kaiser Friedrichs II. Zeitgenosse und Freund und von Diesem zum Reichsfürsten erhoben, unter dem sich die Besitzungen des Ordens über ganz Deutschland, Ungarn und Italien erstreckten, war es, an den der Masowier gelangte, und Hermann sah weit genug, um sich klar zu sein, daß der Orden sowenig wie die Christen überhaupt im Morgenlande mehr eine Zukunft hatte, daher er mit Freude das Anbieten eines neuen

Wirkungskreises und einer neuen Heimat annahm (1226); denn Alles, was die Deutschritter eroberten, sollte nebst dem bereits erworbenen Gebiete von Kulm und Löbau ihr Eigentum werden. Damit trat eine neue Art von Staatsgebilde auf den Schauplatz der Geschichte; zu den Fürstentümern, den freien Städten und Landschaften und den geistlichen Herrschaften kam das Ritterordensland, welches aber außer demjenigen an der Ostsee und dem spätern Gebiete der Johanniter auf Rodos und Malta kein weiteres Beispiel aufzuweisen hatte, denn der abenteuerliche Plan eines solchen in Spanien (oben S. 502 f.) zerschlug sich, wie erwähnt. Zugleich traten nach den Kreuzzügen im Südosten (Palästina) und neben denen im Südwesten (Spanien) solche nach Nordosten auf das Feld der Geschichte.

Die Ritter des Deutschen Ordens verbreiteten Christentum, Landeskultur und Staatsordnung mit Feuer und Schwert. Mit Brand der Hütten und Blut der Eingeborenen düngten sie das Land, dem sie die deutsche Bildung des Mittelalters und Roms Glauben aufdrängten und in welchem sie, unterstützt von zahlreichen Ansiedlern aus ihrer Heimat, einen Staat errichteten, der an trefflicher Ordnung damals seinesgleichen suchte. Dieser Kreuzzug begann 1230, und die erste deutsche Stadt, die der Orden gründete, war Thorn, welchem Marienwerder, Elbing und andere folgten. Die Schwertbrüder, welche sich zu schwach erwiesen, ihre Aufgabe zu erfüllen und von den Heiden ringsumher arg bedrängt wurden, vereinigten sich 1237 mit den Deutschrittern. Die Lande Preußen, Kurland und Livland blühten immer mehr auf und die Hansa erhielt reichen Zuwachs da, wo der Bernstein aus dem Schoße des Meeres stieg. Die Urbewohner wurden zu Leibeigenen der deutschen Ansiedler. Zugleich vergaß aber auch der Papst, als Oberherr aller geistlichen Ritterorden, *sein* Reich nicht und der Einfluß der Geistlichkeit steigerte sich zur unumschränkten Macht über Seelen und Gewissen, namentlich seitdem mit dem Mißlingen der östlichen Kreuzzüge auch die nördlichen ihren Reiz verloren hatten und die Ritter in geistlichen Dingen den Klerus völlig gewähren ließen, welcher durch seine Bekehrungswut die Einwohner zu blutigem Aufstande reizte, dessen Unterdrückung wieder namenlose Verwüstungen im Gefolge hatte. Zugleich aber erwuchs der neuen Schöpfung noch eine andere große Gefahr; denn hinter dem schmalen Küstengebiete des Ordens dehnte sich die nach Vergrößerung lüsterne und zum Meere drängende russische Macht aus, mit welcher es daher schon früh zum Zusammenstoße kam. Doch boten die starken Burgen des Ordens und die Beugung der Russen durch die Mongolen noch auf längere Zeit Sicherheit dar und der Ordensstaat wurde durch Anlegung der festen Hauptstadt Marienburg und durch Verlegung des Hochmeistersitzes in dieselbe (1309), während die Johanniter Rodos eroberten und die Templer im Kerker lagen, neu gestärkt. Mit der sich

seit dem Ende der Kreuzzüge verbreitenden Aufklärung wuchs dann auch das Selbstgefühl der Ritter gegenüber dem Papsttum, dem sie immer weniger sich unterordneten. Einen Zuwachs erhielt ihre Macht 1343 durch die Eroberung Ehstlands, welches die Dänen gegen die widerspenstige Bevölkerung nicht halten konnten, die dann furchtbar gezüchtigt wurde. Ebenso erlag die Stadt Riga mit ihrer Unabhängigkeit dem herrschsüchtigen Wesen der Ritter. Am höchsten stand die Sache der Letzteren unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1382), welcher Kunst und Wissenschaft unterstützte, im ganzen Staate Schulen, in Marienburg und Königsberg sogar gelehrte Schulen gründete, wie auch einen weit berühmten Gerichtshof errichtete. Von seiner damaligen Größe und der Macht seines souveränen Reiches von der Oder bis zur Newa sank aber der Orden herab, als die bisher feindlichen Völker der Littauer und der Polen sich verbanden und schließlich sogar vereinigten und in dem Doppelreiche, wie wir gesehen haben (oben S. 324), eine Aristokratie herrschend wurde, welche es mit derjenigen der Deutschritter aufnehmen konnte. Von der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg (1410) gegen Polen erholte sich der Orden nicht wieder; er entartete überdies durch Schwelgerei; sein Land zerfiel während des fünfzehnten Jahrhunderts zu Gunsten Polens, Schwedens und Rußlands, und endlich hörte sein politisches Dasein auf, als der Hochmeister Albrecht von Brandenburg 1525 das Ordensland Preußen in ein erbliches Herzogtum unter polnischer Oberhoheit verwandelte, nicht ahnend, daß seine Nachkommen, Polen überdauernd, einst an der Spitze Deutschlands stehen würden. Der Deutschorden bestand in Deutschland selbst noch fort als ein ähnliches Überlebsel wie die Malteser und besteht gleich diesen dem Namen nach, aber ohne Bedeutung und Gebiet, noch heute. —

So schwanden alle Gebilde des Mittelalters, christliche und mohammedanische, dahin; denn der Zusammenstoß der beiden Weltreligionen in den Kreuzzügen war deren unhaltbaren Einrichtungen ein Todesstoß gewesen und brach neuen Gestaltungen Bahn. Ehe wir diese kennen lernen, müssen wir noch auf die dritte Weltreligion, den Buddhismus, wie er sich im Mittelalter entwickelte, und endlich noch auf die älteren Zustände jener Welt einen Blick werfen, durch deren Entdeckung die heranbrechende Neue Zeit den mächtigsten Anstoß und die fruchtbarste Anregung gewann.

Achtes Buch.

Die vereinzelten Kulturen des Mittelalters.

Erster Abschnitt.

Der Buddhismus als Weltreligion.

A. Hochasien und der Lamaismus.

Den Buddhismus, die älteste und der Zahl ihrer Bekenner nach verbreitetste der drei Weltreligionen, haben wir als Reform des Brahmanentums und als volkstümliche Glaubensform Indiens bei Anlaß der Kulturgeschichte der morgenländischen Völker im Altertum (Bd. I. S. 229 ff.) geschildert. Jetzt müssen wir ihn als Weltreligion betrachten, d. h. als Religion verschiedener und weit von einander entlegener Völker. Die Möglichkeit der Entstehung internationaler Glaubenssysteme an der Stelle der früheren Volksreligionen, wie wir sie bei den Chinesen, Indern, Ägyptern, Hebräern und Phönikern, Assyrern und Babyloniern, Eraniern, Hellenen und Römern, Slawen, Kelten und Germanen kennen gelernt, war gegeben durch die Bewegung, welche der kühne Zug Alexanders des Großen nach Indien in drei Erdtheilen hervorrief. Seine eigene Vergötterung wäre die erste Weltreligion gewesen, wenn sie Bestand gehabt hätte. Ein weiterer Ansatz zu einer Weltreligion war im Begriffe sich mittels der Aufnahme von Glaubensformen verschiedener Völker in Verbindung mit dem Kaiserkult im entarteten römischen Reiche (Bd. II. S. 491 ff.) zu bilden; dieser Versuch scheiterte aber wie Alexanders Vergötterung an dem Mangel eines folgerichtig durchgeführten Systems. Eine Weltreligion muß aus einem Gusse sein, und sie muß, was sehr wesentlich für ihren Fortbestand, den Völkern, für welche sie bestimmt ist, Seligkeit durch

den Glauben versprechen. Durch diese Mittel ist es im Laufe der Zeiten drei Glaubenssystemen gelungen, sich als Weltreligionen in die bewohnte Erde zu theilen. Dem Buddhismus fiel Ostasien, dem Islam fielen Westasien und Nordafrika, dem Christentum Europa und dessen Kolonien zu. Wenn wir hier von dem Islam als einem blosen Plagiat, einer Verschmelzung von Zügen der altarabischen Religion mit Juden- und Christentum absehen, so finden wir in der Entwickelung der beiden in ihrer Idee schöpferischen Weltreligionen überraschende Ähnlichkeiten. Beide wurden in ihrem Vaterlande unterdrückt, der Buddhismus durch den Brahmanismus in Indien, das Christentum durch das Judentum und später noch einmal durch den Islam in Palästina. Jede aber wurde hierdurch nicht nur nicht erschüttert, sondern verbreitete sich über ein weites Länder- und Völkergebiet, der Buddhismus nach Osten und Nordosten, das Christentum nach Westen und Nordwesten. Die christliche Religion wurde vorwiegend, die buddhistische ganz durch friedliche Mittel, durch Missionen verbreitet, während der Islam (welcher in seiner Heimat sich behauptete) seine ersten und größten Erfolge dem Säbel verdankte. Buddhismus und Christentum endlich betraten in ihren neuen Heimaten eine neue Bahn, welche ihre Stifter nicht vorausgesehen hatten, nicht voraussehen konnten, da sie nur ihre Volksreligionen, Brahmanismus und Judentum hatten verbessern wollen, — die beiden Religionen wurden nämlich zu Kirchen, welche von ihren Wurzelreligionen nicht nur völlige Unabhängigkeit gewannen, sondern selbe sogar tief in den Schatten stellten, — sie erhielten eine feste und streng gegliederte Organisation. Bezeichnender Weise fiel auch diese Entwickelung zur Kirche bei beiden Religionen in dieselbe Zeit, in das Mittelalter, welches auch im Islam eine ähnliche Einrichtung entstehen sah. Die Blütezeiten des Papsttums, des Chalifates und des Lamaismus waren im Ganzen und Großen gleichzeitig, nur daß diese Spitzen der Glaubensgemeinschaft in den beiden aus dem Altertum stammenden Religionen rein religiöse, wenn auch mit politischer Nebenbedeutung waren, während der Islam, in seiner glänzendsten Zeit wenigstens, Häupter hatte, welche vorzugsweise als staatliche Weltbeherrscher wirkten. Aus dem zwingenden Grunde dieses Zusammentreffens müssen wir der kulturgeschichtlichen Schilderung des Christentums und des Islam und ihres Zusammenstoßes im Mittelalter auch die gleichzeitige Entwickelung des Buddhismus zur Hierarchie folgen lassen, obschon derselbe mit den beiden westlichen Weltreligionen in keine unmittelbare Berührung trat.

Die hierarchische Gestaltung des Buddhismus hat ihren Sitz vorzugsweise in Tibet genommen. Dieser „Nabel der Erde", wie es die Eingeborenen nennen (eigentl. Sajitava, d. h. der Erde Mitte)*),

*) Köppen, die Religion des Buddha, II. S. 39 ff.

auch das Schneeland (Khavatschan) oder Eisland (Gangtschanjul), das höchste Land unseres Weltkörpers, die höchste und südlichste Terrasse des Hochlandes von Hinterasien, 32.000 Quadratmeilen, etwa das Dreifache Deutschlands, umfassend, wird von unzählichen Bergketten durch- und umzogen. Als Nordgrenze wurde früher das angebliche Gebirge Küenlün betrachtet; die Südgrenze bildet der Himalaja, das, soviel bis jetzt bekannt, höchste Gebirge der Erde. Der Hauptbergzug im Innern ist das Karakorum-Gebirge mit seinen Fortsetzungen, dem Gangdisri- und Tsang-Gebirge, welche zusammen das Land in eine größere nördliche und eine kleinere südliche Hälfte theilen, von denen jene fast ganz unbekannt und nur diese Sitz einer Kultur ist. Zu jener gehört im Osten Tangut oder das Land der Mongolen am Kükä-Noor, im Westen das Land der Khor-Katschi-Mongolen mit einer Unzahl von Steppenseeen. Im Südwesten des Südtheils liegen die heiligen Doppel-Seeen Manasa-Sarowara und Rawana-Hrada in der Nähe des 24.000 Fuß hohen Bergkolosses Kailasa, in dessen nächster Umgebung Indos, Ganges und Brahmaputra (in Tibet Dsangbotschu) entspringen, die drei Hauptströme Indiens, von denen der mittlere Hindustan durchzieht, während die beiden anderen den Himalaja einschließen und die West- und Ostgrenze jenes Landes bespülen (Bd. II. S. 200 ff.). Dem Osten Tibets entquellen überdies sämmtliche Hauptströme Hinterindiens, der Irawaddi, Saluen und Mekhong, sowie China's größter Strom, der Yang-tßekjang. Von keiner Seite ist Tibet anders zu erreichen als auf furchtbaren Päßen, die nur mit den unglaublichsten Strapazen zu überwinden sind und deren Zurücklegung im Süden Wochen, im Norden sogar Monate dauert. Die Thalsohlen des Landes haben eine durchschnittliche Höhe von 10 bis 11.000 Fuß über Meer; die heiligen Seeen liegen 14.070 und 14.310 Fuß hoch. Tibet hat kurze heiße Sommer und lange strenge Winter und ist höchst trocken; jedenfalls ist es das kälteste Kulturland der Erde, da die einzigen außer ihm in so bedeutender Höhe liegenden, Mejiko und Peru, der heißen Zone angehören; es ist wol auch aus diesem Grunde das verhältnißmäßig am weitesten zurückgebliebene und am wenigsten zum Fortschritte befähigte Kulturland. Außer dem Schnee gibt es beinahe keine Niederschläge, und auch dieser fällt nicht häufig. Der Übergang zwischen den Jahreszeiten ist von Stürmen begleitet; die Luft ist indessen im Allgemeinen gesund. Der Boden liefert nur wenig Getreide, am ehesten Reis, mehr Obst und Wein in den Thälern; auf den Bergen sammelt man Rabarber. Charakteristische Thierarten sind der Grunzbüffel (Jak) und das Moschusthier, dann die Bergziege und das Bergschaf, welche als Lastthiere benutzt und aus deren feiner Wolle in Kaschmir die berühmten Schale gefertigt werden. Auch die Rinder, Pferde, Schweine und Hunde tragen wollartiges Haar.

und erklettern die steilsten Höhen. Die Berge liefern allerlei Metalle, besonders Gold, sowie Edelsteine, Bergkrystalle, Salz, Borax u. s. w.

Die Bewohner von Tibet, sämmtlich der mongolischen Rasse angehörend, bilden mit ihren etwa sechs Millionen Seelen einen besonderen Volksstamm mit einer einsilbigen Sprache, nach Art der chinesischen (Bd. I. S. 187 ff.) und mit ihr, sowie mit der barmanischen verwandt, zu deren Aufzeichnung indessen nicht Silbenzeichen, sondern eine ältere Form der indischen Dewanagari-Schrift dient, wobei viele jetzt stumme Mitlaute geschrieben werden, die aber ehemals wahrscheinlich ausgesprochen wurden. Das Verhältniß Tibets zu Indien, verglichen mit demjenigen Mitteleuropa's zu Italien, haben wir bereits (Bd. I. S. 201) angedeutet; von Indien in erster Linie, dann aber auch von China, ist Tibet in der Kultur abhängig und hat im Wesentlichen nur in religiöser Hinsicht ein höheres geistiges Leben angenommen. Der Horizont Tibets besteht in der eigentümlichen Form des Buddhismus, welche als Lamaismus bezeichnet wird; zu dessen Fortbildung und Bewahrung hat sich Tibet in seiner Abgeschlossenheit von der Welt besonders geeignet erwiesen.

Der Name des Landes, arabisch ohne Vokal Tbt, türkisch und mongolisch Tübet, Töbot, Tobbat, kommt wahrscheinlich vom einheimischen Volksnamen Bod oder Bod-pa. Die Chinesen nennen das Land Si-fan oder Si-tsang, das Volk aber Si-kjang oder Thu-pho. Dieses Volk ist „im Allgemeinen ein derber kräftiger Menschenschlag, kurzen gedrungenen Wuchses, kaum mittlerer Größe, von starkem Knochenbau, breiter Brust und breiten Schultern. Vorderkopf und Stirne sind schmal und flach, der Hinterkopf groß, die Backenknochen hervorspringend, die Augen schwarz, klein, enggeschlitzt, die Nase platt, das Haar schwarz, Bart, Brauen und Wimpern kurz und dünn, die Farbe meist bräunlich, selten ganz weiß oder kupferrot“ (Köppen). Die Tibeter waren einst ein erobernde Volk und beherrschten unter dem Namen der Jueitschi (Bd. I. S. 267) einen Theil von Hindustan, wo ihre Nachkommen, die Dschats, noch leben (ebend. S. 211). Noch jetzt bewohnen sie außer Tibet die Landschaften Assam, Butan und Nepal am Südabhange des Himalaja, Ladak und Balti am obern Indos, sowie Theile von China und Hinterindien.

Die Geschichte Tibets vor dem Eindringen des Buddhismus ist unbekannt. Das Volk war roh, tätowirte sich, fraß Ungeziefer und Menschenfleisch und huldigte einem schamanischen Aberglauben. Nach einer buddhistisch gefärbten Legende sollten die Tibeter von einem Heiligen und einer Dämonin stammen, die sich in ein Affenpaar verwandelt hätten. Srongtsan-Gampo, König von Tibet, ein jüngerer Zeitgenosse Mohammeds, war es, mit welchem Tibets Geschichte beginnt. Ein großer Eroberer, Gründer Lhassa's, sandte er 632 seinen Minister Thumi-Sambota nach Indien, um Buddha's Lehre kennen zu lernen. Mit dieser

brachte derselbe auch die tibetische Schrift in sein Land. Die Anregung zu diesem Unternehmen und die Weiterverbreitung buddhistischer Religion und Kultur werden den beiden Hauptgattinnen des Königs, einer nepalesischen und einer chinesischen Herrschertochter und den von ihnen mitgebrachten wunderthätigen Buddhabildern zugeschrieben, welche noch in Lhassa vorhanden sein sollen. Zur Aufbewahrung derselben und zu Ehren der beiden Königinnen wurden in der Hauptstadt die beiden ersten lamaischen Klostertempel errichtet. Der König führte nun eine geordnete Staatsverwaltung ein, demütigte die anmaßenden Großen, beschützte die Unterdrückten, ließ die wilden Berggewässer eindämmen, Straßen und Brücken bauen, Weinbauer und Seidenraupen aus China kommen, Maß und Gewicht ordnen, gründete Schulen, hielt durch Gesetze das Volk zur Tugend an und bestrafte die Laster und Verbrechen. Es wurde dies genau nach dem Rechte der Vergeltung geübt; Mord wurde durch den Tod, Diebstahl durch Abhauen der Hand, Lügen durch Ausschneiden der Zunge u. s. w. bestraft. Er wird als eine göttliche Fleischwerdung, seine Gattinnen werden als „Gottesmütter“ verehrt und nehmen im Lamaismus ganz dieselbe Stellung ein, wie die Madonna im Katholizismus. Es dauerte jedoch noch Jahrhunderte, ehe der Buddhismus in Tibet völlig herrschend wurde. Einer der Nachfolger des großen Reformators, König Thi-srong-de-tsan (740—786), unter welchem die tibetischen Waffen vom Amu-Darja bis zum Hoangho gesiegt haben sollen, befestigte den durch ehrgeizige Große untergrabenen Buddhismus und baute das große Tempelkloster Samje, ein ungeheuerliches Gemisch chinesischen, indischen und tibetischen Stiles, zwei bis drei Tagereisen im S.-O. von Lhassa. Es wurde nun, wie früher chinesische, vorzugsweise indische Kultur eingeführt und die bereits ungeheure Zahl der buddhistischen heiligen Schriften ins Tibetische übersetzt. Dieses Werk, Kandschur, d. h. Übersetzung der Worte genannt, die lamaische Bibel, umfaßt über hundert Folianten. Diejenige Form des Buddhismus, welche aus Indien nach Tibet gelangte, kam zunächst aus den nordwestlichen Gegenden am Kabul-Strom (Udayana, jetzt Kaferistan), wo sie, gleichwie in Kaçmir*), stark von der çivaitischen Richtung der brahmanischen Religion (Bd. I. S. 253) beeinflußt und durchdrungen war. Als früher dem Schamanismus ergebenes Land mußte Tibet sich zu einer Glaubensform hingezogen fühlen, welche durch ihre Hinneigung zu Zauber- und Geisterwahn hervorsticht. Die tibetischen Mönche sind daher stets mehr Beschwörer und Zauberer als Moralisten. Unter dem Enkel des letztgenannten Königs, Thi-de-srong-tsan, bildete sich die buddhistische Kirche mit ihrem Klosterwesen besonders aus und erhielt eigene Gerichtsbarkeit, Steuerfreiheit und manigfache Vorrechte und Schenkungen, so daß das

*) Köppen II. S. 70.

übrige Volk, wie ein frommer Geschichtschreiber selbst sagt, geradezu verarmte. Der König bestrafte die deshalb gegen die Geistlichkeit gefallenen mißbeliebigen Bemerkungen mit Ausstechen der Augen und Abhauen des Zeigefingers. Die allgemeine Unzufriedenheit aber wuchs zum Aufstande an, in welchem der König ermordet wurde. An seine Stelle kam sein durch ihn gestürzter „ungläubiger“, d. h. pfaffenfeindlicher Bruder Langdarma, welchen Köppen den lamaitischen Julian nennt, da er das buddhistische Wesen hart verfolgte, Klöster und Bilder zerstörte und die Lamas zwang, Handwerke zu ergreifen oder sie hinrichten ließ. Da ging es dem tempelschänderischen Monarchen wie seinem Vorgänger, er wurde getödtet, allerdings von einem Geistlichen, aber natürlich auf „Befehl“ höherer Wesen! Nach dieser That verfiel Tibet in Anarchie; eine Menge Häuptlinge theilten das Land und bekriegten sich. Nachdem sich aber die wilden Wogen gelegt, fand der Buddhismus (zu Ende des zehnten christlichen Jahrhunderts) wieder Eingang. Im elften und zwölften Jahrhundert wurde wieder eine Menge Klöster gegründet, und die Hierarchie wetteiferte, ganz wie im gleichzeitigen Europa, an Macht und Einfluß mit dem Feudalwesen der Häuptlinge, doch ohne daß sich hier als drittes Element ein aufblühendes Städtewesen erhob. In diesem Wetteifer siegte daher das, wenn auch an wirklichem Geist sehr arme, doch geistigere Element über das andere; Tibet wurde ein Klosterstaat und allmälig erlangten die größeren Klöster eine Oberhoheit über die geringeren; ja es gelang dem Kloster Sakja, sich die übrigen Klöster zu unterwerfen, so daß sein Abt geistlich-weltlicher Herrscher von Tibet wurde (angeblich 1070).

Eben war Tibet im Begriffe, diese Staatsform auszubilden, als jenes furchtbare Ungewitter hereinbrach, dessen wir schon bei Anlaß der Kreuzzüge gedachten, zu deren Zeit es sowol den Islam als die Christenheit zu zerschmettern drohte. Wir meinen die Raubzüge D s c h i n g i s - c h a n s und seiner M o n g o l e n, unter deren Tritten die gesammte bis dahin erworbene Gesittung und Bildung der Menschheit versinken zu wollen schien, welchen aber trotz aller Rohheit, die sie zu Tage förderten und trotz dem durch sie verschuldeten Untergange so vieler Kulturschätze (oben S. 494) die erste unmittelbare Verbindung zwischen Europa und Ostasien zu verdanken ist. Ohne diese weltverwüstende Katastrophe wären sich Christentum und Buddhismus noch lange fremd geblieben (s. oben S. 358); es wären im Mittelalter keine Europäer nach Hoch- und Ostasien gereist, es wäre kein Rubruquis den Priester Johannes und kein Marco Polo (S. 359) Zipangu zu suchen ausgezogen und folgerichtig hätte auch die Entdeckung Colombo's, welcher ja Zipangu von Osten her suchen wollte, nicht stattgefunden, — wahrscheinlich sogar die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst nicht, oder wenigstens alle diese Fortschritte der Kultur nicht in so früher Zeit.

Aber auch namentlich in religiöser Hinsicht ist das mongolische Unwetter von großer Bedeutung. Wir wiesen schon auf das Rätsel hin, daß ein Ungeheuer wie Dschingischan, für welchen das Menschenleben keinen Wert hatte, von einer Duldsamkeit und Freisinnigkeit gegen fremde Glaubensformen sein konnte, welche alle seine Zeitgenossen, Islamiten und Christen, beschämte (s. oben S. 494). Dieses Rätsel löst sich indessen, wenn man berücksichtigt, daß unter den Mongolen, welche keiner geoffenbarten Religion huldigten, sondern Schamanen waren, schon früh allerlei Glaubensformen Eingang fanden, sowie daß Dschingischan durch seine Erfolge unter seinem eigenen Volke sich auch zum Herrscher der ganzen Erde berufen glaubte und daß sein Wahlspruch war, „ein Gott im Himmel und ein Chaghan (oberster Chan) auf Erden.“ Aus allen diesen Gründen konnte er keinen Anlaß haben, eine besondere „geoffenbarte“ Religion (denn nur bei solchen ist dies denkbar) der Welt aufzudrängen; sie waren ihm alle gleichgiltig, wenn nur er Herr über alle Völker wurde. Es lebten daher in seiner Residenz Karakorum zum Erstaunen des Reisenden Rubruquis Christen, Juden, Mohammedaner und Heiden in bester Eintracht. Was im besondern die Christen betrifft, so haben wir gesehen (oben S. 450), daß die Sekte der Nestorianer im Mittelalter weit nach Asien verbreitet war, und die Gunst der Chalifen genoß. An den äußersten Nordgrenzen des Islam aber, zwischen dem Aral- und dem Lop-See huldigte zu der Zeit, als das Reich der Chalifen bereits zerfallen war, der nestorianischen Richtung sogar ein weites Reich, das der Schwarzen Kitan oder Karakitai, eines von Tungusen um 1125 aus Nord-China vertriebenen Mongolenstammes. Nach nicht einmal hundertjähriger Dauer wurde dieses christliche Reich 1208 von Dschingischan unterworfen. Schon bald nach seinen Anfängen aber war in Europa sein Herrscher (zuerst in der Chronik des Otto von Freising, oben S. 353, erwähnt), unter dem Namen des „Priesters Johannes“ bekannt geworden. Als man denselben aber aufsuchen wollte (oben S. 358 f.), war sein Reich bereits zerstört, daher er später irrtümlich in Abessinien vermutet wurde.

Die Duldsamkeit Dschingischans, wenn man sie so nennen darf, verpflanzte sich auch auf seine Nachkommen, welche sich von Priestern aller möglichen Religionen beweihräuchern und beschmeicheln ließen und dafür auch ihrer Aller Gottesdienste besuchten. Dies dauerte so lange fort, als die Mongolen einen Ober-Chan anerkannten. Als aber das Weltreich sich auflöste, und keine Aussicht mehr auf seine Wiederherstellung vorhanden war, da schwand auch der kosmopolitische Geist, und die Herrscher der einzelnen Mongolenreiche näherten sich den in ihren Gebieten vorherrschenden Religionen. Wir haben gesehen, daß sie in Persien Mohammedaner wurden (so auch in Turkestan u. a.); in Ostasien wurden sie Buddhisten. Es geschah dies durch China's Eroberer

34*

Kublai (Chubilai), den ersten mildern Mongolenherrscher, und zwar wandte er sich nicht dem chinesischen Buddhismus, sondern dem tibetischen Lamaismus zu, wahrscheinlich um Tibet zu gewinnen, da ihm China doch nicht mehr entgehen konnte. Er bestätigte um 1260 den Abt des Klosters Sakja als Haupt der lamaischen Geistlichkeit und als zinspflichtigen Herrn von Tibet mit dem Titel Paspa (ausgesprochen fast wie Papa), d. h. der Hochwürdige, — während er die oberste weltliche Verwaltung des Landes drei von ihm ernannten Beamten übergab. Dagegen weihte der Oberlama den Oberchan bei dessen Tronbesteigung. Dieses Verhältniß glich sehr dem europäischen zwischen Kaiser und Papst und seine Aufstellung der Errichtung des Kirchenstaates durch Pipin und Karl (oben S. 130 ff.). Für Asien aber wurde es von großer Wichtigkeit dadurch, daß es die tibetische Kultur zu den Mongolen verpflanzte. Der erste Paspa-Lama erfand auf der Grundlage des tibetischen Alfabetes für die Mongolen eine Quadratschrift von über tausend Silbenzeichen aus 41 Matrizen, die sich aber nicht bewährte und später durch eine andere ersetzt wurde, welche die von Nestorianern nach Ostasien gebrachte syrische Schrift von 44 Buchstaben um 56 solche vermehrte.

Kublai gründete eine Menge Lama-Klöster und bereicherte sie mit Einkünften, Reliquien und Heiligenbildern; so gewann er z. B. den Almosentopf und zwei Backenzähne Buddha's aus Zeilan für China. Daneben aber duldete er auch andere Religionen, wie namentlich das Christentum. Unter seinen schwachköpfigen Nachkommen (der Dynastie Yuan, s. Bd. I. S. 148) wurde der Lamaismus immer mehr bevorzugt und die Klöster wurden immer reicher und ihre Mönche anmaßender, was das Meiste zum Sturze der Mongolenherrschaft in China beitrug, welche 1368 einer einheimischen Dynastie wich. Unterdessen hatte in Tibet die Herrschaft der Paspa-Lamas in erblicher Folge fortgedauert; das chinesische Haus der Ming aber begann sein Wirken in Tibet damit, die Schöpfung seiner feindlichen Vorgänger umzustürzen und stellte (1373) vier, später sogar acht oberste Lamas mit gleichen Rechten auf. Zur Zeit dieser Zersplitterung der tibetischen Hierarchie stand ein Reformator auf, Tsongkapa, um 1356 geboren, und zwar, wie die Legende sagt, auf übernatürliche Weise, indem seine Mutter durch Berührung mit einem Buddha gewidmeten Stein ihn empfing. Er brachte einen weißen Bart mit auf die Welt und fing sofort an von geistlichen Dingen zu sprechen. Im dritten Jahre wurde er Einsiedler und nahm sich vor, den Lamaismus zu reinigen und dem ursprünglichen Buddhismus näher zu bringen. Seine zahlreich anwachsenden Schüler unterschieden sich als Partei der Gelbmützen von den rote Mützen tragenden Lamas der herrschenden Religion. Es entstanden eigene Klöster des gelben Gesetzes, und zwar unbehelligt von den Roten, die ihre Überlegenheit anerkennen mußten. Tsongkapa

wurde erster Abt des Mutter-Klosters seiner Richtung, er starb als Solcher 1419, indem er nach der Legende in den Himmel fuhr. Während die Rotmützen den Lamas die Ehe so lange gestatteten, bis sie einen Sohn, der ihnen nachfolgen konnte, erzeugt hatten, führten die Gelbmützen die strengste Ehelosigkeit ein und beschränkten die Zauberei, indem sie die Nekromantie und allerlei Gaukeleien verbannten.

Seit einigen Jahrzehnten nach Tsongkapa's Tode gibt es in Tibet, ohne daß sich geschichtlich nachweisen ließe, aus welcher Veranlassung, zwei einander an Rechten gleiche höchste Priester der gelben Richtung, von denen der Eine, mongolisch Dalai-Lama, tibetisch Gedun-Dschamtso, d. h. Ocean-Priester, nämlich ein Priester so groß wie der Ocean genannt, im Kloster Potala bei Lhassa, der Andere mit dem Titel Pantschen-Rinpotsche, d. h. der hochwürdige, große Lehrer-Juwel (in Europa Tescho- oder Bogdo-Lama), zu Taschi-Lhunpo (30 Meilen im S.-W. von Lhassa) seinen Sitz hat. Die Nachfolge Beider ist so geordnet, daß sie dem Volksglauben zufolge nach ihrem Tode in einem Kinde wiedergeboren werden. Dieses Kind ist entweder ein dem Verstorbenen verwandtes oder ein anderwärts durch die Priester ausgewähltes. Diese lamaitische Einrichtung ist der Superlativ der buddhistischen Seelenwanderung, als deren Komparativ die den nördlichen Buddhisten eigene Lehre von der Fleischwerdung der Heiligen (s. Bd. I. S. 238 f. u. 242) erscheint, und die beiden obersten Lamas gelten als Fleischwerdungen großer Buddhas, der Zweite besonders für diejenige des Reformators Tsongkapa, daher ihm in Sachen der Lehre das höhere Ansehen zukommt, während in Sachen der Macht der Dalai-Lama den Vorrang besitzt. Letzterer ist daher mit der Zeit weltlicher Herrscher von Tibet (unter chinesischer Oberhoheit) geworden, ein kleineres Gebiet (in Hinter-Tibet) ausgenommen, das dem Pantschen-Rinpotsche vorbehalten bleibt. So lange der eine Lama unmündig ist, bekleidet der Andere die Stelle seines Vormundes. Beide Oberlamas berufen sich bezüglich ihrer Macht auf Urkunden und Sigel des chinesischen Kaisers Tsching-hoa oder Hien-tsong aus dem Hause Ming (1465—1487). Seit dem Siege über die Dsungaren 1720, wo Kaiser Kang-hi Lhassa mit 130.000 Mann besetzen ließ, ist der Kaiser von China nicht mehr nur dem Namen nach, wie früher, sondern thatsächlich Oberherr von Tibet*). Die anfangs versuchte Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt hat Kaiser Khian-lung wieder aufgehoben und die weltliche Regirung den beiden Ober-Lamas zurückgegeben. Doch haben in Lhassa zwei Mandarinen ihren Sitz, welche die gesammte Verwaltung Tibets überwachen und zu deren Verfügung chinesische Truppen im Lande liegen. Auch stehen die im Nordosten Tibets

*) Köppen II. S. 195 f., 325 ff.

lebenden Mongolen unmittelbar unter jenen Residenten. Zur Besorgung der weltlichen Angelegenheiten hat der Dalai-Lama, den solche erniedrigen würden, einen „Gesetzeskönig“ neben sich, der aber ein fleischgewordener Heiliger sein muß, den Titel „Rinpotsche“ (Kleinod) trägt und unabsetzbar ist. Unter ihm stehen vier weltliche Minister, welche auch die Provinzen des Landes unter sich theilen. Die ganze Verwaltung ist auf Bereicherung der Klöster und Aussaugung des Volkes eingerichtet; die Rechtspflege ist hart, die Strafen blutig und grausam. Die Klöster und ihre Tempel sind überaus prächtig eingerichtet, besonders der Haupttempel im Kloster Labrang zu Lhassa*).

Der Dalai-Lama übt außerhalb Tibets die geistliche Herrschaft über die Mongolen, welche er, nachdem sie in das Schamanentum zurückgefallen, in Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wieder bekehrt hat. Es wurde dort im Riesenkloster Urga auf der Straße von Peking nach Kjachta 1604 ein unter ihm stehendes Patriarchat errichtet, dessen Inhaber den Titel Chutuktu führt. Im Jahre 1630 folgten die Oeloet in der Dsungarei (gewöhnlich Kalmüken genannt) in der Eigenschaft geistlicher Kinder des Dalai-Lama den Mongolen nach. Zu ihnen gehören auch die Buräten am Baikalsee und die Kalmüken an der Wolga, welche trotz ihrer (besonders der Letzteren) riesigen Entfernung von Tibet und obschon die russische Regirung ihre Verbindung mit dem Dalai-Lama nicht duldet, treue Lamaiten geblieben sind. Ihre Tempel (Churull) sind Zelte, in welchen ihre Heiligenbilder aufgestellt sind und ihr Gottesdienst gehalten wird, und welche oft hunderte von Priestern umfassen, über denen ein Ober-Lama steht.

Was die Rotmützen betrifft, so sind sie seit dem Bestehen beider Lama-Würden Unterworfene, müssen sich in Allem den Gelben fügen und erfreuen sich keiner besondern Organisation in Tibet. Zwar sitzen Oberpriester dieser Richtung in mehreren Nebenländern Tibets. In Butan regirt als geistliches und weltliches Oberhaupt der Dharma-Radscha, dem Namen nach China unterthänig (dem er jedoch nur huldigt), in der Hauptstadt Taschi-Tschoizong; unter seinem Volke sollen sich gegen zehntausend geistliche Personen befinden. Im kleinen Sikkim stehen unter dem Tapgen-Lama (?), der in der Regel ein Sohn des Königs ist, in über 20 Klöstern über tausend Lamas. Während Butan und Sikkim Pflanzstaaten Tibets und in geistlichen Dingen vom Dalai-Lama (Sikkim von beiden Ober-Lamas) abhängig sind, hat Nepal den Buddhismus von Indien aus und vor Tibet erhalten und derselbe ist neben dem herrschenden Brahmanismus nur geduldet, aber von Tibet unabhängig; ja die Lamas sind dort geächtet. In Ladag und einigen kleineren Himalaja-Staaten leben rote und gelbe Lamas einträchtig nebeneinander.

*) Vergl. Köppen II. S. 334 ff.

Den beiden Oberlamas oder buddhistischen Päpsten folgen im Range die Chutuktus, Kardinälen und Erzbischöfen entsprechend; sie sind Stellvertreter des Dalai-Lama und in den Provinzen Tibets auch weltliche Statthalter. Der bedeutendste unter ihnen ist der angeführte zu Urga in der Mongolei. Andere vertreten den Dalai-Lama am Hofe zu Peking, wo sie in Klöstern wohnen, obschon von den chinesischen Buddhisten kein Oberlama anerkannt wird. Es gibt auch weibliche Chutuktus. Eine dritte Rangklasse ist die der Chubilghane oder Wiedergeborenen. Sie sind sehr zahlreich, indem jedes Kloster nicht nur Reliquien todter Heiligen, sondern auch einen lebendigen Solchen haben will.

Die „Wiedergeburt" oder „Fleischwerdung" wird durch die Lamas mittels frommen Betrugs bestimmt. Entweder gibt der sterbende Lama an, in welcher Familie er wiedergeboren werden wolle, oder ein (natürlich abgerichtetes) Kind gibt sich für einen leibhaftigen Buddha aus oder die amtlichen Wahrsager üben ihre Willkür. Die beiden Ober-Lamas bestimmen einander gegenseitig ihre Nachfolger, wenn sie es nicht selbst gethan haben. Stets aber sorgt das tibetische Pfaffentum dafür, daß seine unehelichen Kinder, Nepoten und sonstigen Verwandten die besten Pfründen im Bereiche der lamaitischen Kirche erhalten. Gegenwärtig übt auch der Kaiser von China einen großen, wenn nicht den größten Einfluß bei dem Schwindel aus. Bei der Wahl des Dalai-Lama fungirt das Kollegium der Chutuktus als Konklave und zieht, nach sechs Tagen der Zurückgezogenheit unter Fasten und Gebet, am siebenten aus einer vom Kaiser Khian-lung 1792 geschenkten goldenen Urne, in Anwesenheit chinesischer Gesandten das Los unter drei Kindern, welche als Chubilghane erwiesen, d. h. von der chinesischen Regierung als Kandidaten genehmigt sind; die beiden Nichtgewählten erhalten jeder 500 Silberunzen Entschädigung. Ähnlich geht die Wahl der übrigen „Inkarnationen" vor sich; doch spielt die Schutzmacht in der Regel nur bezüglich der beiden Oberlamas mit.

Vor der Verkündigung und Einsetzung des neuen Heiligen, d. h. in seinem vierten oder fünften Lebensjahre, wird derselbe einer Prüfung unterzogen, welche darauf hinausläuft, daß er aus seinem „früheren Leben" Mittheilungen machen und seine früheren Geräte wiedererkennen kann (worin er natürlich vorher genau unterrichtet wird).

Die lamaischen Mönche zählen vier Grade, den des Lehrlings oder Schülers (Genjen, d. h. der sich der Tugend Nähernde), des Gehilfen (Getsul), des geistlichen Bettlers oder eigentlichen Mönches (Gelong) und des Lehrers oder Meisters (Khanpo), welchen letzteren Grad die Würdenträger der Lama-Kirche besitzen. Dazu kommen noch zwei theologische Grade und Titel, so daß es mit den Chubilghanen, Chutuktus und Oberlamas neun Grade der lamaischen Hierarchie gibt.

Die wiedergeborenen Würdenträger des Lamaismus haben nichts zu thun, als ein beschauliches Leben zu führen. Ihre Geschäfte werden von anderen sich emporschwingenden Lamas besorgt, welche die eigentliche Seele der Hierarchie, die Macher des Systems sind.

Es gibt keine anderen als mönchische Geistliche, wie im Buddhismus überhaupt, so auch im Lamaismus. Jedes Kloster (tibetisch Gonpa, mongol. Küt, d. h. Einsamkeit) besteht aus einem Tempel, den die übrigen Gebäude (Versammlung- und Beichtsal, Bibliothek, Wohnungen, Wirtschaftgebäude u. s. w., wie bei den christlichen Klöstern, oben S. 165 ff.) umgeben. An der Spitze steht ein Chubilghan oder Khanpo, der vom Kapitel gewählt und vom Provinzial-Chutuktu bestätigt wird und seine Unterbeamten hat, wozu noch Rechtsgelehrte, Ärzte, Maler und die unvermeidlichen Zauberer und Beschwörer kommen, die aber blos der roten Religion (ursprünglich aber dem Schamanismus) angehören und sich verheiraten dürfen; sie sind das Anhängsel der alten tibetischen Religion an der neuen. Die Nonnenklöster sind den Mönchsklöstern ähnlich eingerichtet und haben ebenfalls fleischgewordene Äbtinnen und Bischöfinnen an der Spitze. Eine derselbe, auf einer Felseninsel im ringförmigen See Palti, führt den ernstgemeinten Titel „heilige Sau" oder „Diamant-Sau", weil sie bei jeder Wiedergeburt am Nacken das Mal eines Schweinerüssels zur Welt bringen soll. Die Klosterregel ist überall dieselbe wie im gesammten Buddhismus (s. im übrigen Bd. I. S. 239 ff.). Die rote und die gelbe Richtung unterscheiden sich vornehmlich durch die Farbe der Mützen; in der übrigen Kleidung herrscht die betreffende Farbe nur vor; bei den Roten wird sie auch durch Violett, Braunrot u. s. w. ersetzt. Die Mützen haben verschiedene fantastische Formen; meist sind die gelben den alten preußischen Grenadiermützen ähnlich. Im gemeinen Leben, d. h., wenn sie nicht feierliche Amtshandlungen begehen, tragen die Lamas Hüte, ähnlich den Kardinalshüten. Die dreifach geweihten Priester (Tugendbettler) sind mit dem Almosentopfe, dem Gebetsscepter (einer Mörserkeule ähnlich) und mit der Gebetsklingel ausgestattet; beide letztere Gegenstände werden beim Beten in Bewegung gesetzt. Wissenschaftliche Kenntnisse besitzen die Lamas nicht; über die Theologie ihrer Religion und den damit verbundenen Aberglauben geht ihr geistiger Gesichtskreis nicht hinaus. Demgemäß halten sie auch bei ihrem Volke die Dummheit und Unbildung eifrigst aufrecht. Die Zahl der Lamas ist unglaublich. Es soll ihrer in Tibet in 3000 Klöstern 84.000 geben, von denen etwa 50.000 in der nächsten Umgegend Lhassa's leben, welche Stadt zu etwa zwei Dritteln von Mönchen bewohnt und nach Mekka gewiß der besuchteste Wallfahrtort der Erde ist. In der Mongolei sind die Lamas verhältnißmäßig noch zahlreicher und mächtiger als in Tibet und das Volk noch stupider und ihnen ergebener. Es soll ein Drittel der Männer geistlich sein und

das große Kloster von Urga 30.000 Lamas umfassen und 30.000 Familien Leibeigener besitzen. Der Unrat, abgefallene Haare und abgetragene Kleidungstücke des Patriarchen werden dort als Reliquien verehrt. Die Klöster besitzen Schulen, welche, je nach der Größe des Klosters, einen mehr oder weniger umfangreichen Unterricht in der lamaischen Theologie ertheilen. Die Hauptfächer sind: das Gesetz, die Moral und Disciplin, die Metaphysik und die Magie. Das Studium dauert zwölf Jahre und endet im günstigsten Falle mit einer Art Doktorpromotion in Gegenwart des Dalai-Lama. Die aus China eingeführte Druckerei steht in Tibet auf einer sehr niedrigen Stufe und es gilt dort noch immer, wie bei den Mohammedanern bezüglich des Korân, für sehr verdienstlich, heilige Bücher abzuschreiben oder abschreiben zu lassen, wobei es viel auf die Farbe ankommt, indem eine Abschrift in Gold 108 mal wirksamer ist als in Silber und ebenso diese als in rot und diese als in schwarz. Zu dem oben (S. 529) erwähnten Kandschur kommt noch eine Sammlung von Erläuterungen und Abhandlungen, Tandschur, d. h. Übersetzung der Lehre genannt, in 225 Folianten, welche zwar nicht kanonisches Ansehen hat, aber gleich dem Kandschur in das Chinesische, Mongolische und Mandschurische übertragen ist. Überall jedoch, wo der Lamaismus herrscht, ist die tibetische Sprache, wie in der katholischen Kirche die lateinische und im Islam die arabische, die einzige beim Kult zulässige.

Was nun die Gegenstände der Verehrung anlangt, so ist das Heiligste für den Lamaiten jene Dreiheit der „Kleinodien" des Buddhismus: Buddha, die Lehre und die Priesterschaft (Bd. I. S. 247). Diese drei Personen der buddhistischen Dreieinigkeit werden abgebildet und angebetet. Dieser Ehre theilhaftig sind ferner alle die Tausende erschienener und noch zu erwartender Buddhas, alle Myriaden von Bodhisattwas und anderer Wiedergeborenen, in Tibet insbesondere der Reformator Tsongkapa und andere heilige Lehrer. Tief unter ihnen allen stehen die Götter (Lha). Als Solche anerkennt der Lamaismus die „vier großen Geisterkönige", deren Bildsäulen wie Schildwachen an den Eingängen der Tempel stehen, dann die indischen Götter Indra, Jama (den Richter der Unterwelt), des Letztern „Henker" Jamantaka, den tibetischen Çiva, dessen Stierkopf einen Kranz von Schädeln trägt und dessen viele Arme Waffen, Marterwerkzeuge und zerrissene Menschenglieder schwingen, während sein Gürtel aus einer mit Schädeln behängten Schlange besteht, seine Füße Menschen und andere Geschöpfe zertreten und Flammen ihn umgeben, und noch eine Menge anderer Gottheiten, darunter jene zwei ersten Buddhistinnen Tibets (oben S. 529).

Die Einrichtung der tibetischen Tempel ist nach Baustil und Ausstattung eine Mischung indischer und chinesischer Baukunst und Ornamentik. Der Grundriß bildet immer ein Rechteck, dessen Seiten genau

nach den Himmelsgegenden gerichtet sind und das sich oft nach den verschiedenen Seiten verlängert, daher auch häufig in eine Kreuzform übergeht. Die Front schaut in Tibet gegen Osten, in der Mongolei gegen Süden. Meist sind drei Eingänge, zwei auf beiden Seiten der Front; in der Rückwand ist keiner. Das Innere hat drei Hauptttheile, den Vorhof, die Tempelhalle und das Allerheiligste. Der zweite, der eigentliche Hauptttheil, ist durch seine Säulenreihen und Nebenschiffe gotischen Kirchen ähnlich. Über dem Hauptschiffe erhebt sich gewöhnlich eine Kuppel mit Oberlicht, da die Seiten keine Fenster haben. Das Allerheiligste ist durch einen Vorhang verhüllt und enthält Götter- und Heiligenbilder über dem Opfertisch. Die inneren Seiten der Wände sind al fresco gemalt oder anderswie mit Bildereien versehen, welche die Mythen des Buddhismus darstellen. Auch Säulen, Decken und Fußböden sind in der Regel bemalt. Die Zeichnung dieser Abbildungen ist elend, die Farben höchst grell. Besser sind die gegossenen und ausgehauenen Götterbilder. Außer den Tempeln haben die Lamaiten als religiöse Stätten noch: Bet- und Opferhäuschen (Kapellen) oder auch blos mit Gebetsformeln beschriebene Säulen und Wände, meist an Straßen und Kreuzwegen oder in der Steppe, Thürme und Pyramiden (Stupas, Bd. I. S. 247), die Gebetsräder und Gebetswalzen, im Freien oft so groß wie Mühlen, die Segensbäume, Masten mit Flaggen oder Schärpen, worauf Gebetsformeln geschrieben, auf Felsen, Bergen, Mauern, Thürmen u. s. w. aufgepflanzt, deren Bewegung durch den Wind so nützlich ist wie diejenige der Gebetsräder. Diese Aufstellungen, nebst den zahlreichen Heiligenbildern geben der tibetischen Landschaft einen eigentümlichen, fast „katholischen“ Anstrich. Zum lamaischen Gottesdienste werden die Geistlichen auf den Ruf der Muscheltrompete täglich dreimal, bei Sonnenaufgang, Mittag und Sonnenuntergang, zusammengerufen. Derselbe besteht lediglich in Gebeten und Gesängen, welche letztere von rauschender Trompeten-, Hörner- und Paukenmusik begleitet werden. Zu gewissen Zeiten sind Beichte und Fasten vorgeschrieben, bei welch' letzteren nur Mehlspeisen und Thee erlaubt sind. Der Antheil der Weltlichen, die überhaupt nur zu gewissen Zeiten zugelassen werden, beschränkt sich auf Zusehen und Zuhören und stilles Beten mit dem Rosenkranz. Es ist vorzugsweise Tibet, wo der Buddhismus große Ähnlichkeit mit den katholischen Gebräuchen entwickelt; dazu gehört z. B. das Weihrauchspenden mit dem Rauchfasse, das ganz gleich beschaffen ist wie das katholische.

Unter den Festen des Lamaismus ist das erste das Neujahrsfest, im Neumond des Februar, zur Erinnerung an den Sieg Buddhas über sechs Irrlehrer. Es dauert 15 Tage und wird mit Glückwünschen und Geschenken, mit Gebet und Umzügen, mit Gastmälern, Tanz, Beleuchtungen, theatralischen Vorstellungen u. s. w., ähnlich der

Fastnacht gefeiert. Sehr lärmend ist der Eintritt des neuen Jahres selbst, es läuten die Glocken, es knallen Feuerwerke, es erschallen Pauken, Zimbeln, Hörner. Das zweite Fest, das der Empfängniß Buddhas, Ende April und Anfang Mai, ist ebenfalls 15 Tage lang; das dritte, das Wasserfest oder die Wasserweihe, im August und September, beginnt mit Segnung der Gewässer und Abwaschung der Sünden und endet mit Tanz, Spiel und Maskenscherzen; das vierte, das Lampen- oder Laternenfest, zu Ende der Regenzeit, im November und Dezember, gilt bei den Gelbmützen vornehmlich als Fest der Himmelfahrt Tsong-kapa's; aus der Art, wie die Lampen brennen, wird Glück und Unglück geweissagt. Die Mongolen feiern überdies ein Feuerfest, mit Vermummungen und Schauspielen, darunter eines, in welchem der Dalai-Lama mittels besonders beschaffener Würfel den „Geister-König" besiegt.

Unter den religiösen Gebräuchen des Buddhismus ist es in Tibet namentlich das Gebet, welches sowol mündlich (meist in der kurzen Formel der sechs Silben, Bd. I. S. 243), als durch Maschinen (ebendas. S. 247) in der ununterbrochensten und geistlosesten Weise hergeleiert und „abgehaspelt" wird. Durch solche Abrichtung bleiben die lamaischen Völker in einem so hohen Grade in der Hand der Pfaffen, wie dies nicht einmal bei den Katholiken der Fall ist. Außerdem geschieht dies durch die geistlichen Handlungen, die sich an die verschiedenen Lebensabschnitte knüpfen. Dieser geistliche Einfluß beginnt bei dem Neugeborenen mit der Taufe, welche sowol die schamanischen als die lamaischen Völker seit Altem kennen und üben. Das Kind wird am dritten oder zehnten Tage nach der Geburt vom Priester mit Wasser besprengt oder in solches getaucht, gesegnet, und ihm dabei ein Name gegeben. Meist wird ihm zugleich auch das Horoskop gestellt. Auch das Taufmal nach der heiligen Handlung ist bei jenen Völkern Sitte. Einige Jahre später findet eine der Firmung entsprechende Segenshandlung statt, bei welcher dem Kinde Haar abgeschnitten wird, das dann, in ein Säckchen gebunden, als Amulett gegen Krankheit, Hexerei und alles Unglück dienen soll. Die Ehe ist zwar bei allen buddhistischen Völkern nur ein bürgerlicher Vertrag; dennoch mischen sich die Lamas ein, segnen das Paar durch Räucherungen und Gebete und stellen ihm wieder das Horoskop. Vielfach verbreitet ist in Tibet und anderen Himalaja-Ländern die Unsitte der Vielmännerei (s. Bd. I. S. 68), indem zwei oder mehrere Brüder eine Frau gemeinsam nehmen und erhalten. Die Kinder sind gemeinschaftlich oder werden an die Väter vertheilt. Es ist nicht bekannt, daß die Lamas diesen Gebrauch befördern; aber sie dulden ihn. Auch bei dem Tode hat der Lama zu thun, indem er bei dem Sterbenden betet und nach dem Hinscheiden die Kopfhaut desselben drückt oder in selbe schneidet, wodurch die Seele vom Körper gelöst werden soll. Nachher werden Seelenmessen gelesen, um die

Höllenmächte zur Milde zu stimmen oder die Seelen aus dem Zwischenzustande zwischen Tod und Wiedergeburt zu erlösen. Selbe dauern, je reicher die Todten sind, desto länger, bei Fürsten ein Jahr lang. Die Bestattung ist bei den Lamaiten verschieden. Die Wiedergeborenen werden einbalsamirt und in pyramidenförmigen Grabmälern beigesetzt, vornehme oder sehr fromme und gelehrte Leute verbrannt und ihre Asche aufbewahrt, das gewöhnliche Volk aber ähnlich den Parsen (Bd. I. S. 540) in freier Luft (auf Bergen, in Schluchten u. s. w.) den Geiern und anderen Thieren oder der Verwesung überlassen. Es gibt Leute, die ein Gewerbe daraus machen, die Leichen zu zerstückeln und den Hunden vorzuwerfen; manche Klöster halten auch „heilige Hunde", um sich nach dem Tode von ihnen verzehren zu lassen. Beerdigung ist dort fremdartig, eine Leiche in's Wasser zu werfen aber geradezu verabscheut.

Das Gesagte wird genügen, die Einordnung des Lamaismus in eine Periode, wo in Westasien und Nordafrika das Chalifat mit dem Derwischtum (oben S. 424) und in Europa das Papsttum mit dem Klosterwesen blühte, zu rechtfertigen. Ein gleichzeitiges Bestehen von drei geistlicher Macht und manigfachem Aberglauben huldigenden, aber doch in manchen Beziehungen die Kultur befördernden Hierarchien in drei Theilen der alten Welt, welche beinahe ganz unter sie zerfiel, ist sicher eine ganz außerordentliche, überraschende und ergreifende Erscheinung, welche recht in ein „Mittelalter" zwischen untergegangenen und neu aus dem Schoße der Menschheit sich erhebenden Kulturen, oder in eine Zeit der Gärung und des Sammelns paßt. Daß das Papst- und Mönchtum im Buddhismus noch unerschüttert feststeht, während es im Islam völlig zerfahren ist und im Christentum gewaltige Erschütterungen erlitten, aber dem Fortschritte manche Zugeständnisse gemacht hat, ist eine Frucht des mongolischen Rassencharakters, für welchen das „Mittelalter" immer noch fortbesteht, wie auch ein Zeichen der Unhaltbarkeit des Islam und der Fortschritts- und Anpassungsfähigkeit des Christentums und der arischen Völker.

B. Der Buddhismus in China.

Die chinesische Kultur bis zur Einführung des Buddhismus in China, sowie die späteren Äußerungen derselben, soweit sie mit den früheren Zuständen zusammenhangen, haben wir an der Spitze der Kulturgeschichte des Morgenlandes im Altertum (Bd. I. S. 122 ff.) geschildert. Bei Anlaß der Besprechung des Verhältnisses zwischen weltlicher und geistlicher Macht in China haben wir übrigens (ebend. S. 147 f.) bereits das Verhalten der verschiedenen Regirungen China's zum buddhistischen Klosterwesen erwähnt. Wir haben nun im Zusammenhange

sämmtliche den Buddhismus betreffenden und unter seinem Einflusse stehenden Erscheinungen in China zu erzählen.

Nach chinesischen Berichten sandte Kaiser Ming-ti aus dem Hause Han im Jahre 60 nach Chr., in Folge eines Gesichtes, das auf einen großen Heiligen des Abendlandes gedeutet wurde, eine Gesandtschaft von 18 Männern nach jener Richtung, welche im Jahre 63 bei dem an Indien grenzenden Volke der Juei-tschi mit zwei buddhistischen Mönchen zusammentrafen und von ihnen Heiligenbilder auf weißem Baumwollenstoffe, sowie ein heiliges Buch erhielten*). Sie luden diese Gegenstände auf ein weißes Pferd und kehrten nach Hause, wohin sie jene beiden Mönche mitnahmen. Im Jahre 65 kamen sie bei dem Kaiser an, der sich sofort zum Buddhismus bekannte und den Mönchen ein Kloster bauen ließ. Auf die Frage des Kaisers, warum der Buddha (d. h. dessen damalige Inkarnation) nicht selbst hergekommen, antworteten die schlauen Pfaffen, derselbe werde stets nur in Indien wiedergeboren und begebe sich in fremde Länder niemals! Nach einiger Zeit empörten sich Lao-tße's Jünger, die Tao-ße (s. Bd. I. S. 177) gegen die Einführung der fremden Religion und wandten sich in einer demütigen Eingabe an den Kaiser, indem sie sich kraft ihrer Zauberkünste zu einem Wettkampfe mit den Gegnern anheischig machten. Der Kaiser stimmte bei und an dem festgesetzten Tage (Jahr 71) errichteten die Tao-ße vor dem erwähnten Kloster drei Altäre aus Erde, auf welche sie ihre heiligen Schriften und Opfergaben legten. Auf einer andern Seite ordneten die Buddhisten ihre Bücher, Bilder und Reliquien. An die Gegenstände beider Sekten legte man nun in Anwesenheit des Kaisers Feuer; aber es verbrannten nur die Sachen der Tao-ße und die der Buddhisten blieben unversehrt. Erstere versuchten, des Entsetzens voll, gen Himmel zu fahren und sich unsichtbar zu machen, riefen auch ihre Geister, aber umsonst, und einer ihrer Großmeister erhängte sich vor Scham und Verzweiflung. Andere Tao-ße bekehrten sich zur siegreichen Lehre und der Buddhismus fand starken Zulauf. Es bedarf kaum besonderer Erwähnung, daß das geschilderte Gottesgericht stark an dasjenige zwischen Elia und den Baalspfaffen (I. Kön. 18) erinnert. Weitere Fortschritte machte der Buddhismus in China durch die Ankunft des Lehrers Buddhaçuddhi (310) in der Hauptstadt Lo-jang und des in Indien, bei der dortigen Verfolgung der Buddhisten (Bd. I. S. 233) zur Flucht genötigten Patriarchen Bodhidharma, der in der neuen Heimat auf dem Berg Song 495 starb. Unter Kaiser Siuen-tsong aus dem Hause Thang (846—858) gab es 260.500 Buddhisten in China und ihre Klöster besaßen 150.000 Sklaven. Die früher (Bd. I. S. 148) erwähnten Verfolgungen der Buddhisten durch die dem Khung-tße (Bd. I. S. 178 ff.) an-

*) W. Schott, Zur Literatur des chinesischen Buddhismus. Aus den Abhandlungen d. K. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1873. S. 46 ff.

hängenden Kaiser vergrößerten nur ihren Anhang. Daß sie unter den Mongolenkaisern vollends die herrschende Religion wurden, wissen wir bereits (oben S. 532), wie auch daß damals besonders dem tibetischen Lamaismus Vorschub geleistet wurde. Auch die auf die Mongolen folgenden einheimischen Ming waren, obschon nicht selbst Buddhisten, doch dieser Religion gewogen. Viele Chinesen pilgerten nach Indien, um sich Schriften und Bilder Buddha's zu holen (Bd. I. S. 129 Note) und unterhielten lebhaften Verkehr mit ihren indischen Glaubensgenossen. 157 Çramanas kamen 966 nach China, um dem Kaiser ihre heiligen Schriften zu überreichen, und 996 that ein Solcher dasselbe mit einer Glocke und einer Buddha-Statue*). Fleißig wurden die heiligen Schriften aus dem Indischen in das Chinesische übersetzt.

Was das Verhältniß des Buddhismus in China zum Staate betrifft, so ist vorerst zu berücksichtigen, daß es im „Reiche der Mitte" zwei buddhistische Schulen oder Kirchen neben einander gibt, nämlich die Foisten oder eigentlichen Buddhisten und die Lamaiten. In Lehre und Klosterzucht unterscheiden sie sich nicht wesentlich, mehr im Kult und am meisten in ihrer amtlichen Stellung. Die Foisten sind blos eine vom Staate geduldete Religionsgesellschaft und haben keine Organisation, sondern jedes Kloster besteht für sich und ihre Anhänger sind nicht fest abgegrenzt (Bd. I. S. 183). Die Lamaiten dagegen bilden eine förmlich von der Regirung anerkannte und beschützte, ja größtentheils auf ihre Kosten erhaltene und festgegliederte Kirche, an deren Spitze drei in Peking sitzende Chutuktus stehen. Doch bilden die Foisten in China die Mehrheit; beide Sekten zusammen sollen etwa zwei Drittel aller Chinesen zu Anhängern haben**). Die tibetischen Ober-Lamas anerkennt in China Niemand als geistliche Oberhäupter; überhaupt hat dort der Buddhismus niemals versucht, an der hergebrachten Verfassung zu rütteln.

In manchen Beziehungen hat sich in China der Buddhismus eigentümlich und von anderen Ländern abweichend entwickelt. Namentlich ist er hier reicher an Göttern geworden als anderswo. Es gibt da z. B. drei oberste weibliche Gottheiten, deren eine besonders von den Seefahrern verehrt und von den Europäern der Maria verglichen wird***). An der Spitze der Götterschaft aber stehen die drei Buddhas, nämlich der eigentliche Buddha, sein Vorgänger und sein Nachfolger, der Messias Maitreya (s. Bd. I. S. 239). Über die Beobachtung der buddhistischen Feste in China ist wenig bekannt; an Glanz übertrifft sie das gewiß ursprünglich mit dem gleichnamigen tibetischen zusammenhän-

*) Lassen, Indische Altertumskunde, IV. 1. S. 741 ff.
**) Köppen, Buddha, II. S. 372 ff.
***) Klemm, China, S. 422.

gende Laternenfest am ersten Vollmond nach dem chinesischen Neujahr, wobei alle Straßen, Häuser, Ströme, Schiffe u. s. w. mit vielfarbigen Papierlaternen beleuchtet werden. An die Speiseverbote Buddha's kehren sich die Chinesen wenig und essen was ihnen beliebt (Bd. I. S. 130). Die Lamas und übrigen buddhistischen Mönche sind im Allgemeinen wenig geachtet, obschon sie über das gemeine Volk viele Macht besitzen.

Auf die chinesische Literatur übte der Buddhismus, vermöge seiner strengen Abgeschlossenheit im theologischen Fache, wenig Einfluß aus (s. Bd. I. S. 196 ff.), bis die Eroberung China's durch die Mongolen jene Religionsform auf die Dauer in den Besitz des Trones brachte. Kublai (oben S. 532) verstand es, indem er ganz auf den chinesischen Geist einging und dessen politisches System zu dem seinigen machte, das alte Chinesentum mit dem Buddhismus zu versöhnen, und unter ihm trat ein, was bisher gefehlt hatte: es schlossen sich einerseits Anhänger Khung-tße's in ihrer literarischen Wirksamkeit den herrschenden Buddhisten an, und andrerseits begannen Buddhisten sich auch mit anderen als theologischen Dingen zu beschäftigen, indem sie Geschichte schrieben und Anderes. Die Raubzüge der Mongolen hatten auch den Gesichtskreis der Chinesen erweitert, wie den der Christen und der Islamiten. Namentlich wurden jetzt die geographischen Studien der Chinesen umfassender, und im vierzehnten Jahrhundert traten namentlich Reisebeschreibungen und Landkarten zahlreich an das Tageslicht. Es wurden nun auch Übersetzungen in das Mongolische und Mandschu von Chinesen verfaßt, während hinwieder Mongolen und Mandschus an der chinesischen Literatur theilnahmen. Man lernte sogar die Araber kennen, mit denen ja die Mongolen in Berührung gekommen waren; doch anerkannten die stolzen Chinesen die Überlegenheit der Araber nur in der Mathematik und Astronomie. Damals entwickelte sich denn auch, in Folge des lebhafter gewordenen Völkerverkehrs und der hierdurch angeregten Fantasie, aus der unkritischen und mit Erdichtungen reich versehenen Geschichtschreibung der Roman als neue Form des chinesischen Schrifttums, und zwar in wahren Ungeheuern von Werken. Zugleich wurde mit Hilfe der Romanschreiber die Schauspieldichtung so fruchtbar, daß in den hundert Jahren der mongolischen Herrschaft 190 Dichter dieser Gattung mit etwa 550 bekannten Stücken auftraten. Es kamen jetzt erst geschichtliche und sittlich belehrende Stoffe statt der früheren Pantomimen und Possen auf die Bühne. Es fehlte auch nicht an religiösen, mit Bekehrungen endenden Tendenzstücken von Laotßeanern und Buddhisten, auch mit satirischer Spitze gegen Andersgläubige, während Freidenkende jene beiden Sekten mit ihrem ganzen Wunderkram spottend auf die Bretter brachten. Daran schlossen sich ferner mit Bezug auf die jenseitigen Welten jener

Religionen, Feeen- und Geisterstücke, denen entsprechende Romane es ebenfalls gab.

Mit dem Sturze der Mongolen durch das chinesische Herrscherhaus der Ming (1368) begann in China die damals vom ersten Kaiser des neuen Hauses begründete Tagespresse ihren Einfluß zu üben. Zugleich wurde das Bibliothekwesen befördert und nach zwei Jahrhunderten gab es bereits 272 öffentliche Staatsbüchereien in China. Es entstanden auch neue Gesetzbücher, Staatshandbücher und Erklärungen der klassischen Werke Alt-China's (Bd. I. S. 191 ff.) von kolossalem Umfange. Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts wurde auf kaiserliche Kosten eine Sammlung der besten Bücher in 22.870 Heften herausgegeben. Enkyklopädien aller Wissenschaften erschienen in ähnlicher Riesengröße.

Im sechszehnten Jahrhundert war starker Einfluß der jesuitischen Missionäre, auf den wir im vierten Bande zurückkommen werden, auf das chinesische Schrifttum zu verspüren. Im siebenzehnten aber machte der Einbruch der Mandschus, dessen Folgen noch jetzt andauern, erneute Sorgfalt für die Erhaltung der nationalen chinesischen Kultur notwendig. Die neuen Herrscher schlossen sich zwar dem Chinesentum völlig an, gestatteten jedoch außer den Khungtßeanern auch den Jesuiten starken Einfluß. Doch siegte schon im achtzehnten Jahrhundert das ächt chinesische Element wieder über alles Fremdartige. Kaiser Kanghi, dieser mandschuische Beförderer des Chinesentums, ließ gute Werke älterer Zeiten neu auflegen und erklären, und rief die früher erfundenen aber nicht weiter benutzten beweglichen Typen (Bd. I. S. 147) wieder in's Leben, deren er eine Viertelmillion in Kupfer herstellen ließ. Sein Sohn Jungtsching vertrieb 1723 die christlichen Missionäre als Verkünder falscher und schädlicher Lehren. Dessen Nachfolger Kianlung (1736—1796), selbst Dichter und Schriftsteller, Buddhist, aber Beschützer des Khung-tße-Schrifttums, leistete Großartiges für die Literatur seines Reiches und ließ (1773) alle besonders geschätzten Werke, über zehntausend, in mehreren hunderttausend Heften neu drucken, worunter sich auch eine von Jesuiten verfaßte Darstellung der christlichen Lehre befand. Er erneuerte die Viertelmillion Typen seines Großvaters und ließ in seinem Palaste zu Peking eine Druckerei errichten. Im Ganzen hat sich die geistige Kultur der Chinesen seit Jahrhunderten nur in wiederholender und erneuernder Weise thätig gezeigt. Ob sie einst neue Wege zu betreten im Stande sein werde, läßt sich jetzt noch nicht mutmaßen.

C. Das Inselreich Japan und die Halbinsel Korea.

Der Buddhismus ist bis in den äußersten Osten Asiens gedrungen; nur der Große Ocean setzte ihm Schranken, ja nach chinesischen legenden-

haften Berichten hätte er sogar diese überschritten und in Amerika (Fusang) Fuß gefaßt, worauf wir aber bei dem Mangel jeglichen Beweises keine Rücksicht nehmen können. Jener äußerste Osten Asiens, das ultima Thule dieses größten Erdtheils, begreift zwei ihrer ganzen Lage und Geschichte nach von China abhängige Länder, zwei mit der Zeit jedoch nach manchen schweren Kämpfen unabhängig gewordene Pflanzstaaten des „Reiches der Mitte", die Halbinsel Korea und das Inselreich Japan, — beide in gleicher Breite des wärmern Theiles der nördlichen gemäßigten Zone (in der Breite des Mittelmeeres) gelegen.

Korea (bei den Eingeborenen Tsjo-sjön, japan. Korai, chines. Kaoli) ist eine südwärts gerichtete Halbinsel des im Nordosten Chinas aus der Ostküste Asiens vorspringenden Landes der Mandschurei, begreift aber als Land noch einen Theil des Kontinentes, nämlich über das die Wurzel der Halbinsel bildende Gebirge Pepischan hinaus bis zu dem Gebirge Schangan-Alin, welches sich in seiner weitesten Bedeutung vom Vorgebirge Lju-schün am Busen von Petschili des Gelben Meeres bis an das japanische Meer erstreckt. Die Halbinsel ist etwa 30 Meilen breit und etwa 80 Meilen lang; das Land Korea enthält 4128 Quadratmeilen, also nicht ganz die Hälfte von Spanien, Frankreich oder Deutschland, etwa soviel wie England und Schottland zusammen. Korea ist durch natürliche Grenzen außerordentlich geschützt, so daß es bis heute trotz wiederholten Unterliegens seine Unabhängigkeit von dem mächtigen China und dem ebenfalls stärkern Japan bewahren konnte. Eine von dem genannten Pepischan ausgehende Bergkette durchzieht die gesammte Ostseite der Halbinsel, sendet kleinere Bergzüge nach der Westküste und gestattet keinem größern Flusse Raum. Eine Menge kleiner Inseln und Klippen umgeben die Küsten. Das Klima ist nicht mild, sondern läßt sehr heiße Sommer mit sehr kalten Wintern abwechseln. Die Fruchtbarkeit des Landes ist bedeutend; selbes erzeugt Reis, Getreide, Tabak, Obst, Baumwolle und Hanf; im rauhen Norden wird Ginseng geerntet und der Zobel gejagt; auch Tiger und Panter treiben in Korea ihr Wesen und ihre Felle werden ausgeführt. Endlich blühen auch die Viehzucht und der Bergbau.

Japan, welches mit Korea und der Mandschurei das binnenseeartige japanische Meer einschließt, besteht aus angeblich 3850 Inseln. Das eigentliche Japan, vom ostchinesischen Meer im Süden bis zur Sangar-Straße im Norden, ist 5388 Quadratmeilen, also nicht ganz so groß wie Italien, das ganze japanische Reich aber 7027. Zum erstern gehört vor Allem die Hauptinsel, welche alle übrigen Eilande zusammen an Größe übertrifft (4189 Q.-M.) und daher nicht mit Unrecht von den Europäern mit dem Namen belegt wird, welchen die Japaner ihrem ganzen Reiche geben: Nipon. Südwestlich von ihr

liegen Sikok mit 328 und Kiusiu mit 745 Q.-M., beide von Nipon durch das Binnenmeer Suonada getrennt, im Norden aber das nicht mehr zum eigentlichen Japan gehörende und nur von diesem abhängige Jeso, 1465 Q.-M. groß. Japan nimmt den mittlern Theil der vulkanischen Hebungslinie ein, die von Formosa her über die Liu-Kiu-Inseln, die japanischen Inseln und die Kurilen nach der Südspitze von Kamtschatka zieht. Die Inseln Japans sind von Klippen umstarrt, das Innere ist hügelig, in den größeren Inseln aber hochgebirgsartig; Ebenen finden beinahe keinen Raum, ebenso wenig große Flüsse, während die vorhandenen kleinen sehr reißend sind. Außerdem gibt es mehrere Seeen. Der höchste Gipfel, etwa in der Mitte der Ostküste Nipons, ist der seit 1707 ruhende imposante Vulkan Fusijama, von ewigem Schnee bedeckt und 12.360 Fuß hoch, ein Heiligtum und Wallfahrtort der Japaner. Thätige, theilweise auch verheerende Feuerberge gibt es im Norden des Reiches und Erdbeben sind sehr häufig. Die Westküste am japanischen Meer ist kälter als unter derselben Breite in Europa, noch kälter aber die Ostküste. Doch ist der Winter nur kurz und der Sommer entwickelt ungeheure Hitze. Im Juni und Juli hat Japan eine starke Regenzeit. Jeso ist meist nebelig. Japan ist reich an Mineralien: Gold, Silber, Kupfer, Blei, Quecksilber, Eisen, Steinkohlen, Schwefel, Salz, Porzellan- und Töpfererde, und an heißen Mineralquellen. Die Pflanzenwelt ist der chinesischen ähnlich (Bd. I. S. 126 f.), ebenso die Thierwelt, doch ist letztere schwach vertreten. Dafür liefert das Meer Wale, Schildkröten, Krabben, Fische und Muscheln, namentlich auch Perlen.

Die Koreaner und Japaner bilden zusammen einen Völkerstamm der mongolischen Rasse und scheinen als solcher zwischen den Völkern mit einsilbigen Sprachen (Chinesen, Tibeter und Hinterinder) und dem ural-altaischen Stamme (Tungusen, Mongolen, Türken, Finnen und Samojeden) in der Mitte zu stehen. „In solchen Grundzügen stimmt das Japanische mit dem Koreanischen so weit überein, daß beide Sprachen eine gemeinsame Herkunft besessen haben könnten, doch ist bis jetzt keine Thatsache dafür entdeckt worden, daß sie eine gemeinsame Herkunft besessen haben müßten*).“ Die Japaner, vom Festlande kommend, verdrängten auf den Inseln, welche sie jetzt bewohnen, den in Nordasien (namentlich durch seine dichte Behaarung) eine vereinzelte Stellung einnehmenden Volksstamm der Ainos nach Norden, wo er noch Jeso, Sachalin und die Kurilen bewohnt. Ihre Vermischung mit demselben begründet wol ihre Abweichung von den Koreanern. Noch jetzt unterscheidet man leicht das breite platte Gesicht der niederen und die hohe Nase und das ovale Gesicht der höheren Klassen, so daß jene

*) Peschel, Völkerkunde, S. 400.

als Abkömmlinge der unterworfenen haarigen Ainos, diese als solche der Eroberer mit feineren Zügen und glatter Haut erscheinen*). Außer Japan selbst haben die Japaner auch die Liu-Kiu-Inseln bevölkert. Die Volkszahl in Korea beträgt etwa neun, die von Japan 35 bis 40 Millionen.

Während wir von den Koreanern in Folge ihrer Abgeschlossenheit, welche viel weiter geht als jemals die der Chinesen oder Japaner, sehr wenig Näheres wissen, sind wir dagegen seit neuester Zeit über die Japaner sehr eingehend unterrichtet.

Im Ganzen und Großen stimmt die äußere Erscheinung der Japaner mit den allgemeinen Merkmalen der mongolischen Rasse (Bd. I. S. 128) überein. Manches Ähnliche haben sie mit den Chinesen (s. ebend. S. 129), mit denen sie namentlich die Neigung zum Praktischen und Nützlichen und die Unempfänglichkeit für alles Ideale theilen, — unterscheiden sich aber auch von ihnen in sehr wichtigen Punkten. Der Selbständigkeit und dem Stolze der Chinesen gegenüber, welche sich auf sich selbst zu stellen lieben und nicht leicht von Fremden etwas annehmen, sind die Japaner außerordentlich schnell geneigt, einem kräftigen Antriebe von Außen nachzugeben und Kulturgaben in Empfang zu nehmen. Sie haben das mit Aufnahme des Wesentlichsten der chinesischen Kultur in den letzten Zeiten des Altertums und der europäischen Kultur in unserer Zeit bewiesen. Ferner stechen sie von den Chinesen durch ihre Reinlichkeit sehr günstig ab; sie baden fleißig und sehen sehr streng auf Sauberkeit der Kleidung. In Bezug auf letztere sind aber wenigstens die Reichen und Vornehmen bei festlichen Anlässen sehr dem Aufwand ergeben, während sie im gewöhnlichen Leben höchst einfach auftreten, die Armen aber vollends sich auf das Unentbehrlichste beschränken und in heißen Zeiten und Gegenden bis auf eine Schürze oft geradezu nackt gehen**). Als Fußbekleidung tragen die Japaner Strohschuhe, welche sie bei dem Eintreten in Zimmer ablegen. Die Kopfbedeckung ist einer umgekehrten Schüssel ähnlich. Das Haar wird von den Männern am Vorderkopfe geschoren und das des Hinterkopfes mit Wolgerüchen eingerieben und nach vorne gekämmt. Die Frauen lassen das Haar wachsen und befestigen es in einem Knoten mit Nadeln am Kopfe. Sobald sich letztere verloben oder verheiraten, färben sie sich die Lippen rot (was mit der Zeit violett wird) und die Zähne schwarz.

Die japanischen Wohnhäuser sind in der Regel von Holz und einstöckig; sie werden fertig gekauft und aufgestellt. Die Fußboden werden mit Matten belegt, die Wände im Innern sind verschiebbar, die Fenster mit Ölpapier überzogen, und der Rauch muß durch Thüren,

*) Adams, Geschichte von Japan (Gotha 1876), I. S. 6.
**) Müller, Allg. Ethnographie, S. 371 f. 399 ff.

Fenster und Ritzen entweichen. Das Dach springt weit vor und stellt so eine Art Veranda her, welche bei Nacht und Regenwetter durch Läden verschlossen wird. Möbel fehlen; man sitzt, ißt, trinkt, schläft u. s. w. auf dem Boden, beziehungsweise auf Matten. Keinem Hause darf ein Garten fehlen, welcher bei Reichen sehr fantastisch ausgeschmückt ist. Das Hauptnahrungmittel ist der Reis, sodann kommen Fische. Vom Rinde genießt man weder Fleisch noch Milch; selbes wird auch nicht gezüchtet, sondern nur als Lastthier verwendet. Lieblingsgetränk ist wie bei den Chinesen der Thee; während jedoch die Japaner im Speisen viel mäßiger als ihre Nachbarn sind, kann das Nämliche nicht bezüglich des branntweinartigen Saké gerühmt werden, welcher viele Opfer durch Delirium, Apoplexie u. s. w. fordert. Seit der Entdeckung Amerika's ist wie bei allen anderen Völkern auch bei ihnen der Tabakgenuß außerordentlich beliebt geworden. Zur Beleuchtung dient Wachs und statt des mangelnden Zuckers Honig, daher die Bienenzucht bedeutend ist. Ebenso eifrige Besorgung erfahren die Baumwolle, welche den hauptsächlichsten Stoff zur Kleidung, und der Papiermaulbeerbaum, welcher das vielfach verwendete Papier liefert. Man bebaut vorzugsweise die Ebenen mit Reis, die Bergländer aber mit anderen Nutzpflanzen. Erstere gehören meist den Landesfürsten, welche das Land an Bauern verpachten, letztere aber den Landleuten selbst. Eifrig liegt der Adel der Jagd auf vierfüßiges und fliegendes Wild ob; doch darf auch der Bauer solches Gethier erlegen, das seine Felder verwüstet.

In den Dörfern und Städten sind die Gärten und Häuser in Reihen geordnet, doch ohne bezüglich der Entfernung von der Straße sich gleichmäßig zu verhalten. Die Straßen sind reinlich und die Bestattungplätze gleich Gärten geschmückt. Die Landstraßen sind sehr gut gebaut, mit schattigen Bäumen, Abzugskanälen, Meilenzeigern und Anstandsorten versehen.

Im Familienleben ist die Vielweiberei gestattet; doch wie anderwärts beschränkt sie sich auf die Wolhabenderen und es herrscht im Innern der Familie große Zucht und Ehrbarkeit. Dabei ist von Polizeiwegen die Prostitution sehr stramm geordnet und auf sog. Theehäuser beschränkt, deren Bewohnerinnen keineswegs verachtet werden, sondern nach ihrem Austritte sich in Ehren verheiraten können. Auch sehen die Japaner im Besuche solcher Häuser etwas ganz Selbstverständliches und Erlaubtes. Dazu paßt, daß aus den geschlechtlichen Verhältnissen selbst Kindern gegenüber durchaus kein Geheimniß gemacht, obscöne Bilder ohne Hinderniß öffentlich ausgestellt und von aller Welt betrachtet und diese Dinge ganz ebenso ungescheut betrachtet und behandelt werden wie andere, daher auch ihren Reiz verlieren. Da man sehr früh heiratet, Jünglinge mit 20 und Mädchen mit 15 Jahren, so ist ohnehin der Ausschweifung ein starker Damm entgegengesetzt. Die Kinder

werden sehr abgehärtet und ihnen viele Freiheit gestattet. Die Schulen, welchen kein Kind entzogen wird, sind so verbreitet und geordnet, daß man wie in China selten Jemanden findet, der nicht lesen und schreiben kann. Die Mädchen erhalten auch Anleitung in weiblichen Arbeiten. Für höhern Unterricht war dagegen bis in die neueste Zeit sehr schlecht gesorgt.

Die Verfassung Japans ist ein Ergebniß seiner Geschichte. Das Reich tritt schon sofort als eine ausgebildete Monarchie in dieselbe, deren Ursprung sich in religiöse Mythen verliert, wie auch das Kaiserhaus (dessen Anfang in das siebente Jahrhundert vor Chr. verlegt wird) von Göttern abstammen will. Der älteste bekannte Zustand Japans scheint der eines Militärstaates gewesen zu sein, in dem der Kaiser Oberbefehlshaber und die Offiziere zugleich Beamte waren*). Später wurde die bürgerliche und kriegerische Verwaltung getrennt und mit der Zeit trat an die Stelle des patriarchalischen Verhältnisses zwischen Herrscher und Unterthanen eine aristokratische Ordnung, indem sich eine Familie von „halbgöttlichem Ursprunge", Fujiwara mit Namen (in Mitte des siebenten christlichen Jahrhunderts, bald nach Mohammeds Tod) der Umgebung des Kaisers bemächtigte und aus ihrer Mitte ein „Regent" hervorging, welcher alle Eingaben an den Monarchen öffnete und sie nach Belieben vorlegte oder abwies. So beuteten die Fujiwara das Land aus und alle Ämter waren in ihrem Besitz oder von ihnen abhängig. Da sie aber selbst zu verweichlicht waren, um das Schwert führen zu können, so übertrugen sie die Kriegsführerstellen Gliedern anderer Familien von hoher Abkunft, welche den Titel Daimio führten. Gegen Ende des achten Jahrhunderts wurde eine eigene Kriegerklasse geschaffen. Auf diese stützte sich der General, Schogun genannt, und wie schon früher die europäischen Fürsten, so richteten sich (im zehnten und elften Jahrhundert) auch die japanischen ihr ständiges, von ihnen abhängiges Gefolge ein. Die Armee machte sich so vom Hofe unabhängig und im zwölften Jahrhundert stieg der Einfluß der an ihrer Spitze stehenden Familie Hei auf die höchste Stufe. Es war damals Sitte, daß den Kaisertron meist Kinder bestiegen und bei oder vor Erreichung des Mannesalters abdankten, was die Kaiserwürde vollends zum wesenlosen Schatten machte. Daher war Kijomori, damaliges Haupt der Hei, ein Zeitgenosse Salaheddins, Schogun und seit 1167 zugleich erster Minister, der eigentliche Regent, während die Fujiwara nur noch leere Titel innehatten. In seinem Alter machte er sich zum Mönche, ohne darum seine Macht aufzugeben; aber mit seinem Tode hörte der Glanz seines Hauses auf und ging an das Haus Gen über. Eine noch größere Macht erlangte seit 1182 des

*) Adams, Gesch. v. Japan, I. S. 15.

letztern Haupt, Joritomo, nachdem er, als Verschwörer gegen Kijomori verbannt und verfolgt, die buntesten Abenteuer erlebt, aber an der Spitze eines Heeres die Hei geschlagen hatte, — indem er eine starke Ordnung in dem durch Parteiungen zerrütteten Lande herstellte. Die als Schogune ihm seit 1199 Nachfolgenden waren im dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert Schwächlinge, oft sogar Kinder, und die Würde war ein Spielball der mit Blutvergießen darum streitenden Familien. Bürgerkriege wüteten mit allen ihren Schrecken, bis Nobunaga aus dem Hause Ota, ein Abkömmling Kijomori's in weiblicher Linie, sich 1574 an die Spitze schwang, die Macht der buddhistischen Priester brach und als Gegengewicht gegen sie das Christentum der jesuitischen Missionäre benutzte (er starb 1582 durch Mord). Damit trat Japan in eine neue Zeit, auf welche wir zurückkommen werden. Wir fügen nur des Zusammenhangs wegen bei, daß seit dem Schogun Ijejasu (1603) diese Würde in seiner Familie Tokugawa als thatsächlich regirende mit beinahe unumschränkter Macht bis zu ihrer Aufhebung 1868 fortbestand, während die Kaiser mit dem Titel Mikado, d. h. erhabene Pforte (wie Farao, Bd. I. S. 343) nur als Religionshäupter figurirten.

Wie wir in Tibet einen merkwürdigen Anklang an das europäische Mittelalter in der dortigen mit der Blüte des Papsttums gleichzeitigen Hierarchie des Lamaismus trafen, so ergeht es uns in Japan mit einer dem europäischen Feudalwesen nicht nur gleichzeitigen, sondern auch sehr ähnlichen Einrichtung. Das Lehnswesen ist dort schon seit dem frühesten Mittelalter, vielleicht schon früher als in Europa, das ausgebildetste und folgerichtigste nicht nur, sondern auch das festeste, welches die Geschichte kennt; ja die heutigen Ereignisse beweisen aufs Neue seine Unzerstörbarkeit, wenigstens vorläufig. Die Daimios oder erblichen Lehnsfürsten der Provinzen, deren Auftreten in der Geschichte Japans so folgenreich war, zerfallen in mehrere Klassen. In ihren Gebieten walten sie so gut wie unumschränkt und verleihen wieder Grundstücke als Afterlehen an Glieder des untern Adels. Die Hälfte des Jahres brachten die Daimios zur Zeit ihrer Blüte am Hofe des Schogun zu, die andere Hälfte in ihren Lehen. Mit dem Gefolge ihrer oft zu zehntausend und mehr zählenden Lehensleute sicherten sich die Daimios, deren Abzeichen zwei Schwerter sind, stets großen Einfluß.

Es werden in Japan acht Stände oder Klassen der Bevölkerung angenommen, nämlich: 1) Fürsten, 2) Adel, 3) Priester, 4) Krieger, 5) Beamte und Ärzte, 6) Kaufleute, 7) Krämer, Künstler und Handwerker, 8) Landleute und Tagelöhner. Alle Menschen, welche mit Leichen, Häuten und Fellen zu thun haben, wie die Gerber, Henker u. s. w. sind von der Klasseneintheilung ausgeschlossen. Nach derselben richtet sich der gestattete Aufwand, ohne alle Rücksicht auf die Vermögensmittel. Eine nennenswerte Steuer zahlt nur die unterste Klasse, welche den Staat

eigentlich erhält, dessen gering, und zwar nur durch Naturalien, besoldete Beamte bestechlich und daher schlecht angesehen sind.

Die japanischen Gesetze waren früher höchst blutig. Auf alle schwereren Vergehen war Todesstrafe, auf kleinere Diebstähle Brandmarkung gesetzt. Vornehme Männer entzogen sich der Strafe für Vergehen durch das bekannte Bauchaufschlitzen, wodurch sie zugleich ihren Namen vor Schande bewahrten, da diese Operation als sehr ehrenvoll galt.

Das Kriegswesen war, wie angedeutet, schon früh sehr streng geordnet. Die dienstfähigen Männer jeder Provinz zerfielen im Mittelalter in drei Abtheilungen, von denen eine stets im Dienste stand. Die Legion (dan) zählte 1000 Mann in vier Kompagnien. Jeden Feldzug befehligte ein General, Schogun, und drei solche Heereskörper ein Obergeneral, Tai-Schogun, aus welcher Würde sich die erwähnte eines thatsächlichen Regenten entwickelte. Nach dem Feldzuge kehrten die Befehlshaber wieder zu ihren bürgerlichen Ämtern zurück. Auch im Frieden liebten die Japaner stets Waffenübungen, besonders die Ring- und Fechtkunst, in welcher, wie in Rom die Gladiatoren (Bd. II. S. 488), junge Leute erzogen und besonders kräftig ernährt wurden.

Die Religion der Japaner war in den ältesten Zeiten den schamanischen Kulten Hochasiens ähnlich, erhielt jedoch schon früh Elemente der ältern chinesischen Religion (Bd. I. S. 164 ff.) zugeführt, wie z. B. den Ahnenkult, und wurde von den Gelehrten mit einer fantastischen Kosmo- und Theogonie beschenkt, welche bezüglich der Regirungen verschiedener Geister mit Millionen von Jahren freigebig um sich wirft. Die Naturkräfte werden als Götter (Kami) verehrt und zwar in Gestalt von Symbolen, nicht von Götzenbildern, so namentlich die Sonne, deren Sinnbild ein reiner Spiegel ist. Diese Religion, japanisch Kami-no-madsu, d. h. der Götterweg, chinesisch Schin-tao (gleiche Bedeutung), ist Japans Staatsglaube und der Mikado dessen Oberhaupt. Sie ist jedoch im Laufe der Zeit sowol mit der Lehre Khung-tße's, als mit dem Buddhismus stark vermengt worden.

Der letztere kam aus China nach Korea früher als nach Japan, und zwar theilweise gegen Ende des vierten, vollständig erst zu Anfang des sechsten Jahrhunderts. In Mitte des letztern wurde er von Korea nach Japan verpflanzt, wo er zuerst von Seite der Regirung Widerstand, bald aber Gunst erfuhr, und nach dreißig Jahren schon allgemein verbreitet war, d. h. unter dem Volke. Amtlich blieb der Mikado natürlich Haupt des Schin-tao und sein Hof letzterm ergeben; die Gelehrten und höher Gebildeten aber wandten sich der Lehre des großen Weisen von Lu (Bd. I. S. 178 ff.) zu. Der japanische Buddhismus gleicht dem festländischen namentlich bezüglich des sehr stark vertretenen

Klosterwesens, welches im Mittelalter großen Einfluß ausübte, indem sich die abgetretenen Kaiser und Schogune als Mönche scheren ließen, noch stetsfort aber vom Kloster aus als Ratgeber eine Rolle spielten. Im Übrigen aber wurde der japanische Buddhismus, wie gesagt, stark mit anderen Lehren vermengt. Überhaupt ist religiöse Ausschließlichkeit oder Gehässigkeit den Japanern fremd.

Die japanische Zeitrechnung läßt zur Ausgleichung des Mond- und des Sonnenjahres Jahre von 12 Monaten (354 Tagen) und 13 Monaten (384 Tagen) abwechseln; das Jahr beginnt zu Ende Januar oder Anfang Februar. Jeder Tag und jede Nacht zerfällt in sechs Stunden, deren Länge von der Jahreszeit abhängt. Einen sechszigjährigen Jahrkyklos zur astronomischen Richtigstellung der Zeitrechnung haben die Japaner mit Mongolen und Kalmüken gemein. Wochen sind unbekannt, Feste selten.

Schrift, Schrifttum und Wissenschaft haben die mehrsilbigen Sprachen Korea's und Japan's von dem einsilbigen China erhalten. Durch Kriege und gegenseitige Flüchtlinge befand sich Korea schon vor unserer Zeitrechnung in Verknüpfung mit China. Zugleich mit dem Buddhismus und der Lehre Khung-tße's nahm es auch die chinesische Schrift an, welche der gelehrte Wang-schin im dritten Jahrhundert dahin brachte, die aber erst seit 372 herrschend wurde. Wahrscheinlich erst ziemlich später, wann ist unbekannt, entwickelte sich daraus ein koreanisches Alfabet, sowie eine Anzahl von Silbenzeichen, in sehr umfangreichen Bildern von geraden und krummen Strichen ohne Darstellung von Gegenständen bestehend*). Die Richtung der Schrift ist die chinesische geblieben, in senkrechten Säulen, die sich von rechts nach links folgen. Dieser Schrift bedient man sich im gewöhnlichen Leben, in der Literatur aber der chinesischen, oft sogar letzterer Sprache, indem Korea's Schrifttum nichts Selbständiges zu Tage förderte. Auch die Koreaner schreiben mit Pinseln, aber auf stärkeres Papier und mit schwärzerer Tusche als die Chinesen.

In Japan führte nach dortigen Überlieferungen der genannte Chinese Wang-schin, den der Kaiser aus Korea kommen ließ, 285 die Schrift ein. Im Jahre 404 begann ein japanischer Kaiser die Aufzeichnung der Landesgeschichte anzuordnen. Weiter verbreitet wurde die Schrift erst durch das Eindringen des Buddhismus. Seit dem siebenten Jahrhundert studirten Japaner in China, dessen Sprache die gelehrte in Japan wurde, wie im Mittelalter bei uns die römische. Die Literatur, wie die Bureaukratie, entwickelte sich nach chinesischem Muster; aber die Japaner machten sich, unähnlich den Koreanern, mit der Zeit unabhängig im Geistesgebiete. Die chinesische Sprache war ihrem lebhaftern Wesen

---

*) Wuttke, Gesch. der Schrift, S. 421 ff.

zu schwerfällig und die Verschiedenheit der Sprechweise störte sehr, da jedes der beiden Völker Laute hat, welche dem andern fehlen. Die Japaner begannen daher in ihrer eigenen Sprache zu schreiben, aber mit chinesischer Schrift, wobei sie sich so halfen, daß sie für ein mehrsilbiges japanisches Wort solche chinesische Silbenwortzeichen setzten, deren chinesische Namen mit den darzustellenden japanischen Silben Lautähnlichkeit hatten. Neben dieser sonderbaren Manier, Magana genannt, versuchte im achten Jahrhundert der Buddhistenpriester Simo-mitsino-Maki, aus China zurückgekehrt, wo er Gesandter gewesen, die Einführung von Silbenzeichen, mit Grundlage der Sanskritschrift, von denen jedes für einen Selbstlaut oder einen solchen mit einem Mitlaute diente, — die Schrift Katakanna. Mehrere andere Versuche folgten, welche neben dem letztgenannten und dem Magana in Gebrauch kamen, von denen aber keines die Oberhand erhielt. Die Schriftrichtung blieb auch hier überall die chinesische, ebenso die Schreibstoffe. Namentlich wird in Japan die Rinde des Papiermaulbeerbaums zur Bereitung des Papiers mit Vorliebe verwendet. Statt der Unterschrift bedienen sich die vornehmen Japaner eines Holzstempels mit ihrem Namenszeichen, der mit dem Schreibepinsel bemalt und abgedruckt wird. Auch der Druck wird wie in China geübt (seit dem zehnten, nach Anderen erst seit dem dreizehnten Jahrhundert).

Die seit dem siebenten Jahrhundert selbständige japanische Literatur ist in der Dichtkunst sowol, als in allen auch von den Chinesen bearbeiteten wissenschaftlichen Fächern reich an Schriftstellern, die jedoch für uns keine Bedeutung haben. Die Geschichte erhob sich nicht über den Standpunkt trockener Jahrbücher. Was China dagegen nicht erreichte, das Heldengedicht, erhielt in Japan im zwölften Jahrhundert durch politische Vorgänge eine namhafte Vertretung. Viele Herrscher machten sich sehr um Wissenschaft und Dichtkunst verdient, deren Werke sie sammelten. Heerführer glänzten selbst als Dichter und Schriftsteller. Seit dem sechszehnten Jahrhundert kam auch Japans Schrifttum unter europäischen Einfluß, nämlich den der Jesuiten.

In den außer Tibet, der Mongolei, China, Korea und Japan noch zur buddhistischen Welt gehörenden hinterindischen Staaten Annam, Siam und Barma entwickelte sich kein selbständiges Geistesleben und gilt auch für das Mittelalter, was wir bezüglich des Altertums derselben (Bd. I. S. 272) gesagt haben.

Dauert auch für die buddhistischen Völker im Ganzen noch fort, was wir Mittelalter, d. h. den Übergang von ältesten zu entwickeltsten Zuständen zu nennen pflegen, und was genauer als ein Ringen nach höherer Erkenntniß und nach einer geachteten Stellung im Vereine der Menschheit zu bezeichnen wäre, so hat doch für diese Völker durch die regere Verbindung mit Europa in mancher Hinsicht eine neue Zeit

begonnen, der wir wieder begegnen werden. Was aber Japan im Besondern betrifft, so ist es unbewußt zur Veranlassung geworden, daß Europäer, welche es von Osten her zu erreichen suchten, die „Neue Welt" fanden, womit jene bis dahin nur vorbereitete „Neue Zeit" erst zu einer unumstößlichen Thatsache wurde.

Zweiter Abschnitt.

Die Neue Welt vor ihrer Entdeckung.

A. Die amerikanische Urzeit.

Dem Altertum und dem Mittelalter, ob es sich nun die Erde als eine Fläche vorstellte, wie Homer und die Kirchenväter, oder als eine Kugel, wie Pythagoras, die Alexandriner, die Araber und die Europäer seit dem vierzehnten Jahrhundert, war das Dasein weiterer Erdtheile als derjenigen der „Alten Welt", Asien, Europa und Afrika, schlechterdings undenkbar. Abulfida hatte der Erde auf der dieser Trias entgegengesetzten Seite nicht einmal die frische Luft gegönnt, sondern sie dort in einem unter ihr rauschenden Weltmeere stecken lassen. Dante war der Erste seit Anbeginn der Geschichte, der jener unbekannten Seite der Erde ein Land und Bewohner gab; aber es war ein Theil des Jenseits, den er dorthin versetzte, der Berg der Reinigung (oben S. 385 f.); es waren abgeschiedene Geister, mit denen er das unbekannte Land der Antipoden besiedelte; höchst merkwürdig bleibt es jedoch immerhin, daß der größte und begeistertste Dichter des Katholizismus die Lehre aufgriff, welche die Kirchenväter, die Säulen derselben Kirche, (oben S. 355) verdammt hatten! Menschen wagte auch fast zwei Jahrhunderte lang nach seiner Zeit noch Niemand mit den Füßen gegen unsere Füße zu stellen. Es war schon viel, wenn ein großer Genius dachte, jene rätselhaften Meere müßen sich durchschiffen lassen. Länder und Völker ahnte Niemand zwischen Europa und Asien im Weltmeere. Man müßte dort hinüber ohne zu landen nach Ostasien gelangen, meinte man. Als aber Japan und China, deren mittelalterliche Kultur wir soeben kennen gelernt, von Osten her aufgesucht wurden, da fand man die „Neue Welt", die sich entgegen allen Berechnungen und Vermutungen der Menschen einer Westfahrt nach Indien in den Weg gelegt hatte! Eine größere Überraschung hatte die Welt niemals erlebt; kein Erdtheil war je so plötzlich und unvorbereitet gefunden worden, ja nicht einmal ein Land oder eine auch noch so kleine Insel! Es war wirklich mehr

als die Welt ertragen konnte ohne sich im höchsten Grade aufgeregt zu finden. Wo man nur wilde Wogen vermutet, da fand man nicht nur Land, sondern auch fruchtbares, üppiges Land, da fand man sogar Menschen, die sich nicht in Noah's Völkertafel einordnen ließen, ja noch mehr, man entdeckte gebildete Völker mit geordneten Einrichtungen in zwei mächtigen Reichen der Vorzeit: Anahuak, dem Reiche der Azteken im Norden, und Peru, dem Reiche der Inkas im Süden der Neuen Welt!

Die Kultur dieser Völker hatte für die Entdecker und Eroberer etwas so Auffallendes und Unerklärliches, daß man alles Ernstes darüber nachgeforscht hat, ob sie in älteren Zeiten, als denen der Entdeckung, mit Europa oder überhaupt mit Kulturvölkern der Alten Welt in Verbindung gestanden und von ihnen ihre Kultur erhalten hätten. Es gibt hierfür weder historische noch psychologische Wahrscheinlichkeiten. Die Atlantis des Platon und die von Diodor (V. 19. 20.) beschriebene „glückliche Insel", welche die Phöniker im Westen Afrikas entdeckt haben sollen, ermangeln jeder zwingenden Hinweisung auf Amerika, sondern entstammen wahrscheinlich Sagen von untergegangenen großen Inseln oder Kontinenten des Atlantischen Meeres, deren es in demselben allerdings gegeben hat*). Ebenso spricht nichts Bestimmtes für eine Bekanntschaft der Chinesen mit Amerika vor der Entdeckung. Gewiß ist nur, daß die Normannen (oben S. 357 f.) vor Colombo Theile Nordamerika's gesehen, doch ohne mit den Eingeborenen in Verkehr zu treten und ohne überhaupt die Entdeckung weiter zu verfolgen oder auch nur zu behaupten, so daß sie wieder in Vergessenheit geriet. Klare Erfahrungen haben übrigens nachgewiesen, daß weder Einzelne noch ganze Schiffsmannschaften einem fernen Lande eine neue Kultur bringen könnten, sondern weit eher sich entweder zu der dortigen erniedrigen oder dann elend zu Grunde gehen müßten.

Die Kultur der Neuen Welt ist ganz entschieden das eigene Werk der Bewohner derselben; sie ist gleich jeder andern Kultur ein Ergebniß von Lage und Klima des Landes, Rasse und Anlagen der Bewohner. Niemand hat die Kultur nach China, Indien, Ägypten gebracht, kein Ägypter oder Phöniker nach Hellas, kein Grieche nach Nordeuropa, — und so auch Niemand von außerhalb Amerika's her nach Mejiko und Peru. Wenn die dortige Kultur Ähnlichkeit mit asiatischer darbietet, so liegt dies in der Verwandtschaft der Rasse, welche

*) Ein solches Festland lag bis vor etwa 13.000 Jahren zwischen 20 u. 40° w. L. v. Grwch. u. vom 20° n. Br. an bis zu den Faröern; der südwestliche Theil sprang in einer Halbinsel bis 57° w. L. v. Grwch. vor. Jetzt liegt das Festland 1800 Faden unter dem Meeresspiegel, während rings um dasselbe die Meerestiefe 2500—5000 Faden beträgt. Die jetzigen Azoren waren die höchsten Gipfel dieses Landes.

zwischen den drei Abtheilungen der Dämmerungvölker: Mongolen, Malaien und Amerikanern (Bd. I. S. 14) besteht und die bei gleichen oder ähnlichen Ursachen auch entsprechende Wirkungen hervorbringen mußte. Liegen aber Erinnerungen an die Kultur anderweitiger Völker vor, so entspringen sie den dem gesammten einerlei Ursprung besitzenden Menschengeschlechte gemeinsamen Anlagen.

Über die Einwanderung der amerikanischen Urbevölkerung haben wir unsere Ansicht schon im ersten Bande (S. 16 f.) ausgesprochen. Für dieselbe, d. h. für die Einwanderung dieser Rasse aus Asien spricht besonders der Umstand, daß eine durchgreifende Verschiedenheit zwischen der sogenannten mongolischen Rasse Asiens und der amerikanischen Urbevölkerung nicht existirt. Die schiefliegenden Augen der Mongolen durchziehen das ganze von Colombo entdeckte Festland vom Eismeere des Nordens bis zum Feuerland im Süden. Wo sie aber nicht vorkommen, da findet man doch die vorstehenden Backenknochen der Ostasiaten. „Das straffe, lange, im Querschnitte walzenförmige Haar fehlt vollends keinem einzigen Stamme,“ fügt Peschel Obigem bei; „der Bartwuchs ist stets spärlich, mangelt auch wol gänzlich, wie das Leibhaar.“ Die Hautfarbe ist keineswegs durchgehend kupferrot, worin man früher das hervorstechendste Merkmal einer „amerikanischen Rasse“ sah, sondern wechselt von hell- bis dunkelbraun, und nur einzelne Völker, wie z. B. die Sonoren sind wirklich kupferrot. Die Schädel bilden eine Familie mit denen der Mongolen und Malaien. Der Polysynthetismus der amerikanischen Sprachen hat sowol Analogien in uralaltaischen Sprachen, wie auch erstere von letzteren das Princip der Suffixbildung angenommen haben, — und in Amerika wiederholen sich eine Menge Gebräuche und Mythen asiatischer Völker, aber freilich auch solche, welche an entlegeneren Gegenden der Erde, selbst in Europa und Afrika, ebenfalls vorkommen.

Daß sich nun in Amerika, wenigstens an einzelnen Stellen des Kontinentes, eine eigentümliche Kultur ausgebildet hat, welche von derjenigen asiatischer Länder trotz der Rassengemeinschaft stark absticht, davon liegt die Ursache in der Küsten- und Bodengestalt Amerika's, in seinem Klima und seinen Produkten. Die Einwanderer im Kontinente der Anden wurden Asien und allen seinen Einflüssen durchaus entfremdet und denen einer neuen Welt preisgegeben. Übertrifft auch die letztere die sog. Alte, wenn man diese als Ganzes nimmt und nicht vorzugsweise Europa im Auge hat, an Zierlichkeit der Formen*), so ist dagegen die Alte Welt viel geräumiger; sie entwickelt sich nach Länge und Breite, die Neue nur nach der Länge. Amerika ist nicht viel größer (744.000 Q.-M.) als Europa und Afrika zusammen (722.000 Q.-M.)

*) Peschel, Völkerkunde, S. 438 u. oben Bd. I. S. 19 f.

und kleiner als Asien (815.000 Q.-M.), also nicht halb so groß wie die Alte Welt. Auf dem größern Raume konnten sich aber vielerlei und kräftigere Pflanzen- und Thierarten entwickeln. In ersteren ist der Unterschied indessen nicht so bedeutend wie in letzteren. Den Getreidearten Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Reis u. s. w. kann die Neue Welt Mais, Mandiocca, Kartoffel, Bataten, den narkotischen Genußmitteln Thee, Kaffee, Mohn (Opium) und Hanf (Haschisch) den Paraguaythee, Kakao, Tabak und Koka gegenüberstellen. Im Thierreiche aber zeichnet sich die amerikanische Natur gegenüber derjenigen der Alten Welt ganz besonders durch ihre Lückenhaftigkeit aus. Nur einzelne Ordnungen der organischen Wesen, und zwar meist weit auseinander stehende, sind in der Neuen Welt vertreten, und auch diese wieder in geringerer Stärke und Größe und weniger imponirender Form, als in der Alten Welt. Statt des Krokodils finden wir den kleinern Aligator, statt des Elefanten den Tapir, statt des Kamels das Lama, statt des Löwen und Tiger die schwächeren Katzenarten Puma und Jaguar, statt der menschenähnlichen ungeschwänzten Affen nur solche mit Roll- und Greifschwänzen. Selbst der Hund, den die Neue Welt besitzt, ist stumm. Die Kolosse des Nashorns, des Flußpferdes und der Giraffe, sowie die nützlichen Thiere Schaf, Ziege, Pferd und Esel fehlen dort sogar ursprünglich ganz. Es bestehen daher in Amerika größere Klüfte zwischen den einzelnen Thiergattungen, sowie zwischen Thier und Mensch, als in Europa, Asien und Afrika. Zudem zerfällt Amerika in zwei beinahe getrennte und nahezu gleich große Festlandshälften, welche seine Kräfte zersplittern. In Übereinstimmung damit sind auch die Stromsysteme und daher die Länderbegriffe in der Neuen Welt weiter auseinander gerückt, und der Mangel an Gliederung erschwert überdies die Bildung von Länder-Individualitäten mit scharf ausgeprägtem Charakter, wie sie in der Alten Welt Vorder- und Hinter-Indien, Arabien, Griechenland, Italien, Skandinavien u. s. w. und Inselreiche wie Japan und Britannien darstellen. Ebenso verhält es sich mit den Stammesabtheilungen der amerikanischen Rasse oder Rassenabart. Durch die weiten Prärien, Llanos und Pampas, sowie durch die unermeßlichen Urwälder sind sie auf kolossale Entfernungen von einander getrennt, und da sie keine Nomaden, sondern Jägervölker sind, so führt sie nichts zusammen; sie bleiben auf ihren Jagdgründen und bilden da eigene Sprachen aus, die allen Lautzusammenhang verlieren und nur durch die Ähnlichkeit des grammatischen Baues noch ihre gemeinsame Abstammung verraten. So haben sich in Amerika an einzelnen Punkten Kulturstaaten bilden können, welche unter sich nichts voneinander wußten, also noch weniger als die Römer von den Chinesen in der Alten Welt, was doch herzlich wenig war, obschon sie ihre Seide trugen. Tenochtitlan wußte nicht, daß Kuzko vorhanden war und umgekehrt, und so war es auch mit den

weniger oder gar nicht bekannten Kulturen am Ohio und Mississippi und am Plata, während Ägypten, Assyrien, Erân und Hellas im regsten Verkehr, wenn auch nicht immer im freundlichsten, standen.

Ebenso lückenhaft wie die Entwickelung der räumlichen Verhältnisse Amerika's, ist auch diejenige der dortigen zeitlichen Kulturfortschritte. Amerika hat keine Nomadenstufe zwischen den Zuständen der Jäger und der Ackerbauer. War es da wol auch ein eigentümliches Verhängniß, das der amerikanischen Kultur mit dem Eindringen der spanischen Eroberer und Fanatiker ein unerbittliches Halt gebot, ehe sie sich höher entwickeln konnte, was sie jedenfalls sonst gethan hätte, — und sie so zwang, lückenhaft zu bleiben?

Die ältesten Spuren menschlicher Thätigkeit auf dem westlichen Festlande, welche bisher entdeckt wurden, bestehen in aufgeworfenen Erdhügeln, Mounds genannt, welche namentlich im Gebiete des Ohio und Mississippi häufig sind, sich aber bis nach Florida und Texas ausdehnen*). Nur selten finden sich Steinmauern in denselben. Ihre Gestalt ist meist pyramiden- oder kegelförmig; oft haben sie auch in ihrem Grundrisse die seltsamsten Thierformen, besonders von Schlangen. Neben den Mounds gibt es noch viele Einfriedigungen oder Wälle von höchst symmetrischer Gestalt, meist viereckig oder rund. Es scheint, daß die Mounds theils als Grabstätten, theils als Opferaltäre, Tempel oder Beobachtungposten dienten. Die in ihnen gefundenen manigfachen Geräte von Menschenhand sind aus Stein und Kupfer; daneben fanden sich auch Tuchgewebe vor. Es zeigt dies Verhältniß der Stoffe, daß in diesem Theile von Amerika die Stein- der Metallzeit nicht voranging wie in Europa und Asien; vielmehr folgte auf jene gemischte Zeit eine reine Steinperiode, in welcher die Entdecker und Eroberer aus der Alten Welt die Neue antrafen. Es muß demnach hier entweder ein Rückgang der Kultur stattgefunden haben, oder die Kupfermenschen wanderten aus und überließen ihre Wohnsitze roheren Steinmenschen. Das Kupfer der Moundbuilders wurde niemals geschmolzen, sondern blos gehämmert. Sein Vorkommen in Geräten, das übrigens nicht sehr häufig ist, erstreckt sich über das ganze Gebiet der Union östlich vom Mississippi. Meist sind diese Geräte Werkzeuge, sogar Messer und Lanzenspitzen, dann auch Armspangen, deren Verarbeitung große Geschicklichkeit verrät. Der Mangel an Zinn und Zink verhinderte die Moundbuilders, zur Bronze vorzuschreiten. Dagegen kommt in den Mounds Blei vor, weit weniger Gold und Silber. Die Steingeräte in denselben sind beinahe stets aus hartem Quarz, seltener aus Obsidian und Hornstein; es sind Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen, Schwerter, Schaufeln, Hauen, und zwar in der Regel blos ausgehauen. Steinäxte dagegen kommen geschliffen und

---

*) Baer und Hellwald, der vorgeschichtliche Mensch, S. 457 ff.

polirt vor, aus Grünstein, weniger aus Granit und Syenit, deren sich in derselben Form welche von der Hudsonsbai bis nach Chile finden; die Stiele wurden in Löchern oder Rinnen befestigt. Mit Kunst aus Stein gehauene Pfeifen, deren Kopf und Rohr aus einem Stücke besteht, bezeugen das hohe Alter des Tabakrauchens in der Neuen Welt. Sehr oft stellt der Kopf ein Menschenhaupt oder eine Thiergestalt, z. B. Biber, Papagei u. s. w. dar. Auf ziemlicher Stufe der Vollendung steht auch die Töpferei der Moundbuilders. Spiegel aus Marienglas, und zwar sehr dicke, fanden sich ebenfalls in den Mounds. Gering sind die Spuren, welche auf Ackerbau der Gründer dieser Bauwerke hindeuten; aus den Wällen und Einfriedigungen schließt man, daß sie in größeren Ortschaften, einer Art von Städten, wohnten, wahrscheinlich in Holzhäusern. Verschiedene Gegenstände lassen endlich auf Sonnen- und Mondverehrung schließen. Das Alter der Mounds beträgt nach allen Anzeichen mehrere tausend Jahre; es sind seit ihrer Errichtung und Zerstörung Urwälder entstanden und wieder verschwunden und Ströme haben seitdem ihren Lauf verändert.

Weitere Zeugnisse einer von geschichtlichen Perioden vollkommen abgeschnittenen Urzeit finden wir erst jenseits eines weiten geographischen Zwischenraumes, — auf dem Isthmos von Chiriqui. Es sind Gräber, — dort Huacas genannt. Auch hier wurden Stein- und Metallgeräte nebeneinander entdeckt, Beile und Lanzenspitzen aus Stein ohne die dazu gehörigen Stiele, Menschen- und Thierfiguren aus Kupfer und Gold, sowie Töpferwaaren. Die Huacas selbst sind rund oder viereckig, bisweilen mehr oder weniger ausgemauert, mit Säulen oder Pfeilern, meist aber mit Erdgewölben. Pfeiler und Wände tragen rohe Zeichnungen von Menschen und Thieren.

Merkwürdige Baureste, Zeugen einer Kultur, welche zwischen denen der Moundbuilders und derjenigen der höherstehenden Völker von Anahuak und Peru die Mitte hielt, lieferten die Hochländer von Cundinamarca in Columbia und von Bolivia am Titikaka-See. Im erstern Lande hauste das Volk der Chibcha (von den Spaniern Muyscas genannt) in einem ziemlich geordneten Reiche; es übte die Bearbeitung der Metalle, kannte die Bronze und baute Sonnentempel. Die Ruinen am Titikaka-See sollen ungefähr dasselbe Alter haben wie die Pfahlbauten am Genfersee.

Die höchste in Amerika vorgefundene Kultur außerhalb der beiden hochentwickelten Reiche von Anahuak und Peru, und zwar eine den letzteren an Alter voranstehende, findet sich in Central-Amerika. Die Halbinsel Yukatan, wo zur Zeit der europäischen Entdeckung das sehr gebildete Volk der Mayas wohnte, hat seit 1840 nicht weniger als vierundfünfzig Ruinen bedeutender Städte an den Tag gebracht, unter denen die von Uxmal, Chichen-Itza und Tuloom die wichtigsten sind. Diese

Städte sind weit ausgedehnt, aber unregelmäßig gebaut, ohne Straßen und Gassen. Die Paläste derselben zeigen reiche Skulpturen mit Arabesken und Menschenfiguren. In und zwischen den Städten stehen Reste von merkwürdigen Pyramiden, die sich aber, entgegen den ägyptischen, nicht in die Höhe, sondern in die Breite entwickelten; erstere betrug blos 15—20, letztere 200—250 Meter. Auf ihrer Spitze standen Tempel, auf deren Mauern Schriftzeichen erscheinen. Die Grundform aller Gebäude und ihrer Theile, sogar der Verzierungen ist das Viereck, selten runde Linien. Verbunden waren die Städte durch vorzügliche Straßen aus mit Mörtel befestigten Steinen. Mit den Ruinen von Yukatan wetteifern an Großartigkeit die von Palenqué in Chiapas, dann ähnliche in Tabasko, Oaxaka, hier besonders die Grabpaläste von Mitla (auf der Straße von Oaxaka nach Tehuantepek), endlich in Guatemala und Honduras, lauter Wohnsitzen des hochkultivirten Völkerstammes der Quiché. Zu Kopan in Honduras fand man Opfersteine aus einem einzigen Stück, in Thiergestalt. Vergeblich ist es aber, nach näheren Angaben über die Kultur der Staaten zu forschen, denen diese in Trümmern liegenden Städte angehörten.

Höhern Ranges und jüngern Alters als alle die genannten Trümmer altamerikanischer Bauten, im Vergleiche mit den Mounds sogar sehr jung, sind diejenigen des Kulturlandes von Anahuak oder Mejiko, wo sich keine Knochen oder Geräte aus älteren geologischen Schichten bisher gefunden haben. Dieses von der Natur hochbegünstigte Land, das wir bald näher betrachten werden, war der Zeit und dem Raume nach von sehr verschiedenen Völkerschaften der amerikanischen Rasse bewohnt. Im Hochlande des Innern lebten in der ältesten Zeit, aus welcher Kunde zu uns gedrungen, wahrscheinlich etwa in der römischen Zeit und noch zu Anfang unseres Mittelalters, die Olmeken und die Otomis, welche Ackerbau trieben und eine Hauptstadt Otompan hatten, am mejikanischen Meerbusen gleichzeitig die Totonaken mit mehreren volkreichen Städten, am Großen Ocean die Mixteken, Zapoteken und andere Völker. Größtentheils oder sämmtlich unterlagen dieselben den aus unbekannter Gegend in Mitte des siebenten Jahrhunderts in Anahuak eindringenden Tolteken und lernten von ihnen den Ackerbau und die Bearbeitung edler Metalle, die Bilderschrift, das Sonnenjahr und die Baukunst.

Die genannten Vorgänger der Tolteken befanden sich wahrscheinlich auf einer tiefen Stufe der Kultur, doch auf einer höhern als die Moundbuilders und die europäischen Urbewohner. Sie benutzten nur steinerne Werkzeuge, meist aus schwarzem Obsidian, sowie Schmuck aus Horn und Muscheln. Sie bauten auch Mounds, ähnlich denen im Mississippi-Gebiete, und die Trümmer ihrer Städte zeigen großartige Mauern und allerlei rohe Bildhauerarbeiten. Weit höher standen die

Tolteken. Sie errichteten keine Erdbauten, sondern bearbeiteten mit kupfernen Werkzeugen Steine, die sie, unter Mitbenutzung von ungebrannten Ziegeln, zu Bauten von breiter und niederer Pyramidenform aufthürmten. Diese Bauwerke bestanden aus vier bis sieben Terrassen, von denen sich jede in der Mitte der nächstuntern erhob, die unter sich durch ausgehauene Treppen verbunden waren, und deren höchste ein Gebäude trug, das als Tempel und Priesterwohnung diente und Teokalli (Gotteshaus) genannt wird. Die berühmtesten sind die von Cholula mit niederen und breiten und die von Papantla im Staate Veracruz mit höheren und schmäleren Terrassen, letztere mit einer Treppe von 57 Stufen und einer Länge der vier Seiten von je 40 Meter. Grabmäler findet man bei den Tolteken nicht, da sie ihre Todten verbrannten.

Auf die vorgeschichtliche Steinzeit der ältesten mexikanischen Völker und die halbgeschichtliche Kupferzeit der Tolteken folgte die Bronzezeit der Azteken, mit welcher uns das nächste Kapitel näher bekannt machen wird.

B. Die Reiche von Anahuak.

Wenn die Reiche, deren Gründung und Erhaltung den Urbewohnern Amerika's, im Norden (Anahuak) wie im Süden (Peru) gelang, nicht in die Zeit unseres Mittelalters gefallen wären und nicht zu der Zeit und durch die That ihr Ende gefunden hätten, welche nach gewöhnlicher Annahme den Beginn einer neuen Zeit bezeichnet, in Wahrheit aber das Werden der letztern bereits hinter sich hat, — so müßten sie ihrem hauptsächlichen Charakter nach an die Seite der in unserm ersten Bande geschilderten morgenländischen Reiche: China, Indien, Ägypten und Assyrien-Chaldäa gesetzt werden. Denn gleich diesen waren sie mit dem Streben eines Volkes abgeschlossen; ja sie blieben insofern in ihrer Entwickelung noch hinter denselben zurück, als sie nicht gleich ihnen ihre Aufgabe vollständig lösten und einer dankbaren Nachwelt Schätze der Kenntniß und Erfahrung hinterlassen konnten, sondern durch rohe Gewalt in ihrem Fortschritt unterbrochen wurden. Indessen muß berücksichtigt werden, daß die Reiche der amerikanischen Urbewohner nicht in die Zeit der alten Kulturstaaten von Südasien und Nordafrika fallen konnten, weil ihre Bevölkerung aus Asien her gewandert war und daher längerer Zeit bedurfte, um Kulturreiche zur Blüte zu bringen, und zwar dies um so eher noch, als in den höher gelegenen und nördlicheren Gegenden Asiens selbst volklich abgegrenzte Kulturstaaten ebenfalls erst zur Zeit unseres Mittelalters blühten, wie wir bei Anlaß von Tibet, Korea und Japan gesehen haben. Diese Staaten sind allerdings Kolonien des

Buddhismus, ohne welchen Tibet wol nie aufgeblüht wäre, während Korea und Japan mehr von der chinesischen Kultur in ihrer ältern Form genährt worden sind. Anahuak und Peru dagegen sind aus sich selbst Das geworden, als was man sie auffand, und wenn wir dies mit ihrer isolirten Lage, die wir in diesem Maße bei keinem der Kulturreiche des Altertums treffen, und mit ihrer beträchtlichen Meereshöhe, welche nur in dem spät kultivirten Tibet eine Analogie hat, zusammenstellen, so konnten sie nicht früher auf den Schauplatz der Geschichte treten und hätten noch in fernen Zeiten fortbestehen müssen, wenn nicht die Gewalt der Entdecker und Eroberer ihrem Leben ein Ende gemacht hätte.

Das Kulturreich von Anahuak, das einzige in Nordamerika, dessen Namen und Zustände wir kennen und dessen ältere Bewohner wir im vorigen Kapitel aufgeführt haben, umfaßte nur einen geringen Theil der jetzigen Bundesrepublik Mejiko*). In der letzten Zeit des Bestehens jenes Reiches nahm es die Küste des Golfs vom 18. bis zum 21., die des Großen Oceans vom 14. bis zum 19. Grade n. Br. ein, enthielt 16 bis 20.000 spanische Quadrat-Leguas und war etwa zweimal so groß wie die Neuengland-Staaten Nordamerika's (welche zusammen etwa der Schweiz gleichkommen mögen). Diesem geringen Umfange kam indessen die Manigfaltigkeit der Bodengestalt und damit auch des Klimas zu Hilfe. Längs dem Golf erstreckt sich die heiße Gegend (tierra caliente), eine theilweise versengte und sandige, theilweise sehr fruchtbare Küstenebene mit üppiger Vegetation von betäubenden Blütendüften, aber nicht nur ungesunder, sondern geradezu tödtlicher Luft, in welcher des Sommers Fieber tückisch lauern und im Winter von rasenden Stürmen abgelöst werden. Zwanzig Leguas landeinwärts steigt der Boden und tritt mit 4000 Fuß Höhe in die fieberlose und feuchte „gemäßigte Gegend" (tierra templada) ein, ein Gebirgslabyrinth mit europäischem Getreide und Baumwuchs, bei 7 bis 8000 Fuß Höhe aber, auf der Hochplatte, zu welcher sich die Cordilleren hier verbreitern, der „kalten Gegend" (tierra fria), in die Umgebung schneebedeckter Vulkane und düsterer Fichtenwälder, aber mit angenehmer Kühle. Auf diesem Tafellande, nahe an 7500 Fuß über dem Meere, liegt der Mittelpunkt des Kulturstaates von Anahuak, das länglich runde, von Porphyrfelsen umringte Thal von Mejiko. In der Zeit seiner Blüte von grünem Teppich bekleidet und reich mit Lerchen, Eichen, Zipressen und anderen Waldbäumen bewachsen (jetzt freilich durch die verwüstende Hand der Menschen kahl gelegt), umfaßte es fünf herrliche Seeen, an denen die Hauptsitze der alten Kultur des Landes blühten.

Wie aus diesem Eden die Tolteken, seine eigentlichen Civilisatoren

*) Hauptwerk: Prescott, Gesch. der Eroberung von Mejiko.

verschwanden, ist unbekannt. Es mag um die mittlere Zeit der Kreuzzüge (um 1200) gewesen sein, als verschiedene neue Völker dort auftraten und herrschend wurden. Im Osten des großen Sees von Mejiko ließen sich die Akolhuaner, später Tezkukaner nieder; im Westen desselben lebten die Azteken längere Zeit nomadisch, bis sie 1325 auf einem Inselfelsen mit Anwendung von Pfahlbauten ihre Hauptstadt Tenochtitlan, das spätere Mejiko, erbauten. Die Azteken waren anfänglich höchst roh, namentlich verglichen mit den hochcivilisirten Tolteken, durch deren hinterlassene Kulturspuren sie indessen gesittigt wurden, ohne jedoch ihre rohen Gewohnheiten, wozu namentlich die Menschenopfer gehörten, aufzugeben. Es war wie wenn die Tibeter in Indien oder die Skythen in Griechenland ein Reich gegründet hätten; ein ähnliches geschichtliches Beispiel ist das der Mongolen und der späteren Mandschus in China. Als dann um 1420 die benachbarten Akolhuaner von den wilden Tepaneken unterjocht wurden, halfen ihnen die mächtig gewordenen Azteken ihre Freiheit wieder herstellen und die Feinde besiegen, und von da an bestand im Thale von Mejiko ein merkwürdiger Bund zwischen den beiden größeren Staaten Tenochtitlan und Tezkuko und dem kleinern Ländchen Tlakopan, welcher bis zur Ankunft der Spanier festgehalten wurde und unter dessen Schutze die Azteken bis zu diesem Zeitpunkte ihre Eroberungen von Meer zu Meer und bis weit in die jetzigen Staaten Guatemala und Honduras ausdehnten. Von ihnen blieben jedoch einzelne Gebiete, wenn auch stammverwandte, unabhängig, so dasjenige von Tlaskala, ehemals ein Königreich, später ein Bund von vier Gemeinden unter Häuptlingen, mit aristokratischer Verfassung und einer Art ceremoniösen Rittertums, der sich gegen die Vergewaltigung von Seite Mejiko's mit eben solchem stolzem Freiheitmute wehrte, wie griechische Staaten gegen Philipp von Makedonien oder die alten Schweizer gegen Österreich. Die Kultur war jedoch hier die nämliche wie die der Azteken. Ebenso genoß Cholula eine Art von Unabhängigkeit gegenüber dem Reiche von Mejiko und lebte in steter Eifersucht mit Tlaskala.

Die Staatsform der Azteken war eine beinahe unumschränkte Alleinherrschaft, deren Spitze durch Wahl hergestellt wurde, aber auf eine bestimmte Familie beschränkt blieb. Vier von der Körperschaft des Adels bezeichnete Mitglieder derselben waren die Kurfürsten. Die feierliche Einsetzung des Königs unter religiösen Gebräuchen (Krönung) erfolgte jedoch erst, nachdem er durch einen siegreichen Feldzug soviel Gefangene eingebracht hatte, als zu den bei der Feier vorgeschriebenen Menschenopfern erforderlich waren. Die Krone war mit Gold, Edelsteinen und Federn verziert und wurde dem König der Azteken von seinem mächtigsten Bundesgenossen, dem Fürsten von Tezkuko, aufgesetzt. Den König umgab große Pracht; sein in der letzten Zeit des Reiches

höchst geräumiger Palast enthielt Hallen für Ratsversammlungen und Kasernen für die zahlreiche Leibwache. Zu beiden Einrichtungen lieferte der Adel die Leute, welcher auffallend ähnlich dem Feudalwesen des Mittelalters organisirt war, so daß auch in anderen Beziehungen als derjenigen der Gleichzeitigkeit die Kulturstaaten Amerika's vor der Entdeckung eher dem Mittelalter als dem Altertum an die Seite gesetzt zu werden verdienen, wie es mit Tibet bezüglich der Hierarchie und mit Japan wegen eines ähnlichen Feudalwesens der Fall war. Die Kaziken der Azteken, wie sie sich nannten, nach einer Angabe dreißig an der Zahl, die ihre Abstammung von den Gründern des Reiches ableiteten, bekleideten zugleich Stellen am Hofe und verwalteten Städte oder Landschaften des Reiches, wo Jeder an 100.000 Lehnsleute zu seiner Verfügung hatte. Indessen mußten sie einen Theil des Jahres in der Hauptstadt zubringen, um dem Königtum nicht furchtbar werden zu können. Der Besitz ihrer Güter, durch Eroberung oder als Belohnung für geleistete Dienste erworben, war nur an wenige Bedingungen geknüpft, die sich auf die Erbfolge bezogen; denn wenn keine gesetzlichen Erben vorhanden waren, fielen die Güter an die Krone zurück. Gegenüber dem Herrscher bestanden ihre Verpflichtungen, ganz wie die der europäischen Lehnsherren, im Kriegsdienste, in Ratsertheilung, in Zinsen an Früchten und Blumen, ja sogar in Leistung verschiedener Dienste, z. B. bei Ausbesserung der königlichen Gebäude. Bei einer neuen Tronbesteigung wurde die Belehnung der Güter erneuert. Freilich mögen die an das Feudalwesen gewöhnten spanischen Schriftsteller Manches in den Zuständen der Azteken den europäischen solchen mehr angepaßt haben als es in der That war.

Die Gesetzgebung hing allein vom König ab. Dagegen war das Richteramt, wenn auch von ihm besetzt, doch in seinen Sprüchen durchaus von ihm unabhängig, an den nicht einmal eine Berufung gegen die Rechtsprechung zulässig war. Die Ober- und Untergerichte waren ähnlich organisirt wie in unseren neueren Staaten und viel ausgebildeter als selbst im klassischen Altertum. Tezkuko hatte sogar ein Parlament aus allen Richtern des Landes, welches unter dem Vorsitze des Königs in wichtigen Fällen urteilte. Bestochene Richter wurden mit dem Tode bestraft. Todesurteile verkündete der König mit großem Prunk von einem goldenen, mit Edelsteinen besetzten Trone aus. Die Strafgesetze der Azteken waren blutig. Auf alle schweren Vergehen war Tod, auf Ehebruch Steinigung, auf Diebstahl Tod oder Sklaverei gesetzt. Man besorgte indessen letztere Handlung so wenig, daß nirgends in Mejiko Thüren verschlossen wurden. Selbst Vergehen gegen die Sitten wurden bestraft, wie Unmäßigkeit, Verschwendung u. s. w. Die Ehe wurde sehr heilig gehalten, mit weitläufigen Gebräuchen eingesegnet und die Scheidung war höchst schwierig. Als Sklaven wurden gehalten Kriegsgefangene,

Verbrecher, Staatsschuldner, Arme, welche freiwillig auf ihre Freiheit verzichteten, und Kinder, die von ihren Eltern verkauft wurden. Die Sklaven durften ihre Familie behalten, Eigentum und sogar wieder Sklaven besitzen, und ihre Kinder waren frei. Der Staatsschatz gehörte dem König und die Abgaben an denselben richteten sich nach dem Erwerbe. Landleute gaben einen Theil ihrer Ernten, Handwerker und Künstler einen solchen ihrer Arbeiten ab. Im ganzen Reiche waren Steuereinnehmer vertheilt, die man ihrer Strenge wegen fürchtete. Wer sich seiner Pflicht entzog, fiel in Sklaverei.

Die Azteken hatten eine der altpersischen und römischen völlig ähnliche Post. In Zwischenräumen von zwei Leguas waren Posthäuser errichtet und Eilboten reisten mit ihren bilderschriftlichen Depeschen, indem sie einander bei jedem Posthause ablösten, hundert bis zweihundert englische Meilen in einem Tage. Natürlich diente die Post, wie überall in älterer Zeit, ausschließlich dem Hofe.

Auf keine Angelegenheit verwandten jedoch die Azteken soviel Mittel und Mühe wie auf das Kriegswesen. Ein Hauptzweck desselben war, dem Kriegsgotte Gefangene als Opfer darzubringen, so daß ein blutiger Kreislauf bewirkt wurde: man kriegte um zu opfern und opferte, um im Kriege Glück zu haben. Dem fallenden Krieger waren, wie dem Germanen Walhall und dem Islamiten das Paradies, die Wohnungen der Sonne verheißen. Den überlebenden Tapferen blühte eine Art kriegerischer Orden. Kriegerisches Gewand waren Baumwollharnische für die Krieger, Panzer aus Gold- und Silberplatten für die Anführer, Helme aus Holz oder Silber mit Federbüschen u. s. w. Die Heere bildeten kleinere Abtheilungen von 3 bis 400 und größere von 8000 Mann. Die Kriegskunst war weniger ausgebildet als die Kriegszucht; Ungehorsam und Feigheit wurden mit dem Tode bestraft.

Die Religion der Azteken war ein Gemisch von altem Schamanendienst der wilden Urbewohner mit gesitteteren Vorstellungen, wahrscheinlich der Tolteken. Ein oberster Schöpfer und Herrscher der Welt schwebte unverstanden über einem alle Naturkräfte und menschlichen Beziehungen vertretenden Götterheere von angeblich 13 oberen und über 200 unteren Gottheiten, unter denen allen der Kriegsgott Huitzilopotchli die erste Stelle einnahm. Als Kulturbringer, etwa wie Saturn bei den Italern, Erfinder des Ackerbaues, der Gewerbe und der Staatsordnung wurde Quetzalkoatl verehrt, unter dessen Regirung auch der vollkommenste Friede geherrscht haben sollte. Ihm war der Teokalli von Cholula gewidmet und man fabelte von seiner Entfernung nach fremdem Lande und von seiner zu erwartenden Wiederkunft, die man, weil er weiß und bärtig sein sollte, in den ankommenden Spaniern vermutete. Andere Sagen der Azteken hatten große Ähnlichkeit mit der chaldäischen Sintflutsage (Bd. I. S. 472), sowie,

bezüglich des Teokalli von Cholula, mit der biblischen Erzählung vom Thurme zu Babel.

Bei den Azteken gab es einen geschlossenen Priesterstand von zahlreichen Mitgliedern. Dem Haupttempel der Hauptstadt waren ihrer fünftausend zugetheilt. Zu den Befugnissen und Pflichten, welche (wie auch die einzelnen Gottheiten) unter die Priester vertheilt waren, gehörte: Aufführung von Musik und Gesang im Kult, Einrichtung des Kalenders, Erziehung der Jugend, Verfertigung der Bilderschriften, Erhaltung der mündlichen Überlieferungen. Den höchsten Würdenträgern waren die Menschenopfer vorbehalten und an der Spitze Aller standen zwei Hohepriester. Die Priester und Priesterinnen lebten in mönchischen Vereinen wie die gleichzeitigen christlichen Mönche, buddhistischen Lamas und islamitischen Derwische, mußten zu bestimmten Stunden beten, sich waschen, Fasten halten und sich geiseln. Die einzelnen Orte, wie die Quartiere größerer Städte, waren gewissen Priestern angewiesen, welche darin mit Hilfe einer Art von Beichte die Gewissen beherrschten. Ihnen waren auch die Schulen übergeben, deren Schüler und Schülerinnen mönchisch erzogen wurden, wie auch ihre spätere Laufbahn von der Gunst ihrer Lehrer abhing. Freilich ist nicht wol zu unterscheiden, wie weit bei dieser Darstellung der eigene Gesichtskreis der spanischen Schriftsteller mitgewirkt haben mag. Jedenfalls aber waren die mexikanischen Priester reich begütert und mit mancherlei Vorrechten begabt. Den Überschuß ihrer Einnahmen über die Unkosten des öffentlichen Kultes vertheilten sie unter die Armen und glichen auch hierin ihren römisch-katholischen Amtsbrüdern, daß sie gleich ihnen Wolthätigkeit mit Unmenschlichkeit zu verbinden wußten, wie wir bald sehen werden. Auch die mexikanischen Priester nahmen gleich den lamaischen und christlichen den Menschen von der Wiege bis zum Grabe in Beschlag. Auch sie übten die Taufe. Das neugeborene Kind wurde an Lippen und Brust besprengt und die Gottheit angefleht, „die Sünde abzuwaschen, welche demselben vor Erschaffung der Welt zugekommen war, sodaß es von Neuem geboren werden möge.“ Gleich den Lamas begleiteten auch die Bonzen Anahuaks jedes Ereigniß im Menschenleben mit Sterndeuterei und anderen Wahrsagungen. Nach dem Tode wurde die Leiche mit den der Schutzgottheit des Verstorbenen eigentümlichen Gewändern bekleidet und mit Papierschnitzeln bestreut, welche als Zaubermittel gegen die Gefahren des Weges in das Jenseits dienen sollten. Bei der Bestattung des Reichen — durch Feuer, — wurden Sklaven geopfert und die Asche in einem Gemache des Hauses aufbewahrt. Wie anderwärts, so verfügten aber die Priester auch über den Zustand des Menschen nach dem Tode. Es gab solcher Zustände drei, eine ewige Finsterniß (Hölle) für die Gottlosen, d. h. den größten Theil der Menschen, eine Zufriedenheit ohne Empfindung, das indische Nirwana,

und die Seligkeit im Reiche der Sonne (nur für die Gefallenen und Geopferten). Ja man ging noch weiter und nahm vier Zeiträume, jeden von mehreren tausend Jahren an, nach deren jedem (wie bei den Buddhisten, Bd. I. S. 237) die Welt zerstört werde!

Die Tempel der Azteken waren die von den Tolteken eingeführten und von Jenen an Zahl vermehrten pyramidenartigen Teokallis, deren es in den größeren Städten einige hundert gab (?). Auf der Spitze der Pyramide standen zwei Thürme mit den Götterbildern und vor ihnen zwei Altäre mit stets unterhaltenen Flammen, die zugleich als Straßenbeleuchtung dienten, sowie der furchtbare Opferstein. Der Feste war eine große Menge, wobei feierliche Umzüge stattfanden. Es gab harmlose solche, bei welchen nur Thiere und Pflanzen geopfert wurden; ein recht feierlicher Götterdienst aber war in Anahuak nicht denkbar ohne Menschenopfer, welche ihren Anfang erst mit der Gründung des aztekischen Reiches, 200 Jahre vor der spanischen Eroberung, nahmen. Die dazu Ausersehenen waren Kriegsgefangene, deren Los in diesem Falle ebenso ehrenvoll war wie dasjenige der in der Schlacht Gefallenen. Das Opfer des Weltschöpfers Tezkatlepoka wurde ein ganzes Jahr lang vor dem festlichen Tage in seiner Rolle unterrichtet, prächtig gekleidet und geschmückt, herrlich gespeist und mit Freuden aller Art beschenkt, von allem Volke bewundert und sogar als Stellvertreter jener Gottheit verehrt. Am Opfertage aber warf der Unglückliche allen Schmuck ab und wurde von fünf Priestern an Kopf und Gliedern gehalten, während ein sechster im Purpurmantel mit einem Steinmesser ihm die Brust öffnete und das rauchende Herz herausriß und der Gottheit vorwarf. Der Leichnam wurde dann demjenigen Krieger, der ihn gefangen genommen, überlassen und von Diesem und seinen Freunden — unter Hinzufügung der feinsten Leckerbissen und Getränke — verspeist. Man berichtet von jährlich 20 bis 50.000 Menschenopfern; ja bei der Einweihung des großen Tempels Huitzilopotchli's 1486 sollen 70 bis 80.000 Gefangene geopfert worden sein! Die Schädel der Geopferten wurden in besonderen Gebäuden aufbewahrt. Mangelte es an Opfern, so schrien die Priester nach solchen, bis man einen Krieg begann, um neue zu schaffen. — Was die Spanier an die Stelle dieser von ihnen abgeschafften Greuel setzten, waren — die Scheiterhaufen der Inquisition! Es war nicht zu verwundern, daß der Zusammenstoß zweier durch solche Grausamkeit entmenschter Völker ein furchtbarer sein mußte, — daß es entsetzlich enden mußte, wenn die Brandhyänen auf die Bluttiger losgelassen wurden! Nur mit Widerstreben führten auch die Tezkukaner den geschilderten scheußlichen Gebrauch ihrer Verbündeten ein, übten ihn aber in milderer Weise aus.

Wir kommen zu den Beschäftigungen der Azteken. Der Ackerbau stand bei ihnen in hoher Achtung und Blüte. Die Männer

besorgten die rauhere, die Frauen die leichtere Arbeit bei demselben (wie Säen, Aushülsen u. s. w.), während die roheren amerikanischen Völker die ganze Arbeit dem weiblichen Geschlechte aufluden. Wenn der Boden erschöpft war, so ließ man ihn einige Zeit brach liegen; man befeuchtete ihn durch Wasserleitungen und baute geräumige Kornspeicher. Angebaut wurden besonders Bananen, Kakao (dessen Frucht ihren mexikanischen Namen chocolatl, behalten), Mais, Aloe (agave, maguey). Letztere kam in den Arten ihrer Verwendung dem chinesischen Bambus nahe; aus den Blättern wurde Papier, sowie ein Bedachungstoff, aus den Fasern Garn und Stricke, aus den Dornen Nägel und Nadeln gefertigt und die Wurzel diente als Speise, wie der Saft der Blätter als Getränk. Arzneikräuter und Blumen wurden in Gärten gepflegt. Die Forsten wurden durch strenge Gesetze gegen Abholzung geschützt.

Sehr geachtet war der Handel. Alle fünf Tage war Markt, und zwar für jede Art Waaren auf einem bestimmten Platze. Als Wertmesser dienten Federkiele voll Goldstaub, Stücke Zinn in der Form eines T, Kakao-Säcke u. s. w. Die Kaufleute machten weite Reisen, um ihre Waaren, worunter ohne Anstand auch Sklaven gerechnet wurden, abzusetzen. Sie reisten in Karawanen und konnten zu ihrem Schutze über Bewaffnete verfügen; ihre Belästigung war Grund zum Kriege für ihren Staat. Sie hatten ihre eigenen Gerichte und wurden in Tezkuko vom König zu Rate gezogen und „Vetter“ genannt.

Der Bergbau lieferte Silber, Blei, Zinn und Kupfer, während man aus den Flüssen Gold gewann. Das in ihrem Boden stark vertretene Eisen wußten dagegen die Azteken nicht zu verwenden. Werkzeuge wurden aus einer Mischung von Zinn und Kupfer (also Bronze) verfertigt; weiter wurde Steinschneiderei, Gold- und Silberschmiedekunst in vollendeterer Weise betrieben, als es die Besieger dieses Volkes, die Spanier, im Stande waren. Messer und Schwerter wurden aus Obsidian-Porphyr (itztli) gefertigt. Dieses harten Steins bediente man sich auch zur Bildhauerei, deren Gegenstand Götzen und Thiere, letztere zur Ausschmückung der Häuser, bildeten. Von einer Nachahmung der Natur hatten indessen die Azteken keinen Begriff; es waren wunderliche, verschnörkelte Figuren, welche lebende Wesen vorstellen sollten. Dagegen sind in den erwähnten Ruinen von Palenqué menschliche Gestalten mit großer Treue dargestellt.

Die Azteken trieben ferner Holzschnitzerei, färbten mit Kochenille, woben Tuch aus Baumwolle und Kaninchenhaaren, führten reiche Stickereien aus, verarbeiteten Federn zu Kleidern, Vorhängen, Verzierungen, Gemälden u. s. w.

Dies führt uns auf die mexikanische Bilderschrift. Die Entstehung dieser Art der Gedankenmittheilung haben wir schon berührt (s. Bd. I. S. 62). Merkwürdiger Weise ist Amerika vorzugsweise die

Stätte derselben, und zwar in sehr verschiedenen Arten und Weisen der Anwendung *). Eine derselben, die Knoten- oder Quipu-Schrift werden wir bei Besprechung der Kultur ihrer Heimat Peru erwähnen. Weit höher, wenn auch noch tief unter den ägyptischen Hieroglyphen und den aus Bilderschrift entwickelten Zeichen China's und Chaldäa's, steht die nun zu berücksichtigende Bilderschrift der mittelamerikanischen Völker. Es waren wol die Tolteken, welche sie zur Zeit ihrer Ankunft in Anahuak ausbildeten. Der Bericht über ihre Wanderungen und Einrichtungen in Bilderschrift, um 700 entstanden, war ihr heiliges und Hauptbuch. Von ihnen wahrscheinlich kam diese Schrift auch zu den Kulturvölkern Central-Amerika's (oben S. 559 f.). Die Azteken fanden sie im Nachlasse der Tolteken vor und nahmen sie sofort an. Die Sorge für die Schrift und das Schrifttum war Obliegenheit der Priester. Man schrieb in Bildhauerarbeit auf Wände und Steine, in Schnitzerei auf Holz, in Zeichnung auf Felle, sowie auf Baumwolltücher und auf ein aus Pflanzenstoffen (Baumwolle und Aloe) bereitetes Papier. Die verwendeten Papierstücke waren oft von bedeutender Länge wie die ägyptischen Papyros-Urkunden, bis auf 70 Fuß; man rollte sie aber nicht, sondern faltete sie in Buchform zusammen. Die Umrisse der Figuren wurden schwarz gezeichnet, das Innere aber mit Farben bemalt. Manche Städte zahlten ihre Abgaben in Papier; Montezuma II., der letzte König, hielt tausend Schreiber.

Die mexikanische Bilderschrift zeigt ihre Unvollkommenheit darin, daß sie nicht bestimmte und festgesetzte Bilder und Zeichen für gewisse Begriffe oder gar Laute kennt. Es herrscht in ihr die Willkür vor; denn es wird mehr gemalt als geschrieben. Die Bilder wollen das sagen, was sie wirklich vorstellen und theilen so nur Gedanken in einer gewissen Reihenfolge mit, deren Zusammenhang der Leser sich selbst bilden muß, daher eine und dieselbe Schrift unter Umständen auf mehrere Arten gelesen werden kann. Freilich suchte man diesem Mangel durch allerlei dem Anscheine nach keine Bilder enthaltende Zeichen abzuhelfen, mit denen man die Bilder umgab, deren Verständniß aber verloren gegangen ist. Diese Zeichen mögen einer eigentlichen Schrift nahe gekommen sein. Man verwendete ferner auch Bilder, die keinem wirklichen Gegenstand entsprachen, sondern nur durch Übereinkunft dies und jenes bedeuteten, z. B. ein Viereck mit sieben Punkten darin: den Himmel mit den sieben Planeten, dann sinnbildliche Zeichen, z. B. Fußtapfen für den Begriff des Gehens, einen Pfeil durch das Gesicht eines Menschen für dessen Verurteilung zum Tode, und endlich legte man den einzelnen Theilen der Bilder, deren Zusammensetzungen, Farben u. s. w. besondere

---

*) **Wuttke**, Gesch. der Schrift S. 149 ff.

willkürliche Bedeutungen bei. Für Eigennamen, die in Mexiko fast immer Bedeutungen hatten, setzte man die Bilder der Begriffe, in welchen jene Bedeutung lag. In Bilderschrift wurden auch Landkarten mit ziemlicher Zuverlässigkeit bezüglich der Lage (natürlich nicht der Entfernung und Bodenbeschaffenheit) gezeichnet. Das Schrifttum der mexikanischen Bilderschrift bestand vorzüglich in der Geschichte und Beschreibung des Landes und seiner Einrichtungen. Zur Dichtung eignete sie sich natürlich nicht. Als die Spanier ankamen, wurde bekanntlich dieses Ereigniß auf aztekische Weise gemalt und so in Bilderschrift dem Könige berichtet. Die Schreiberei geschah indessen sehr mechanisch. Jeder Schreiber hatte seine bestimmte Art von Zeichen, in denen er geübt war. Leider hat der mit Unbildung gepaarte katholische Fanatismus der Eroberer den größten Theil der vorgefundenen Bilderschriften als Erzeugniß — der „Zauberei“ zerstört. Der erste Erzbischof von Mexiko, Don Juan de Zumarraga eiferte dem Kardinal Ximenez, dem Verbrenner der arabischen Handschriften Spaniens nach, indem er „Berghaufen“ von Bilderschrift vernichten ließ, welchem Beispiel die spanischen Soldaten und Mönche nachlebten wo und soviel sie nur konnten. Nur noch selten sind Zeugnisse dieser merkwürdigen Kulturerscheinung zu finden. Freilich verwendeten die Missionäre, als sie kein anderes Mittel fanden ihren Glauben dem unterworfenen Volke begreiflich zu machen, selbst die Bilderschrift zu diesem Zwecke; ja es wurde der Versuch gemacht, dieselbe zur Buchstabenschrift auszubilden; allein das war nur eine Künstelei ohne Lebensfähigkeit, und mit Verbreitung der spanischen Sprache und Schrift ging bald jede Kenntniß der Bilderschrift verloren. Einfacher und klarer als die Bilderschrift der Mexikaner war ihre Bezeichnung der Zahlenwerte. Die ersten zwanzig Zahlen bezeichneten sie durch ebensoviel Punkte. Die Namen wiederholten sich nach je fünf Zahlen durch Zusammensetzung, z. B. sechs hieß: fünf und eins u. s. w.; während 10, 15 und 20 eigene Namen behielten, wurden die höheren Zahlen nach ihrer Zusammensetzung mit zwanzig benannt, z. B. 35 durch 20 und 15. Bilderzeichen hatten die Zahl zwanzig, sowie deren Quadrat 400 und ihr Kubus 8000. Merkwürdigerweise hatte also Anahuak mit den Kelten das Zählen nach Zwanzigern (der Zahl der Finger und Zehen) gemein (s. Bd. I. S. 64).

Ihre Zeit berechneten die Azteken nach Sonnenjahren von 365 Tagen, nämlich von 18 Monaten zu 20 Tagen (im Einklange mit dem Zahlensystem) nebst 5 zu keinem Monate gehörenden Ergänzungstagen (wie in Ägypten, Bd. I. S. 358 ff.). Jeder Monat zerfiel in vier Wochen zu fünf Tagen. Den Überschuß des Erdumlaufes um die Sonne von beinahe sechs Stunden brachten sie dadurch ein, daß sie nach 52 Jahren $12^1/_2$ Tag oder vielmehr nach 104 Jahren 25 Tage einschalteten. Unter allen Völkern aller Zeiten bis zur Einführung des

gregorianischen Kalenders hatten daher die in der Wissenschaft gänzlich alleinstehenden Azteken (oder ihre Lehrer, die Tolteken?) ebenso den genauesten Kalender, wie die in der Astronomie so sehr unterrichteten Araber (oben S. 418 f.) den unbrauchbarsten. Ja, was noch merkwürdiger: als die Spanier nach Mejiko kamen, waren sie um elf Tage hinter der Zeitrechnung der Azteken zurück, so daß also Letztere schon damals einen dem über 60 Jahre später entstandenen gregorianischen Kalender entsprechenden solchen hatten! Die Azteken rechneten ihre Jahre seit ihrer Auswanderung aus der Heimat Aztlan 1091 (kurz vor dem Beginne der Kreuzzüge), und zwar nach den erwähnten Kreisen von je 52 Jahren, welche sie „Garben“ oder „Bündel“ nannten und innerhalb welcher eine doppelte Zeichenreihe, nämlich eine solche der Zahlen 1 bis 13 und eine solche der Zeichen für die 4 Elemente die einzelnen Jahre bezeichnete. Es ist dies dasselbe System, dessen sich die Chinesen, Japaner, Mandschus, Kalmüken und andere asiatische Völker bedienen, nur daß diese mit Hilfe der 12 Thierkreiszeichen und ihrer 5 Elemente Kreise von 60 Jahren bilden.

Während das Volk nach diesem „Sonnenkalender“ rechnete, thaten es die Priester nach einem sog. Mondkalender. Er war aus der Verbindung zweier Reihen gebildet, von denen die eine 13 Zahlzeichen, die andere die Schriftbilder der 20 Monatstage enthielt, wozu später noch eine dritte Reihe von 9 Zeichen kam, welche Verbindung aber höchst unklar ist und zu keinem befriedigenden Ergebniß führt. Sie diente zur Berechnung der Festtage und Opferzeiten und zur Sterndeuterei. Der mejikanische Kalender wurde auf einem riesigen Porphyrstein von 1000 Zentner Gewicht in Kreisform eingegraben. Durch denselben erhält man auch einen Blick auf den Zustand der **Gestirnkunde** bei den Azteken.

Die letztere stand wie anderwärts (vor den großen astronomischen Entdeckungen) in engem Zusammenhange mit der Sterndeuterei, welche letztere nicht wie in der Alten Welt auf dem Einflusse der Planeten, sondern auf dem der Monats- und Tageszeichen beruhte. In der Gestirnkunde waren die Mejikaner soweit erfahren, daß sie die Ursachen der Finsternisse und einige Sternbilder kannten, — sonst nicht viel.

Der **Schluß eines Zeitkreises** von 52 Jahren wurde in Anahuak auf eigentümliche Weise gefeiert. Mit Hinblick auf den erwarteten Weltuntergang (oben S. 567) überließen sich die Azteken zu dieser Zeit der Verzweiflung. Sie zerschmetterten ihre Hausgötzen und Geräte, zerrissen die Kleider und ließen die Feuer ausgehen. Die Priester gingen am Abend des letzten Tages in feierlichem Aufzuge auf einen Berg, wohin sie ihre besten Gefangenen mitnahmen. An Ort und Stelle wurde das „neue Feuer“ an Stelle des im Tempel aus-

gegangenen „durch Reiben an Stäben, die auf der verwundeten Brust des Schlachtopfers gestellt waren, angezündet, die Flamme an einen Scheiterhaufen gelegt und der Körper des Opfers darauf geworfen". Dann jubelte die versammelte ungeheure Menge, Eilboten mit an der Flamme angezündeten Fackeln eilten nach allen Theilen des Landes und zündeten überall die erloschenen Feuer der Altäre und Herde wieder an. In den nun folgenden 13 Schalttagen wurden die Häuser gereinigt und neu getüncht, die zerbrochenen Geräte durch neue ersetzt, das Volk opferte und betete in den Tempeln, tanzte und spielte, und es war eine Art tollen Carnevals.

Dies führt auf das häusliche Leben. Die gestattete Vielweiberei wurde wahrscheinlich auch hier nur von den Reichen benutzt. Die Frauen waren geachtet und brauchten nicht viel zu arbeiten. Sie nahmen gleich den Männern an gesellschaftlichen Vergnügungen theil. Bei Gastmälern wurden Blumen und Wolgerüche verstreut. Vor und nach dem Essen wusch man sich gewissenhaft. Nachher rauchte man aus Pfeifen oder Cigarren, letztere in Röhren aus Silber oder Schildkrötenschale, Tabak; denn Mexiko war der Hauptherd dieses nach der Entdeckung durch die Europäer die ganze Erde überschwemmenden angeblichen Genusses. Auch geschnupft wurde das nämliche Giftkraut. Man aß bei feinen Anlässen Puterhahn, Eingemachtes und Backwerk; man trank Chokolade, Magueysaft und Pulque. Nach der Tafel, welche unter dem Schmucke goldener Geräte seufzte, tanzte man zur Musik, und am Ende wurden die Gäste mit schönen Kleidern und Schmucksachen beschenkt.

Weit feiner gebildet als die Azteken, welche die zartesten mit den wildesten Gefühlen seltsam verbanden, waren, wie schon angedeutet, die Tezkukaner. Bei ihnen bestand eine königliche Behörde von 14 Mitgliedern, welche über die Befähigung der Lehrer und der Schriftsteller entschied und an die Verfasser der besten ihr eingereichten Arbeiten Preise vertheilte. Selbst Könige dieses Volkes waren Dichter, wie der vom Schicksal verfolgte und später reich belohnte Netzahualkojotl, der Reformator seines Staates (in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts). Durch ihn wurde Tezkuko zu dem „Athen der Neuen Welt". Es war seit seiner Regirung mit den herrlichsten Gebäuden geschmückt, die, umgeben von wahren Zaubergärten, mit den Märchenbauten der Chalifen wetteifern mochten. Sie dienten dem Hof und Staate, der Wissenschaft und Dichtung. Den Götzendienst und die Menschenopfer suchte dieser aufgeklärte Fürst durch den Kult eines „unbekannten Gottes" zu ersetzen, dem er einen prächtigen Tempel mit einem zehn Stockwerke hohen Thurm baute. Das war der Höhepunkt der Bildung des merkwürdigen Kulturreiches im nördlichen Theile der Neuen Welt. Wir wenden uns nun zum Süden derselben.

C. Das Reich der Inkas*).

Es ist eine höchst merkwürdige und anziehende Erscheinung, daß sich in den Zeiten, in welchen die gesammte Alte Welt, die christliche, mohammedanische und buddhistische, von dem Dasein bewohnter Länder auf der westlichen Halbkugel unseres Erdballes keine Ahnung hatte, gerade in jeder der beiden natürlichen Hälften Amerika's ein bedeutendes Kulturreich gebildet hat und daß diese beiden Reiche, ohne eines von dem andern die geringste Kenntniß zu haben, in vielen Beziehungen die überraschendsten Ähnlichkeiten und in anderen wieder die vollendetsten Gegensätze darbieten.

Auf der Westseite Südamerikas war das peruanische Reich geradezu die herrschende Macht. Es besaß zur Zeit seiner größten Ausdehnung, unmittelbar vor der Ankunft der Spanier, die gesammte Küste des Großen oder Stillen Oceans in den jetzigen Republiken Ecuador, Peru, Bolivia und dem größten Theile von Chile; landeinwärts nahm es in den drei erstgenannten Staaten die ganze Breite der Hauptkette der Cordilleren ein, doch ist seine Ostgrenze nicht mit Zuverlässigkeit bekannt; im Ganzen bildete es jedenfalls einen 37 Breitengrade langen und sehr schmalen Streifen. Vom Meere aus enthält dieses Gebiet vorerst ein selten über zwanzig Leguas breites niederes Küstenland, sandig und beinahe stets ohne Regen, von wenigen dürftigen Flüssen genährt, indem das Gebirge der Westküste so nahe hinstreicht, daß große Flüsse, die auf der Ostseite des Erdtheils eine so kolossale Entwickelung erreichen, hier keinen Raum finden könnten. Das hinter dem Küstenlande emporsteigende Gebirge hat hier im Westen seinen steilen Absturz. Es bildet meist mehrere (zwei bis vier) Parallelketten von Porphyr- und Granitgestein, deren Gipfel beinahe ohne Ausnahme vulkanisch und mit ewigem Schnee bedeckt sind und zwischen denen nur wenige und höchst beschwerliche Pässe an entsetzlichen Abgründen hin in das Gebiet des Atlantischen Oceans hinüberführen.

Alle diese unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten, die sich der einheitlichen Verwaltung des Landes entgegen thürmten, haben die dunkeln heidnischen Urbewohner besiegt und haben Werke geschaffen, welche ihre weißen und christlichen Überwinder nur zerstören, aber nicht verbessern konnten und wollten.

Diese merkwürdige Kultur soll ihren Herd in der Nähe der höchsten Massen-Erhebung des amerikanischen Festlandes, im Hochlande am Titikaka-See haben, dem größten See Südamerika's, der dem Großherzogtum Hessen an Flächeninhalt beinahe gleichkommt. Dort muß die älteste

*) Hauptwerk: Prescott, Gesch. der Erob. v. Peru.

höhere Kultur Südamerika's sich gebildet haben, deren Schöpfung von den Sagen der einheimischen Völker bald einem Sohn und einer Tochter der Sonne, bald „weißen bärtigen" Männern zugeschrieben wird, letzteres entsprechend der Weissagung, welche in Anahuak (oben S. 565) in Bezug auf dessen Zukunft im Schwange ging.

Der spezielle Ursprung des Reiches der Inkas dagegen ist sowol der Überlieferung, als auch der Wahrscheinlichkeit nach da zu suchen, wo die geschichtlichen Thatsachen seinen Hauptsitz nachweisen, — in dem Hochthale von Kuzko, welches bei einer Meereshöhe von über 3920 Meter, aber in der tropischen Lage von 14 Graden s. Br., einer wolthuend kühlen Luftbeschaffenheit sich erfreut. Hier soll nur vierhundert Jahre vor dem spanischen Einbruche, am Anfange des zwölften Jahrhunderts, also zur Zeit der ersten Kreuzzüge, der Befestigung des Lamaismus in Tibet, wie der Schogun-Herrschaft in Japan, und des Niederganges der Tolteken, Manko Kapak, Sohn der Sonne, als erster Inka von Peru aufgetreten sein. Die peruanische Kultur ist daher bedeutend jünger als die mejikanische (der Tolteken) und die jüngste in Amerika vor der Entdeckung. Manche wollen sie gar noch jünger machen und vor letzterm Ereignisse den Inkas blos zwei und ein halbes Jahrhundert einräumen, wonach die Herrschaft derselben indessen immer noch älter als die der Azteken wäre. Es ist indessen wol möglich, daß die Inkas überhaupt ein jüngeres Geschlecht waren, das auf ein älteres folgte wie die Azteken auf die Tolteken und die von letzterm überkommene Kultur zu der seinen machte und fortpflanzte; denn Jedem, der sie aufmerksam betrachtet, muß einleuchten, daß sie zu ihrer Entwickelung mehrerer Jahrhunderte bedurfte. Sehr jung ist jedenfalls die höchste Macht, welche das Reich der Inkas erlangte, indem sich selbes nicht einmal hundert Jahre vor Ankunft der Spanier nord- und südwärts über das eigentliche Peru hinaus erweiterte. Der Vater eroberte Chile, der Sohn Quito und der Enkel — sah den Untergang der glänzenden Schöpfung sich vollenden.

Die Herrschaft der Inkas war erblich und ging, so weit bekannt, stets vom Vater auf den Sohn über, und zwar auf den ältesten Sohn der rechtmäßigen Königin. Die letztere war, wie auch in Ägypten (unter Faraonen und Ptolemaiern) und in Persien vorkam, namentlich in der letzten Zeit, gewöhnlich eine Schwester des Königs. Der Tronerbe wurde von den Priestern sehr sorgfältig in der Religion und in den Wissenschaften unterrichtet. Ebenso besuchte er mit allen jungen Inkas, d. h. Mitgliedern des herrschenden Hauses, die Kriegsschule. Im Alter von sechszehn Jahren wurden die Zöglinge derselben von den ältesten Inkas 30 Tage lang öffentlich geprüft, und zwar im Laufen, Ringen, Faustkampf und anderen gymnastischen Übungen, in der Enthaltsamkeit, in Scheingefechten u. s. w., während welcher Zeit sie ärmlich lebten und auch so gekleidet waren. Bestanden sie gut, so er-

hielten sie den Inka-Ritterorden, indem ihnen die Ohrenlappen durchstochen wurden, um später die ungeheuren Ohrgehänge aufzunehmen, welche die Hauptzier der Ordensglieder bildeten. Dazu kamen noch ein Paar Halbschuhe, eine Leibbinde und ein Blumenkranz auf dem Haupte. Der Tronerbe wurde durch ein Netz von gelber Vicuñawolle um den Kopf ausgezeichnet. Hatte die Prüfung Anklänge an das alte Sparta, so ist die Ritterbekleidung mit der gleichzeitigen christlichen des Mittelalters nahe verwandt. Von seinem Ritterschlage an wurde der Tronerbe zu allen Staatsgeschäften und kriegerischen Unternehmungen beigezogen.

Die Regirung des Königs war nicht nur unumschränkt; sondern derselbe stand so hoch, auch über seinen nächsten Verwandten, daß selbst Diese, um ihre Unterthänigkeit an den Tag zu legen, vor ihm nur barfuß und mit einer Last auf der Schulter, wenn auch einer leichten, erscheinen durften. Der König galt als göttliches Wesen, als „Sohn der Sonne"; Alles im Staate geschah nur auf seinen Befehl; er schrieb nach Belieben Steuern aus, errichtete Heere, machte Gesetze, verfügte über die Ämter und über das Staatseinkommen. Demgemäß lebte er auch im größten Aufwande. Gekleidet war er in feinste Vicuñawolle, mit Gold und Edelsteinen besetzt; sein Abzeichen war eine turbanartige Kopfbedeckung mit einem scharlachfarbenen Kopfnetze und zwei Federn eines seltenen Cordillerenvogels, dessen Gefieder sonst Niemand tragen und den man auch nicht tödten durfte. Bei festlichen Gelegenheiten zeigte sich jedoch der „Sohn der Sonne" unter dem Volke, wenn er auch nur die Edelleute zu seiner Tafel zog. Mit Letzteren feierte er auch wol Gelage, bei denen es nicht sehr mäßig zuging. Je nach einigen Jahren machte er eine Reise durch das Reich auf einem mit Gold und Smaragden verzierten Tragstuhle unter zahlreicher Bedeckung. Der Weg wurde mit Blumen bestreut und Alles war im Voraus zu bequemer Weiterreise eingerichtet. Die Stellen, wo der König verweilte, wurden vom Volke heilig gehalten. In allen Theilen des Reiches besaß er Paläste, welche zwar außen höchst einfach anzusehen, innen aber mit großer Pracht ausgestattet waren. Die vorzüglichsten waren mit feenhaften Gärten und Bädern versehen. Nach seinem Tode wurde der regirende Inka einbalsamirt und auf goldenem Stuhle in der Reihe seiner Vorfahren im Tempel zu Kuzko aufgestellt (erinnerte Mejiko in seinen Teokallis an Ägyptens Pyramiden, so war Peru dem Faraonenlande in der Verehrung des Herrschers und in der Zubereitung der Mumien ähnlich). Eine Anzahl von Lieblingsdamen und Sklaven des Königs wurden ihm zu Ehren geopfert oder folgten ihm auch freiwillig im Tode. Alle seine Schätze, Geräte, Kleider blieben unberührt und wurden in und mit seinen ganzen Wohnungen verschlossen, damit er bei seiner erhofften Rückkehr aus dem Jenseits Alles wieder finde. Ein Haus nur blieb offen und wurde von der hinterlassenen Dienerschaft mit königlichem Aufwande

bewohnt. Ein Jahr lang trauerte und klagte das Volk und an gewissen Festtagen wurden die Inkamumien auf den Hauptplatz von Kuzko gebracht und zu ihren Ehren ein öffentliches Gastmal mit Entfaltung von kostbarem Gepränge gehalten.

Die aus gleichem Grunde wie die mohammedanischen Herrscher (oben S. 448) sehr zahlreichen Inkas, welche meist am Hofe lebten, alle besseren Ämter bekleideten und große Vorrechte genossen, bildeten die höheren der beiden Adelsklassen des Reiches; die andere bestand aus den Kurakas, den Häuptlingen (Kaziken) der unterworfenen Völker und ihren Nachkommen, welchen in ihrer Heimat bedeutende Rechte gelassen wurden. Die Abkunft der eine besondere Mundart sprechenden und in ihrer Schädelbildung von den übrigen Peruanern verschiedenen Inkas wird wol ein Rätsel bleiben.

Die übrige Bevölkerung war auf eine sinnreiche Weise eingetheilt. Der eigentliche Mittelpunkt des Reiches und dessen Abbild im Kleinen war die Wiege desselben, die Stadt Kuzko. Sie war in vier Theile getheilt, von denen ein jeder nach einer bestimmten Weltgegend lag und auch von Leuten bewohnt wurde, die aus der betreffenden Weltgegend stammten. In vier solche war auch Peru getheilt, das daher bei den Eingeborenen nicht anders hieß als Tavantinsuju, d. h. die vier Weltgegenden (den Namen Peru gaben ihm die Spanier aus Mißverständniß eines einheimischen Wortes, welches, ist ungewiß). Nach diesen vier Weltgegenden oder Provinzen gingen auch von Kuzko die vier Hauptlandstraßen des Reiches aus. Jede Provinz hatte einen Vicekönig oder Statthalter mit Ratsversammlungen. Das Volk war in Abtheilungen von 10, 50, 100, 500 und 1000 Köpfen getheilt, deren jede einen Aufseher hatte, der sowol für ihr Wol sorgen, als sie in der Ordnung halten mußte. In den größeren Abtheilungen beaufsichtigte dieser Beamte auch die Vorsteher der kleineren dazu gehörigen. Jede noch höhere Abtheilung von 10.000 Seelen hatte einen Inka zum Statthalter. Jeder Ort hatte außerdem Richter, welche ganz von der Regirung abhängig (also anders als in Anahuak), aber zu schneller und gerechter Rechtspflege verpflichtet waren. Ein System von Berichterstattung machte die Beamtenhierarchie zu einer großartigen Macht und war unterstützt von äußerst strengen Gesetzen, welche auf beinahe alle Verbrechen die Todesstrafe setzten. Die verabscheuenswürdigsten Verbrechen waren Beleidigung der Sonne und des Königs und Empörung gegen diesen.

Bezüglich des Grundeigentums war alles Land in drei Theile getheilt, davon einer der Sonnengottheit, einer dem König und einer dem Volke gehörte; ihr Größenverhältniß ist nicht bekannt. Der Ertrag des Landes der Sonne wurde für die Kosten des Kultes, derjenige der königlichen Ländereien für den Unterhalt des Hofes verwendet; des Volkes Land war zu gleichen Parzellen unter dasselbe vertheilt.

Jeder, welcher heiratete, erhielt ein Haus und ein Stück Land und einen fernern Theil für jedes Kind, für einen Sohn doppelt soviel wie für eine Tochter. Jährlich wurde die Theilung erneuert, und so war im alten Peru die soziale Frage bereits gelöst, soweit sie eine Magenfrage ist; denn es gab keine Armut da. Dagegen war alles Vorwärtsstreben abgeschnitten. Jeder mußte, wie in einem Lande mit ausdrücklicher Kasteneinrichtung, bleiben was er war und konnte sich nicht emporschwingen. Keiner konnte arm, keiner reich werden. Jeder Grundbesitzer war nur Pächter des Staates und durfte von dem ihm anvertrauten Boden nichts veräußern, wie er auch nichts dazu erwerben konnte. Das Volk bearbeitete sämmtliche Äcker, und zwar zuerst die der Sonne, dann die der Greise, Kranken, Witwen, Waisen und der im Dienste stehenden Krieger, darauf seinen eigenen, wobei Jeder seinem Nachbar im Falle der Not helfen mußte, — und zuletzt den des Königs. Doch geschah letzteres mit außerordentlicher Feierlichkeit und Anlegung des schönsten Anzuges und Schmuckes, unter Gesang und Musik. Als Werkzeug des Ackerbaues diente statt des Pfluges, den Amerika überhaupt nicht kannte, ein spitzer Pfahl, den Männer an Stricken fortzogen. Mit einem solchen aus Gold zog der Inka an einem jährlichen großen Feste eine Furche, um anzudeuten, daß der Ackerbau eine königlicher Hände würdige Beschäftigung sei.

Ähnlich verhielt es sich mit der Viehzucht. Was dem Inder der Elefant und dem Araber das Kamel, das ist dem Peruaner das Lama. Alle Lamaheerden (die meist frei lebten) gehörten der Sonne und dem Inka, d. h. der geistlichen und weltlichen Macht des Reiches. Sie waren in großer Anzahl über das ganze Land verbreitet, sorgfältig gehegt und die Weibchen durch das Gesetz gegen Tödtung geschützt. Zu einer bestimmten Zeit schor man sie und vertheilte die Wolle an die Familien, deren weibliche Angehörige die für die Hausgenossen nötige Kleidung spannen und woben. War dies besorgt, so mußte das Volk unter Aufsicht von Beamten den nötigen Bekleidungstoff für den Hof liefern.

Die Bergwerke gehörten ausschließlich dem König und wurden für ihn bearbeitet. Die Bergbezirke lieferten die Arbeiter hierfür, wie andere Bezirke diejenigen zu anderen Verrichtungen, zu deren irgend einer jeder Unterthan dem Staate verpflichtet war; Müßiggang wurde bei Niemanden geduldet. Was dem König trotzdem noch fehlte, wurde aus den Vorratshäusern der Sonne, d. h. der Kirche ersetzt. Besondere Vorratskammern aber waren dazu bestimmt, dem Volke in Zeiten der Not beizuspringen; sie waren mit Mais, Koka, Quinua, wollenen und baumwollenen Stoffen, Gefäßen und Geräten von Gold, Silber, Kupfer u. s. w. angefüllt. So wurde allerdings für das Volk gesorgt; allein letzteres mußte auch durch seine Arbeit, welche die Stelle der Abgaben einnahm, den Staat allein erhalten. Geistlichkeit und Adel waren,

wie in Europa zur Zeit des Feudalwesens, steuerfrei und ließen sich vom Volke ernähren. Als Priester und Beamte arbeiteten sie freilich auch, aber mit mehr Gewinn als die große Menge. Auch das spricht dafür, daß die Inkas ein eroberndes Volk waren, welches einst die Urperuaner unterworfen hatte. Moralisch aber stehen sie weit über dem modernen Staate, welcher seine Angehörigen mit der größten Gemütsruhe verhungern läßt. Die Peruaner fühlten denn auch, weil sie keinen Mangel litten und keine tiefere Bildung hatten, ihre gedrückte Lage nicht und waren im höchsten Grade zufrieden mit ihrer Regirung. Wie kein Proletariat, gab es auch keine Revolutionen.

Wol wenige Regirungen haben aber auch soviel für das Wol ihres Volkes gethan wie die der Inkas, so sehr sie auch dasselbe zu ihren Gunsten ausbeuteten. Der unfruchtbare Boden der Cordilleren-Hochlande wurde durch unterirdische Wasserleitungen aus Sandsteinplatten befruchtet (eine solche war 4 bis 500 engl. Meilen lang), die man aus den Quellen und Seeen des Hochgebirges speiste; man ebnete auch zu Zwecken des Ackerbaues steile Berge in Terrassen aus, grub Brunnen und sammelte Guano auf den Inseln des Westens, deren Vögel man durch Gesetze schützte; es wurden Landstraßen durch die gesammte größte Ausdehnung des Reiches, von Quito bis Chile, eine über die Hochebenen und schwierigsten Gebirgspässe und eine längs dem Meeresufer, mit Tunneln und Brücken, aus Stein hergestellt und mit Meilenzeigern versehen; wo die Ströme zu breit und reißend waren, um von steinernen Brücken überspannt zu werden, baute man Hängebrücken aus Maguey- oder Weidengeflecht mit Bretterboden und starkem Geländer, zuweilen über 200 Fuß lang, in schwindelnder Höhe; die Straße in der Nähe des Meeres war mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt; auch Herbergen wurden an den Straßen errichtet, manche mit Befestigungen; ein trefflicher Postdienst wurde durch Läufer besorgt, ähnlich dem in Mejiko. In solchen Bauwerken waren die Peruaner so groß wie die Chinesen und die Römer, und zwar zu einer Zeit, wo das mittlere und nördliche Europa noch ganz unwegsam war und weder Landstraßen noch Wasserleitungen besaß. Unter den Spaniern geriet Alles in Verfall; denn sie waren ja nur hergekommen, um Gold zu holen und Scheiterhaufen dafür hinzubringen!

Der Handel fehlte in Peru gleich dem Gelte und in den Kunstgewerben waren die Bewohner wol fleißig und geschickt, aber nicht erfinderisch. Es wurden metallene Gefäße gegossen und Steine geschnitten, — Alles ohne Eisen, mit kupfernen und steinernen Werkzeugen. Das Gold, das zu den Gefäßen am liebsten verwendet wurde, war in ungeheurer Menge vorhanden, und wurde nur in mäßiger Tiefe und wagerechter Richtung gewonnen. Die Baukunst war schmucklos und einfach. Man baute mit Granit, Porphyr oder großen Ziegeln sehr

dicke und solide Mauern; die Häuser wurden niedrig, vornehm aber äußerst weitläufig gebaut; die Gemächer waren ohne Verbindung unter sich und mündeten auf einen innern Hof. Die Balken wurden lediglich mit Maguey-Strängen aneinander befestigt. Das Erdbeben konnte der peruanischen Bauart weniger anhaben, als der Golddurst der Eroberer, welche es dagegen immer noch nicht gelernt haben, der furchtbaren vulkanischen Landesplage entgegenzuarbeiten.

„Ungeachtet der friedlichen Versicherungen der Inkas, sagt Prescott, und der wirklich friedlichen Richtung ihrer inneren Staatseinrichtungen waren sie doch fortwährend im Kriege begriffen." Durch diesen allein war ihr anfänglich kleines Land zu einem Reiche angewachsen, welchem in Amerika heute nur Brasilien und die Union an Größe voraus sind. Während das Land im Innern des tiefsten Friedens sich freute und in Ruhe die Früchte der Ordnung einheimste, brannte nach außen die Fackel der Eroberung. Die großartigen Landstraßen hatten vorzüglich den Zweck, die Heere zu befördern. Doch war der Grund der Kriege nicht die Ländersucht an sich. Wie die Azteken Krieg führten, um Gefangene zu Menschenopfern zu erhalten, so thaten es die Inkas, um den Dienst der Sonne zu verbreiten, ähnlich wie die Araber um Allahs und des Profeten willen. Auch wurde stets, ehe man zum Kriege schritt, zuerst das Mittel der Unterhandlungen und wenn nötig der Ränke versucht. Erst wenn dies nicht half, griff man zu den Waffen. Das peruanische Heer wurde durch allgemeine Wehrpflicht gebildet, war aber kein stehendes, sondern wurde, so lange kein Krieg wütete, nur alle paar Wochen zu Übungen im Heimatorte gerufen. Die Speere und Pfeile hatten Goldspitzen und die Helme aus Holz oder Häuten waren bei den Anführern mit Gold und Edelsteinen besetzt und mit glänzenden Federbüschen verziert. Sonst war die Bewaffnung jener der Mejikaner ähnlich. Wappen und Fahne der Inkas zeigten den Regenbogen. Marschbereitschaft, Verpflegung und Mannszucht des Heeres waren vorzüglich. Jede unnötige Gewaltthat war den Kriegern streng untersagt. In jedem eroberten Lande wurden sofort sämmtliche politische und religiöse Einrichtungen Peru's eingeführt, soweit diese aber nicht berührt wurden, Beibehaltung alter Gebräuche gestattet. Die Häuptlinge der Besiegten, die Kurakas, behielten unter Oberherrschaft der Inkas ihre Stellungen, mußten aber nach Kuzko kommen, in Sprache und Sitten der Inkas Unterricht empfangen und bei ihrer Rückkehr ihre ältesten Söhne als Geiseln zurücklassen. Es wurde ferner dafür gesorgt, daß die Quichua-Sprache Peru's auch bei den Unterworfenen als Geschäfts- oder höhere Umgangssprache Eingang erhielt.

Störrische Unterworfene wurden, wie im alten Assyrien und Babylonien, nach entlegenen Provinzen des Reiches versetzt und bewährte Unterthanen in ihre Wohnsitze geführt. Von Wolgesinnten umgeben,

gewöhnten sich dann die Mitimaes, wie sie hießen, an das Glück, von den Inkas beherrscht zu werden. Der Einzug eines siegreichen Inka in die Hauptstadt glich in vielen Beziehungen einem römischen Triumfzuge. Zur Sicherung ihres eigenen Sitzes hatten die Inkas die Stadt Kuzko durch eine großartige Festung mit Thürmen geschützt, die aber den Untergang des Reiches nicht aufhalten konnte.

Die religiöse Veranlassung der von den Inkas geführten Kriege leitet uns auf die Religion der alten Peruaner. Religiöse Sagen hatten Diese außer der schon erwähnten von Manko Kapak keine andere als eine der mexikanischen ähnliche Flut-Sage. Bezüglich des Lebens nach dem Tode glaubten sie an verschiedene Aufenthaltsorte der Guten und der Bösen, Letzterer im Mittelpunkte der Erde. Der Glaube an eine Auferstehung des Fleisches war die Grundlage des Mumifirens der Todten. Die Mumien wurden in rechtwinklich einander schneidenden Gängen sitzend oder stehend, mit einem Theile ihrer Schätze bestattet und darüber große Erdhügel aufgeworfen. Ein höchster Gott, der Weltschöpfer, stand an der Spitze aller Wesen. Wahrscheinlich gehörte er den Vorstellungen der Urbewohner an, da sein Tempel bei Lima (der einzige des Landes) schon vor der Ankunft der Inkas bestand; er blieb auch ein Wallfahrtort des Volkes. Die Hauptgottheit der Inkas dagegen war, wie mehrmals erwähnt, die Sonne, männlich gedacht, mit zahlreichen Tempeln in allen Städten und größeren Dörfern. Des Sonnengottes Schwester und Gattin war, ähnlich wie bei den Griechen, der Mond, die Sterne das Gefolge Beider und im Besondern der Morgen- und Abendstern, Chaska genannt, der Edelknabe des Sonnengottes. Auch Blitz und Donner und der Regenbogen wurden verehrt, und untergeordneter Weise endlich sämmtliche Naturerscheinungen, Winde, sog. Elemente, Berge, Flüsse u. s. w.

Unter den Tempeln der Sonne war der älteste, gleichsam der Stammtempel der Inkas, der an ihrem Heimatorte auf einer Insel im Titikaka-See, dessen ganze Umgebung ein heiliger Platz war. Das großartigste Haus des Sonnengottes war aber der Haupttempel in Kuzko, Korikancha, der „Goldort" genannt, ein prachtvolles, aus einem Hauptbau und vier Kapellen bestehendes, von einer Steinmauer umgebenes, aber — mit Stroh gedecktes Gebäude. An der innern Westwand glänzte das Sonnenbild in Gold, mit Edelsteinen besetzt, ein von Stralen umgebenes Menschenantlitz darstellend. Ihm gegenüber im Osten befand sich das große Thor, so daß die Sonnenstralen beim Aufgange auf das Bild fielen, ganz wie in Baalbek. Überhaupt war das ganze Innere verschwenderisch mit Gold belegt und mit goldenen und silbernen Gefäßen geschmückt. Die Kapellen waren den Nebengottheiten geweiht: dem Monde, der ebenfalls ein glänzendes Bild, aber von Silber hatte, den Sternen, dem Donner und Blitz und dem Regenbogen. Die Gärten

um den Tempel waren mit goldenen und silbernen Pflanzen und Thieren geziert. Die goldgierigen Spanier haben natürlich Alles zu Grunde gerichtet.

Die Priesterschaft zählte im Lande wenigstens 4000 Köpfe. Ihr Haupt war der Villak-Umu (Hohepriester), der Nächste nach dem König und stets ein naher Verwandter desselben. Er besetzte alle ihm untergeordneten Stellen selbst. Im Sonnentempel zu Kuzko dienten nur Inkas. Auch die Oberpriester der übrigen Tempel gehörten diesem Stamme an, die übrigen Priester den Kurakas. Jeder Inka konnte ohne weiteres priesterliche Handlungen begehen, da der ganze Stamm heilig war. Die Priester als Solche unterschieden sich daher in ihrer äußern Erscheinung durch nichts anderes vom Volke, als die Adelsgeschlechter überhaupt.

Unter den Festen waren die hauptsächlichsten die der Sonne, nämlich die vier Hauptpunkte ihres jährlichen Umlaufs, die beiden Wenden und die beiden Nachtgleichen. Die Sommersonnenwende, welche dem Lande seine Gottheit am nächsten brachte, war das glänzendste Fest (Raymi). Demselben gingen drei Fasttage voran, während welcher in den Häusern kein Feuer angezündet werden durfte. Am Festtage selbst begrüßten der König und sein Hof, mit dem herrlichsten Schmucke angethan, auf dem Hauptplatze die aufgehende Sonne mit Jubel, Gesang, Musik und einem Trankopfer. Auf dies folgten weitere Opfer und heilige Gebräuche und es wurde dann das „neue Feuer" angezündet, und zwar bei Sonnenschein mittels eines metallenen Brennspiegels und bei trübem Wetter mittels Reibung von Hölzern, welches man wie in Mejiko (oben S. 571 f.) an die Bevölkerung vertheilte.

Die Peruaner unterschieden sich in sehr freundlicher Weise von den Mejikanern durch das Vermeiden, wenn auch nicht aller Menschenopfer, doch jenes empörenden Blutdurstes der Azteken. Ihre Hauptopfer waren stets Früchte und Getränke, seltener Thiere. An manchen großen Festen waren Lamas die Opfer, bei seltenen Gelegenheiten auch ein Kind oder Mädchen. Doch fiel dabei alle Grausamkeit weg, und wo die Inkas siegten, verschwand die (von den Azteken beibehaltene) Menschenfresserei. Wahrsagerei spielte indessen bei den Opfern eine Hauptrolle, und wenn die Zeichen ungünstig waren, wurde ein zweites Opfer geschlachtet. Die eßbaren Theile der Opferthiere wurden dem Volke als Speise überlassen und dazu Brot und Wein vertheilt. Wie dieser Gebrauch dem Abendmal, so schien ein anderer der Peruaner der Beichte bei den Priestern zu gleichen, und die dummen spanischen Mönche sahen in Peru wie in Anahuak in solchen und anderen oft oberflächlichen oder gar nur eingebildeten Ähnlichkeiten ein boshaftes Spiel des — Teufels, der damit das Christentum habe nachäffen wollen!

Wie in Mejiko die priesterlichen Vereine und ihre Klosterschulen,

so erinnerten in Peru an die gleichzeitige christliche und lamaische Askese, namentlich aber an die des weiblichen Geschlechtes, — die Sonnenjungfrauen, obschon sie beinahe mehr Ähnlichkeit mit den römischen Vestalinnen als mit den katholischen und buddhistischen Nonnen zu haben scheinen. Sie lebten in klösterlichen Vereinen, in die sie schon in zarter Jugend gebracht wurden, und beschäftigten sich unter der Aufsicht der Ältesten, Mamakonas genannt, mit Weben und Sticken von Gewändern für den König und seinen Hof, wie von Vorhängen für die Tempel aus Vicuñawolle, vorzüglich aber mit Beaufsichtigung und Unterhaltung der heiligen Flamme, die, wie wir sahen, am Feste der Sommersonnenwende angezündet wurde. Sie durften mit ihren Familien keine weitere Verbindung unterhalten und unterlagen der strengsten Aufsicht über ihr sittliches Verhalten. Ein Liebesverhältniß hatte den Tod der Schuldigen durch Lebendigbegraben und des Verführers durch Erdrosseln zur Folge (vergl. Bd. II. S. 428 f.). Ihre Anzahl im großen Kloster zu Kuzko, das nur der König und die Königin betreten durften, betrug wenigstens 1500; auch die Klöster der Provinzen waren zahlreich besetzt und alle waren prachtvoll und mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Die Aufzunehmende mußte entweder von Adel oder — schön sein. Mit der Jungfräulichkeit der jungen Damen sah es denn auch in einer Hinsicht höchst bedenklich aus; denn die Sonnenjungfrauen waren außer ihrem heiligen Dienste nichts geringeres als — Kandidatinnen des königlichen Harems. Die Schönsten wurden von Zeit zu Zeit ausgewählt und in das Serai gebracht; denn die Liebe des Sohnes der Sonne war in Peru auch ein — heiliger Dienst. Hatten sie jedoch diesen letztern bestanden, so wurden sie nicht in das Kloster zurück, sondern als allgemein geachtete „Bräute des Inka“ in ihr elterliches Haus gesandt.

Außer dem König bedienten sich auch hier nur die Vornehmen der Vielweiberei. Jeder Jüngling in Peru mußte mit 24 und jede Jungfrau mit 18 bis 20 Jahren sich verheiraten. Zu diesem Zwecke wurden die jungen Leute an einem bestimmten Tage des Jahres auf einen Platz zusammenberufen und durch die Beamten oder Kurakas einander zugetheilt, indem man ihre Hände ineinander legte. Bei den Inkas that es der König selbst. Doch war die Einwilligung der Eltern zu der Wahl erforderlich. Wie für die Neuvermälten gesorgt wurde, haben wir schon erwähnt.

Mit der milden Socialdespotie, wie man die Regirung der Inkas in Peru nennen kann, stimmte es vollkommen, daß die Machthaber es gefährlich fanden, das Volk zu unterrichten. So sehr man für dessen leibliches Wol sorgte, so eifrig verhütete man eine geistige Ausbildung desselben, welche es nur für die Kinder des Adels gab. Die Lehrer, Amautas, d. h. weise Männer, unterrichteten die jungen Inkas (und Kurakas?) in besonderen Schulgebäuden in der Nähe der fürstlichen

Paläste, damit die Herrscher die Schulen leicht besuchen konnten. Gegenstand des Unterrichtes waren die Gesetze und Staatseinrichtungen, die Religion, die Geschichte des Reiches, die reine Aussprache der Landeszunge und die Kunst der Quipus. Die letztgenannte müßte bei oberflächlicher Betrachtung das ungünstigste Zeugniß sein, welches es für den geistigen Standpunkt der Peruaner geben könnte. Dieselben sind nämlich das einzige Kulturvolk der Erde, welches der Kunst des Schreibens vollständig unkundig erscheint. Die Quipus leisteten ihnen den Ersatz dafür und dienten zugleich auch als Rechenmaschine. Sie waren eine den Wampumgürteln der Nordamerikaner ähnliche Einrichtung (Bd. I. S. 62) und bestanden in dicken aus Lamawolle oder Agavebast geflochtenen Schnüren, deren jede zwei oder mehrere Fuß lang war. Von jeder solchen Schnur hingen fransenähnlich buntfarbige Fäden von verschiedener Länge herab, welche in Knoten geschürzt und unter sich wieder durch solche verstrickt waren. Die Zahl, Reihenfolge, Entfernung und Farbe der Fäden, ihre Verschlingung, die Stellung und Beschaffenheit der Knoten bezeichneten die darzustellenden Begriffe und Zahlen. Den Beamten dienten die Quipus zu statistischen Erhebungen über die Thatsachen der Staatsverwaltung, zur Führung der Geburt-, Ehe-, Militär- und Todeslisten und zur Verewigung geschichtlicher Thatsachen oder wenigstens zu deren Befestigung im Gedächtniß. Besondere steuerfreie „Erklärer“ (Quipukamaju) waren auf richtige Auslegung der Quipus verpflichtet. So füllten sich die Archive von Kuzko mit Schnüren, wie die von Ninive mit Ziegelsteinen. Indessen zeigt schon die Möglichkeit gegenseitiger Verständigung durch ein so schwieriges Mittel, daß es nicht Mangel an Geist, sondern wol Zufall gewesen, wenn die Peruaner gar nicht auf die Kunst des Schreibens verfallen wären, gerade wie es den tüchtigen arabischen Astronomen begegnen konnte, nicht auf das Sonnenjahr zu verfallen! Die Sache verhält sich jedoch anders! Man hat in Peru wie in Brasilien Bilderinschriften in Gebäudetrümmern, an Felsen, auf Leder- und Holztafeln u. s. w. gefunden und zwar gerade auch in den ältesten Hauptsitzen der Inkas, am See Titikaka, sowie durch deren ganzes Reich; aber von einer Anwendung dieser Schrift unter den Inkas selbst ist dennoch nichts bekannt. Wahrscheinlich haben die Inkas die Bilderschrift einst durch Machtgebot aufgegeben oder gar verboten, weil ihnen die Quipus besser einleuchteten, deren Erfindung (oder vielmehr Einführung in Peru) dem Dichter Ylja, Günstling des vierten Inka Mayta Kapak (um 1350?), zugeschrieben wird*). Man gab oft Todten Quipus in das Grab mit, welche wahrscheinlich über ihre Lebensverhältnisse Aufschluß gaben. Noch jetzt führen peruanische Hirten ihre Heerdenverzeichnisse mit Hilfe der Quipus.

---

*) Wuttke, Gesch. der Schrift, S. 179 ff.

Ganz allein durch das Gedächtniß wurden in Peru die Spezialgeschichte und die Dichtkunst, für welche sich die schöne Quichua-Sprache ganz besonders eignete, fortgepflanzt. Landkarten wurden „mit erhöhten Linien“ (wahrscheinlich reliefartig) gefertigt. Die Gestirnkunde war wenig entwickelt. Die Zeitrechnung hatte ein Jahr von zwölf Mondmonaten zur Grundlage. Da jedoch die Peruaner die Sonnenstandpunkte feierten und das Jahr stets mit der Wintersonnenwende schloß, so muß ihr Jahr ein Sonnenjahr gewesen sein und Schalttage über die zwölf Monate hinaus gezählt haben, nur ist nicht bekannt, wie dies geschah. Die Sonnenstandpunkte berechnete man mittels des Messens der Schatten auf Anhöhen aufgestellter Pfeiler oder Säulen. Die Finsternisse wurden in kindlicher Weise als Leiden der betreffenden Weltkörper aufgefaßt, die zu heilen man ein Wehklagen und Lärmen erhob. So waren die Peruaner, deren größte Freude in Tanz und Gesang bestand, überhaupt ein Volk, dessen Bildungstufe der Kindheit verglichen werden kann, so reif durchdacht auch ihre staatlichen Einrichtungen waren.

Damit haben wir denn abermals eine Reihe menschlicher Kulturzustände betrachtet, und zwar mit Bezug auf eine Zeit, welche in einem tausendjährigen Kampfe gärte, in einem Kampfe um Überwindung engbegrenzter, auf einzelne Völker und deren abgeschlossene Glaubensformen beschränkter Zustände, um Begründung größerer Völkervereine mit gemeinsamen staatlichen Grundsätzen und religiösen Bekenntnissen. Zu gleicher Zeit rangen nach solcher Erweiterung ihres Gesichtskreises die abendländisch-christlichen, die morgenländisch-mohammedanischen und die ostasiatisch-buddhistischen Völker. Die ersten beiden Gruppen stießen, wie wir gesehen, in den Kreuzzügen aufeinander; mit der dritten kamen sie nicht unmittelbar in Berührung; aber der wilde Eroberer Mittelasiens und sein Geschlecht waren im Begriffe alle drei zu unterwerfen. In allen drei Kreisen nahmen die religiösen Bestrebungen sowol einen papistisch-hierarchischen als einen mönchisch-asketischen Charakter an und arteten daher einerseits in Glaubenszwang, anderseits in Stillstand der Bildung an der Schranke des Glaubens aus, so daß ein weiteres Vorwärtsdringen des Menschengeistes von der Auflehnung gegen das Doppelsystem der Hierarchie und Askese ausgehen mußte. Ein ganz ähnliches Streben erfüllte die Völker Amerika's vor der Entdeckung. Auch dort strebten hierarchisch-asketische Richtungen nach Ausbreitung; das System des Azteken-Kriegsgottes und seiner Menschenopfer ging ebenso nach Unterwerfung des Nordens, wie dasjenige der „Söhne der Sonne“ nach der des Südens der Neuen Welt aus, und die beiden Völker wären sicher einst, beiderseitig über ihr Dasein erstaunt, auf einander gestoßen, wenn nicht der nämliche Trieb nach Weltherrschaft, der sie beseelte, die christlichen Europäer zu ihnen geführt und ihren Kulturgang unterbrochen

hätte, — ein Ereigniß, das an Tragweite den Zug Alexanders, die Völkerwanderung und die Kreuzzüge weit übertraf. Alexander hatte die Welt aus der volksmäßigen Absonderung der älteren Reiche herausgerissen und an den Indischen Ocean geführt; die Völkerwanderung schritt über die Trümmer eines Reiches hin, in welchem eine einzelne Stadt die Welt beherrschen wollte, und drang zum atlantischen Ocean vor; die Kreuzzüge machten Christentum und Islam miteinander und der gleichzeitige Dschingischan Beide mit dem Buddhismus bekannt; die Entdeckung Amerika's aber schritt über den Atlantischen zum Großen Ocean vor, umspannte die Welt und unterwarf alle vorher einander fremden Rassen einem gemeinsamen Gesetze der Entwickelung. Die Zustände, welche dieses Ereigniß ermöglichten, herbeiführten, begleiteten und ihm folgten, werden uns in dem nächsten Bande beschäftigen, dessen Aufgabe es ist, die erste Periode der „Neuern Zeit," das Zeitalter der Reformation zu schildern.

Berichtigungen zum III. Bande.

S. 10 Z. 8 v. o. l. „wie Feuer und Sonne."
„ 15 Z. 10 v. o. l. δρῦς.
„ 47 Z. 16 v. o. l. erwähnten statt mitgetheilten.
„ 64 Z. 5 v. u. l. „ihre höhere Kultur."
„ 94 Z. 18 v. u. l. Βάραγγοι statt Οὐαράγγοι.
„ 133 Z. 5 v. u. l. Jahre statt Jahr.
„ 207 Z. 3 v. o. l. Tilburh statt Tilberh.
„ 324 Z. 4 v. o. l. Oswiecim.
„ 358 Z. 2 v. u. nach „Christ geworden," füge bei: wozu die Sage von dem „Priester Johannes" Anlaß bot.
„ 364 Z. 11 v. o. l. Montfort statt Monfort.
„ 390 Z. 5 v. o. nach „S. 175" füge bei „u. 185."
„ 396 Z. 1 v. u. bis 397 Z. 2 v. o. streiche den Satz: Erwins . . . . Johannes.
„ 450 Z. 10 u. 11 v. u. l. Keine solche scheint die christliche Sekte der Nestorianer betroffen zu haben, welche geradezu . . . .

Berichtigungen zum II. Bande.

S. 27 Z. 19 v. u. l. Buagoren statt Biagoren.
„ 114 Z. 9 v. u. l. Reia statt Rea.
„ 127 Z. 14 v. u. l. Seirenen statt Sirenen.
„ 143 Z. 9 v. o. l. ἄλσος statt ἄλρος.
„ 209 Z. 5 v. u. l. διαζώματα statt διαξώματα.
„ 225 Z. 4 v. u. l. Bücherwesen.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Geschichte
des
Amerikanischen Bürgerkrieges.
Von
John William Draper.
Deutsch
von
A. Bartels.
gr. 8. 1877. 3 Bde. Mit 77 Karten. Preis 20 M.

Geschichte
der
geistigen Entwickelung Europas.
Von
John William Draper.
Aus dem Englischen
von
A. Bartels.
Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage.
Preis 10 M.

Der Aufstand
des jungen Prätendenten
Carl Eduard Stuart
in den Jahren 1745 bis 1746.
Ein historischer Versuch
von
W. von Hassell,
Königl. Sächs. Major z. D.
Mit einem Portrait. Preis 6 M.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Der abenteuerliche
Simplicius Simplicissimus.
Das ist:
Ausführliche unerdichtete und sehr merkwürdige Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Menschen Melchior Sternfels von Fuchsheim, wie er seine Jugend im Spessart verlebt, dann im dreißigjährigen Kriege gar denkwürdige und bunte Schicksale gehabt, vielerlei Noth, Leiden und Lebensgefahr ausgestanden, aber endlich noch manchen frohen Tag genossen.
Sechs Theile in einem Band.
5. Auflage. 8. Preis 4 M. 50 Pf., geb. 6 M.

Geschichte
des
Osmanischen Reiches
im letzten Jahrzehnt.
Nebst einigen Kapiteln aus der älteren Geschichte zum bessern Verständniß der Gegenwart.
Von
Dr. phil. W. F. Carl Schmeidler.
gr. 8. Preis 3 M.

Rumänien.
Land und Volk.
In geographischer, historischer, statistischer und ethnographischer Beziehung,
sowie in Reiseerinnerungen
nach dreijährigen eigenen Beobachtungen und mit Benutzung authentischer Quellen
unter bevorzugter Berücksichtigung der gegenwärtigen Lage
geschildert
von
Rudolf Henke.
Mit einer Karte und einer Schrifttafel.
1877. Preis 5 M.

Messerer.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Henne am Rhyn, Otto,

Allgemeine Kulturgeschichte von der Urzeit bis auf die Gegenwart

Bd.: 3

Leipzig 1877

H.g.hum. 107 taf-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11357052-5